



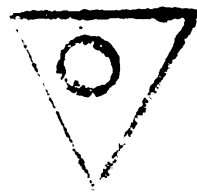




Neue Weltbühne  
=

# Die Schaubühne

Herausgeber Siegfried Jacobsohn



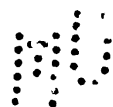
Zehnter Jahrgang / Zweiter Band

---

Verlag der Schaubühne / Charlottenburg 1914

Digitized by Google

Original from  
UNIVERSITY OF MICHIGAN



History  
Gushen  
3-26-45  
5 2143

## Sachregister

Die fetten Ziffern bezeichnen die Nummern, die magern die Seiten

Abschied, Zweiter — von Rittner . . . . .	27/8	9
Aischylos, Die Perser des — . . . . .	41	270
Attischliffe . . . . .	50	490
An das Oberkommando . . . . .	42	307
An Kleist . . . . .	47	420
An meinen Sohn . . . . .	51	505
An Romain Rolland . . . . .	38	196
An Verhaeren . . . . .	46	390
Antworten 27/8 32 29/30 64 31/2 102 33/4 136 35/6 165 . . . . .	37	186
38 213 39 238 40 258 41 285 42 310 43 334 44 356 . . . . .	45	381
46 405 47 429 48 453 49 476 50 501 51 525 . . . . .	52	547
Aphorismen . . . . .	43	328
Arnold, Victor — . . . . .	38	203
— — —, Nachruf auf — . . . . .	38	204
Auf einen gefallenen Freund . . . . .	40	241
'Aufmachung' . . . . .	39	227
Auszug ins Feld . . . . .	33/4	134
Ballonfahrt, Die — . . . . .	52	543
Bassermanns Wallenstein . . . . .	48	444
Bau, Der Mann vom — . . . . .	27/8 24 29/30	69
Bedeutung, Die gegenwärtige — des Theaters . . . . .	37	176
Bejahung, Die — Oesterreichs . . . . .	50	484
Belgien, In — und in der Welt . . . . .	37	167
Belletristisches		
Der Souffleurkasten . . . . .	27/8	29
Der Liebling . . . . .	29/30	59
Das Glas-Geschenk } . . . . .	31/2	82
Frauen . . . . .		
Die Spezialärzte . . . . .	31/2	98
Auszug ins Feld . . . . .	33/4	134
Vorspiel . . . . .	35/6	158
Ultimo . . . . .	38	210
Die Höschen im Diplomatenkoffer . . . . .	44	351
Mein Bruder erzählte von einem verwundeten Freund . . . . .	46	402
Der Endspurt des kleinen Herrn Fred . . . . .	47	421
Blumentag in Nordfrankreich . . . . .	48	450
Die Bestie . . . . .	50	492
Die Ballonfahrt . . . . .	52	543

## IV

## Berliner Theater\*)

D	Saisonbeginn (Der Prinz von Homburg Minna von Barnhelm Die Torgauer Heide)	35/6	150
D			
L			
D	Zopf und Schwert (Guklow)	37	173
L	Mein Leopold (L'Arronge)	38	205
D	Vom Deutschen Theater (1914. Wallensteins Lager)	39	221
N	Schrei nach dem Zensor (Immer feste druff! Gewonnene Herzen)	40	245
G			
D	Die Piccolomini (Schiller)	41	266
O	Figaros Hochzeit (Mozart)	42	290
L	Der junge Medardus (Schmizler)	43	314
A	Untriegerisches Theater (Die deutschen Kleinstädter Der große und der kleine Klaus Das Fest der Handwerker)	44	339
G			
K			
L	Wieds Satyrspiel (2×2=5)	45	362
M	Strindberg und Schiller (Wallensteins Tod Rausch)	46	385
D			
D	Wallenstein (Schiller)	47	409
D	Zwei Wallensteins (Matkowski und Bassermann)	48	444
G	Luther (Strindberg)	49	469
D	Genovena (Hebbel)	50	487
B	Lustigkeiten (Kater Lampe Jugendfreunde)	51	522
L			
Besprochene Aufführungen			
	Angeln: Das Fest der Handwerker	44	341
	L'Arronge: Mein Leopold	38	205
	Bahr: Der Querulant	46 395	47 418
	Beethoven: Fidelio	46	395
	Cornelius: Der Barbier von Bagdad	46	395
	Engel: Der Hexenkessel	41	285
	Fulda: Jugendfreunde	51	522
	Gaus: Es braust ein Ruf	39	229
	Geijerstam: Der große und der kleine Klaus	44	339
	Goethe: Egmont	46	396
	Faust	27/8 18 26	29/30 52
	Grünbaum-Sterk: Sturmidiyl	49	471
	Guklow: Zopf und Schwert	37	173
	Halbe: Freiheit	46	395
	Haller-Wolff-Kollo: Immer feste druff!	40	245
	Hauptmann: Michael Kramer		
	Und Pippa tanzt	29/30	52
	Hamel: Einberufung	43	330
	Hebbel: Genovena	50	487
	Henze: Colberg	43 330	46 396
	Ibsen: Nordische Heerfahrt	46	396
	Kleist: Der Prinz von Homburg	35/6	150
	Die Hermannschlacht	46 396	51 516
	Rozebue: Die deutschen Kleinstädter	44	340
	Lessing: Minna von Barnhelm	35/6 151	46 396

\*) A = Kammerspiele B = Schauspielhaus, D = Deutsches Theater, G = Deutsches Kunsttheater, K = Altes Theater, L = Lessingtheater, M = Theater in der Königgräberstraße, N = Theater am Hollendorfsplatz, O = Opernhaus.



Ludwig: Die Torgauer Heide . . . . .	35/6	152
Maeterlinck: Schwester Beatriz . . . . .	29/30	52
Millöder: Der Feldprediger . . . . .	39	230
Misch-Humperdinck: Die Marktentenderin . . . . .	40	250
Mozart: Figaros Hochzeit . . . . .	42 290	46 395
Reidhardt: Mit vereinten Kräften . . . . .	49	471
Preuß-Roth: Anfang gut — Alles gut . . . . .	39	230
Rosenow: Rater Lampe . . . . .	51	522
Schiller: Wallensteins Lager . . . . .	39	221
Die Piccolomini . . . . .	41	266
Wallensteins Tod . . . . .	43 330 46 386 47 409	48 444
Schmidt: Josefina Martens . . . . .	31/2	88
Schmidtson: 1914 . . . . .	39	221
Schmiedler: Der Ruf des Lebens . . . . .	43	331
Der junge Medardus . . . . .	43	314
Schönherr: Erde . . . . .	29/30	52
Shakespeare: Macbeth . . . . .	29/30	52
Shaw: Pygmalion . . . . .	27/8	27
Strauß: Der Rosenkavalier . . . . .	46	395
Strindberg: Nach Damaskus . . . . .	27/8	20
Rausch . . . . .	46	385
Luther . . . . .	49	469
Tolstoi: Der lebende Leichnam . . . . .	27/8 28	29/30 52
Turszinsky und Friedmann-Frederich: Gewonnene Herzen . . . . .	40	245
Turszinsky-Leipziger-Winterfeld: Woran wir denken . . . . .	52	550
Unruh: Offiziere . . . . .	46	400
Wenzel: Fröschweiler . . . . .	39	230
Wied: $2 \times 2 = 5$ . . . . .	45	362
Wilbrandt: Das Eiserner Kreuz . . . . .	46	395
(Besprochene Dramen) Kesser: Messalina . . . . .	29/30	67
Bestie, Die — . . . . .	50	492
Besuch in Löwen . . . . .	42	300
Beunruhigende Gerüchte . . . . .	46	383
Bewegung, Die — in der Plastik . . . . .	27/8 14 29/30 44	31/2 83
Bildnis, Das — des Dorian Grey . . . . .	49	473
Bildung, Die — des dramatischen Dichters . . . . .	31/2	78
Blasbalg, Gottes — . . . . .	31/2	92
Blumentag in Nordfrankreich . . . . .	48	450
Briefe von Geijerstam . . . . .	42	296
Bruder, Mein — erzählte von einem verwundeten Freund . . . . .	46	402
Bücherbesprechungen		
Auerbach: Mimit . . . . .	29/30	37
Bab: Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht . . . . .	48	438
Dehmel: Volksstimme Gottesstimme . . . . .	48	438
Diederichs: Der heilige Krieg . . . . .	48	438
Granier: Hohenzollernbriefe . . . . .	33/4	130
Gundolf: Shakespeares Dramen . . . . .	42 293 43 326	44 345
Klabund: Soldatenlieder . . . . .	48	439
Kilian: Aus der Praxis . . . . .	31/2	106
Larsen: Japan im Kampf . . . . .	51	508
Lehrs: Elisabeth Schneider . . . . .	31/2	89
Lissauer: Worte in die Zeit . . . . .	48	439
Ludwig: Der Künstler . . . . .	31/2	106

# VI

Mann: Das Wunderkind . . . . .	52	534
Owlgas: Gottes Blasbalg . . . . .	31/2	92
Sembat: Faites un roi . . . . .	33/4	110
Bühne, Das Jahr der — . . . . .	44	355
Bühnenmaler . . . . .	41	268
Bürgerkönig, Der — . . . . .	52	531
Damastus, Nach — . . . . .	27/8	20
Deutsche Kraft, Die — . . . . .	39	218
— Krieg, Der — im deutschen Gedicht . . . . .	40	246
— Mensch, Der — . . . . .	49	460
— Profil, Das — . . . . .	45	365
— Shakespeare, Der — . . . . .	42 293 43 326	44 315
Deutschen Theater, Vom — . . . . .	39	221
Deutsches Lied . . . . .	40	247
Deutschland! . . . . .	33/4	109
Dichter, Wir erwarten den — . . . . .	33/4	124
Dichters, Die Bildung des dramatischen — . . . . .	31/2	78
Diplomaten . . . . .	48	431
Diplomatentoffer, Die Hörschen im — . . . . .	44	351
Direktor, Schauspieler und — . . . . .	38	199
Disziplin . . . . .	50	480
(Dramatisches) Die Perser des Aischylos, siehe: Perser		
Dramaturgie, Aus der Praxis der modernen — . . . . .	31/2	106
Dresdens Hofschauspiel . . . . .	27/8	24
Du mein Vaterland! . . . . .	38	212
Gebruch, Der veraltete — . . . . .	29/30	56
Elegie auf den Tod des Fliegeroberleutnants Sanchez . . . . .	52	530
Endspurt, Der — des kleinen Herrn Fred . . . . .	47	421
Engel, Der — des Friedens an den Feind . . . . .	35/6	149
England und der Zollverein . . . . .	45	375
Englische, Das — Theaterpublikum . . . . .	27/8	1
Episode . . . . .	49	455
Erinnerung an Richard M. Meyer . . . . .	45	371
Erpressung . . . . .	29/30	69
Erziehung zur Schauspielkunst . . . . .	29/30	37
Ethik, Die — des Krieges . . . . .	40	242
Expressionismus, Krieg und — . . . . .	48	441
Feld, Auszug ins — . . . . .	33/4	134
Feldpostbriefe . . . . .	41 280 45 380 46 403 47 426	51 523
Figaros Hochzeit . . . . .	42 290	46 395
Flucht aus Tunis . . . . .		39 231
Frank-Mannheim, Ludwig — . . . . .	37 170	48 440
Franz Ferdinand . . . . .	31/2	73
Ganze halt, Das — . . . . .	42	287
Gedichte		
Der Wanderer . . . . .	31/2	101
Deutschland . . . . .	33/4	109
Soldatensprüche . . . . .	33/4	111
Ram eine rote Wolke gezogen . . . . .	33/4	129

Germania an ihre Kinder . . . . .	35/6	139
Der Engel des Friedens an den Feind . . . . .	35/6	149
Nachruf . . . . .	38	204
Stimme des Kreuzifixes in den Händen des toten Papstes . . . . .	38	206
Du mein Vaterland . . . . .	38	212
Auf einen gefallenen Freund . . . . .	40	241
Deutsches Lied . . . . .	40	247
Herbstliche Saat . . . . .	41	265
September 1914 . . . . .	42	295
Der tote Soldat . . . . .	43	313
Der Krieg . . . . .	43	329
Heimkehr . . . . .	46	384
An Kleist . . . . .	47	420
Ludwig Frank . . . . .	48	440
An meinen Sohn . . . . .	51	505
Elegie auf den Tod des Fliegeroberleutnants Sanchez . . . . .	52	530
Geijerstam, Briefe von — . . . . .	42	296
Genossenschaft, Die Millionen der — . . . . .	41	274
Genovera . . . . .	50	487
Germania an ihre Kinder . . . . .	35/6	139
Geschäftspatrioten . . . . .	42	309
Geschichtsbilder . . . . . 45 374 47 412 49 466	52	531
Gestern und heute . . . . .	39	215
Gottes Blasbalg . . . . .	31/2	92
Gren, Das Bildnis des Dorian — . . . . .	49	473
Haus, Das — der Neuen Freien Volksbühne . . . . .	52	540
Heimat, Die geschändete — . . . . .	41	277
Heimkehr . . . . .	46	384
Herbstliche Saat . . . . .	41	265
Hermannsschlacht, Die — . . . . . 46 396	51	516
Henkel, Alfred Walter — . . . . .	51	512
Hilfsvölker, Die fremden — . . . . .	45	359
Hodler und Haedel . . . . .	43	324
Hörschen, Die — im Diplomatenkoffer . . . . .	44	351
Hoftheaters, Kriegspremieren des berliner — . . . . .	35/6	162
Hoffchauspiel, Dresdens — . . . . .	27/8	26
Hohenzollernbriefe . . . . .	33/4	120
Homburg, Prinz Friedrich von — . . . . . 35/6 150 37 178	39	223
Humperdind, Engelbert — . . . . . 35/6 156	40	250
Hundstage, Tragödien der — . . . . .	29/30	54
Imperialismus . . . . .	47	407
Ja, früher . . . . .	33/4	133
Jacobi, Bernhard von — . . . . . 45 370	46	395
Jahr, Das — der Bühne . . . . .	44	355
— , Das neue — . . . . .	52	527
Japan, Ueber — . . . . .	51	506
Kam eine rote Wolke gezogen . . . . .	33/4	129
Kleist, An — . . . . .	47	420
Der Prinz von Homburg . . . . . 35/6 150 37 178	39	223
Die Hermannsschlacht . . . . . 46 396	51	516

König, Einen — oder den Frieden . . . . .	33/4	110
Krähe, Ludwig — . . . . .	29/30	68
Krämerseelen . . . . .	44	335
Kraft, Die deutsche — . . . . .	39	218
Krieg, Der — . . . . .	43	329
— , Der heilige — . . . . .	48	438
— , Der deutsche — im deutschen Gedicht . . . . .	40	246
— , Zu diesem — 33/4 125 35/6 145 37 169 38 193 . . . . .	39	222
40 253 41 282 42 289 43 316 44 342 45 364 379 . . . . .	46	388
47 408 48 434 49 459 50 483 52 529 . . . . .		
— , Das Theatergeschäft im — . . . . .	48	447
— , Nach dem — . . . . .	47	415
— und Theater . . . . .	33/4	117
— und Literatur . . . . .	35/6	154
— , Der Künstler und der — . . . . .	37	174
— und Schauspielkunst . . . . .	40	248
— und Expressionismus . . . . .	48	441
— , München und der — . . . . .	46	393
— und Schönheitspflege . . . . .	49	475
Krieges, Die Ethik des — . . . . .	40	242
Kriegsgebidht-Sammlungen, Die — . . . . .	48	437
Kriegsoperette . . . . .	40	250
Kriegspremieren des berliner Hoftheaters . . . . .	35/6	162
Kriegsschauplatz, Bom — . . . . .	38	191
Kriegsspielplan . . . . .	33/4	135
Kriegsstatistik, Theaters — . . . . .	52	537
Kriegsstücke, Wiener — . . . . .	49	471
Kriegstagebuch 33/4 112 35/6 141 37 183 38 207 39 235 . . . . .	40	254
Künstler, Der — . . . . .	31/2	106
— , Der — und der Krieg . . . . .	37	174
Lehren und Folgen des Zollvereins . . . . .	47	412
Leitartikel . . . . .		
Einen König oder den Frieden! . . . . .	33/4	110
Verteidigung der Phrase . . . . .	35/6	137
In Belgien — und in der Welt . . . . .	37	167
Bom Kriegsschauplatz . . . . .	38	191
Gestern und heute . . . . .	39	215
Die geheilte Melancholia furiosa . . . . .	40	239
Der tote und der lebende Pazifist . . . . .	41	263
Das Ganze halt! . . . . .	42	287
Die Türkei . . . . .	43	311
Krämerseelen . . . . .	44	335
Die fremden Hilfsvölker . . . . .	45	359
Beunruhigende Gerüchte . . . . .	46	383
Imperialismus . . . . .	47	407
Diplomaten . . . . .	48	431
Episode . . . . .	49	455
Weihnachten zu . . . . .	50	479
Tage der Spannung . . . . .	51	503
Das neue Jahr . . . . .	52	527
Leopold, Mein — . . . . .	38	205
Liebling, Der — . . . . .	29/30	59



Lied, Deutsches — . . . . .	40	248
Literatur, Der Krieg und die — . . . . .	35/6	154
Löwen, Besuch in — . . . . .	40	300
Lustigkeiten . . . . .	51	522
Luther . . . . .	49	469
Mannheim, Theaterfragen in — . . . . .	29/30	50
Medardus, Der junge — . . . . .	43	314
Melancholia furiosa, Die geheilte — . . . . .	40	239
Mensch, Der deutsche — . . . . .	49	460
Messalina, Eine neue — . . . . .	29/30	67
Meyer, Richard M., Erinnerung an — . . . . .	45	371
Millionen, Die — der Genossenschaft . . . . .	41	274
Mimik . . . . .	29/30	37
Mozart . . . . .	42 290	46 395
München und der Krieg . . . . .	46	393
Musterknabe, Der — . . . . .	44	337
Musterkoffer . . . . .	31/2	95
Nachruf . . . . .	38	204
Oberkommando, An das — . . . . .	42	307
Oesterreichs, Die Bejahung — . . . . .	50	484
Offiziere . . . . .	46	400
Oper und Operette . . . . .		
Figaros Hochzeit . . . . .	42 290	46 395
München . . . . .		46 395
Kriegsoperette . . . . .	40	250
Humperdinck . . . . .	35/6	156
Opernnöte . . . . .	29/30	66
Pazifist, Der tote und der lebende — . . . . .	41	263
Perfer, Die — des Nischylos . . . . .	41 270 42 305 43 332 44 343	
45 377 46 399 47 426 48 451 49 472 50 489 51 520 52 536		
Phrase, Verteidigung der — . . . . .	35/6	137
Piccolomini, Die — . . . . .	41	266
Plastik, Die Bewegung in der — . . . . .	27/8 14 29/30 44	31/2 83
Praxis, Aus der — . . . . .	27/8 36 29/30 71	31/2 107
—, Aus der — der modernen Dramaturgie . . . . .	31/2	106
Profil, Das deutsche — . . . . .	45	365
Querulant, Der — . . . . .	47	418
Reimlexikon, Das — . . . . .	27/8	35
Rittner, Zweiter Abschied von — . . . . .	27/8	9
Roberts, Lord — . . . . .	48	435
Rolland, An Romain — . . . . .	38	196
Romeo und Julia . . . . .	31/2	94
Saisonbeginn . . . . .	35/6	150
Satirspiel, Wieds — . . . . .	45	362
Schauspieler . . . . .		
Rudolf Rittner . . . . .	27/8	9



<b>Wien</b>	
Nach Damaskus (Strindberg)	27/8 17
Wiener Theater	43 330
(Schiller: Wallensteins Tod)	
(Henke: Colberg)	
(Hamel: Einberufung)	
(Schnitzler: Der Ruf des Lebens)	
Offiziere (Unruh)	46 400
Der Querulant (Bahr)	47 418
Wiener Kriegsstücke	49 471
(Grünbaum-Sterk: Sturmidiyll)	
(Reidhardt: Mit vereinten Kräften)	
Die Hermannsschlacht (Kleist)	51 516
Wilhelm, Prinz von Preußen	49 466
Wunderkind, Das —	52 534
Zeit, Die große —	45 372
Zeitroman, Der improvisierte —	44 348
Zensor, Schrei nach dem —	40 245
Zollverein	45 375 47 412
Zopf und Schwert	37 173

# Autorenregister

Die Ziffern bezeichnen die Seiten

- Nischplos 305. 332. 343. 377. 399.  
 426. 451. 472. 489. 520. 536  
 Altenberg, Peter 43. 82  
 Baader, Erik Philipp 69  
 Bab, Julius 37. 88. 109. 170.  
 204. 246. 293. 326. 345. 390. 420  
 Bachmann, Karl 265  
 Behrend, Walter 67  
 Bermann, Richard A. 24  
 Braun, Felix 206. 530  
 Breuer, Robert 120. 324. 540  
 Burschell, Erik 78  
 Dünwald, Willi 17  
 Epstein, Max 54. 117. 274. 374.  
 412. 447. 466. 531  
 Effigmann, Alois 328  
 Faldenberg, Otto 101  
 Feuchtwanger, Lion 231. 270. 393  
 Grand, Hans 437  
 Grant, Paul 59  
 Fred, W. 512  
 Friedell, Egon 318  
 Gerber, Friedrich 218  
 Handl, Willi 73  
 Heimann, Morik 223  
 Heym, Georg 329  
 Hofmannsthal, Hugo von 484  
 Hohorst, Luise 370  
 Hor, El 94  
 Huebner, Friedrich Markus 441  
 Jacob, Heinrich Eduard 300  
 J., S. 9. 112. 141. 150. 173. 183.  
 199. 205. 207. 221. 235. 245. 254.  
 266. 290. (307). 314. 339. 355.  
 362. 385. 409. 444. 469. 487. 522  
 Jhering, Herbert 26. 154. 176.  
 203. 229. 248. 268. 490  
 Klabund 134. 241. 402. 450  
 Kleist, Heinrich von 139  
 Kolb, Annette 543  
 Krell, Max 158. 210  
 Landauer, Gustav 196  
 Lehmann, Victor 66. 156  
 Leiffhelm, Hans 384  
 Leopold, Richard 29  
 Lesser, Max 372  
 Liliencron, Detlev von 212  
 Lind, Emil 537  
 Ludow, Willy 309  
 Ludwig, Emil 371  
 Martens, Kurt 56  
 Matonet, Hans 227. 348  
 Panter, Peter 35. 69. 92. 133  
 Pinner, Felix 365  
 Polgar, Alfred 20. 330. 400.  
 418. 471. 516  
 Pringsheim, Klaus 250  
 Raufcher, Ulrich 131. 337. 415  
 Red-Malleczewen, Erik 174. 277.  
 397. 421  
 Roda, Roda 98  
 Saenger, Eduard 295. 313  
 Schidele, René 129  
 Schlesinger, Paul 351  
 Schmied, Maxim 106  
 Schroeder, Rudolf Alexander 247  
 Schwiefert, Erik 178  
 Sinsheimer, Hermann 50  
 Stahl, Ernst Leopold 1  
 Stefan, Paul 68  
 Tagger, Theodor 435  
 Thoma, Ludwig 440  
 Wesse, Curt 124  
 Wittner, Doris 95. 242. 475  
 Zech, Paul 149. 505  
 Ziegler, Leopold 14. 44. 83. 460.  
 480  
 Zweig, Arnold 492. 506. 534



## Das englische Theaterpublikum /

von Ernst Leopold Stahl

Am dreißigsten Mai 1836 spielte man zu London im vornehmen, riesengroßen Covent-Garden-Theater, dessen Leitung erst vor kurzem Englands berühmtester Schauspieler Macready übernommen hatte, wieder einmal „Julius Caesar“. Macready selber war als Cassius, Sheridan Knowles als Brutus, Charles Kemble als Antonius angekündigt. In der trotz dem Montag unübersehbaren Menge, die sich unter dem ordnenden Schutz eines Policeman seit Mittag bis zum Einlaß um sechs Uhr am Eingangstor zu dem das ganze Parterre einnehmenden Pit „auf englische Art, das heißt: wie wilde Tiere“ drängte und stieß, daß Kinder schrien, Weiber keiften, Männer flüchteten, stand sich auch ein fremder Reisender, dessen Englisch so schlecht war wie sein Reiseanzug unelegant, die Beine in den schon ein wenig rundlich werdenden Leib. Er war so pünktlich zur Stelle gewesen wie daheim noch nie in seiner Amtsstube, der verflossene Konzeptspraktikant und Hofkonzipist, jetzige Kaiserlich Königlich Archivdirektor und Dramatiker Franz Grillparzer aus Wien.

Die endlose Queue entlang hielten Früchteverkäuferinnen mit Rufen, die noch kaum von jenen der Garrickzeit verschieden waren, die besonders beliebte Apfelsorte der „Unvergleichlichen“ und Apfelsinen feil. Der einzige vorhandene Policeman hatte Mühe, Ordnung zu halten. Aber ein größeres Aufgebot an Sicherheitsmächten hätte der englische Freiheitsfönn nicht zugelassen. Es war ja noch gar nicht lange her, daß man überhaupt eine solche Beauffichtigung an den Toren des Pit und der Galerie über sich ergehen ließ, nachdem die Zahl der an großen Theatertagen gequetschten Menschen und Tiere von Jahr zu Jahr gewachsen war. In einem französischen Reisebuch aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts: „Vierzehn Tage in London“, führen ein Franzose und ein Engländer ein Gespräch über dieses Thema, das ganz typisch ist für die Auffassung des Angelsachsen vom Freiheitsbegriff. „Es hätten zwanzig Personen in solchem Gewühl erstickt werden können, ohne daß ein Soldat hätte wagen dürfen, sich zu zeigen, falls er nicht

Gefahr laufen wollte, gesteinigt zu werden," erklärte der Engländer. „So gehört es also zur englischen Freiheit, sich erdrücken zu lassen?" fragt darauf der Franzose. „Man hat ja Freiheit, sich dem nicht auszusetzen, entweder gar nicht das Schauspiel zu besuchen oder, wie wir, in eineloge zu gehen", so schließt der Englishman die Unterredung.

Als der wiener Wandersmann, zur eigenen Verwunderung: ohne zerdrückte Brust und ohne von Pickpockets heimgesucht zu sein, glücklich noch einen Sitzplatz auf den langen, unabgetheilten Bänken sich erobert hatte, glaubte er das Schlimmste überstanden. Aber das war ein Irrtum. Drinnen hebt ein Lärmen und Lachen an, ärger als je in einem Weisfel draußen vor der Kaiserstadt zur Heurigenzeit. Schon taucht bei ihm der Gedanke auf, ob er sich im Ort geirrt und am Ende in eine öffentliche Kneipe geraten sei, anstatt ins königlich privilegierte Theater zu Covent Garden. Da fällt ihm zu seiner persönlichen Beruhigung ein Satz ein, den er erst kürzlich in einem Buch seines englischen Dichterkollegen Robert Southey über dessen Landsleute gelesen, und der ungefähr so gelaute hatte: „Die Engländer sehen sich, und nach meiner Meinung mit Recht, als das gebildetste Volk von Europa an, allein wenn man sie bloß nach ihrem Betragen in ihren Schauspielhäusern beurteilen wollte, so würde man sie hingegen für die Nation halten, welche durchaus nichts von den ersten Regeln des Anstandes weiß und sich nichts aus der öffentlichen Achtung macht." Noch hat der deutsche Theatergast dies ehrliche Urtheil nicht recht zu Ende überdacht, da fliegt ihm von der Galerie herunter schon eine Drangenschale auf seine ziemlich umfangreiche Nase. Grade will er sich gegen diese niederträchtige, germanenfeindliche Heldentat, von der die Umstehenden kaum Notiz nehmen, mit seinem geschwungenen Krückstock, den er wie den Hut mit in den Saal hat nehmen müssen, weil er nirgendwo einen Garderobehaken entdecken konnte, drohend zur Wehr setzen, da hat bereits ein Nachbar, der unstreitig kein Preuße und kein Oesterreicher ist, einen Bratapfelschnitz aus der gleichen Gegend abgetriegt und ein paar Rußschalen obendrein. Tröstend versucht der ihm mit seinem Cochen-Jargon auseinanderzusetzen, daß jüngst erst dem Weib seines Freundes auf ähnliche Weise ein zinnener Porterkrug in den Schoß fiel, und daß weder das Weib noch der Krug davon Schaden litten, sondern daß sie ihn einfach als ein ihr zugeflogenes Eigentum mit nach Hause nahm. Ja, die Direktion setzte noch nicht einmal, wie der Magistrat von Birmingham kürzlich tat bei einem Rumflaschenschleuderer, eine Belohnung von fünf Pfund für des Übeltäters Entdeckung aus. Der gesprächige Nachbar will noch weiter von derlei Beisungen der Paradiesbesucher erzählen, wie beispielsweise einmal einer aus

Zur auf dem schwanken Steg um den Kronleuchter spazierte und keiner ihn zurückzuholen wagte — da ertönt von der Bühne her ein Zeichen, und in einer einzigen Sekunde ist das mehrtausendköpfige Publikum, das eben noch wütend nach der Orchesterintroduction verlangt und sie, sobald sie kam, mit seinem Geschrei überläutet hatte, lautlos still geworden: die Vorstellung beginnt. Raum bleibt dem Herrn Archidirektor noch ein Augenblick zur Besinnung, daß er heute die besten Meister der englischen Schauspielkunst beisammen sehen und aneinander werde abmessen können. Der Vorhang ist schon oben. Macready's Art — ein großes, aber nicht hohles, ein wenig zu temperiertes Pathos in einem harmonisch schön gebildeten Körper — sagt ihm zu. Nicht weniger der mehr als sechzigjährige Charles Kemble, der jüngere Bruder des berühmteren John Philip Kemble, des, wenn man glauben darf, besten Hamlet der alten Zeit. Charles Kembles Antonius findet der deutsche Kunstwanderer in der Szene nach Caesars Tod noch immer vorzüglich und auch in der Reichenrede ausgezeichnet. Den schauspielerisch unbedeutenden Sheridan Knowles, der auch als Darsteller von seinem, übrigens nicht minder zweifelhaften Ruhm als Dramatiker zehrt, hat der Habitué des wiener Burgtheaters schnell als mäßigen Genius durchschaut. Die Gedanken schweifen ihm nach der ersten Stunde ab vom Besonderen zum Allgemeinen: da er schlecht oder eigentlich gar nicht versteht, was da oben gesprochen wird, philosophiert er ein wenig vorschnell bei und mit sich selber über die Wesensart des englischen Schauspielers, wie sie ihm im Augenblick erscheint: „Die englischen Schauspieler haben etwas Festes, auf sich selbst Beruhendes, Männliches, das außerordentlich wohl tut. Wenn, wie man einmal von den Bourbons und der Herzogin von Angoulême sagte, unter den wiener Schauspielern ein einziger Mann ist, Madame Schröder nämlich, so sind hier alle Männer, selbst die Weiber, versteht sich im besten Sinne.“ Er kann den Einfall nicht weiter ausspinnen, denn im Theater entsteht ein unerwarteter Lärm. Ein Neuling spielt oben den Casca und mißfällt dem Publikum des Pit. Große Empörung auf dem obersten Rang, dem er es recht macht. Lange Gespräche zwischen Galerie und Parterre. Einer oben im schwarzen Rock, der gezischt hat, wird von ein paar Anhängern des Debütanten hinausbefördert: „Let him be gone!“ Die Türschließer schreiten ein: „Give order!“ Die Zuschauer rufen: „Silence!“ Man pariert nun wieder und hört wieder zu. Mitten im vierten Akt werden die Türen aufgerissen: es ist grade neun Uhr, halbe Preise treten nach schlechtem, altem Brauch jetzt in Kraft und tragen eine Sturzwelle neuer, nicht eben reinlicher Gäste ins Parterre. Von der Szene im Zelt des Brutus hört man kein Wort. Von der Straße dringt die naß-

kalte Abendluft in den stidig heißen Theatersaal. Hinter des Wieners mit Schweiß erkauftem Sitzplatz steigen zwei Gassenbuben auf die Bank und blasen ihm ihren Fischfleischatem ins Gesicht. Mehr auf als neben ihn placiert sich ein Dämchen von der Straße, welches doch auch im Leben wenigstens einmal den alten Charles Kemble gesehen haben möchte, bevor er nun wirklich von der Bühne Abschied nimmt. Ein paar Bezechte raufen um die Plätze und brüllen einander an. Die Türsteher rufen wieder dazwischen, diesmal vergeblicher: „Give order!“ Die Türen wieder zu schließen, fällt aber keinem ein. Zugluft anerkennt kein Engländer. Der kontinentale Grillparzer kapituliert vor ihr: trotz allem wiener Theaterenthusiasmus sagt er Shakespeare, Kemble, Macready, Covent Garden, dem Mädchen auf und den Knaben hinter ihm noch im vierten Akt Valet, drückt sich durch die Menge hindurch und läuft mit sehr zwiespältigen Gefühlen über die Begeisterung der Engländer fürs Theater, die von seiner heimatlichen so fühl-, hör- und riechbar verschieden ist, wie ein gehexter Hirsch nach seinem Nachtquartier zurück.

\*

So friedlich-erregt wie bei jener „Julius-Caesar“-Aufführung ging es nicht zu allen Zeiten in den Schauspielhäusern Großbritanniens zu. Es wurden in England (und zwar keineswegs bloß aus religiösen Gründen) im achtzehnten Jahrhundert und noch im neunzehnten Kämpfe für und gegen das Theater mit einer Heftigkeit geführt, die in Deutschland nicht nur zu jenen Zeiten einfach unmöglich waren. In den dreißiger Jahren des achtzehnten Säkulums war im Innern Londons ein Theater — das Goodmansfield hieß es — eröffnet worden, das so glänzend florierte, daß die Kaufmannschaft der City gegen seine Existenz einmütig Protest erhob: weil es zuviel Zeit und Geld ihrer Angestellten wegnehme und ihre Commis von den Geschäften abzöge. Und daß diesem Einspruch wirklich stattgegeben wurde, mag doch zeigen, daß die Handelsherren den Wahrheitsbeweis ihrer grotesken Behauptung nicht ganz hatten schuldig bleiben müssen. Die beiden Haupttheater Drury Lane und Covent Garden wurden mehrfach zerstört: nicht nur vom Feuer, sondern auch von ihrem Stammpublicum, das sich in wochenlangen, wohlorganisierten Radauszügen bis zur Abfuhr gegen die Verteuerung des Eintrittsgeldes wehrte. Deutschland erlebte Bürgerkleinkriege und Kleinbürgerkriege, Ausbrüche der „kochenden Volksseele“ ohne politischen Anlaß in seiner zweitausendjährigen Geschichte zumeist nur bei der Erhöhung der Bierpreise.

Casanova hat uns von dem fürchterlichsten der Theaterstandale Drury Lanes am Ende der siebziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts in seinen Erinnerungen erzählt, und auch in Wilhelm



Meisters theatralischer Sendung' von Goethe mag der dort geschilderte Publikumsaufruhr auf Reminiszenzen jenes englischen zurückzuführen sein. Ein andres Mal empörte die Bevorzugung der Ausländer, nämlich das Auftreten einer französischen Seiltänzertruppe, das Pit von Old Drury, dann wieder beschwor einen großen Aufruhr der Versuch herauf, den schon erwähnten Brauch der halben Preise für die halbe Vorstellung aufzuheben (der übrigens vorübergehend auch einmal in Hamburg und Frankfurt bestand). Und wirklich hat das konservative England sich diese seltsame Sitte, die deutlicher als irgend etwas beweist, wie es dem Zuschauer gewissermaßen um die volle oder halbe Portion Unterhaltungskosten geht, nicht um das Ganze einer künstlerischen Arbeit, bis zum heutigen Tage bewahrt: nun allerdings fast nur noch in der Provinz, aber da wohl auch noch für ein weiteres Jahrhundert.

Seinen letzten bedeutenden Theaterstandal hat England im Jahre 1880 bei der Neueröffnung des Haymarket Theatre durch die Bancrofts erlebt, die es gewagt hatten, den Lieblingsplatz der Bürger, Schüler, Studenten und Fremden, das Pit, aufzuheben. Auch bei Henry Irving gab es noch eine — allerdings ziemlich harmlos verlaufene — Pit-Revolution am Lyceum, als er, übrigens durchaus im Interesse seines Publikums, diese bis dahin überall unreservierten Plätze zur Vermeidung des allabendlichen Andrangs hatte numerieren lassen. Das Pit, also der gute und billige Parterreplatz, der fast gleichwertig mit dem ihm vorgelagerten numerierten Parkettfauteuil und nur ein Viertel so teuer wie dieser ist, gehört gleich dem half price zu den Urinstitutionen des englischen Theaters. Er existiert noch heute — häufig neuerdings mit einem weiteren Mittelglied zwischen dem eigentlichen Pit und den Stalls, den Pit Stalls, einer Art von zweitem Parkett — mit Ausnahme der Covent-Garden-Oper in den meisten Theatern Londons und der Provinz. Ursprünglich den gesamten Raum zu ebener Erde wie im altenglischen Theater einnehmend, wurde das Pit, als die Verteuerung des Theaterbetriebs die Erschließung neuer Einnahmequellen notwendig machte, nach dem Muster der beinahe nur von der Gesellschaft oder von neugierigen Fremden besuchten großen Haymarket-Oper und der Franzosenbühne von St. James im Laufe der Zeit zunächst bis zur Mitte des Hauses und dann bis unter den weitausladenden Balkon zurückgedrängt, unter dessen beengendem Dach es im zwanzigsten Jahrhundert immer noch mehreren hundert Personen ziemlich gute Seh- und Hörgelegenheit bietet.

Bei außergewöhnlichen Gelegenheiten, Volksfesten, Sportübungen und manchmal auch im Theater, kann der normalerweise so kühle und gelassene Engländer in einen wahren Beifallsfanatismus sich verrennen. Wir haben einen Augenzeugen vom Theater-

abschied John Kembles als Coriolan aus dem Jahre 1817, Ludwig Tieck: „Der lauteste Lärm des Beifalls, den ich je, selbst in Italien, gehört hatte, war nur ein schwaches Getöse gegen dieses unbeschreibliche Toben, das sich, nachdem der Vorhang gefallen war, von allen Seiten, oben und unten, schreiend, klatschend, pochend und mit Händen und Füßen arbeitend, erhob. Tausende waren versammelt und dicht aneinander gedrängt, und der große, weit ausgedehnte und hoherhabne Saal war wie in eine einzige ungeheure Maschine verwandelt, die ein übernatürliches Toben und Jubeln hervorbrachte, indem Männer und Frauen riefen, klatschten, mit Fächern und Stöcken gegen die Wände der Logen aus Reibekräften schlugen und alles außerdem noch mit den Füßen arbeitete. Nachdem dieses nie gehörte Lärmen eine lange Weile gedauert hatte, trat Kemble tiefgerührt und in Tränen aufgelöst wieder hervor. Was völlig unmöglich schien, ereignete sich dennoch, der Lärm wurde noch größer, so daß dies Getöse das Gefühl von etwas Furchtbarem und Erhabenem erregte. Kemble verbeugte sich und sagte einige Male an, um seine wenigen Abschiedsworte zu sagen; er errang endlich die Fassung, wurde aber oft durch Tränen unterbrochen. Kein Laut im Hause als aus vielen Gegenden ein verhaltenes, leises Schluchzen. Sowie er aber geendigt hatte, brach das Ungewitter von neuem mit allen seinen Kräften aus.“

Am gleichen Abschiedsabend konnte Tieck noch ein Stücklein jenes eminent praktischen Theaterenthusiasmus und damit zugleich eine der oft ernststen, manchmal aber auch gar lustigen Publikums-schlachten miterleben, wo wieder einmal die Profitlichkeit über den Idealismus triumphieren durfte; was nicht nur in England keine Seltenheit ist. „Man hatte als Nachspiel ein schwaches Lustspiel: ‚Das Portrait des Cervantes‘ angesagt; aber alle Stimmen vereinigten sich, daß der Vorhang niedergelassen werden sollte, denn es sei unwürdig, nach Kembles Coriolan und seinen Abschiedsworten an diesem Abend noch etwas zu vernehmen. Das Theater fiel zu, und nachdem lange applaudiert war, gewann das Toben wieder neue Kraft, und es wurde noch lauter gefordert, daß allerdings gespielt werden sollte. Dies war nun die Gegenseite zu dem, was bis jetzt löblich und eine wahre Verherrlichung des Künstlers war. Doch wäre es unbillig, diesen neuen Lärm, der bis zum widerwärtigsten Unfug stieg, den besseren Zuschauern zur Last zu legen. Die Logen hatten meist ihre Gesellschaften wirklich entlassen, von den wohlfeileren Plätzen und Galerien drangen junge Leute und Unruhestifter von allen Seiten herein. . . . Die Ordnung war ganz aufgelöst, und dieser ausgelassene, selbst ungezogene Schwarm forderte nun das Lustspiel. Die Schauspieler traten auf und begannen ihre Rollen; viele aber von den frühern Zuschauern zischten,

pfffen und trommelten, um sie nicht zu Worte kommen zu lassen und so die Farce zu verhindern. Die Spielenden gingen ab: lautes Brüllen und Toben; die Schauspieler erschienen wieder: sie sprachen, und ebenfalls ein furchtbarer Lärm, denn diejenigen, die erst das Stück gefordert hatten, merkten nun, daß sie auf diese Weise einen Spaß andrer Art haben und selber mitspielen könnten; sie pochten und trommelten also ebenso stark und noch lauter als die ersten. So mußte das Lustspiel unter fortwährendem betäubenden Lärmen der Zuschauer als Pantomime gegeben werden, denn kein Schauspieler durfte sprechen; aber dennoch mußten alle Szenen vorübergehend durch ein höchst verlegenes stummes Spiel angedeutet werden. Wie lange dieses Unwesen noch gedauert haben mag, kann ich nicht sagen, denn ich verließ das Haus, sobald das Gedränge es mir erlaubte, froh, der Ungezogenheit zu entinnen, indem zu sichtlich war, daß nur irgendeine Kleinigkeit noch störend hinzukommen durfte, um diese völlig losgelassene Menge zu Gewalttätigkeit und Zerstörung zu erhitzen . . . Gewiß ist das Volk in England, wenn es einmal aufgereggt ist, lebhafter und ungezügelter als irgendeine Nation in Europa. Bei jedem öffentlichen Schauspiel wird der Fremde, der verschiedene Völker kennt, diese Behauptung bestätigt finden.“

Johanna Schopenhauer, die Mutter des Philosophen, widmet in ihrem Reisebuch diesem tollen Publikum ein eigenes Kapitel, denn „es ist einzig in der Welt. Wie es despotisch über die brettebene Welt herrscht, davon hat man in ganz Europa keinen Begriff, auch in Frankreich nicht.“ Die Schauspieler, auch die größten, beliebtesten, sind ihm völlig ausgeliefert und müssen oft aus den kleinsten Anlässen stundenlang um die Gnade flehen, wieder sprechen zu dürfen. Gegen Fehler alter Künstler, etwa Gedächtnisschwäche, sind diese „Insulaner“, wie die Schopenhauer sie gerne nennt, auch heutigentags noch (wie man bei der schlecht memorierenden Ellen Terry bemerken kann) wenig nachsichtig, nur milde zumeist gegen Debütanten. Langweilt sich die Galerie, so gebietet sie auch im neunzehnten Jahrhundert noch kurzerhand Halt, läßt durch einen ihrer Besucher selber von seinem Platz aus etwas vortragen, und die Bogen machen gute Miene zum bösen Spiel; dann geht die Vorstellung wieder weiter. Pücker-Mustau, der deutsche Globetrotter, ist über diesen Unfug empört: „Englische Freiheit artet hier in die gemeinste Lizenz aus. Es ist gar nichts Seltenes, mitten in der ergreifendsten Stelle einer Tragödie oder während der reizenden Kadenz der Sängerin mit Stentorstimme eine Note ausrufen zu hören, der, nach Stimmung der Umstehenden, in der Galerie und den oberen Logen entweder Gelächter und Beifallsgeschrei oder eine Prügelei und Hinauswerfen des Beleidigers folgt.“ Im

Gegensatz zu diesen Schikanen werden die Lieblinge von dem Publikum oft, wie es John Kemble bei seinem Abschied geschah, gleich Göttern verehrt. Als Macready von Amerika zurückkam, nahm bei seinem ersten Auftreten der Beifall viele Minuten lang kein Ende, und bei des jüngern Kemble Wiedererscheinen nach längerer Krankheit erhoben sich alle Anwesenden von ihren Sitzen wie sonst nur vor ihrer Königin, und die Männer warfen in explosiver Begeisterung nach Art der Italiener ihre Hüte und Mützen in die Luft zu seinem Willkomm.

\*

Bei so wüthigem Einsatz der Zungen- und Leibeskraft für die Bühne und ihre Maßnahmen sollte man meinen, daß das Theater in England mehr denn irgendwo in andern Staaten der Gesamtheit des Volkes diene. Das wäre Täuschung und Enttäuschung zugleich. Zwar versichern Mitglieder der Königsfamilie und des Hochadels seit Generationen das englische Publikum immer wieder von Zeit zu Zeit durch den Mund der Direktoren oder Journalisten ihres besonderen Interesses für die Bühne, und der Theateralmanach der Gegenwart führt genaue Listen über „Royalty at the Play“ und „Command Performances“.

Aber wo nicht eine Verwechslung der Kunst oder dessen, was dafür genommen wird, mit ihren Interpretinnen oder — seltener — Interpreten vorlag, war das allerhöchste Interesse oft mehr oder weniger Schein. Die junge Königin Victoria ließ alsbald nach ihrem Regierungsantritt die Jahresmiete für ihre Loge in Covent Garden, die ihr zu teuer war, von fünfhundert Pfund auf dreihundert Pfund ermäßigen, mit dem Endresultat, daß auch diese nicht bezahlt wurden, sodaß der über die Teilnahmslosigkeit des londoner Publikums ergrimimte, recht selbstherrliche Macready ihr den Zutritt verweigert haben soll, als sie sich eines Tages gnädigst bei ihm melden ließ. Im Jahre 1839 gibt es einmal auf allerhöchsten Befehl Victorias zwei Extravorstellungen: „The Lion King“ — was nicht der Titel eines Theaterstückes war, sondern ein Mannesattribut, zugehörig Herrn van Amburg, dem berühmtesten Tierbändiger des Kontinents.

In Wirklichkeit ist das englische Theater zunächst eine Sache des Pöbels: manchmal des Bildungs-, häufiger des Straßenpöbels. Das war es schon hundert Jahre vor Tieck und Grillparzer, und ist es in mancher Beziehung leider noch heute.

---

Das erste Kapitel eines Buches über „Das englische Theater im neunzehnten Jahrhundert, seine Bühnenkunst und Literatur“, das, als fünfter Band eines Sammelwerkes über „Die Kultur des modernen England“, mit zwölf Bildertafeln im münchener Verlag von R. Oldenbourg erscheint.



## Zweiter Abschied von Rittner

Jetzt geht er zum zweiten Mal nach Weißbach bei Jauernig in Oesterreich-Schlesien. Rund sieben Jahre ist es her, daß er zum ersten Male Abschied nahm. Wer damals wettete, daß dieser Rittner es ohne Florian Gebers Panzerhemd und Fuhrmann Henschels Peitsche nicht aushalten würde — und es wettete mancher —: der verlor. Wir andern wußten, daß wir von dem Schauspieler Rittner nur noch im Märchenstil würden reden können. Es war einmal — beschlossen wir, in alle Zukunft zu sagen — es war einmal ein Schauspieler, der gar kein Schauspieler war. Von dieser Gattung soll, der Theatergeschichte zufolge, in gewissen langen, Jahrzehnte langen Zwischenräumen fast jedes europäische Land einen oder zwei Vertreter hervorgebracht haben. Rittner wäre also der vorläufig letzte Zweig eines alten Stammes gewesen. Ich glaube das nicht. Die Theatergeschichte ist, dank ihrem vergänglichen Material, die trügerischste Wissenschaft. Wenn man die Mimen, denen sie Rittner beordnet, heute sehen könnte, so würde sich wahrscheinlich keine andre als eine oberflächliche Verwandtschaft der historischen Mission ergeben. Sie haben alle einmal, wie er, durch Absichtslosigkeit und Selbstentäußerung gegen Überlebtheit und Effekthascherei revolteert. Das ist die ganze Übereinstimmung. Der Unterschied ist denn doch beträchtlicher. Es ist der Unterschied zwischen einer programmatischen und einer selbstverständlichen Naturwahrheit, zwischen einem ephemeren und einem lebenslänglichen Naturalismus, der keine Richtung ist, sondern der notwendige Ausdruck einer reinen Menschlichkeit. Jener programmatische Naturalismus kann und wird immer wieder zur Konvention erstarren, gegen die eine folgende Generation von neuem ankämpfen muß. Was unsre Väter als modernste Schauspielkunst verblüffte, mutet uns schon seit geraumer Zeit wie lebensfremdeste Chargierung an. Rittners Kunst war von unvergleichlich dauerhafterm Schlag. Ihre Echtheit war keinem Einfluß zugänglich und keinem Wandel unterworfen. Selbst die große Natur Bernhard Bauermeisters ist irgendwie von der Tradition des Burgtheaters beherrscht worden und hat als Gegengabe diese Tradition gefärbt. Aufgefrischt, wird also weiterleben. In dem jüngern, kulturlosen, traditionslosen Berlin konnte Rudolf Rittner vom ersten Oktober 1891 bis zum vierten Mai 1907 ein Eigener, Einziger bleiben. Er hinterließ keine Erben, wie er keine

Gegensatz zu diesen Schikanen werden die Lieblinge von dem Publikum oft, wie es John Kemble bei seinem Abschied geschah, gleich Göttern verehrt. Als Macready von Amerika zurückkam, nahm bei seinem ersten Auftreten der Beifall viele Minuten lang kein Ende, und bei des jüngern Kemble Wiedererscheinen nach längerer Krankheit erhoben sich alle Anwesenden von ihren Sitzen wie sonst nur vor ihrer Königin, und die Männer warfen in explosiver Begeisterung nach Art der Italiener ihre Hüte und Mützen in die Luft zu seinem Willkomm.

\*

Bei so wütigem Einsatz der Zungen- und Leibeskraft für die Bühne und ihre Maßnahmen sollte man meinen, daß das Theater in England mehr denn irgendwo in andern Staaten der Gesamtheit des Volkes diene. Das wäre Täuschung und Enttäuschung zugleich. Zwar versichern Mitglieder der Königsfamilie und des Hochadels seit Generationen das englische Publikum immer wieder von Zeit zu Zeit durch den Mund der Direktoren oder Journalisten ihres besonderen Interesses für die Bühne, und der Theater Almanach der Gegenwart führt genaue Listen über „Royalty at the Play“ und „Command Performances“.

Aber wo nicht eine Verwechslung der Kunst oder dessen, was dafür genommen wird, mit ihren Interpretinnen oder — seltener — Interpreten vorlag, war das allerhöchste Interesse oft mehr oder weniger Schein. Die junge Königin Victoria ließ alsbald nach ihrem Regierungsantritt die Jahresmiete für ihre Loge in Covent Garden, die ihr zu teuer war, von fünfhundert Pfund auf dreihundert Pfund ermäßigen, mit dem Endresultat, daß auch diese nicht bezahlt wurden, sodaß der über die Teilnahmslosigkeit des londoner Publikums ergrimmt, recht selbstherrliche Macready ihr den Zutritt verweigert haben soll, als sie sich eines Tages gnädigst bei ihm melden ließ. Im Jahre 1839 gibt es einmal auf allerhöchsten Befehl Victorias zwei Extravorstellungen: „The Lion King“ — was nicht der Titel eines Theaterstückes war, sondern ein Mannesattribut, zugehörig Herrn van Amburg, dem berühmtesten Tierbändiger des Kontinents.

In Wirklichkeit ist das englische Theater zunächst eine Sache des Pöbels: manchmal des Bildungs-, häufiger des Straßenpöbels. Das war es schon hundert Jahre vor Tieck und Grillparzer, und ist es in mancher Beziehung leider noch heute.

---

Das erste Kapitel eines Buches über „Das englische Theater im neunzehnten Jahrhundert, seine Bühnenkunst und Literatur“, das, als fünfter Band eines Sammelwerkes über „Die Kultur des modernen England“, mit zwölf Bildertafeln im Münchner Verlag von R. Oldenbourg erscheint.

## Zweiter Abschied von Rittner

Jetzt geht er zum zweiten Mal nach Weißbach bei Jauernig in Oesterreich-Schlesien. Rund sieben Jahre ist es her, daß er zum ersten Male Abschied nahm. Wer damals wettete, daß dieser Rittner es ohne Florian Gebers Panzerhemd und Fuhrmann Henschels Peitsche nicht aushalten würde — und es wettete mancher —: der verlor. Wir andern wußten, daß wir von dem Schauspieler Rittner nur noch im Märchenstil würden reden können. Es war einmal — beschlossen wir, in alle Zukunft zu sagen — es war einmal ein Schauspieler, der gar kein Schauspieler war. Von dieser Gattung soll, der Theatergeschichte zufolge, in gewissen langen, Jahrzehnte langen Zwischenräumen fast jedes europäische Land einen oder zwei Vertreter hervorgebracht haben. Rittner wäre also der vorläufig letzte Zweig eines alten Stammes gewesen. Ich glaube das nicht. Die Theatergeschichte ist, dank ihrem vergänglichen Material, die trügerischste Wissenschaft. Wenn man die Mimen, denen sie Rittner beordnet, heute sehen könnte, so würde sich wahrscheinlich keine andre als eine oberflächliche Verwandtschaft der historischen Mission ergeben. Sie haben alle einmal, wie er, durch Absichtslosigkeit und Selbstentäußerung gegen Überlebtheit und Effekthascherei revoltiert. Das ist die ganze Übereinstimmung. Der Unterschied ist denn doch beträchtlicher. Es ist der Unterschied zwischen einer programmatischen und einer selbstverständlichen Naturwahrheit, zwischen einem ephemeren und einem lebenslänglichen Naturalismus, der keine Richtung ist, sondern der notwendige Ausdruck einer reinen Menschlichkeit. Jener programmatische Naturalismus kann und wird immer wieder zur Konvention erstarren, gegen die eine folgende Generation von neuem ankämpfen muß. Was unsre Väter als modernste Schauspielkunst verblüffte, mutet uns schon seit geraumer Zeit wie lebensfremdeste Chargierung an. Rittners Kunst war von unvergleichlich dauerhafterm Schlag. Ihre Echtheit war keinem Einfluß zugänglich und keinem Wandel unterworfen. Selbst die große Natur Bernhard Bauermeisters ist irgendwie von der Tradition des Burgtheaters abgelenkt worden und hat als Gegengabe diese Tradition gefärbt aufgefrischt, wird also weiterleben. In dem jüngern, kulturellen, traditionslosen Berlin konnte Rudolf Rittner vom einzigsten Oktober 1891 bis zum vierten Mai 1907 ein Eigener Einziger bleiben. Er hinterließ keine Erben, wie er keine



Ahnen gehabt hatte. Als er anfang, brauchte er nichts zu verlernen, und als er abtrat, hatte er nichts zugelernt.

Darum, weil dieser Schauspieler gar kein Schauspieler war, kann man in der abstrakten Terminologie der Fachkritik eigentlich nur sagen, was er nicht war, was er nicht konnte, und was er absichtlich unterließ. Er war keiner von den Tausendkünstlern, die passioniert und mühelos in die fremdesten Häute schlüpfen. Er verschmähte die Wiße und Bravouren, die Känke und Kniffe des Metiers. Sein Organismus hatte nicht die federnde Beweglichkeit, um durch listige Steigerungen und vorbereitete Wirkungen zu überrumpeln. Sein Geist war mißtrauisch gegen die Wahrheit einer Empfindung, die Wert darauf legte, sich prunkvoll zu äußern. Dieses Mißtrauen, das nicht minder richtig als Schamhaftigkeit der Seele zu bezeichnen ist, richtete sich freilich ebenso entschieden gegen das begründetste Pathos und suchte, es zu dämpfen. Für Schiller taugte das schlecht, und selbst ein Schnitzlerischer Vers, der in erheblich geringerem Maße auf Wurf und Wucht und Glanz der Sprache gestellt ist, kam in diesem Munde zu kurz, weil auch in der ruhigen Rede zwar nicht Aufbau und Gliederung, wohl aber Rhythmus und Melodie vernachlässigt wurden. Den Eindruck der Gezwungenheit verstärkte in solchen Fällen das Kostüm, das kaum jemals wie das natürliche Gewand, sondern meistens wie eine Verkleidung ausseh. Rittner durfte sich nicht verkleiden, nicht verstellen müssen. Er stieß unwillkürlich alles ab, was ihm gegen die eigene Natur ging. Wo er, um eine Rolle, eine Situation zu treffen, nichts weiter nötig gehabt hätte als eine Übertreibung der eigenen Natur, eine Verkünstelung des eigenen Tons, da ließ er Situation und Rolle fallen und blieb er selbst. Er hat immer nur sich selbst gespielt. Bei ihm war es, wie bei keinem zweiten Schauspieler, ein ganz gleichartiger und gleichwertiger Genuß, ob man ihn auf der Bühne oder außerhalb der Bühne sah.

Denn er wirkte nicht durch das, was er tat, sondern durch das, was er war. Und er war so viel, daß er uns durch sein bloßes Da-Sein sechzehn Jahre fesseln und bezaubern konnte und wahrhaftig nicht zu befürchten hatte, uns in den nächsten sechzehn Jahren zu verlieren. Sein Wesen war so glücklich gemischt, daß es uns Sehnsucht und Erfüllung zugleich bedeutete. Für dieses Doppelwesen war die Stimme, die einen hohen Tenor und einen tiefen Bariton wie Trompete und Orgel, wie Klarinette und Cello vereinigte, der

entsprechendste Ausdruck. Sie war satt und voll und fest und doch nie ohne feinste Vibration. Sie war der ganze Rittner: zwischen Muskelmännern und Nervenbündeln ein Mann mit Nerven. Einer, der nicht nur das Heimweh der Verzärtelung und Verfeinerung nach der verloren gegangenen Kraft und Schwere verkörperte, sondern bereits die kraftvolle Feinheit selbst. Oder doch wohl richtiger: die verfeinerte Kraft. Zuerst nämlich war der Bauer Rittner dagewesen, Rudolfs Großvater oder noch sein Vater. Breitsohlig auf seinem Boden, urwüchsig, unbeleckt, gestrafft und strotzend von eingeborenem Mark und Saft. Das wäre für uns ein Anblick gewesen wie ein Acker, ein Baum, eine Landschaft, köstlich wie ein Naturbild, ein Naturereignis und endlich wie sie. Um uns ein dauerndes, ein unerschöpfliches Besitztum zu werden, mußte ein Rittner von des Gedankens Blässe angekränkt und doch gesund erhalten, zerrissen und doch ganz erhalten werden. Es entsprang dieser reiche Mensch: seltsam, fugendicht und einmalig zusammengesetzt aus Naivität und Intellektualität, aus Nervosität und Derbheit, aus Germanentum und Slaventum, aus Dichter und Bauer, aus Musiker und Gaufler, von dessen Gauflertum wir nicht eher erfuhren, als bis er es unerträglich fand und kurz entschlossen von sich warf. Bis dahin war uns vor seiner Kunst nie ein Gedanke an Komödianterei gekommen. Da stand ein Mann: aufrecht, trozig, lauter und klar, der beileibe nicht gauflerte, der nicht nach Beifall schielte, nicht Mäzchen und Mästchen ersann und feilbot. Es war kein Theaterspiel: es war eine gelassene, noch bei Temperamentsentladungen gelassene Entfaltung von männlicher Kraft, die nicht grob, von männlicher Schönheit, die nicht dumm geblieben war. Wenn sich in der tiefsten Not einer Dramengestalt aus Brust und Kehle dieses Mannes Töne würgten, die wie urtümlich, wie vorzeitlich klangen, dann war doch ein Nebenton aus unsrer eigenen Zeit dabei, der uns am schmerzlichsten ergriff. Und wenn es schien, als ob diese erdverhaftete Kunst doch gar zu sehr der Phantasie entbehre, dann war vielleicht der Betrachter noch phantasieärmer, der Phantastik in Glitterglanz und Himmels Höhen suchte und sie in Rübezahls Bezirk, bei Waldschrat, Fau und Huhn, hätte finden können.

Als der meisterliche Schöpfer dieser real-phantastischen Figuren, die, wie zahllose andre, aus dem Grund der eigenen Natur geholt waren, zum ersten Male von uns ging, zählte er achtunddreißig Jahre. Das war ein Unikum in der Theatergeschichte, wie der ganze

Rittner ein Unikum gewesen war. Vortourfsvoll und traurig umschwebten ihn — wie Peer Gynt seine ungetanen Taten — die Schatten der Dichtergebilde, die auf sein Fleisch und sein Blut, seine Nerven und seinen Kopf gewartet hatten, um wieder einmal lebendig zu werden: Götz von Berlichingen und der Erbförster Ulrich und der Richter von Zalamea und wer nicht noch. Man fühlte sich versucht, die Schuldfraße aufzuwerfen: zu untersuchen, wer uns um diese Erlebnisse und welche nicht noch gebracht. Vermutlich hatte mancherlei zusammengewirkt. Der Niedergang der Sache, der mit Rittner hochgekommen war, konnte nicht spurlos an ihm vorübergegangen sein. Alle die Konzessionen, die erst schweren, dann immer leichtern Herzens und immer häufiger gemacht wurden, mußten einen Mann persönlich treffen, der im treuen Dienst dieser Sache nicht gewankt und nicht gewichen war. Deshalb war es vielleicht die einzige Möglichkeit, Rittnern wieder nach Berlin zurückzuholen, wenn man die Parole ausgab: daß man Brahms Erbe im ursprünglichen Sinne des Erblassers verwalten, daß man sich einer Sache verschwören, daß man eine Kunst üben wolle, die den Rittner brauchte — wie er sie. Denn ein Mannsterl in den besten Jahren sitzt nicht fünf lange, harte, dunkle Winter am Fuß des böhmisch-mährischen Gesentes, ohne daß seine Kräfte schwellen und sich von Tag zu Tag inbrünstiger nach Betätigung sehnen. Der Ruf zur Teilnahme an der Gründung eines Deutschen Künstlertheaters erreichte einen Rittner, der zwar gelobt hatte, keine Rolle mehr auf der Bühne, aber nicht: am Theater zu geben, und der ohne Zweifel das Zeug zum Dramaturgen, zum Regisseur, zum Mitdirektor hatte.

\*                      \*

\*

Jetzt kehrt er zum zweiten Mal, und sicherlich für immer, in sein Altvatergebirge zurück. Wir haben nicht die Summe von sechzehn Jahren, sonder von kaum einem Jahr zu ziehen, und diese Summe ist gleich Null. Noch schlimmer: sie ist für das ganze Unternehmen gleich minus zehn oder dreißig, oder wieviel man will. Das Theater der Sozietät hat nur ein Debet-Konto. Rittner ist weg, Hauptmann ist weg, Sauer ist weg, Reicher ist weg; ob Wegener in der Nürnberger Straße auftreten darf, wird das Gericht verfügen; aber die Behmann will lieber fünf Jahre lang gar nicht

als dort, die Höflich lieber niemals wieder als dort spielen; und die kleinern Verluste gehen ins Duzend. Dafür, daß die deutsche Bühne um keinen Dramatiker und keinen Schauspieler von Bedeutung bereichert worden ist, scheint es kein genügender Gegenwert, daß eine Anzahl unsrer besten Theaterkünstler bis auf weiteres lahmgelegt sind. Ihr menschlicher und künstlerischer Rang und ihre numerische Überlegenheit — das spricht dafür, daß an dieser betrüblichen Konstellation nicht sie schuld sind, sondern die Anderen, die übriggebliebenen Trainsoldaten, die rätselhaften Mächte oder der eine große Unbekannte, der mit dem Stolz von Schillers König Philipp sich selbst und uns versprechen kann, daß nach ihm kein Pflanzler mehr in zehen Menschenaltern auf dieser Brandstatt ernten soll. Mußte das so kommen? Hätte nicht Rittner...? Rittner hätte vielleicht, wenn er allein gewesen wäre; wenn er die Macht gehabt hätte, Hauptmann dem Theater zu erhalten; wenn er das Recht gehabt hätte, für sein eigenes unverkennbares Regietalent die dramatischen Objekte selbständig auszuwählen; wenn er nicht bloß eine einzige von den sieben Stimmen gehabt hätte, die über die Annahme von Dramen, über die Engagements, über die Verteilung der Rollen und über alle übrigen wichtigen Fragen des Theaterbetriebs zu entscheiden hatten. Es geht eben nicht. Schauspieler bleiben ewig unmündig und brauchen einen Erzieher, einen Führer, eine Faust. Sowie sie sich überlassen werden, sowie man sie mitreden und gar mitstimmen läßt, sowie sie nicht bei Gefahr des Kontraktbruchs zum unbedingten Gehorsam gezwungen sind, entsteht das Zerrbild eines Theaters: die erste Saison dieser Sozietät, die ihre ersten beiden hoffnungsvollen Abende ach, wie bald! durch die vielen hoffnungslosen Abende verwirkte. Es war unvermeidlich, daß Rittner die Leistungen dieser Sozietät mit ihren Absichten verglich; und da mochte er allerdings an Gegenwart und Zukunft gleichermaßen verzweifeln und als Einer, der satzungsgemäß immer überschrien werden konnte und vor der Öffentlichkeit doch ein Teil der Verantwortung trug, sich in dem Getriebe eines Tages ungemein überflüssig finden. Und mit derselben Notwendigkeit, womit es Bauernsproß als Jüngling zur Bühne und als Mann von der Jne getrieben hatte — „der Mutter Erde ausgelehtes Kind, heimverlangt“ — mußte es ihn zum zweiten Male heimver-  
 ren, als er erkannte, daß er aus den Regem eines senilen Despotis-  
 ., den er anno 1907 nicht mehr ertragen hatte, in die Traufe  
 der Anarchie geraten war. Wir sagen ihm traurig Lebewohl.



# Die Bewegung in der Plastik /

von Leopold Ziegler

## Ein Dialog

**Philosoph:** Erinnern Sie sich des neulichen Gespräches, das wir in Ihrer Werkstatt über plastische Bewegungsmöglichkeiten führten? Seither bin ich einem Problemchen auf der Spur, das verteuftelt flinke Beine hat. Wenigstens habe ichs bis heute noch nicht einholen können. Helfen Sie mir doch ein bißchen. Es ist eine spitzfindige Geschichte, und fast fürchte ich, Sie werden mich auslachen.

**Bildhauer:** Sie haben also wieder etwas ausgetüftelt. Ich bin ganz Ohr.

**Philosoph:** Wir philosophierten damals einiges über die Bewegung als eine Eigenschaft der Form und setzten dabei naiv voraus, daß es die selbstverständlichste Sache von der Welt wäre, von einer Statue, von einem Relief Bewegtheit zu fordern. Aber begeht man dabei nicht eine Paradoxie, wie sie toller nicht geträumt werden kann? Gibt es einen unbeugsameren Widerspruch, eine zugespitztere Antithetik als die Bewegung, die an sich ein durchaus süßes Ereignis, ein Nacheinander, eine stetige Veränderung von Gegenständen oder Körpern in der Zeit ist — und die zeitlos starre Unveränderlichkeit einer skulpturalen Gestalt? Wie soll man sich vorstellen, daß eine solche Veränderung in der Zeit angedeutet werde in einem System von Linien und Budeln im Raum? Wie ist es möglich, daß die Bildnerei etwas von dieser zeitlichen Aktion in ihre Hervorbringungen hinüberrette, da ihr doch grade die Zeit von allen Tatsachen der Wirklichkeit am gewissesten verloren geht? Erhebt man dabei nicht gradezu die Forderung, daß die Zeit in den Raum, die Veränderung in den Stillstand, das Nacheinander in die Gleichzeitigkeit verzaubert werde? Ein Körper bewegt sich, er verändert kontinuierlich seine Lage, seine Haltung, er vollzieht eine Handlung von bestimmter Dauer und in einem bestimmten Zeitmaß — und dieses ausschließlich zeitlich erfaßbare Vorkommnis soll plastisch fixiert werden können? Heißt das nicht unverhohlen das Unmögliche verlangen?

**Bildhauer:** Was Sie da äußern, ist nicht so übel. Der Widerspruch ist zu flagrant, als daß er geleugnet werden dürfte. Aber wie wollen Sie ihn auflösen? Denn Sie werden doch nicht bestreiten wollen, daß in der Plastik so etwas wie Bewegung vorhanden und nachweislich ist? Und daß eine bildnerische Hervorbringung um so wertvoller ist, je bewegter, lebendiger und beschwingter sie wirkt?

Philosoph: Ich bestreite Ihnen gar nichts. Aber ich lasse mich von Ihrem Einwurf auch nicht beirren. Mir selbst scheint übrigens ein einfacher Ausweg die Schwierigkeit zu umgehen.

Bildhauer: Und der wäre?

Philosoph: Wir gestehen gleichsam versuchsweise mit geziemender Gelassenheit ein, daß die Bewegung als zeitliches Ereignis nicht von einem Formzusammenhang aufgenommen werden kann. Und schließen daraus ungefähr folgendes: Wenn die Plastik ihrer eigenartigen Verfassung gemäß zur Darstellung des Bewegten nicht erforsen sein kann, so besasse sie sich statt mit der beweglichen mit der ruhenden Gestalt. Sie verzichte auf Unmögliches und suche ihren Vorteil in der Wiedergabe des in Ruhe befindlichen Körpers. Bewegung und Ruhe sind Gegensätze, oder vielmehr: sie bilden einen einzigen kontradiktorischen Gegensatz. Vermag sich nun der Künstler mit seinem Raumsystem des zeitlichen Nacheinanders nicht zu bemächtigen, so bleibt ihm die Eroberung des unbewegten Zustandes um so sicherer. Ja, ich bin versucht, noch weiter zu gehen und mit etlichen Gleichgesinnten aus unsrer deutschen klassischen Zeit etwa so zu folgern: Die Ruhe ist schon deshalb der Skulptur ungleich gemäßer als ihr Gegenteil, weil jede Bewegung in formaler Hinsicht eigentlich zufällig ist. Der formale Grundzug einer Gestalt, ihr Dasein, ihr charakteristisches Wesen, wird ja von der Bewegung niemals betroffen. Ein Mensch ist nicht, weil er sich bewegt, sondern er bewegt sich, weil er ist. Jede körperliche Aktion eines Organismus verrät höchstens einen augenblicklichen Zustand, ein gegenwärtiges Streben oder Begehren, eine Aufwallung oder ein Erleiden, aber sie läßt das in sich ruhende Ichzentrum, die menschliche Essenz einer Person unberührt. Ich weiß mir nichts Kostlicheres, Festlicheres, als wenn es der Kunst gelungen ist, das große Dasein einer Person, ihre wunderbar unerschütterte Existenz, ihre unabänderliche Ewigkeit, ihren metaphysischen Urbestand zur Anschauung zu bringen. Denken Sie an die Antike, an den Apollon Choiseul, an den pompejanischen Apoll, denken Sie an den Wagenlenker, an die Athena Parthenos, an die Athena des Myron, an den Ostfries des Parthenon. Das Haschen nach vibrierender Beweglichkeit, nach verstärkten Ausdrucksmöglichkeiten hat von alters her die Plastik gefährdet, wenn nicht öfters gradezu zerstört. Pergamon, der Fechter, Laokoon und der farnesische Ier widersprechen dem trono di Venere und den Elgin Marbles: sie haben unrecht. Giovanni di Bologna, Bernini und Antonio garelli widersprechen den florentinischen Meistern des Quattrocento: und sie sind die Vertreter der Nervosität, der Ungesundheit und des Niedergangs geworden. Jede Zeit, die die Aufgaben der Kunst von vorn beginnt, die das Grundgesetz, die ἀρχή der

artistischen Arbeit von neuem zu erfassen sucht und in diesem allein preiswürdigen Sinne archaisch ist — sie beginnt überall in der Skulptur mit dem Ringen nach der formalen Quintessenz der Gestalt, mit der Darstellung ihres reinen Da-Seins und So-Seins. Das scheint für die hellenischen Bildhauer des sechsten und fünften Jahrhunderts ebenso zutreffend wie für die verehrungswürdigen Meister der Kathedralen zu Reims und Amiens, der Dome von Bamberg und Raumburg. Wer Augen hat, wird diese Tendenz sogar im vorigen Jahrhundert, das gewiß für Ihre Kunst kein ergiebiges gewesen ist, am Werk erblicken. So bei Hildebrand, der den zeitgemäßen Kontrast zu den geschwellenen Banalitäten bildete, die ich barocco berlinese zu taufen vorschlage. So bei Maillol, der ein Rückschlag war gegen allerlei Gefährvolles und Übersäumendes von Rodin. Wobei nicht gesagt sein soll, daß die Vertreter dieser rückwirkenden Richtungen jeweils die stärkere künstlerische oder gar menschliche Potenz besitzen müßten. Das wäre für mein letztes Exempel lächerlich verkehrt. Um also nicht über ein unlösbares Problem, das gar kein Problemchen ist, zu stolpern, würde ich vorschlagen, die Bewegung in der Plastik einfach preiszugeben, wenn ich . . .

**Bildhauer:** Wenn Sie nicht im selben Augenblick bemerkten, daß Ihre kontradiktorische Gegenüberstellung von Ruhe und Bewegung mit jener vorhin aufgeworfenen Frage überhaupt nichts zu schaffen hat. Ja, mein Herr Bogitus, diesmal sind Sie in eine niedliche Falle, in eine Art Fuchseisen, getappt. Ich könnte alle Ihre Beispiele durch ein einziges Gegenbeispiel entkräften und Ihnen erwidern: Denken Sie an die Aegineten in der furtwänglerischen Aufstellung, denken Sie an die hinreißende Schwungkraft der Bewegung des Ostgiebels, an die rückwärts zusammenfrachenden Kämpfer. Aber ich will mich nicht auf Beispiele einlassen, sondern gleich auf die fragliche Sache losgehen. Da ist es nun vollkommen klar, daß die sogenannte Ruhe, die Sie gegen die Bewegung ausspielen wollen, und von der Sie behaupten, sie bewahre die Plastik vor der ungereimten Bemühung, zeitliches Nacheinander in räumliches Nebeneinander zu übersetzen — daß sie selbst nichts anderes ist als eben Bewegung. Nichts ist falscher, irreführender und laienhafter als die Aufteilung der Plastik in die Darstellung der bewegten und der ruhenden Figur. Wo das geschieht, vermissen wir die wünschenswerte Klarheit über den einen wie über den andern dieser Begriffe. Meier-Graefe warnt irgendwo vor der bloßen Empörung gegen das Motiv. Sie verführt namentlich den jungen Künstler öfters dazu, sich einen Sieg, eine artistische Überwindung anzumaßen, wo er sich höchstens in einer aufrührerischen Grimasse gefällt. Ähnlich ist es hier. Wenn in Ihrem kunterbunten Gemengsel von



Kunstwerken, das Sie eben aufstischten, erhebliche Wertunterschiede bestehen, so hat dies andre und bessere Gründe als das gegensätzliche Motiv. Sollte die körperliche Ruhe bildnerisch zu bewältigen sein, dann ist es zweifellos auch die Bewegung. Und wenn Sie diese in einen Widerspruch zur räumlichen Darstellung bringen, so gilt das auch für jene. Passen Sie auf. Wenn der Doryphoros des Polykleitos, im langsamen Marsch begriffen, seinen linken Arm beugt und seine Lanze schultert, wenn der Apoxyomenos des Skopas den rechten Arm ausreckt und eben an den linken das Schwert ansetzt, wenn der münchener Alexander der Große desselben Meisters mit der linken Hand den rechten Unterarm lose berührt und ausruhend seinen rechten Fuß auf einen Stein stützt — so sind diese Vorgänge ausnahmslos ebenso sehr Bewegungen, als wenn die Nixe fliegt oder die Niobiden flüchten, vorwärts stürzen, schutzlehend in die Knie sinken. Nirgends handelt es sich um ausschließende Gegensätzlichkeit zu einem zeitlich ablaufenden Ereignis. Überall ist die Gestalt in einem Augenblick überrascht und fixiert worden, wo sie eine körperliche Aktion ausführte. Ob sie dabei sitzt, steht, liegt oder geht, ob ihre Bewegungen leidenschaftlich beschleunigt oder im seelischen Gleichmaß vollbracht werden, bleibt für das eigentliche Problem ohne Belang. Eine Ausschaltung der Bewegung, wie Sie anzunehmen geneigt sind, findet nirgends statt. Der ruhende Körper ist — und die Physik hat dies längst allgemein formuliert — ebenso bewegt wie der vorwärtsschreitende, laufende oder tanzende. Auch in der Plastik ist die Ruhe der Grenzfall, nicht aber die Kontradiktion der Bewegung.

(Fortsetzung folgt)

---

## Werkbund / von Willi Dünwald

Dem Architekten Henry van de Velde war, da er endlich sein Reformtheater bauen durfte, auch das Bühnenhaus ein Haus des Geistes. Denn dieser in der Außenarchitektur sonst schlecht behandelte, der Gesamtkomposition nie eingearbeitete, nur als Hinterbau angehängte Teil des Theaters reißt sich bei ihm kühn empor und bestimmt die Form. Rechts und links die Magazine, vorn das Zuschauerhaus sind von gleichem Profil, bleiben aber in der Höhe demutsvoll zurück vor dem zu Gott strebenden Bühnenhaus, dem Haus des Geistes. Dieses architektonische Motiv hat van de Velde durch und zu Ende geführt. Gleich profiliert, sind, wiederum kleiner, die Magazine von den Ankleideräumen der Schauspieler umstanden, und ebenso umstehen das Bühnenhaus

die Hallen und Foyers, an die sich die Garderoben als die niedrigsten Profile des ganzen Baues lagern. Organisch aufgebaut wie der menschliche Körper, vom innern Zweck zur äußern Gestalt: also ist dies Theater anzuschauen. Ist man durch die hellen Foyers gegangen, denen Ludwig von Hofmann Frieze gab mit kaum veränderten Themen seiner bekannten rhythmischen Kunst, so betritt man einen ranglosen, dunkel getäfelten, sanft ansteigenden Zuschauerraum von einer gar mystischen Beleuchtung. Das Holzwerk der Wände ist oberhalb wie auch in der Decke unterbrochen, und durch das eingesetzte, billige, gerippte Glas bricht ein Licht durch, als käme es von der schönsten Sonne. Aber wie dieses Licht nur ein Abglanz des Sonnenlichts zu sein scheint, so ist auch die eigentliche Beleuchtung in ihrer Wirkung nur ein Abglanz von der Lichtquelle selbst. Diese Quelle hat van de Velde in die Decke eingearbeitet, weil offenhängendes Licht leicht den Blick der Höchstsitzenden gehindert hätte; und, damit keine Grellheit ins tongedämpfte Haus komme, hat er die Strahlen auffangen und brechen lassen von einem künstlerisch geschickt angebrachten fraiifarbenen Stoff.

Aber das alles war nicht der Grund, daß kein Thespis bis dahin Henry van de Velde herangezogen hatte, so eine neue moralische Anstalt errichtet werden sollte. Der Grund war vielmehr van de Velde's Forderung vom alten Prinzip der Bühne. Keiner wollte es mit seinen neuen, aber unerprobten Ideen versuchen, und da nahm dann der Werkbund pflichtschuldigst sich seiner an, und ließ ihn bauen, bauen seine neue Bühne. Diese Bühne ist breiter als der Zuschauerraum, und zu teilen in eine Haupt- und zwei Nebenbühnen. Bezweckt wird damit, die Szene — das Spiel vorm Vorhang im Proszenium eingerechnet — an vier Orten sich folgen zu lassen; also daß endlich die Plausen des Bühnenumbaus erledigt wären. Sie sind es nicht; die Plausen dauern nicht weniger lange als auf der Drehbühne. Ganz davon abgesehen, ist die starre Bühne und auch die Drehbühne übersichtlicher; wie sich bei der Eröffnungsvorstellung erwies. Vom Himmel sah ich anderthalb Engel und konnte auch nicht prüfen, ob Gretchen wirklich rein hält. Wer nämlich dieser Bühne gegenüber sich nicht grade in der Mitte befindet, sieht immer nur den Winkel einer Szene, nie die Szene ganz. Und weil die Nebenbühnen, welche die Mittelbühne mit der Wand des Zuschauerraums verbinden, schräg gelagert sind, bekommt selbst der, der grade vor einer solchen Nebenbühne sitzt, den Eindruck knapp zur Hälfte. In fünf Schritten wär' ich Linksitzender über das den Zuschauerraum mit der Bühne verbindende niedrige Proszenium in Marthes Zimmer gewesen — aber ich sah, trotz der Nähe, Gretchen darum nicht, weil es sich vor

Mephisto in einen Erker zurückgezogen hatte, der mir unsichtbar war. Selbst wenn sich nun diese Mängel irgendwie beheben ließen: einen idealen Nachteil behielt die Bühne von de Welde doch. Bald rechts, bald links, bald in der Mitte den Ereignissen zu folgen, Aug und Ohr immer auf andre Entfernungen einstellen zu müssen: das reißt den in das Spiel versenkten Geist aus der Betrachtung und der Andacht heraus, das macht unruhig und unaufmerksam. In dieser geteilten Bühne hat die Bühne ihre große Magie: die Hypnose der vor ihr Sitzenden aufgegeben. Die Imponderabilien, wie auch die Abhängigkeit des Geistes von den äußern Organen, hat von de Welde bei der Schöpfung seiner neuen Bühne nicht mitberechnet. Neue Möglichkeiten eröffneten sich nur, wo diese Bühne ganz benutzt wurde. Bei der Eröffnungsvorstellung stand auf ihr jene letzte Szene der übrigens nicht gespielten Walpurgisnacht, in der Faust und Mephistopheles nach erregter Auseinandersetzung die Zauberpferde besteigen, um sich in Gretchens Kerker tragen zu lassen. Und weil hierbei die von keinen Kulissen begrenzte dämmerige Landschaft sich rechts und links hinter den Zuschauerraum wie ins Endlose verlieren konnte, ergab sich ein Eindruck raum- und zeitloser Großartigkeit.

Ich glaube, Dingelstedts Gesamtgaßspiel auf der münchener Industrieausstellung von 1854 war darum eindrucksvoller, weil keine geteilte Bühne ihm den Gesamteindruck verdarb. Das muß ich annehmen, weil ich Raupers Faust und Steinrücks Mephisto schon früher gesehen habe und damals eine höhere Meinung von ihrer Kunst nach Hause trug. Damals waren sie wirklich unselige Zweiseelenmenschen in der Gestalt Faust und Mephistopheles und überwältigend. Lina Sossen bekam ich nur da recht zu Gesicht, wo sie Faust katechisiert, und wo ihr Leib ihm aus Liebe fällig wird. Da nur sah ich ein verinnerlichtes Menschentum transparent werden wie selten zuvor. Ihre Verzweiflung vor dem Muttergottesbild, und wie sie im Dom von ihrem katholischen Gewissen arg gezwickt wird, ging mir verloren — dank dieser Bühne und der Dunkelheit, die Barnowsky darauf herrschen ließ. Aber Ilka Grünings prachtvolle Frau Marthe schaute ich und ward ihrer herzlich froh. Ihres Gartens dagegen nicht, obgleich der von Svend Gade kunstvoll empfunden und entworfen war. Er wuchs im Geschmack unsrer Zeit und trug, weiß Gott, nicht den Jasmin und Abendelbust früherer deutscher Gärten. Auch der Brunnenplatz vermittelte ein Stück altdeutscher Kultur. Und so blieben Barnowsky sein Maler uns die Illusion von Gretchens Umwelt schuldig. Il aber entsprachen Faustens Studierzimmer, die Herenküche jene Endszene der Walpurgisnacht einer künstlerisch starken Wirkungskraft.

die Hallen und Foyers, an die sich die Garderoben als die niedrigsten Profile des ganzen Baues lagern. Organisch aufgebaut wie der menschliche Körper, vom innern Zweck zur äußern Gestalt: also ist dies Theater anzuschauen. Ist man durch die hellen Foyers gegangen, denen Ludwig von Hofmann Frieze gab mit kaum veränderten Themen seiner bekannten rhythmischen Kunst, so betritt man einen ranglosen, dunkel getäfelten, sanft ansteigenden Zuschauerraum von einer gar mythischen Beleuchtung. Das Holzwerk der Wände ist oberhalb wie auch in der Decke unterbrochen, und durch das eingesetzte, billige, gerippte Glas bricht ein Licht durch, als käme es von der schönsten Sonne. Aber wie dieses Licht nur ein Abglanz des Sonnenlichts zu sein scheint, so ist auch die eigentliche Beleuchtung in ihrer Wirkung nur ein Abglanz von der Lichtquelle selbst. Diese Quelle hat van de Velde in die Decke eingearbeitet, weil offenhängendes Licht leicht den Blick der Höchstsitzenden gehindert hätte; und, damit keine Grellheit ins tongedämpfte Haus komme, hat er die Strahlen auffangen und brechen lassen von einem künstlerisch geschickt angebrachten farisfarbenen Stoff.

Aber das alles war nicht der Grund, daß kein Thespis bis dahin Henry van de Velde herangezogen hatte, so eine neue moralische Anstalt errichtet werden sollte. Der Grund war vielmehr van de Velde's Lossagung vom alten Prinzip der Bühne. Keiner wollte es mit seinen neuen, aber unerprobten Ideen versuchen, und da nahm dann der Werkbund pflichtschuldigst sich seiner an, und ließ ihn bauen, bauen seine neue Bühne. Diese Bühne ist breiter als der Zuschauerraum, und zu teilen in eine Haupt- und zwei Nebenbühnen. Bezweckt wird damit, die Szene — das Spiel vorm Vorhang im Proszenium eingerechnet — an vier Orten sich folgen zu lassen; also daß endlich die Pausen des Bühnenumbaus erledigt wären. Sie sind es nicht; die Pausen dauern nicht weniger lange als auf der Drehbühne. Ganz davon abgesehen, ist die starre Bühne und auch die Drehbühne übersichtlicher; wie sich bei der Eröffnungsvorstellung erwies. Vom Himmel sah ich anderthalb Engel und konnte auch nicht prüfen, ob Gretchen wirklich rein hält. Wer nämlich dieser Bühne gegenüber sich nicht gerade in der Mitte befindet, sieht immer nur den Winkel einer Szene, nie die Szene ganz. Und weil die Nebenbühnen, welche die Mittelbühne mit der Wand des Zuschauerraums verbinden, schräg gelagert sind, bekommt selbst der, der gerade vor einer solchen Nebenbühne sitzt, den Eindruck knapp zur Hälfte. In fünf Schritten wär' ich Linksitzender über das den Zuschauerraum mit der Bühne verbindende niedrige Proszenium in Marthes Zimmer gewesen — aber ich sah, trotz der Nähe, Gretchen darum nicht, weil es sich vor



Mephisto in einen Erker zurückgezogen hatte, der mir unsichtbar war. Selbst wenn sich nun diese Mängel irgendwie beheben ließen: einen idealen Nachteil behielt die Bühne van de Velde doch. Bald rechts, bald links, bald in der Mitte den Ereignissen zu folgen, Aug und Ohr immer auf andre Entfernungen einstellen zu müssen: das reißt den in das Spiel versenkten Geist aus der Betrachtung und der Andacht heraus, das macht unruhig und unaufmerksam. In dieser geteilten Bühne hat die Bühne ihre große Magie: die Hypnose der vor ihr Sitzenden aufgegeben. Die Imponderabilien, wie auch die Abhängigkeit des Geistes von den äußern Organen, hat van de Velde bei der Schöpfung seiner neuen Bühne nicht mitberechnet. Neue Möglichkeiten eröffneten sich nur, wo diese Bühne ganz benutzt wurde. Bei der Eröffnungsvorstellung stand auf ihr jene letzte Szene der übrigens nicht gespielten Walpurgisnacht, in der Faust und Mephistopheles nach erregter Auseinandersetzung die Zauberpferde besteigen, um sich in Gretchens Kerker tragen zu lassen. Und weil hierbei die von keinen Kulissen begrenzte dämmerige Landschaft sich rechts und links hinter den Zuschauerraum wie ins Endlose verlieren konnte, ergab sich ein Eindruck raum- und zeitloser Großartigkeit.

Ich glaube, Dingelstedts Gesamtgastrspiel auf der münchener Industrieausstellung von 1854 war darum eindrucksvoller, weil keine geteilte Bühne ihm den Gesamteindruck verdarb. Das muß ich annehmen, weil ich Ranplers Faust und Steinrücks Mephisto schon früher gesehen habe und damals eine höhere Meinung von ihrer Kunst nach Hause trug. Damals waren sie wirklich unselige Zweifelseelenmenschen in der Gestalt Faust und Mephistopheles und überwältigend. Bina Rossen bekam ich nur da recht zu Gesicht, wo sie Faust katechisiert, und wo ihr Leib ihm aus Liebe fällig wird. Da nur sah ich ein verinnerlichtes Menschentum transparent werden wie selten zuvor. Ihre Verzweiflung vor dem Muttergottesbild, und wie sie im Dom von ihrem katholischen Gewissen arg gezwickt wird, ging mir verloren — dank dieser Bühne und der Dunkelheit, die Barnowsky darauf herrschen ließ. Aber Ilka Grünings prachtvolle Frau Marthe schaute ich und ward ihrer herzlich froh. Ihres Gartens dagegen nicht, obgleich der von Svend Gade kunstvoll empfunden und entworfen war. Er wuchs im Geschmack unsrer Zeit und trug, weiß Gott, nicht den Jasmin und Lavendelduft früherer deutscher Gärten. Auch der Brunnenplatz vermittelte nicht ein Stück altdeutscher Kultur. Und so blieben Barnowsky sein Maler uns die Illusion von Gretchens Umwelt schuldig. Al aber entsprachen Faustens Studierzimmer, die Herenküche jene Endszene der Walpurgisnacht einer künstlerisch starken Fühlungskraft.

## Nach Damaskus / von Alfred Polgar

Dreizehn (im Buch siebenzehn) Bilder aus dem Leben eines Wahrheit suchenden Mannes, der alles Leiden des Genies durchlitt und ein Genie des Leidens war. Eine Fieberturve, ansteigend bis zur Krise und sacht hinabgleitend in die Tristitia einer Genesung zum Krüppel. Denn das Damaskus, das zum Schluß dieses ersten Teils am Horizont aufdämmt, ist eine trübe Örtlichkeit, ein Invaliden-Asyl für mürbe gewordene Geister. Die Fragen, die eine von Martern der Erkenntnis und des Zweifels heimgesucht: Seele zur Gottheit empor schrie, werden nicht durch Antwort beruhigt, sondern dem Frager wird die Lust am Fragen ausgeprügelt, ausgefoltert, ausgebrannt. Der Himmel führt keine Dialoge. Glauben heißt: den Mund halten; und lernen, Fluch als Gnade zu deuten. Es ist charakteristisch, daß der Held dieses Dramas, der „Unbekannte“ (hier wohl in dem Sinn: der sich selbst nicht Kennende), auf dem Gipfel seines dunklen Passionsweges zusammenbrechend, sich die Hüfte verletzt. (Auch Jakob verletzte sich die Hüfte, als er mit Gott rang.) Mindestens klagt er über Schmerzen in der Hüfte, zum Erstaunen der barmherzigen Schwester, die dort keine Wunde merkt. Es ist symbolisch zu verstehen und heißt, daß es kein aufrecht Schreitender mehr ist, der den Weg nach Damaskus stolpert.

Dinge und Menschen dieses Dramas (das kein Drama ist) haben weder reale noch irrealen Geltung; und doch beides. Es sind Spiegelungen im Brackwasser des Geistes, dort, wo seine hellen und seine finsternen Ströme ineinanderrinnen. Vorgänge und Figuren des wirklichen Lebens scheinen geisterhaft verdünnt, Träume, Gedanken, Delirien haben Körperlichkeit, mischen sich unter Wesen von Fleisch und Blut als derengleichen. Das äußere Leben schwebt, das innere sucht die feste Erde. Und immer wieder geht die Phantasie der Logik ins Netz. Einmal ist jene stärker, dann reißt das Netz, einmal diese, dann gibt sich die Phantasie gefangen, „erklärt“ sich, gehorcht der Schwerkraft. Dann zerflattert Spuk in Nüchternheit; dann war das drohende Pochen der Dämonen das Stampfen eines Pferdes im Stall, die Musik in den Lüften Gesang des eigenen Blutes, die weißen Schlangen auf dem Fußboden Gaukelei des Mondlichts.

Ein Ungläubiger ist der Unbekannte eigentlich nicht, nur ein mit seinem Schöpfer Überworfener. Ein bis zur Raserei Makontenter. Er fühlt sein Ich als gutes Instrument, das durch einen schlechten Spieler um seine Musik betrogen wird. Der Harmonien voll, muß es Mißklang um Mißklang gebären. „Warum wird man ein Jüngling mit allen edlen Absichten, die man verwirklichen will, und warum wird man dann in jede Schlechtigkeit, die man verab-

scheut, hineingetrieben? Warum, warum?" In der Folterkammer des Lebens darfst du nicht deine Wahrheit sprechen, sondern das, was der Richter, der die Folter verhängte, zu hören wünscht. Solcherart scheint des Menschen Dasein nur den Zweck zu haben, das Todesurteil, das er bei seiner Geburt schon empfing, als im Sinne einer himmlischen Jurisprudenz verdient erscheinen zu lassen. Wir müssen Sünder sein, damit auf die Gerechtigkeit unsres Verurteilers kein Schatten falle. Rettung gibt es nicht. Fühle, bekenne, glaube dich als Schuldigen, dann ist dein Elend wenigstens durch Kausalität gemildert; ein fahler Schimmer von Sinn erhellt es. Tußt du es nicht, so ist Finsternis um dich und in dir, jedes Licht, das hinauszuführen scheint, ein Irr-Licht, und Irr-Sinn aller Sinn, der sich dem Leben enträtseln läßt. Der Unbekannte gab Liebe und förderte durch seine Gabe den Haß. Er braute der kranken Welt Medizinen, und in ihrem Mund wandelten sich die Heiltränke zu Gift. An seiner Friedensbotschaft entzündete sich die Wut, seine Gerechtigkeit schuf Unrecht, seine Befreierhände öffneten der Bosheit und dem Verbrechen die Tür, und unterm heißen Hauch seiner Wahrheit gedieh die Lüge.

Im ersten Teil dieses Werks sind des Himmels Folterknechte an der Arbeit, dem Unbekannten Geständnisse der Demut und Zerknirschung abzumartern. Alle Dämonen des äußern und des innern Lebens sind gegen ihn losgelassen. Der Geldmangel ist unter ihnen, keineswegs in einer subalternen Rolle, sondern koordiniert den gewaltigsten Mächten der Finsternis. Sein dauernder Druck reibt dem Opfer Hirn und Seele wund. Es klingt absonderlich, in einem Werk, in dem von ewigen, höchsten und letzten Dingen die Rede ist, mit der gleichen starren, finstern Emphase, wie von diesen, von nicht ankommenden Geldbriefen und nicht bezahlten Rechnungen sprechen zu hören. Aber wer durch die Hölle der Demütigungen gegangen ist, in die der Mangel stößt, wer es weiß, wie die Kräfte der Not sich nicht an der Epidermis allein vergnügt, sondern Löcher in Herz und Hirn und insbesondere in die unsterbliche Seele frißt, der wird den Dichter bewundern, der einer furchtbaren, lächerlichen Qual nicht nur die ihrer Lächerlichkeit gebührende Verachtung, sondern auch die ihrer Furchtbarkeit gebührende Achtung zu zollen den Mut hatte.

Der ‚Bettler‘, für den der Unbekannte sich „nicht interessiert“, und dem er doch an allen Kreuzwegen seines Schicksals begegnet; der Irre, ‚Caesar‘, der die Welt neu ordnen will; der ‚Zimmermann‘, den die braunen Begräbnisdiener eingescharrt haben, und der mehr Wurm im faulen Holz war als Zimmermann: sie sind sputhafte Personifikationen von Gedanken, Trieben, Leidenschaften aus des Unbekannten eigenem Ich. Folterknechte des innern Lebens.



„Früher sah ich Dinge und Begebenheiten, Formen und Farben, jetzt sehe ich Gedanken und Bedeutungen.“ Gedanken, Bedeutungen, Träume und Visionen sind auch die gleichberechtigten Mit-Akteure dieses Dramas. Überdimensionierte Erinnerungen und Ahnungen geistern dazwischen, das Fieber malt phantastische Kulissen, und die Angst belebt den Schauplatz mit Klängen und Erscheinungen. Die Privatangelegenheiten des Dichters sind hier zu kosmischen Problemen aufgequollen. Und die Mechanik seines Schicksals knarrt lauter als der Gang der Welt. Das Seltsamste jedoch in diesem ersten Teil ist das Ideal-Bild der ‚Dame‘ (die hier noch Führerin zur Erlösung ist). Sie wohnt in einer rosenroten Kammer und macht immerzu Handarbeiten. Sie ist gut, verständig und der Barmherzigkeit voll (aber der ‚Konfessor‘ ruft schon, als der an seiner Seele kranke Unbekannte zur Rosenkammer eilt: „Der Tor! der Tor!“). Sie hat, bei größter Bescheidenheit, hohe geistige Interessen und ist chokierte über allzu kühne Ansichten des Dichters, die sie, zwischen zwei Handarbeiten, aus seinem Buch stichprobenweise herausfischt! Ja, das wird sogar Ursache des ersten Konflikts und der ersten Trennung. Ein idealistischer Frauenlob-Glaube, daß die Ansichten des Mannes bestimmend seien für das Verhältnis der ‚Dame‘ zu ihm! Und nicht vielmehr und einzig-allein Timbre und Echo dieser Ansichten!

Alle dramatische Aktion ist ins Wort gebannt. Nichts ‚geschieht‘, aber der Dialog ist gesprochene Gewalttat. Manchmal ein chevaleresker, fast feierlicher Austausch von Stoß und Stieb, ein Duell zwischen Edelmännern; manchmal bäurisch-harte Schläge mit geballter Faust; manchmal ein langsames, unbarmherziges, auf Dual bedachtes Würgen des Gegners. Voll lauernder Drohungen sind diese kurzen, unheimlich exakten, mit Anklagen und bösen Mehrdeutigkeiten vergifteten Dialoge. Oft ist die Sprache so bleich, kalt, leblos wie die Wesen, die sie sprechen. Plötzlich flammt sie auf, von einem Blitz der Inspiration getroffen. Und alles, Nichtiges, wie Erhabenes, Großes wie Kleines, scheint von dem gleichen eigentümlich scharfen, ähnden, wie konzentrierten Pathos durchtränkt. Von der Existenz Gottes wird hier in demselben fanatischen Tonfall gesprochen, wie von Tapetenmustern.

Als Kunstwerk ist ‚Nach Damaskus‘ nicht zu werten. Hier wird nichts gestaltet und nichts geformt. Hier stellt ein Kranker dem Arzt die Diagnose. Hier läßt ein Angeklagter seinen Richter vor den Richterstuhl, und ein Dramatiker schreibt das Protokoll. Hier sind Schatten greifbar, und den Körpern fehlt eine Dimension. Es ist vielleicht eine Dichtung, aber gewiß kein Theaterstück. Weshalb auch der Einfall, es darzustellen, mehr durch seine Unvernünftigkeit als durch sein literarisches Gehört-sich imponiert.

Das Lessingtheater hat den ehrenwerten Versuch unternommen, diese heilig-profane Bilderreihe der Strindberg-Passion dem Theater zu gewinnen. Die geistigen Inhalte der Dichtungen sind so kompliziert, in Teilchen zerbrochen, als Traum und Spuk verumummt, oder ganz zur Asche verbrannt und in den dunklen Fluß des Geschehens gestreut, daß an ihnen kaum die Lust des Reigisseurs sich entzündet haben dürfte. Wohl aber an den eigen- und einzigartigen Moll-Stimmungen des Dramas. Den problematischen Nebel, der über diesen Szenen lastet — Tatsächliches umschleierend, Dimensionen vortäuschend, zu Gesicht gerinnend — so fühlbar zu machen, daß er sich den Zuschauern auf die Zunge legt: das mochte einen Inszenierer wohl reizen. Zum Teil ist es Herrn Barnowsky auch gelungen, einen Rand von Unwirklichkeit um Dinge und Menschen seiner Aufführung zu ziehen; den breitesten und schönsten in der Szene ‚Refektorium‘. Die ganze Vorstellung, so verstottert sie durch zwölf endlose Zwischenakte heraustritt, zeigt Kultur und Würde. Die hätte sie wohl auch ohne das konsequent durchgehaltene Portando ihres Tons, das den Gesprächen einen Zug krankhaft-steifer Bedeutsamkeit gibt (allen Ibsen-Touristen wohlbekannt als Wegmarkierung zum Abgrund der Lächerlichkeit). Dramaturgische Arbeit wurde, wenn man von der Streichung einiger Szenen absieht, keine geleistet, und das Deutsch des Herrn Schering blieb unangetastet. Daß man im Theater des Herrn Barnowsky Sätze sprechen darf wie den Schlusssatz des Herrn Rathler: „Nun ja, ich kann ja immer hindurchgehen; aber bleiben tue ich nicht“, kränkt mich, aber wundern tut es mich nicht.

Auf der Höhe ihrer Aufgabe: Frau Grüning als Mutter, von der der Unbekannte sagt: „Du bist der boshafteste Mensch, den ich in meinem Leben getroffen habe; aber das kommt daher, daß du religiös bist!“ So war sie; zu einem kalten, reinen, unbarmherzigen Prinzip erstarrte Güte. Sehr schön die unheldisch-einfache, im finstersten Jammer noch würdige Haltung, in der Herr Rathler des Unbekannten Schicksal trägt. Eine Art Fanatismus der Hoffnungslosigkeit, eine Ekstase der Ohnmacht scheint ihn zu versengen. Keinem zweiten Schauspieler ja so gern wie ihm glaubt man das brennende Herz; und daß die Worte Funkenbotschaft von dorthin. Aber alle Schönheit und Echtheit seines schauspielerischen Wesens wurde diesmal gefährdet durch Monotonie. Von Anfang bis Ende des langen Spiels gab sein Ich immer den gleichen, einzigen Klang: den Ton einer trozigen Melancholie. Einmal rückt der Akzent mehr zum Troß, dann mehr zur Melancholie hinüber — das ist die ganze Abwechslung. So traf des Unbekannten Rede stellenweise fast wie Litanei das Ohr. Wie Gebetpassus aus einem Anti-Gottesdienst.

Mattschimmernd in allen Farben einer schönen Seele Fräulein

Lassen (als Dame). Lavendelgeruch von Tugend und rechtschaffenen Dingen und Ordentlichkeit und solider Schwermut ist um sie. Klug, einfach, vornehm gibt sie mit jedem Wort eine kleine Fassion innern Besitzes; und ist durchaus souveräne Herrin über alle Wohlgerüche und Melodien der Dürftigkeit.

---

## Der Mann vom Bau / von Richard U. Bermann

Wenn zwei Nigger streiten, sagt der eine zum andern: Dummer Nigger! Wenn ein Jude dies oder das getan hat, steht gewiß ein anderer Jude auf und sagt: Echt jüdisch! Wenn ein deutscher Journalist ein Buch geschrieben hat, kommt gewiß ein anderer deutscher Journalist und sagt: Das Buch eines Journalisten!! Nach und nach begreift man auch bei uns, daß der beste Journalismus zur guten Literatur gehört; nur einige Feuilletonredakteure sind noch nicht dieser Ansicht. Insbesondere der journalistische Reiseschilderer (sofern er Talent und Kultur hat) wird heute von allen Verständigen voll genommen; die Gabe, schnell und scharf das Typische zu sehen, an einem impressionistisch erfaßten Detail große Zusammenhänge im Vorbeigehen aufzuzeigen, das Schwere in faßlichen Worten zu sagen: das ist eine journalistische Gabe; andre Reisende haben wieder andre. Ein Mitarbeiter dieser Blätter, Fritz Ph. Baader in Hamburg, hat kürzlich in dem von ihm regierten Feuilletonteil der Hamburger Nachrichten die berufsmäßigen Reiseschriftsteller in zwei Gruppen eingeteilt: „die ‚Dichter‘ und die ‚Journalisten‘, will heißen: die ‚zwecklosen‘ Reisenden, die nur auf das Erlebnis als solches ausgehen und auf seine Verarbeitung in lektendgültige Formen, und die ‚zweckbewußten‘ Reisenden, die von vornherein mit fester Marschroute, mit vorgefaßten journalistischen Zielen, Tendenzen reisen, und seien es auch nur die der finanziellen Ausschlichtung auf dem Wege der Druckerschwärze. Als Mann vom Bau“ — sagt Herr Baader weiter — „muß ich leider (aber was nützt es, unehrlich zu sein?) bekennen: die journalistischen Ausbeutungen dünken mich minder wertvoll . . .“. Den Anlaß zu diesem Bekenntnis eines Mannes vom Bau hat der Autor dieser Zeilen gegeben; er reiste im vorigen Sommer nach Irland, und zwar mit dem vorgefaßten journalistischen Ziel, der Tendenz, dieses auf dem Kontinent gänzlich unbekannte Land einmal zu schildern, wie es einem europäischen Touristen vorkommt; um die schwierige Homerule-Frage und das Ulster-Problem im Lande selbst zu studieren und dann in so gutem Deutsch wie möglich und so wenig langweilig wie möglich deutschen Lesern darzulegen — und hernach (traun!) am Ende des „Weges der

Druckerschwärze“ nicht ohne Honorar zu bleiben. Es ist schließlich ein Buch daraus geworden; es erschien (im Hyperion-Verlag), wurde von der Kritik gelobt oder auch getadelt und mißfiel dem Feuilletonredakteur der Hamburger Nachrichten. Er machte von seinem ausgezeichneten Recht Gebrauch und schrieb eine scharf abweisende Rezension. Der erste Satz schließt mit dem Wort „stigmatisiert“, der letzte lautet: „Er ist — Journalist. Und man greift mit einem Aufatmen der Erlösung nach den Büchern zweier Dichter . . .“. Fritz Ph. Baader mag mein Buch nicht? Sehr wohl, ich habe mich in die Gefühle meiner Herren Kritiker nicht einzumischen, ich entgegne auf den Tadel keine Silbe. Aber ich lasse mich nicht ‚Journalist‘ schimpfen. Wer sich in Deutschland ernst als Publizist bemüht, bekommt dieses Schimpfwort (als Schimpfwort) satt. (Baader vergift übrigens auch nicht, und das ist typisch, aus meiner Biographie anzuführen, ich sei ein Oesterreicher — „aus der Scherlschen Schule“.) Weil ich also ein Journalist bin, bin ich zwar „ein ungemein amüsanter Plauderer, aber man wird das störende Gefühl einer überspannten Subjektivität nicht los, die allmählich verstimmend wirkt“. Also der reisende Journalist muß sich hüten, subjektiv zu sehen, subjektiv zu berichten. Eine Zwischmühle: Sieht der Reiseschriftsteller nicht subjektiv, dann ist seine Arbeit augenscheinlich ohne künstlerischen Wert; sieht er subjektiv: dann ist er — ein Journalist. Hier werden alle höhern Ambitionen eines modernen künstlerischen Journalismus abgelehnt; es bleibt nichts übrig, als der ‚objektive‘ Zeitungsstil (Scherlscher Schule), das heißt: das Cliché, die Aufzählung, die mit Daten belegte Langweile. Dann gibt es freilich keine noch so ferne Aussicht auf eine gehobene Tagesschreiberei oder vielmehr Tagesliteratur deutscher Nation, die das Licht des Tags mit jungen Menschen-  
 augen sehen möchte, die nie „lektendgültig“ sein wollte (und noch stolz darauf wäre), aber immer wahr mit der erkannten Wahrheit jedes Tages. Auf einen Journalismus, der nicht für, sondern gegen die Banalitäten einträte — kurz: dessen Subjektivität von allen alten Tanten mit Fug „überspannt“ genannt werden müßte. Kann und soll es das nicht geben, dann begreife ich aber nicht, wie ein feiner und wertvoller Mensch von heute — Feuilletonredakteur bleiben kann. Freilich, Fritz Ph. Baader sitzt dafür in allen Ausschüssen des Reichsverbands der Deutschen Presse und „hebt den Stand“ diese Weise; anderweitig. Aber traurig ist es doch, daß es zu dem deutschen Oberlehrer, der eigentlich gar so gern Privatdozent Philologie geworden wäre, aber leider . . . — daß es zu dem melancholischen Jammerwesen so ein Gegenstück gibt: den „verstimmt“ Feuilletonredakteur, der im tiefsten Herzensgrunde natürlich was gegen die Presse hat.



## Dresdens Hoffchauspiel / von Herbert Ihering

Die technischen und künstlerischen Kräfte des neuen dresdner Schauspielhauses hatten bei der Faust-Inszenierung zum ersten Mal Gelegenheit, ihre letzten Möglichkeiten zu zeigen. Es galt, ein dramaturgisches Problem, das noch nie, und ein szenisches Problem, das nur selten gelöst worden ist, zu bewältigen. Die dramaturgische Frage wurde erledigt. Es gelang nicht nur, Zusammenziehungen zu beseitigen und die Einzelauftritte für sich zu stellen, was schon Reinhardt durchgesetzt hatte: es gelang auch, durch geschickte Striche innerhalb der Szenen die ganze Szenenfolge mit einer Ausnahme unberührt zu lassen und dabei weniger Spielzeit als Reinhardt zu beanspruchen, der Wald und Höhle, trüben Tag und Feld strich, obwohl gerade diese Szenen die einzigen sind, die in der Gretchen-Tragödie auf die Faust-Tragödie hinlenken. Die technische Einrichtung des Maschineriedirektors Vinnebach hat sich in dieser von Karl Reiß inspirierten, von Ernst Sewinger inszenierten Aufführung allen Präzisions-Anforderungen gewachsen gezeigt. Die Versenk- und Schiebebühne ermöglicht den Umbau während des Spiels und läßt zu, daß vollständig aufgebaute Dekorationen aus der Tiefe kommen und binnen wenigen Sekunden lautloser als auf der nicht elektrisch betriebenen Drehbühne gegen die vorigen ausgetauscht werden.

Wenn diese Einrichtung den dramaturgischen Anforderungen des „Faust“ spielend gerecht wurde, so bewältigte sie die szenisch-dekorativen Probleme nur zum Teil. Vinnebach ist als Künstler nicht auf der Höhe seiner technisch-praktischen Fähigkeiten, und Hoftheatermaler Altenkirch übersieht nicht die malerischen Möglichkeiten der neuen Bühne. Luft und Licht hatten die freien Szenen dank dem Kuppelhorizont: das Vorspiel im Himmel, der Spaziergang erhielten eine fast atmosphärisch wirkende Beleuchtung. Aber die Dekorationen selbst blieben oft matt und unentschieden, besonders unsuggestiv in der Gretchen-Tragödie. Die Szenerie war weder als Bild noch als heraushebende Umgebung des Darstellers zwingend. Es fehlte die Gliederung des Raumes, die Vorherrschaft energischer Farben. Es werden Maler herangezogen werden müssen, die einprägsamere Kostüme schaffen und von den technischen Möglichkeiten dieser Bühne zu gewagteren Leistungen inspiriert werden. Jetzt war die Maschinerie phantastischer als die Szenerie. Warum versucht man es nie mit Benois, Bakst, Godler und Bœckstein?

Auch die Regie scheute die starken Akzente, hob nicht heraus, kontrastierte nicht, riß nicht zusammen, befeuerte kein Tempo und

blies den Schwachen keinen Atem ein. Aber Emil Lindner war ein wundervoller Faust. Er läßt oft ganze Strecken fallen, unterbricht seine eigene Melodie, ist unausgeglichen, schwankend und kommt doch mit seiner bohrenden Eindringlichkeit, seiner wühlenden Wahrhaftigkeit und flackernden Inbrunst zu ungebrochener Wirkung. Emil Lindner ist heute nach Käßler der einzige Darsteller schwerblütiger deutscher Helden. Er ist nervös-schlicht, differenziert-bürgerlich und hat Grenzen, wo das Unberechenbare, phantastisch Aufgestörte beginnt. Nach ihm fiel der Darsteller des Frosch auf: Walter Plz, der nach dieser kleinen Rolle eine starke Begabung für jugendliches Charakterfach haben muß. Gertrud Treßniß, als Gretchen, wirkte nach außen monoton, trotzdem sie variierte, weil sie innerlich monoton blieb. Gertrud Treßniß hat Schattierungen und Nuancen, aber sie werden nicht als Farbe und Abwechslung bemerkbar: die Energieen fehlen, die alles Gestalten erst legitimieren. Lothar Mehnert als Mephisto, anfangs zu dick im Ton, fand in den Gretchen-Akten seine persönliche Art: spielerische Überlegenheit und mimische Voderheit als Kontrast zu schwerfälligem Körper.

Dieser Gegensatz belebte auch Mehnerts Professor Higgins in ‚Pygmalion‘. Alles war an dem ungefügen Mann beweglich, launig. Der Körper war zu Improvisationen bereit. Mehnert kann flüchtig und untief sein, wie als Fürst im ‚Lebenden Leichnam‘: in ‚Pygmalion‘ war er kostbar und half nicht wenig, daß diese von Hanns Fisches geleitete Aufführung die des berliner Lessingtheaters weit übertraf. Vielleicht war die Szene im Regen vor der Paulskirche bei Barnowsky geschickter, weil sie auf dem Platz vor der Kirche Spielraum ließ, während in Dresden der Auftritt umgekehrt arrangiert war und der Platz hinter der Kirche lag, durch deren im Vordergrund aufgestellte Säulen der gewissermaßen in der Kirchenhalle gedachte Zuschauer hindurchblickte. Die Darsteller kamen also die Treppe hinauf dem Zuschauer entgegen und hatten nur den schmalen Säulenraum zur Entfaltung. Entscheidend ist, daß es in Dresden keinen forcierten Humor gab, alles frei strömte und sich ausatmete. Hermine Körner, die die Eliza spielte, ist eine scharfe, witzige Gestalterin. Sie hat eine merkwürdige hohe Energie des Tones. Sie hat Bertwegenheit und Mut. Es ist unbegreiflich, daß Reinhardt diese Schauspielerin, in der er endlich eine eindringliche Charakterdarstellerin gewinnen würde, sich nicht holt. Aus dem raisonnierenden Müllkutscher Doolittle versuchte Hanns Fischer mit feinen, diskreten Mitteln, mit zarter, leiser, bedächtiger Komik einen spitzbübischen Narren zu machen. Störend war in dieser lebendigen Darstellung die Heldenmütterlichkeit der Clara Salbach. Man sollte sich eingestehen, daß ihre



Zeit vorbei ist, und die schweren Gewichte ihrer nur mühsam gebändigten Deklamation nicht an ein beschwingtes Konversationsstück hängen.

Auch Paul Wiede wirkt heute veraltet. Man braucht nicht an Moissi zu denken, um seinen Fedja schwer erträglich zu finden. Wie kleinbürgerlich, philiströs ist dieser Abseitige geworden! Paul Wiede ist heute ohne Funken und Flamme, also kein Held mehr. Er ist ohne Wandlungsfähigkeit, also kein Charakterspieler. Den 'Lebenden Leichnam' hatte Artur Holz inszeniert. Er ist zweifellos eine Regiebegabung. Die Auftritte sind abgestimmt, geschlossen, nichts fällt heraus, nichts kann eindringen. Der Ton wird aufgenommen, fortgeführt. Es gibt keine Willkür, keine Geschmacklosigkeit, keine theatralische Verbeutlichung. Aber wenn dieses strenge Ensemblespiel alles Chargieren ausschließt, so scheint Holz noch darüber hinaus die Gestalt zu vernachlässigen, um die Szene zu retten. Merkwürdig, wie wenig plastisch die Figuren waren! Wie wenig Farbe der Einzelne hatte! Das kann nicht nur an den Darstellern gelegen haben: das muß Regie gewesen sein. So trat an die Stelle künstlerischer Konzentration Kargheit und Zurückhaltung. Alice Berden allerdings würde trotz ihrem Talent nicht eindringlicher werden. Sie spielt Herbhheit, ohne herb zu sein. Ein auf kleinem, harmloserem Gebiet persönliches Talent ist durch anspruchsvolle Beschäftigung in eine preziose Tragik gedrängt worden. Die Tragödie ist das Gebiet der zweifellos begabten Maria Fein. Aber ihre Gestaltung tritt so weit nach außen, daß ich für ihre Entwicklung fürchte. Wenn sie nicht sehr behütet wird, bleibt schließlich nur Wirkung ohne Ursache übrig.

Das dresdner Königliche Schauspielhaus hat sein Personal fortschreitend verjüngt und sich modernen Strömungen geöffnet. Es hat heute schon ein Repertoire, das von den berliner Bühnen in ihrer Gesamtheit, aber von keiner einzelnen Bühne übertroffen wird. Es ist eins der wenigen Theater, die eine planmäßige Neuorganisation durchgeführt haben. Es ist dem Vorwurf, daß es kein modernes Hoftheater geben könne, damit begegnet, daß es den Anschluß an Bürgertum und Demokratie gesucht hat. Wenn man das dresdner Hoftheater einordnen will, so darf man es mit keinem berliner Theater vergleichen. In der Art, wie es den Spielplan bildet und Schauspieler heranzieht, wie es organisch aus den Bedürfnissen der Hauptstadt und des Landes herauswächst und diese doch leitet und bestimmt, ist es eher ein modernisiertes Burgtheater. Aber bis jetzt ist es mehr das Beispiel eines solchen Theaters, als das Theater selbst, weil der Überschwang, der Strom, das Unbestimmbare fehlt. Erst wenn es weniger als Vorbild wirkt, wird es das vorbildliche Theater geworden sein.

# Der Souffleurkasten / von Richard Leopold

Herr Ludwig war übermüdet.

Am Vor- und Nachmittag hatte er Probe gehabt. Fünfsaktige Tragödie. Shakespeare. Riesenrolle. Am nächsten Abend sollte das Stück sein. Und Ludwigs erstes Auftreten am Stadttheater, noch dazu in seiner Lieblingsrolle. Seit Wochen war die Welt für ihn nur dies Stück, nur diese Rolle; er kannte sie „vor- und rückwärts“. Mitten aus dem festesten Schlaf hätte man ihn wecken und irgend ein irbeliebiges Stichwort nennen können: er wäre blitzschnell und richtig eingefallen. Auf Spaziergängen erblickte er in den Zweigen einzelne Sätze der Rolle wie Blätter hängen; ebenso wiesen ihn bestimmte Farben in der Natur auf solche Sätze hin; durch absonderliche Wolkenbildungen ward er an Stellen aus „ihr“ erinnert — kurz: Das All deckte sich für ihn zurzeit vollkommen mit den zweiundzwanzig zerlernten ‚Bogen‘, die der dünne, abgegriffene blaue Pappdeckel umschloß.

Sehr abgespannt legte sich also Herr Ludwig an diesem Abend in das Bett seines traulich engen Mansardenstübchens, pustete das Licht auf dem nahen Stuhl aus und schief ein, im wohligen Gefühl: Passieren kann Dir morgen unmöglich etwas! Nichts, nichts! Bombensicher! Herrlich!

Und endlich fing es an.

Fix und fertig angekleidet stand er auf den Brettern. Ach, die halbseidenen Tritots saßen so stramm und schienen noch bunter, als er sie gekauft hatte. Seine Wangen flammten von brennendstem Zeichner-Rot. Die dunkelbraunen Böden der frischgebrannten Perücke umflatterten jauchzend das kühn zurückgeworfene Haupt des jugendlichsten aller Helden! Und ein wonniger Fieberschauer lief ihm den schlanken Rücken herunter, bis unten hinein in die sammentenen Schuhe mit den blauseidenen Schleifchen und den hohen, hohen Einlagen. Herr Ludwig glühte. Süß, heiß, erregt. Es gab ja auch Liebeszenen zu spielen heute — und „sie“ war ihm keineswegs gleichgültig. Herr Ludwig glühte, wie gesagt.

Der Vorhang war noch immer unten. Aber dahinter rauschte und sumnte es. Aus weit mehr als tausend Kehlen kam das. Und all das Gessumme und Gessurr galt ja in der Hauptsache heute ihm, ihm — Ludwig, dem jungen, ehrgeizigen, feurigen Mimen.

Wie wurde ihm! Ringsumher, hinter den Kulissen war schon ein bewegtes Treiben, ein hastig funterbuntes Durcheinander von spielenden, Arbeitern und Statisten. Eine erhebliche Unruhe ließ ihn plötzlich. Rasch rannte er jetzt bis ganz vorn an die Rampe, den Vorhang ein wenig an (eine schwere Falte genügte) und schaute in den Souffleurkasten zu gewinnen. Im Ton höchster Er-

regtheit, doch nur ganz leise, um ja nicht im Publikum gehört zu werden, rief er hinunter: „Frau Rothhilf, Frau Rothhilf! Sie passen doch auf!? Nicht wahr!!? Sie lassen mich doch nicht etwa im Stich!!!? Ich bin leider doch etwas aufgeregt! Um Himmelswillen, geben Sie Acht! Ich bitte Sie!“

Hier klingelte es das erste Mal, schrill und vielbedeutend. Zwar war es ihm aufgefallen, daß die gute Frau Rothhilf so garnicht geantwortet hatte; aber vielleicht war sie noch nicht unten. Allerdings war es bedenklich spät — aber vielleicht hatte sie es im allgemeinen Lärm überhört, daß sich Herr Ludwig an sie gewandt. Also er beruhigte sich für den Moment; wußte er doch, daß sie eine ungewöhnlich pflichttreue, alte Dame war und schon auf ihrem Posten sein würde, wenns soweit wäre.

Jedoch: er rief noch einmal hinunter.

Trotzdem. Noch heftiger als zuvor — beinahe verängstigt: „Frau Rothhilf, Frau Rothhilf!“ — ohne daß irgend ein Echo zu ihm zurückkam. Schon wollte er nach hinten eilen, um den Inspizienten zu bitten, daß er noch warte — als es bereits zum zweiten und sehr schnell darauf zum dritten und letzten Mal klingelte und der riesige, zentnerschwere Vorhang in die Höhe fuhr. Blikartig. Und merkwürdig lautlos. Mäuschenstille war es jetzt da unten im Parkett und da oben auf den Galerien. Die mehr als tausend Köpfe waren verstummt, und alles harrte gespannt, neugierig auf die Dinge, die sich nun jenseits der brennenden Lampen begeben sollten. Nicht zuletzt natürlich darauf, wie der junge Debütant, der Stern des Abends, auf den ja die Zeitungen so oft und nachdrücklich hingewiesen hatten, in der letzten Zeit — wie er „sein“ würde: ob „gut“ oder „schlecht“. In diesen zwei Adjektiven erschöpfte sich die Urteilsfähigkeit der zahlenden Zuhörer vollständig.

Anfangs ging denn auch alles glatt. Auf die Frau Rothhilf zu achten, hatte Ludwig bisher nicht im geringsten nötig gehabt. Die fünffüßigen Jamben flogen ihm nur so von den roten Lippen. Sei, wie tobten die Verse dahin! Die zweite Szene folgte. Seine engelgleiche, holdselige Partnerin ging ab. Er blieb allein zurück. Ein Monolog war an der Reihe: ein langer, ein besonders langer. Jetzt suchten seine beiden pechschwarz umrandeten Augen das erste Mal den Kasten — nur so zur Beruhigung, gleichsam instinktiv.

Er war leer . . . .

Leer und unbeleuchtet.

Ein düsteres Loch.

Hätte sein Blick es nicht getroffen — vielleicht wäre es auch weiter glatt gegangen. Vielleicht! Sein Gedächtnis arbeitete ja seit Wochen eminent glücklich. Ja, hätte sein Blick es nicht — aber er hatte. Und tief und lange dazu. Und das war schlimm.

Zunächst verging ihm, infolge dieses Abwegs, den seine Augen genommen, der Atem, und während er an allen Gliedern zitterte, trat ihm der Angstschweiß auf die Stirn. Ganz dicht, herausfordernd dicht wagte er sich an das finstere Loch heran.

Die Bühne war nur matt erleuchtet, und im Schutz dieser Dämmerung durfte er hoffen, daß ein so sehr aus dem Rahmen fallender Gang vom Publikum nicht bemerkt werden würde. Und krampfhaft gedämpft flüsterte er hinunter, noch einmal hinunter die paar Worte, in denen es von Todesangst bebte: „Frau Rothhilf! Ach, liebste Frau Rothhilf!!!“ Umsonst. Ganz umsonst . . .

Doch etwas hatte sein in der Kehle stecken gebliebener Angstschrei vermocht. Das undurchdringliche Dunkel da unten lichtete sich ein wenig. Belebte sich. Schaurig genug. Mitten aus dem schwarzen Schlund grinsten ihn durchbohrend zwei verschwindend kleine, giftgrüne Auglein unverwandt an, und aus einem scheußlich untierhaftem Maule, welches dies unheimlichste aller Gesichter — ohne jede Nase! — vervollständigte, also nicht vervollständigte, rollte sich langsam eine blutig rote, endlos lange, spizige Zunge in schlängelnd-leckendem Zickzack ihm entgegen. Auf ihn zu, immer auf ihn zu . . .

Unbeweglich stand er — und das Gedächtnis fing nun allmählich an, ihn zu verlassen. Mühsam stöhnte er noch einige Verszeilen hervor — dann hörte er ganz auf.

Herr Ludwig, der heißeste aller jugendlichen Helden, stand wie vereist — und schwieg. Bleiern fühlte er selber dies grimmigabsichtslose Schweigen. Und voller Grauen.

Angesichts der tausend auf ihn allein gerichteten Augen, der tausend nur ihm allein zugespitzten Ohren um so peinigender. Unausdenkbar peinigend.

Und niemand eilte ihm zu Hilfe. Keiner von all seinen Kollegen. Nicht ein einziger. Höllische Sippe, dachte er, und ein Gefühl des Lebendigbegrabenseins überkam ihn jäh.

Inzwischen hatte der Haufe angefangen, unruhig zu werden. Unterdrücktes Fußgestampfe war Feinhörigen schon vernehmbar. Dumpf und feige. Das konnte ja auch keine ‚Pause‘ mehr sein, was da oben auf der Bühne seit Minuten sich begab.

Ludwigs Gehirn drehte sich im Kreiseltanz; willenlos gelähmt, empfand er nur zu deutlich die Katastrophe, die er selber hervorgerufen im Begriff stand — und ein entsetzlicher Nervenfiebergrind befiel ihn und durchschüttelte ihn ganz und gar.

\*

Morgengrauen. Herr Ludwig war erwacht. Schwer. Be-  
st. Völlig schlaftrunken. Lieblich lachend blickte die Sonne  
in 3 arme Stübchen — und auf dem Tisch lag mitten in ihren



Strahlen das blaue Pappheft, noch grade so, wie er es am Abend zuvor aus der Hand gelegt, da er so übermüdet von der Probe gekommen war. Er atmet tiefer auf, als Meerestiefen reichen, und wollte umkommen vor Seligkeit, daß das alles nur ein Traum gewesen. Dies Furchtbare!!

Mit Windeseile zog er sich an, rannte die Treppe hinunter, die Straße hinab, um die nächste Ecke — und hinauf zur Frau Nothilf.

Ohne anzuklopfen, stieß er die kleine, wacklige Türe auf und stürzte hin, so lang, wie er war, zu ihren Füßen. Sie aber saß soeben beim Morgentaffee, als solches geschah, und erschrak wahrhaftig nicht wenig über so unverhofften und absonderlichen Besuch. Am Boden lag Herr Ludwig, umklammerte seine Souffleuse gar heftig, küßte mit echterster Diebhaberglut ihre alten, runzligen Hände und stammelte nichts hervor als: „Gott sei Dank, Gott sei Dank!!!“ Überaus verwundert lächelte die gute Frau Nothilf, schaute sehr neugierig erstaunt auf den vor ihr liegenden ‚Helden‘ und fragte leise, aber bestimmt: „Wofür denn? Wofür denn, Herr Ludwig??!“

Abends ging übrigens alles glatt.

---

## Antworten

H. G., Berlin. Mich freut, daß Wedekind Verteidiger findet. Ich stelle mir in solchen Fällen gerne vor, wie angenehm ich selbst empfinden werde, wenn mir in neunzig Jahren die Zähne abbröckeln werden, und wenn dann eine gute Seele sagen wird: „Na ja, heut ist er alt. Aber damals, als die Urgroßmutter des Kronprinzen von Rußland mit dem Herzog Ernst August von Braunschweig verheiratet wurde — damals war er doch ein ganz patentter Kerl.“ Also brechen Sie für Ihren Wedekind die wärmsten Lanzen. Aber ich zweifle, daß Sie ähnliche Briefe an die Leute geschrieben haben, die vor dreizehn Jahren über ihn „hergefallen“ sind. Falls Sie sich die Mühe nähmen, die Zeitungsbände von 1901 und 1902 durchzublättern, würden Sie entdecken, daß er damals allgemein wie der Auswurf der Menschheit, wie ein halb verrückter, talentloser, „perverse“ Botenjäger, Radaumacher und Spekulant behandelt wurde — daß damals außer mir höchstens ein bis zwei berliner Kritiker sich für ihn erklärt und, was wichtiger war, ihn erklärt haben. Was ist nun wahrscheinlicher: daß Wedekind mit fünfunddreißig Jahren zeugungsfähiger gewesen ist als mit fünfzig Jahren, oder daß mir zwischen dem zwanzigsten und dem dreiunddreißigsten Jahr die Einsicht in das Wesen der dramatischen Kunst abhanden gekommen ist? In den ‚Buddenbrooks‘, wo alles drinsteht, steht auch der Fall Wedekind. „Ich weiß, daß oft die äußern, sichtbarlichen und greifbaren Zeichen und Symbole des Glücks und Aufstiegs erst erscheinen, wenn in Wahrheit alles schon wieder abwärts geht. Diese äußern Zeichen brauchen Zeit, um anzukommen, wie das Licht eines solchen Sterns dort oben, von dem wir nicht wissen, ob er nicht schon im Erlöschen begriffen ist, wenn er am hellsten strahlt.“ Das sagt der Senator Thomas Buddenbrook von sich mit jener unbestechlichen Selbstkritik, die Frank Wedekind zum großen Dichter fehlt.



**Anglist.** Das ist nicht der einzige Fall, daß eine falsche Bühnentradition auf einem Übersetzungsfehler beruht. Bei Shakespeare heißt es: „... and when I love the not Chaos is come again.“ Aus Vers- oder Reimnot ist zu dem „alten Chaos“ das einfache „Chaos“ geworden, das wahrscheinlich nie ein Schauspieler für Othello's grauenvolle Vergangenheit, sondern stets richtig für den Urstand der Natur genommen hätte.

**B. P.** Sachte, sachte! Die Frau Durieux verulkten, weil sie seit ihrem Abgang vom Deutschen Theater als Schauspielerin langsam verfällt, nicht mehr „im Mittelpunkt des Interesses“, überhaupt in keinem Interesse mehr steht und deshalb ab und zu durch Kapriolen dieses Interesse zu erregen suchen muß? Da ist wohl Mitleid angebracht. Und eine schlichte Wiedergabe der allerlieblichsten und alleraufrichtigsten Sätze aus ihrem Vortrag über die Frau in der Bühnenkunst. „Die innerste Sehnsucht der Schauspielerin, die ihre Kunst wirklich liebt, ist es, daß das erotische Empfinden der zusehenden Männer und vor allem der Kritiker gänzlich bei der Beurteilung ihrer Kunst ausgeschaltet wäre.“ „Wir Frauen möchten unsre Reize hinter der gedichteten Frau verschwinden lassen, damit die wahre Sinnlichkeit der Kunst über die Herzen der Menschen die Herrschaft gewinne.“ „Mir ist meine Kunst Gelegenheit, ins Unbekannte zu schweifen, die Tür zu öffnen, damit das, was auf Grund meiner Seele liegt, zum Vorschein kommt.“ „Die rein Intellektuellen gehören nicht auf die Bühne.“ Dann hat sie jedenfalls bewiesen, daß sie auf die Bühne gehört; wenn sie auch nicht mehr zu beweisen brauchte, daß sie in keinen Vortragsaal gehört.

**Asmobi.** Noch einmal: Die Meininger — bloß, weil der neunzigjährige Herzog Georg gestorben ist? Kaufen Sie sich für zwei Mark mein „Theater der Reichshauptstadt“, wobei Sie ein gutes Geschäft machen, und studieren Sie mit Verstand und Andacht das zweite und dritte Kapitel, die Glück und Ende dieser Meininger aus ihrer Zeit erklären.

**J. L. Hamburg.** Ihr Vertrauen, daß ich mich mit Herrn Otto Ernst schon vor dem Prozeß befaßt werde, hat auch darum die erfreulichste Aussicht auf Belohnung, weil ich an keinen Prozeß glaube. Nach Karl Streders Behauptung sucht Herr Otto Ernst „seit etwa zwei Jahrzehnten systematisch ihm unliebsame Beurteiler seiner Schriften dadurch zu beseitigen, daß er sie bei ihren Verlegern oder Chefredakteuren durch Schmäh- und Drohbrieve verächtigt, um sie aus ihrer Stellung zu bringen, sie wirtschaftlich zu ruinieren.“ Selbst wenn man nicht in jedem Kampf zwischen einem Mann wie Karl Streder und Herrn Otto Ernst ohne die mindeste Kenntnis des Materials ganz genau wüßte, auf welcher Seite das gute Recht ist: selbst dann wüßte man Bescheid, sobald man Herrn Otto Ernst sich wehren gesehen hat. Er gräbt, erstens, einen Satz aus, den Streder vor etwa dreizehn Jahren gegen ihn geschrieben hat, der mit der Sache gar nichts zu tun hat, dessen unanstößigen Inhalt Streder heute anders formulieren würde, und den sein Gegner wider ihn verwenden zu können hofft, weil jeder unbefangene Leser die Formulierung mißbilligt und — weder erfährt, daß dieser Satz uralte ist, noch daß er mit der Sache gar nichts zu tun hat. Herr Otto Ernst, um Streders peinlich massiven Vorwurf abzuwälzen, erklärt, zweitens, daß ihm „die Tägliche Rundschau des Herrn Streder die Gegenwehr abschnitt“, indem sie seine Einsendungen „einfach unterbrückte“, und spielt, im Berliner Tageblatt, die verfolgte und gekränkte Unschuld um so sorgloser, als er sicher sein kann, daß die Erwiderung der Täglichen Rundschau, sie habe niemals Einsendungen des Herrn Otto Ernst mit der Bitte um Abdruck erhalten, von keinem andern Leser des Berliner Tageblatts als mir erblickt werden wird. Oder sollte der Rießsche-Töter darauf gerechnet haben, den Brief, den Streder den Anstoß zu seinem Verteidigungsangriff gegeben hat, in der Täglichen Rundschau zu finden? Einen Brief der Art, daß die deutschen Schriftsteller

eine gemeinsame Aktion gegen den Absender nötig hätten, „jemals“ geschrieben zu haben, bestreitet, drittens, der Herr Otto Ernst. Nun, Streder veröffentlicht — in der Deutschen Presse, dem Organ des Reichsverbands der deutschen Presse — diesen Brief, der, „wohlgemerkt, nicht an die Schriftleitung, sondern an den Verlag der Täglichen Rundschau“ gerichtet war und so lautet: „In seiner Besprechung meines dritten Nießsche-Vortrags hat es Herr Karl Streder unternommen, mich persönlich zu verunglimpfen und zu verleumden. Bevor ich selbst entsprechende Maßnahmen treffe, richte ich an Sie die Anfrage, was Sie zu tun gedenken, um mir Genugtuung zu verschaffen und Herrn Streder an weiteren Verleumdungen zu hindern.“ Ein zuckerfüßes Brüderchen. Immerhin hegt man die Zuversicht, daß es die Flinte wenigstens geladen hat. Statt dessen? „Der Verlag hat den Brief nicht beantwortet, Herrn Schmidts ‚Maßnahmen‘ blieben aus. Sie waren eine leere Drohung gewesen. Herr Ernst hatte weder die Absicht, mich zu verklagen, noch konnte er es, weil ich ihn in keiner Weise beleidigt hatte. Nach allgemeinem Sprachgebrauch hat man für Briefe, in denen der Absender zur Erreichung eines bestimmten Zweckes mit ‚Maßnahmen‘ droht, die er nicht ergreifen kann und auch nicht ergreifen will, ein bestimmtes Wort.“ Ob wir dieses Wort gebrauchen dürfen, wenn überhaupt kein andres in Betracht kommt: das festzustellen, wäre schon der Mühe wert. Nur müßte dazu eins von uns Herrn Otto Ernst verklagen: er selber klagt nicht. Er begnügt sich mit dem Schwur, daß er sein Recht bei den Gerichten suchen werde, „solange der deutsche Dichter nicht gesetzlich verpflichtet ist, jeden Anwurf wie ein stummer Hund zu ertragen“. Er verschweigt dabei, daß Streder ihn garnicht als „deutschen Dichter“ angegriffen hat, sondern, weil er „eine der edelsten und tragischsten Gestalten deutscher Kultur vor aller Welt als einen geistigen Hochstapler, einen Lügner nach Münchhausen-Art bezeichnet“ hatte. Aber ich habe vor einiger Zeit hier in zehn Zeilen gefragt, mit welcher Befugnis Herr Otto Ernst den Namen eines deutschen Dichters beanspruche. Damals ging mir eine mächtig geschwollene Klageschrift zu. Es klang so, als würde mir jetzt für immer der Garauß gemacht werden. Ich wollte gerade das Gericht ersuchen, ohne weiteres ein Verfahren zu eröffnen, das mir die erwünschte Gelegenheit geben würde, die Wahrheit über Herrn Otto Ernst an den Tag zu bringen: da kam die Nachricht, daß die Klage zurückgenommen sei. Nach menschlichem Ermessen wird diese Nachricht auch Karl Streder kriegen. Deshalb scheint mirs nützlich, die Coda seiner notgedrungenen Abrechnung hierher zu setzen: „Der Zusammenschluß deutscher Schriftsteller und Tagesschriftsteller zu Berufungsgenossenschaften ist ein untrügliches Zeichen für die heutige, durch Entwicklung bedingte Höherstellung ihres Standesbewußtseins und ihrer Standeschre. Ohne Überhebung dürfen wir sagen, daß in der deutschen Presse, bei aller Bestimmtheit und Strenge im Urteil, das Verantwortlichkeitsgefühl, der Berufs Ernst, das Streben nach vornehmer Kultur und Selbstzucht stark genug sind, um die maßlose Geringschätzung und die faustdicken Beleidigungen eines Otto Ernst zu ertragen. Aber muß man alles, was man ertragen kann, darum auch erdulden? Ist es nicht zum mindesten an der Zeit, von diesem geblähten Schimpfer, der immer nur dem Philister geschmeichelt hat — dem in sich, wie dem im Publikum — endlich durch einmütige Nichtbeachtung abzurücken?“ Gewiß; schon weil einmütige Nichtbeachtung die einzige Strafe ist, die ihn empfindlich treffen würde. Aber sie soll ihm doch nicht früher werden, als bis wir diese appetitliche Affäre, mit seinem Willen oder gegen ihn, gründlich erledigt haben.

\*

Die Nummern 29 und 30 erscheinen als Doppelnummer am 23. Jul'

# Rundschau

## Das Reimlexikon

„Gente ist Fleiß.“

**M**erkwürdig: wir wissen alle, daß es so etwas gibt. Wir wissen auch alle, daß es bei Reclam erschienen ist. Aber dann ist es aus, denn in der Hand hats selten jemand gehabt, und wenn ich nur den erwischen könnte, ders schon einmal angewendet hat!

Der erste Eindruck ist überwältigend. Ein ganzes Buch mit Reimen! Und richtig geordnet, so wie sich das gehört: die auf —afer stehen zusammen und die auf —obeln und die auf —under. Nun, Dichter, auf den Plan! Der Verfasser, ein Regierungsrat und Doktor juris, hats ganz ernsthaft gemeint, als er sich diese Höllenarbeit machte. Er belehrt uns in der Vorrede über die Historie der Reimlexika, und erzählt uns auch von einem bösen Vorgänger, der sich den Ruhm, das dickste Reimlexikon geschrieben zu haben, damit erschlich, daß er zum Beispiel bei den Reimen auf —aut sechshundertundfünfzig Krautarten aufzählt. Pfui! Wir hingegen arbeiten ehrlich, und los gehts. Was eigentlich losgehen soll, ist nicht ganz klar. Das Dichten? Jedenfalls, denn zum handlichen Gebrauch ist das Büchlein hergestellt. Es ist ja nun billig, sich darüber lustig zu machen — und wir sind uns genugsam klar, daß es so nicht geht. Schön.

Man kann darin lesen. Ganz leicht lesen, so, wie man übrigens Büchmann lesen kann oder im Ahaus oder in dergleichen Institutionen, die sehr zu Unrecht immer für die trockene Praxis aus den Aen geholt werden.

Es fällt einem schon so allerhand ein, wenn man im Reimlexikon liest. Der Reim — was das für eine ulkige Sache ist! Wie so ein Gleichklang am Schluß dem Ding gleich einen andern Aspekt gibt! „Der Segen, der Degen, allerwegen, wogegen.“ Nun bloß noch ein bißchen Sinn: und das Gedicht ist fertig. Doch — es ist fertig. Man lese einmal so einen Abschiedsbrief eines Mannes an seine Geliebte (die er nachher erschoss).

### Bergiß mein nicht.

Behüt Dich Gott, geliebtes Kind,  
In Deinen Locken spielt der Wind,  
Das Hündlein wedelt, springt und bellt,  
Dein Mut ist frisch und schön die Welt,  
Behüt Dich Gott!  
Behüt Dich Gott in Freud und Leid,  
Behüt Dich Gott in Ewigkeit!

Na? Dem und ihr mochte doch sicher gleich sein, was da drin stand — aber daß man die Zeilen so schön absetzen mußte und der geliebte Gleichklang: das wars, was das Herz bewegte! Immer klappts aber nicht im Lexikon, das muß ich schon sagen. Oder sind das vielleicht Reime, die ich doch für meine vierzig Pfennige verlangen kann? Die Proklamation, die Aktion, die Insurrektion: das reimt sich — aber Reime sinds doch nicht. Und was die Wörter mit der Endsilbe —ung angeht, nein, da tu ich nicht mit. Der Köffelsprung und Die Begüterung und Die Einiung und Die Beglaubigung — mein Geld möcht' ich wiederhaben, mein Geld!

Und beim Blättern stoß ich auch auf den lieben alten Operettenreim —ieren. Ach, welche Couplets tauchen auf, wenn ich so lese: Ich erfriere, ich geniere, ich dressiere — amüsieren, animieren, kommandieren ...!

Offenbach, Cancan, — ieren — ieren  
— ieren — ieren . . .!

Manchmal reimt das Verikon auch  
allein: In betreff — der Chef — das  
Reff. Oder: Der Floh — froh —  
incognito — irgendwo — o! — roh —

schadenfroh — so — das Stroh — der  
Studio — ein Tritot — wo? Das ist  
der Liebig-Extrakt, und jeder kann  
sich seine Bouillon davon kochen.

Peter Panter

---

# Aus der Praxis

---

## Bühnenvertrieb

### Neue Werke

Alfons Fedor Cohn: Der ver-  
schwundene Berliner, Posse. Oester-  
held & Co.

Adolph Rosée: Tati-Tataa! Ge-  
sangssosse, Musik von Gustav Meher.  
Ahn & Simrock

W. Schultheiß: Der Herr mit den  
drei Töchtern, Dreiaktiges Schspl.  
Verlag Kritik

### Annahmen

R. John von Gorsleben: Der  
Kastaguar, Eine ernsthafte Komödie  
in drei Aufzügen. Berlin, Deutsches  
Künstlerth.

Klabund: Hannibals Brautfahrt,  
Ein Schwank für ernsthafte Leute.  
Berlin, Deutsches Künstlerth. Erich  
Reiss.

### Uraufführungen

von deutschen Werken:

20. 6. Theo Halton und Pordes  
Milo: Die ledige Ehefrau, Posse,  
Musik von Josef Snaga. Frank-  
furt a. M., Neues Th.

Egon Walter: Der bequemste Weg,  
Vieraktige Komödie. Wien, Stadtth.

## Jubiläen

Der Faun: 100, München, Kam-  
merspiele.

Der Fuzbaron: 75, Berlin, Th. a.  
Hollendorfpl.

## Zeitungen und Zeitschriften

Paul Barchan: Der neue Stanis-  
lawski. B. T. 298.

Felix Braun: Franz Dülberg.  
Merker 111.

## Zensur

Dem münchener Schauspielhaus  
wurde die Aufführung von Wede-  
kinds 'Simson' verboten.

## Preisfrönungen

Bei dem Wettbewerb der wiener  
'Concordia' wurde als beste der ein-  
geschickten dramatischen Arbeiten 'Der  
Tag der Mona Lisa', Einakter von  
Felicitas Leo, befunden.

## Engagements

Berlin (Kleines Th.): Agnes  
Straub vom Königsberger Stadtth.

— (Montis Operettenth.): Olga  
Ballin von Kattowitz, Karl Jules.

Bonn (Stadtth.): Fritz Leichmann  
von Göttingen 1914/15.

---

Nachdruck nur mit voller Quellenangabe erlaubt.

Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

---

## DRAMEN,

Romane, Essays, lyrische Dichtungen  
sucht rühriger Berliner Verlag. Eigener  
Bühnenvertrieb. Gefl. Offerten unter  
E. N. 8007 an die Annoncen-Expedition  
f. Fachzeitschriften m. b. H. Berlin W. 15.

Beziehen Sie sich bei Ihren  
Einkäufen auf

**„Die Schaubühne“.**

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.  
Verlag der Schaubühne, Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Druck: A. E. Fischer, Gera-M.  
Alleinige Inseratenannahme: Annoncen-Expedition für Fachzeitschriften m. b. H. Berlin W. 15  
Fasanenstraße 68



## Erziehung zur Schauspielkunst /

von Julius Bab

Vor mir liegt ein kleines graues Buch: „Mimik“ von Alfred Auerbach. Es enthält „Übungsmaterial für Schauspiel- und Opernschüler“, ist sicher in seiner Art geschickt und geschickt gemacht und hat auch schon die zweite Auflage erreicht. Und vor diesem kleinen, unscheinbar freundlich ausschauenden Buch packt mich ein Grimm, daß ich den großen Fluch aussprechen möchte, den wildesten, den der große Meister der Polemik für Geisteskämpfe geprägt hat: „Ecrasez — écrasez l'infame!“ Wer für solchen Voltairischen Born das Objekt nicht für zu gering hält, wer die Theaterkunst einer Zeit und eines Volkes als eine wesentliche Lebenssache zu fühlen vermag, die überhaupt der Erregung lohnt, der kann meinen Anlaß gewiß nicht für zu klein erachten. Denn hier geht es wahrhaft um Sein oder Nichtsein des Theaters als Kunst, hier geht es um den uralten Fluch der Bühne, den Fluch, der jede Kunst aus dem Theater treiben muß, wenn sie ihn nicht vorher vertreibt. Hier ist eine Lebensfrage der Schauspielkunst gestellt, und deshalb will ich rufen: „Ecrasez — écrasez l'infame!“

Was mich so in Harnisch bringt, ist selbstverständlich nicht die fleißige und gewandte Arbeit des Herrn Auerbach. Aber es ist der Geist, aus dem sie entspringt, der Geist, den sie repräsentiert, der Geist, der den Bühnenkünstler immer zum Gaukler, den Darsteller immer zum Versteller, zum Nachahmer herabzieht — dieser infame Geist ist es, den man zerschmettern sollte. Da wird nun Alfred Auerbach mit Entrüstung sagen, wie unrecht man ihm täte. Auf jeder zweiten Seite beschwört er den heiligen Geist der Menschen-darstellungskunst, eifert wider äußerliche, mechanische Mimik und schilt die alte Methode, die einen allein zutreffenden Ausdruck unklassifizierter Leidenschaften lehren wollte. Und wirklich, in diesem Sinne ist er ein Fortschrittler — nur nach einer falschen Richtung! Es ist gefährlich, sich in der Nähe eines Löwenrachsens zu halten, und das hat Auerbach erkannt. Aber nun gradewegs den geöffneten Rachen hineinzurennen — ist das die Rettung? Worin bestand die Gefahr dieser alten Lehrbücher der Mimik?



Ich habe sie selbst noch schauernd in der Hand gehabt und gesehen, wie dort in einem Duzend Photographien ein alter Komödiant mit kautschukartigen Gesichtsmuskeln, mit immer aufgerissenerem Mund, immer gesperrteren Augen 'Entsetzen' machte. Wenn er dagegen die Lider satzessive zukniff und die Lippen in die Breite zog, so war es 'Entzücken'. Auerbach hat nun, wie jeder vernünftige Mensch, erkannt, daß es zur vollkommenen Ausrottung jeder Natur und jedes wirklichen Empfindens führt, wenn man dem Schüler einredet, die Aneignung dieser willkürlich und roh abstrahierten anatomischen Merkmale könne ihm in irgend einer dramatischen Situation zu einem menschlichen Ausdruck verhelfen. Schauspieler, die in solcher Schulung aufgewachsen sind, und nicht die glückliche Fähigkeit haben, alles Gelernte sofort zu vergessen, werden selbst Szenen von Shakespeare und Hauptmann so spielen, als ob sie nicht zwischen Menschen, sondern zwischen ganz abstrakten Geschöpfen vor sich gingen, Trägern von getrennten, „richtig sitzenden“, nach stumpfen Übergängen zu erreichenden Affekten. Was aber empfiehlt nun Auerbach als Ersatz für eine Methode, die alles Leben auf der Bühne zu öden Schemen einer oberflächlichen Psychologie ausblasen würde? Er schreibt sogleich solche schematische, vollkommen entmannte, blaß typenhafte Szenen selber! Er baut Dialoge und ganze Szenen aus solchen Affekt-Typen auf und empfiehlt sie als Lehrstoff. Glaubt er, daß ein Hektoliter Chlorophyll mit einem lebendigen Blatt mehr Ähnlichkeit habe als ein Tropfen dieser chemischen Essenz? Glaubt er, daß eine Zusammenstellung toter, präparierter Schmetterlinge auf einem künstlichen Laubhintergrund mehr Gefühl von ihrem Leben, von ihrem Schwingen in der Luft, von ihrem Gleiten im Licht geben kann, als ein einzelnes aufgespießtes Exemplar? Höchstens gefährlicher ist solche Gruppierung, weil ganz ungeschulte Augen sie eher mit der lebendigen Natur verwechseln werden, als das einzelne Präparat. Und so liegt Auerbachs Fortschritt in der falschen Richtung; er will den Fehler, den er erkannt hat, dadurch überwinden, daß er ihn häuft.

Das Heillose, das Vernichtenswerte des hier offenbarten Irrtums besteht in der Mechanisierung der Seelenvorstellung. Kann ich irgend ein innerliches Erlebnis auf eine typische Ausdrucksformel wissenschaftlich festlegen, so ist der Schauspieler, der sich diese Ausdrucksformen aneignet, ein Reproduzent, ein Nachahmer, ein Mann, der mit Intelligenz und Geschicklichkeit in seinem Körper Dinge markiert, die ihn so wenig angehen, wie die Anatomen die verflogene Seele des Leichnams, den er gerade präpariert; kurz: der Schauspieler ist ein Versteller. Ist dagegen je ein Erlebnis seinem Wesen wie seinem Ausdruck nach einzig, weil

eine menschliche Individualität gebunden, so kann nur ein vollkommen originales inneres Erleben die Körperform für irgend eine dichterisch geforderte Situation schaffen, und der Schauspieler ist ein Schöpfer, ein Künstler — ein Erleber. Wahr aber ist nur die Einzigkeit jedes Erlebens und jeder Lebensäußerung, und deshalb ist nur der aus individueller Erfahrung Schöpfende ein wahrer Schauspieler. Die großen ‚Versteller‘ sind es, die den feiner organisierten Menschen mit ihrer Unwahrheit, ihren abstrakten Gefühls-schablonen mehr und mehr aus dem Theater treiben. Auerbachs Methode züchtet Versteller, ärger als die gröbere, aber eben deshalb ungefährlichere ältere Methode, die für bestimmte Affekte bestimmte Gesichter adressieren wollte.

Zuerst gibt er Anweisung für mimisches Turnen. Ausgezeichnet! Ich bin für Armkreisen und Schulterkreisen und Handkreisen und Beinkreisen. Ich bin auch für die willkürliche Übertragung der Körperlast von einer Fußspitze auf die andre, die bewußte Zerlegung des Ganges, die planvoll wechselnde Kombination von Gangübung und Armbewegung. Der Körper muß in allen Gelenken gelöst, muß jeder innern Regung unbedingt gefügig gemacht werden: das ist so richtig und so nötig wie die von medizinischer Erkenntnis geleitete Kräftigung und Bildung des Organs. Hier sind wir im Bereich des rein Körperlichen, hier geben uns Anatomie und Mechanik sichere, lern- und lehrbare Gesetze, hier gibt es deshalb auch ganz isolierte Übungen, die nützlich und ungefährlich sind, weil sie niemals über ihren rein dienenden Charakter täuschen. Ein Schritt weiter, und wir sind schon über der Grenze. Das jeelische Erlebnis hat begonnen in seiner Einzigkeit, und jede Regelung, jede typische Übung wird höchst gefährlich und bekämpfenswert. Mit großer Konsequenz, das muß man ihm lassen, geht Auerbach vor. Mit den „einfachen Ausdrucksbewegungen“ fängt er an. Aber ich bin schon sehr dagegen, daß man den Theater-schüler anhält, „Nein, nein!“ (als schalkhaften Ausdruck) oder „O, bitte, bitte!“ (als flehentlichen Ausdruck) zu üben. Man züchtet eine Marionette, die wesenlose Andeutungen hervorbringt, deren Gebärden an alle Menschen und deshalb an keinen lebendigen Menschen erinnern. Denn es gibt eben keine irgendwie „richtige“ Art, „Nein, nein!“ zu sagen, sondern soviel Ausdrucksformen sind richtig, wie es lebendige Menschen in verschiedenen Situationen, das heißt millionenmal Millionen. Es ist mehr als naiv, wenn Auerbach, zu komplizierten Äußerungen vorschreitend, auffordert, „Sag wie „Alle meine Pulse schlagen, und mein Herz wallt beständig“ in „allen Nuancen, die überhaupt auffindbar sind“, sprechen. Er möge sich gesagt sein lassen, daß es ungezählte Tausende solcher Nuancen gibt, und daß kein Menschenleben aus-

reichen würde, um sie „alle“ auszusprechen. Der Schauspieler ist eben nur darum ein Künstler, weil er aus unendlichem, nie erschöpfbarem Vorrat nimmt. Wer ihm den Begriff lebendigen Ausdrucks so simplifiziert, der durchschneidet den Lebensnerv seiner Kunst.

Aber weiter: Auerbach schreitet zu pantomimischen Übungen vor. Beispielsweise soll ein Mann mit schwerem Entschluß durch eine Tür gehen und, nachdem er dort eine Abweisung erfahren hat, gekniet wieder herauskommen. Der junge Mime soll also ‚schweren Entschluß‘ und ‚bittere Enttäuschung‘ machen. Ist das der Ide nach irgendwie besser als das vorher geschilderte Rezept, Entzücken oder Entsetzen zu mimen? Dieser Mann mit dem Entschluß und der Enttäuschung kann auch eine Frau sein; er kann jung und uralt sein; ein König, der zu seinem Minister geht; ein Schuljunge, der etwas von seinem Lehrer will; eine Frau, die zu ihrem Geliebten kommt; ein Schulbiger, der vor seinen Richter tritt — und das alles sind doch erst wieder ganz armselige, ungefähre Unterscheidungen, deren Typisches sich in tausend ganz verschiedenen, individuellen Situationen auflöst. Der junge Mime aber wird verurteilt, einen neutralen Bittsteller, neutrales Sichentschließen und Enttäuschtsein zu liefern. O, ich sehe sie auf hundert deutschen Bühnen, diese Naiven, die mit schalkhaftem Ausdruck „Nein, nein“ sagen, und diese Charakterspieler, die Entschluß und Enttäuschung machen! Hier ist die Wurzel alles Übels.

Nun aber geht Auerbach mit wahrhaftem Mameluckenmut zu Dialogen und Ensembleszenen über. Man sollte meinen, das heißt: dichten. Aber andererseits will ja Auerbach nur Typisches, Allgemeingültiges geben, will alles Individuelle, sinnlich Farbige vermeiden. Und das heißt zu deutsch: alles Dichterische. Denn ein Dichter ist ja wohl, wer uns vom Leben statt in der Sprache begrifflicher Abstraktionen mit sinnlichen Gestalten zu reden weiß. Was in diesem Dilemma entstehen muß, ist ziemlich klar: ganz einfach schlechte Dichtung. Farbenlose, phantasieschwache Situationsumrisse, Theaterhandwerk.

Daß kleine Entgleisungen passieren, wie: „Du malst Dir immer gleich das Schrecklichste vor Augen“, das ist nicht das Schlimmste; falsches Deutsch erkennen am Ende viele, aber falsche Kunst nur wenige. Wenn Auerbach aber eine ernsthafte Situation vornimmt, so bleibt ihm (er ist ja kein Dichter und behauptet auch nicht es zu sein) nichts übrig, als Anschluß an die fade, literarische Tradition zu suchen. A liest in der Zeitung: „Nun ist alles aus“, und B bemerkt: „Bankrott“. Ob B der Sohn oder die Frau von A ist, bleibt unklar; aber jedenfalls bemerkt B: „Ich will Dich aufrichten“, und A erwidert: „Treue, gute Seele“. A beschwört Geister und sagt zu dem widerspenstigen Gespenst: „Glender Trug! Phantom,

das mir Erfüllung erst auf dem Pfad des Todes zeigt!“ B (die folgende Replik beweist immerhin, daß sie eine Mutter ist) bekommt einen üblen Brief und bemerkt: „Meine Kraft ist gebrochen“, worauf A schlagfertig versetzt: „Laß mich für alle Kraft haben, Mutter“. Ist das nun etwas anderes als eine Brodensammlung aus unsrer schlechtesten Theaterliteratur? Diese Wendungen sind seit Generationen von Unkünstlern geprägt, die, ohne Gefühl für das individuelle Wesen der Dinge, sich eben auch mit jenem ganz abstrakten, vag typischen Ausdruck für menschliche Erlebnisse begnügten. (Daß Herrn Auerbach in dieser Art Lustspielszenen gelingen, die wegen ihres leichteren Stoffes weniger peinlich sind, von denen aber nur der Kenner entscheiden kann, ob sie nicht irgendwo von Benedix, Schönthan oder Blumenthal einfach übernommen sind, sei nebenher erwähnt.) Wenn aber Beispiele von dieser Art aus der existierenden schlechten Theaterliteratur zu tausenden zu beschaffen waren, so ist zu sagen, daß sie durch diese Isolierung an schauspielerischem Wert nicht gewinnen, sondern noch unendlich verlieren. Denn das Geheimnis der dramatischen Form ist, daß sie noch in ihren schwächsten Erfüllungen aus einer irgendwie bedeutsamen Folge zahlreicher Momente das Gesamtbild einer menschlichen Person andeutet. In der Welt eines Dramas existieren Menschen, die Erlebnisse haben. In diese Menschen soll sich der Schauspieler hineinfühlen, das ist seine eigentliche Leistung, und aus der folgt, daß er den individuellen Ausdruck für die einmalige Situation dann von allein findet.

Diese aufgespießten Momente der Herren A und B wahrhaft darzustellen, ist überhaupt unmöglich, weil A und B eben keine Personen, keine Menschen sind, und Erlebnisse nur an wirklichen Menschen geschehen können. Der Künstler nimmt von einem organischen Mittelpunkt aus sein Werk in Angriff, alle einzelnen Teile sind ihm notwendige Folge; ist er der Mensch, und erhält er die Situation, so reagiert er, wie eben ein lebendiges Individuum reagieren muß. Auerbachs Methode erzieht zu dem Gefühl, daß die Szene vor dem Drama, der Moment vor der Gestalt, der schauspielerische Ausdruck vor der völligen Umwandlung des Schauspielers in die Gestalt da sein könne. Diese Methode nährt offenbar den Glauben, es könne eine Gestalt mosaikartig aus einzelnen Momenten zusammengesetzt werden — sie erzieht zur Nuancenerlei, und damit trotz allem guten Glauben zum Schematismus, : Unnatur.

Auerbach meint in seinem Schlußwort, daß die Klassiker für Rollenstudium zu schade wären, und daß er deshalb seine Lehrstücke angefertigt habe. Wiederum ein Fortschritt, aber in falscher Richtung! Gewiß ist es eine Infamie, dem Eleven die lebendige



Gestalt des Dichters in einen Haufen von Momenten auseinanderzurupfen, die einer ohne den andern ja ganz sinnlos wären. Welche Einsicht liegt nahe? Die Rollen schön im ganzen zu lassen. Statt dessen kommt Auerbach zu dem ebenso achtenswerten wie törichtem Entschluß, solches neutrale Häßselwerk eigens anzufertigen. Nun tragen aber Dichterstellen selbst in ihrer blödesten Isolierung doch sprachlich noch irgend einen Hauch von der Gesamtheit des Werkes, dem sie entnommen sind. Auch das fällt bei Auerbach weg, weil das Werk gar nicht existiert! Und so macht seine Methode das Übel nur noch schlimmer. Statt zum Erleben eines Menschen, das hundertfache Entladungen mit sich bringt, werden die Schauspieler zur Anfertigung abstrakter Affekte angeleitet, die selbst bei subtilster Ausführung und sorgfältigster Zusammensetzung niemals einen lebendigen Menschen ergeben können. Für die schöpferische Kraft innerer Verwandlung wird eine im Grunde begriffliche, höchstens von kleinen nervösen Momentaffekten genährte Fertigkeit der Vortäuschung großgezogen. Das ist der heillose Schaden, den es zu zerschmettern gilt.

Ich weiß, daß in irgend einer Variation Auerbachs Methode heute allgemein üblich ist: beinahe alle „Lehrer der Schauspielkunst“ existieren von der Beibringung solcher Affektkunststücken, die in ihrer unindividuellen Art doch höchstens im Experimentiersaal eines psychophysischen Instituts, niemals in einem Theater interessieren sollten. Aber in Wahrheit sollte es nur drei Lehrer der Schauspielkunst geben: den Turnmeister, den Dramaturgen und den Regisseur. Die beiden ersten als Vorbildner: der Meister des Turnens im weitesten und modernen Sinne soll Gelenk und Kehle unbedingt gefügig und geschmeidig machen, der Dramaturg soll in ganz ähnlicher Weise die Phantasie lösen, nicht etwa „literarhistorische Aufklärungen“ bringen, sondern den organischen Zusammenhang eines dramatischen Kunstwerkes aufdecken, den Blick für das Wurzeln und Wachsen einer Gestalt im dramatischen Gebilde schulen. Der eigentliche Bildner aber kann nur der Regisseur sein, der beider Kräfte mit schauspielerischer Energie zusammenfaßt und den jungen Schauspieler in der Arbeit an einer ganz wirklichen Rolle unterstützt und vorwärts führt. Alles andre ist vom Übel! Jene alten Schultheater in Wien und Berlin, an denen noch Rainz und Matkowsky aufgewachsen sind, auf denen der Schüler fast vom ersten Tage an ganz richtige Rollen spielte: sie waren im Prinzip durchaus das Richtige, und sie hatten nur deshalb einen schmiehaften Charakter, weil kein wirklicher Regisseur an ihrer Stelle stand. Sie müssen wiederkommen und sollten in ihrer verbesserten Form genau so gut durchzusetzen sein, wie Lehrbrauerei und Reitschulen, an denen ja auch nicht mit Atrappen, sondern mit



richtigen Material sogleich für den öffentlichen Bedarf gearbeitet wird. Aber das wird wohl erst gelingen, wenn jene Methode ausgerottet ist, die immer noch im Schauspieler den gewandten Versteller sieht, wenn der ruchlose Wahn, man könnte durch das Exekutieren unpersönlicher, wirklichkeitsloser Affekte, Momente, Szenen ein Menschendarsteller werden, endgültig zerschmettert ist!

---

## Splitter / von Peter Altenberg

Wenn ein Wertvoller sich umbringt, erfährt man es nie. Weßhalb? Weil die Wertlosen, die es veranlaßt haben, es vertuschen.

\*

Die einzige Art, den Haß gegen besser Ausgestattete zu besiegen, ist die Bewunderung. Künstler sein, ist: Das Bessere bewundern zu können, statt es zu hassen.

\*

Bei der Begrüßung von Menschen im Café und Restaurant glaubt man, es an den Gesichtern abzulesen, daß sie für einander ins Feuer gehen möchten. Aber bei den ersten ausgeborgten fünfzig Kronen spießt es sich mit dem Feuer.

\*

Würde? Würde ist nichts anderes, als so viel zu können, daß man nicht mehr nötig hat, es zu zeigen.

\*

Frauen nehmen uns drei Viertel unserer Lebensenergien weg. Wenn wir sie aber nicht hätten, hätten wir überhaupt keine Lebensenergien. Freilich, es gibt noch Stimulantien unserer Maschinerie: Eitelkeitsbefriedigungen, Ehrgeiz und Geldsucht. Aber das sind Phantome. Der Leib der Frau ist leider eine Tatsache.

\*

„Machen Sie sie mit einer Andern eifersüchtig!“ ist ein perfidblöder Rat. Denn wenn man sie nicht so gern hat, daß man ihr eben das nicht antun kann, dann hat man sie überhaupt nicht gern.

\*

Hausfrau und Gast.

„Bei uns ist es langweilig, aber man ißt gut.“

„Dann ist es doch nicht langweilig.“

\*

Ich habe immer bemerkt, daß man, wenn jemand Einem eine schreckliche Komplikation seines Lebens mitzuteilen die Ehre tut — daß man dann auf seine Schuhe schaut und denkt: „Man in eigentlich doch nur bei Herrig arbeiten lassen.“

# Die Bewegung in der Plastik /

(Fortsetzung)

von Leopold Ziegler

**Philosoph:** Manches braucht man wahrhaftig nur ausgesprochen zu hören, um zu erkennen, daß es nicht stimmt. Ungefähr wie der Anschlag von Septim und Non genügt, um von ihrer Dissonanz überzeugt zu werden. Sie haben Recht, vielmals Recht. Die Plastik kann unter gar keiner Bedingung der Bewegung entzogen werden. Weder als Darstellung der Ruhe, noch als Äußerung der Bewegung in jenem engern, der Ruhe gemeinhin entgegengesetzten Wortverstand. Versuchen wir, sofort daraus die Konsequenz zu ziehen. Ich behaupte nämlich jetzt, daß die Unentbehrlichkeit der Bewegung kein rohes Faktum, kein unbegreiflicher Tatbestand, sondern das tiefste Grundgesetz Ihrer Kunst sei. Denn stellen Sie sich einmal vor, die Skulptur verzichte auf diesen übrigens noch genugsam problematischen Vorgang der Bewegung, und sie nähme nur noch artistischen Besitz von Körpern, die durch Naturbeschaffenheit oder Tod unbewegt bleiben müßten. Die plastischen Motive wären dann unter Menschen- und Tierleichen zu suchen, unter anorganischen Körpern oder unter Pflanzen, die zwar leben, aber der eigenmächtigen Beweglichkeit beraubt sind. Das Ergebnis einer solch hypothetischen Bildkunst ist lehrreicher, als Sie vermuten werden. Denn ich wette, Sie finden die von mir eben konstruierte Voraussetzung gekünstelt und unfruchtbar, ja, wie unser seliger E. T. A. Hoffmann sagen würde: *stüril*.

**Bildhauer:** Kann sein. Aber was bedeuten Sie damit zu beweisen?

**Philosoph:** Folgendes. Eine Plastik, die mit methodischer Absichtlichkeit auf die Übersetzung zeitlicher Aktionen in räumliche Formen verzichtete, die mithin eine tote oder wenigstens bewegungslose Natur wiederzugeben gedächte, würde sich in des Wortes strenger Bedeutung an der 'Wiedergabe' verbluten. Sie erniedrigte sich zur bloßen Imitation, zur Verdoppelung der Dinge, zur zwecklosen Errichtung einer zweiten und dadurch schlechthin überflüssigen Natur. Denken Sie sich damit beschäftigt, etwa die Phyllokatken, Cereen, Mamillarien, Epiphyllen und Spathulien, die unsre Frauenzimmer so besorglich aufzuziehen verstehen, und die doch als Naturformen unendlich reich und vielgestaltig sind, auf bildnerisch genießbare Form zu bringen. Stellen Sie sich dasselbe von Tannenbäumen oder Rosenstöcken, von Gesteinen, Kristallen, handwerklichen Gebilden, von Maschinen, Architekturen und Möbeln vor. Sie lächeln grünlich. Das beweist zwar mancherlei, aber es enthebt uns nicht der klaren Rechenschaft über den

tiefern Grund Ihres Lächelns. Dieser läßt sich wahrscheinlich in den entscheidenden Satz zusammendrängen, daß spontan bewegungslose Körper keine plastisch abstrahierbare Form besitzen. Sie haben ihre Naturform, das ist alles. Keine Kunst der Welt kann diese von ihnen ablösen und zur Kunstform adeln. Jeder Versuch, einen an sich unbeweglichen Körper plastisch zu verarbeiten, führt mit Notwendigkeit zur Reproduktion, zur Verdoppelung des schon Vorhandenen. Diese imitatio rerum ist umso mißfälliger, ja abstoßender, je ähnlicher sie dem Originale wird. Bis der Augenblick erreicht ist, wo sie sich von der Wirklichkeit optisch gar nicht mehr unterscheidet. Die abscheuliche Vermischung von Formen lebendiger und toter Körper auf unsern Denkmälern liefert zahllose Beispiele für das, was ich sage. Kanonen, Safetten, zerbrochene Räder, Gewehre, Säbel, Tornister, Fahnen, ganze Arsenale hat man verschwendet — niemand entrüstete sich über diesen schamlosen Naturalismus, der jede plastische Versinnbildlichung schon in der Anlage verderbt. Wir sind hier, glaube ich, berechtigt, das wunderbare und unverbrüchliche Gesetz auszusprechen, nach welchem es eine Skulptur als Kunst nur da gibt, wo die Form spontan beweglicher Körper in einen Raumkomplex verwandelt werden will. Oder um das, was ich meine, in seiner dialektischen Zugespißtheit zu formulieren: Bildkunst ist nur möglich, sofern sie sich die Unmöglichkeit zum Ziele setzt, das zeitliche Nacheinander motorischer Ereignisse in gleichzeitiges Nebeneinander zu übertragen. Wenn ich vorhin den Ehrgeiz der Plastik, bewegt zu erscheinen, als paradox bezeichnet habe, so stellt sich dieser scheinbare logische Widersinn als die unerläßliche Bedingung heraus, ohne die es eine Skulptur nicht gibt. Der motorisch tote Körper besitzt, artistisch gesprochen, keine Form. Verzichten Sie auf die Aufgabe, zeitlich Bewegtes in räumlicher Erscheinung niederzuschlagen, und Sie verzichten auf Ihre Kunst. Als Philosoph merke ich mir dabei in stiller Demut an, daß auch Ihre Tätigkeit, wenn wir sie verstehen wollen, in unergründliche Dunkelheit verdimmert. Und wenn Einer, der uns bekannt und teuer ist, das glückliche Wort sprach: „Die Welt ist voll dunkler Fragen, Drum muß man die Harfe schlagen“ — so erkennen wir, wie auch das Saitenspiel, das Bilden der Figur, ein seltsames und geheimnisvolles Tun sei, von der Finsternis des Nichtwissens undurchdringlich umwuchert. Man könnte, wie jener Brahmane, der ersten Mal eine fleischfressende Pflanze gewahrte, in Verdringung versteinern und freiwillig seinen Geist in mehr als — Wortsinne aufgeben.

i l d h a u e r: Philosophieren Sie fertig. Aber bleiben Sie Problemchen, wenns beliebt. Ich habe zu dieser indischen Meditation keine Zeit, solange mir die eigenen unbehauenen

Steine noch so viel zu schaffen machen. Wieviel Uhr ist's übrigens? Ich muß jetzt heim.

Philosoph: Das kümmert Sie nicht. Sie bleiben ja doch mindestens bis ein Uhr sitzen. Um aber die Melodie wieder aufzunehmen, so formulierte ich, glaube ich, grade ein Gesetz. Eine Ahnung von diesem Gesetz hatte schon Platon, wenn er im ‚Kratylos‘ anführt, daß das Nachahmende, das eikon, erst durch das zum Wille würde, was ihm im Vergleich zum Nachgeahmten fehle, oder was es, im Verhältnis zu diesem, weniger sei. Undernfalls führe die Nachahmung, die mimesis, zur Verdoppelung dessen, was ist, nicht aber zu einer Nachbildung. Wenn Sie sich dabei entschlossen, den für Platon freilich grundlegenden Begriff der mimesis durch einen weniger irreführenden zu ersetzen, so hätten Sie meinen Fall. Grade, weil das plastische Werk als Gebild der Kunst wesensverschieden von der Natur ist, muß es sich die grundsätzlich unlösbare Aufgabe stellen, zeitliches Nacheinander in ein räumliches Nebeneinander hinüberzuretten, die Zeit in den Raum zu transfigurieren. Um der Natur als ein Gegenstand von eigenem Wert und von selbstherrlicher Bedeutung gleichzukommen, muß es sich in seiner Gesamtstruktur unendlich weit von der Natur entfernen. Gesezt, der Wunsch des bayreuther Despoten ginge einmal in Erfüllung und „die marmornen Schöpfungen des Pheidias würden sich in Fleisch und Blut bewegen“, so wäre die Götterdämmerung über Ihre Kunst hereingebrochen, Pheidias zum Ballettmeister und Pantomimiker, der bildende Künstler zum Schauspieler oder Sänger ‚erlöst‘. Ein Beispiel, wie dieser unheilvolle Nachtalbe und Nibelungenfürst nicht nur, wie sein Biograph erzählt, gelegentlich sich selber, sondern auch die übrigen Dinge dieser Welt munter auf den Kopf zu stellen beliebte. Statten Sie die Plastik mit der Machtvollkommenheit aus, sich durch einen technischen Kniff, durch eine Art von dreidimensionaler Kinematographie, die Bewegungsfähigkeit zeitlicher Aktionen anzueignen, so vernichten Sie alles, was an ihr Kunst ist. Sie lassen sie von der Technik überwunden und der Natur ausgeliefert werden. Die Kunst überlebte sich dann selbst, genau wie vorhin, als ich ihr die Eroberung einer motorisch toten Natur zum Ziele gab. Ohne die zeitlich ablaufende Beweglichkeit der Organismen wäre die Natur eine simultane Plastik — mit dem Vermögen sukzessiver Veränderungen wäre die Plastik eine zeitlich bewegte Natur. Soll die Skulptur Kunst und mithin sui generis bleiben, so darf weder die Natur zum gleichzeitigen Nebeneinander gefrieren, noch die Plastik zum Strom des beweglichen Nacheinander austauen und verflüssigen. Die Distanz zwischen beiden wird nur dann unaufheblich gewahrt, wenn die Form, die die Kunst den Dingen gibt, als Symbol zeitlicher Er-



eignisse auftritt. Nur das, was die Plastik unmittelbar nie wiederholen, nie wiedergeben kann, zeigt ihr die Richtung, in der sie auf legitime Weise mit der Natur wetteifern wird. Abgewandt von der Bewegung im Sinn eines zeitlichen Erlebnisses, hat sich der Bildner einem durchaus künstlichen, auf kubischer Darstellung beruhenden Bewegungssymbol verpflichtet. Wie oft wurde behauptet, der einzig würdige Vorwurf der Bildhauerei sei die menschliche Gestalt. Ersetzen Sie das Wort ‚menschlich‘ durch ‚spontan bewegt‘, und Sie haben die Wahrheit. Nirgends ist mir freilich eine stichhaltige Begründung dieses Satzes bekannt geworden. Wohlan: sie liegt in dem Gesetz, daß die plastische Form überhaupt nur als Transposition motorisch zeitlicher Veränderungen in zeitlose Raumbilder zu begreifen ist. Wie der Künstler aber seine fundamentale Umwertung der Wirklichkeit bewerkstelligt, ist mir freilich zu erkennen versagt. Das müssen Sie eher ahnen als ich.

**Bildhauer:** Ich stelle mir das so vor. Der Plastiker erzeugt mit seinem Werke die Imagination, daß sein räumlich ausgebreitetes Formgefüge ein zeitliches Vorher und Nachher habe und sich im zeit- und ausdehnungslosen Jetzt nicht erschöpfe. Von Haus aus ist natürlich alle Plastik Stereometrie und an sich ebenso zeit- und bewegungsfern wie die Gebilde der Mathematik, wie Dreiecke oder Vielsäckner. Aber dem Künstler öffnet sich die Möglichkeit, seine Produktionen so zur Erscheinung zu bringen, daß sie im Zusammenhang unsrer Erfahrungen als Phasen eines zeitlichen Ablaufs gelten. Sie verstehen mich nicht falsch, als setzte ich mich damit für die Behauptung ein, Plastik sei eine Art von Momentaufnahme, die eine Bewegung gleichsam im Sprung überrasche und dadurch den Eindruck des zeitlichen Verändertwerdens vortäusche. Dieses Verfahren würde nämlich gerade nicht zu dem Ziel führen, das mir vorschwebt. Mag sein, daß dabei ein Gefühl zeitlichen Bewegtseins im Betrachter entstünde, obwohl die große Mehrzahl der mir bekannten Augenblicksbilder eher den Eindruck vollständiger Starre machen. So zeigten Sie neulich eine Photographie, wo ein Turner im Hochsprung aufgenommen war und ungefähr zweieinhalb Meter überm Erdboden in der Luft zu stehen schien, unter ihm die Köpfe seiner Zuschauer. Es sah grauenhaft und widernatürlich aus. Auch Rodin bemerkt in seinen Gesprächen, daß die auf solchen Aufnahmen festgehaltenen Personen — „festgehalten“ ist hier der einzig richtige Ausdruck — wie „jäh der Luft erstarren erscheinen“. Aber selbst den Fall gesetzt, instantanierte Aktionen wirkten bewegt und in motorischer Tätigkeit bedächtig, so wäre diese Tatsache allzu teuer erkaufte durch den charakteristischer Zufälligkeit, der dem Produkt einer solchen Momentanexpression anhaften würde. Dem Künstler kann es nicht auf eine



der Wirklichkeit abgelistete Blichhaftigkeit ankommen. Vielmehr im Gegenteil: auf einen sorgfältig abgetönten Ausgleich aller Einzelaktionen und motorischen Teilentladungen, aus denen sich die Gesamtbewegung einer Gestalt zusammensetzt. Es gibt da eine statische Verteilung von Druck und Zug der Muskulatur und der Knochen, eine Anordnung der Linien, eine Dynamik der Gelenke, die jeden halbwegs entwickelten Zuschauer zu der Vorstellung eines Vorher und Nachher veranlaßt. Ich erwähne Ihnen zur Erläuterung den Diskobol des Myron, dessen zerstörtes oder verlorenes Original meiner Meinung nach eins der stärksten und edelsten Werke nicht nur der hellenischen Bildhauerei gewesen ist.

**Philosoph:** Mir aus dem Herzen gesprochen. Ich habe schon öfters darüber spintisiert, was geworden wäre, falls Lessing einen ‚Diskobol‘ statt eines ‚Laokoon‘ verfaßt hätte.

**Bildhauer:** Sagen Sie lieber: falls Myrons Hekate, Apollon, Dionysos, seine Zeus-Athena-Herakles-Gruppe, sein Perseus und Erechtheus nicht zertrümmert, eingeschmolzen oder von der Erde aufgeschluckt worden wären. Wenn der Marsyas und der Diskobol und der tanzende Satyr keine Kopien wären. Wenn sich unter dem unermesslichen Wust, den die archäologischen Maulwürfe jahraus, jahrein in allen Kontinenten aus der Erde graben und in den Museen unsrer Metropolen bis unter die Dächer stapeln — haben Sie übrigens Balzacs staunenswerte Phantasmagorie über das Antiquariat im ‚Chagrinleder‘ gelesen? Ja? Dann verstehen Sie, warum ich grade in diesem Augenblick daran erinnert werde — wenn sich, sage ich, darunter nur ein einziges originales Werk des Künstlers befände, der eigentlich der Befreier der griechischen Plastik aus ihren letzten Gebundenheiten gewesen ist. Ai, ai, Myron Eleutherios! Wie sinnlos, wie unannehmbar das alles ist . . . Aber ich vergesse den Diskobol. Die bildnerischen Vorzüge dieses Schleuderers, wollte ich sagen, scheinen mir darin zu gipfeln, daß er mit unfehlbarer Notwendigkeit die Vorstellung eines sukzessiven Ablaufs heraufbeschwört. Und zwar allein durch das Mittel einer vollkommenen Gewichtsausgleichung, einer genialischen Verteilung räumlicher und statischer Akzente. Beachten Sie die Kurve, in welche die Gestalt, wenigstens von vorne gesehen, eingeschlossen ist. (Natürlich hat eine Arbeit wie der Diskobol so viele Ansichten, wie Sie wollen. Das „Quälende des Kubischen“ ist ihm gottlob noch nicht abhanden gekommen: Schule des Hagelaidas, nicht Hildebrands.) Genau genommen sind es sogar zwei parabolische Kurven, die sich gleichsam entgegwirken. Die eine steigt vom linken Fuß an, bildet die Sehne zugebeugten linken Bein, setzt sich in der Krümmung des Rückens fort, gleitet über den zierlichen Eupatridenschädel hinaus und verl

sich ins Unendliche, wenn sie nicht von einer andern, stärker betonten Kurve geschnitten würde, die vom rechten Arm über die Schultern zum linken Arm führt, hier das Knie des rechten Beines kreuzt, auf das linke Schienbein überspringt, um in derselben Form, aus der sich die erste Parabel erhob, ihr Ziel zu finden. Sehen Sie? Die Frage ist, wie aus diesen beiden linearen Systemen, die sich ohne die Anwendung eines besondern Kunstmittels gegenseitig aufheben würden, dennoch der eindeutige Eindruck einer Aktion entsteht. Das geschieht dadurch, daß der statische Hauptakzent auf den rückwärts gereckten rechten Arm gelegt wurde. Dieser Arm vermochte nämlich nur durch eine gewaltige Anstrengung des gesamten körperlichen Gefüges in diese extreme Lage zu geraten. In dieser kann aber der Jüngling nicht verweilen. Denn genau dieselbe Heftigkeit des Schwungs, des dynamischen Antriebs, der zur eben eingenommenen Stellung führte, muß im nächsten Augenblick den Arm abwärts reißen und ihn beinahe automatisch die Gegenbewegung vollziehen lassen. Der Kraftaufwand, der die Scheibe nach hinten wirbelte, war darauf berechnet, die Gegenaktion einzuleiten, und er wird seinen energetischen Überfluß in dem unausbleiblichen Wurf entladen müssen. Diese gewaltsame Spannung aller Muskeln, diese ungestüme Drehung des Rumpfs und der Glieder, diese anstrengende halbe Beuge der Hüftgelenke, kann nur ein Übergang zu einer neuen ‚Vitalreihe‘ sein, wie Sie vielleicht sagen würden. Man hat irgendwo von einem toten Punkt gefaselt, auf welchem sich das mechanische Kräftespiel des Schleuderers befände, und welchem die Schuld beizumessen sei, daß diese Statue der eigentlichen Lebendigkeit entbehre. Der Unverstand dieses Tadelns ist schwer zu überbieten. Wenn es überhaupt einen plastisch fixierbaren Augenblick gibt, der einer gleichsam schon vorgezeichneten, gänzlich unaufhaltamen Bewegung vorangeht, so ist er hier gepackt und wahrnehmbar gemacht. Um den Wurf zu hemmen und die bereits entfesselten Kräfte zu stauen, bedürfte es eines ungleich größern Aufwands, als um ihn auszuführen: ein zuverlässiges Kriterium für die Notwendigkeit der eingeleiteten Bewegung. So wenig ein Wagen in voller Fahrt plötzlich anhalten kann, so wenig kann (aus denselben mechanischen Ursachen) der Diskobol die Scheibe hinauszuschleudern unterlassen. Die von der vorigen Bewegung her noch unverbrauchte Energiesumme zwingt ihn dazu. Ich höre den Diskos in der Luft pfeifen: „Da fliegt er dannen, dröhnenden Schwungs, der Stein . . .“. Nicht wahr? enfalls finde ich hier ein bewundernswertes Ineinandergreifen statischen und räumlichen Elementen. Alles ist darauf angelegt, die zwei parabolischen Systeme eine Sekunde später zusammen-

— Alles ist Schwung, Atem, Impetus. Linear mit außer-

ordentlicher Strenge in den Umriß gefaßt — die vielberufene Eingezogenheit, die hellenische Enstole der Form ist auch hier unverkennbar — ist die Gestalt dynamisch voll entfesselten Lebens. Alles drängt zur Auflösung, weil alles die Summierung eines vorangehenden zeitlosen Ablaufs, wie die Einleitung und Vorbereitung zu einem sofort nachfolgenden ist.

(Fortsetzung folgt)

## Theaterfragen in Mannheim

und anderswo / von Hermann Sinsheimer

Diese mannheimer sind auch deutsche Theaterfragen. Denn die künstlerische und geschäftliche Situation der großen Stadt- und Hoftheater ist fast überall die gleiche: Das Defizit nimmt zu, die Anteilnahme des Publikums ab; das künstlerische Ergebnis bleibt dünn und unansehnlich. Man gibt dem Kino die Schuld. Das ist dasselbe, wie wenn sich der liebe Gott über Herrn Haedel aus Jena beklagen wollte. Es wird aber nur derjenige Monist, der des alten Gottes überdrüssig ist. Und ebenso ist, wer in den Kino geht, des Theaters müde. Man gebe also dem Theater und dem Publikum die Schuld und untersuche, wie beide zu bessern seien.

Das Publikum von heute ist theaterfremd geworden. Die Generation, die jetzt in Familie und Öffentlichkeit dominiert die Menschen von vierzig Jahren sind in einer unmimischen Zeit aufgewachsen. Der Naturalismus hat auch in der Gesellschaft eine Wirkung getan. Die große Geste, die interessante Pose wurde auch im Salon verrufen. Man durfte sich nicht mehr „aufführen“ und in Szene setzen, sondern mußte in der Masse verschwinden. Man trägt das Haar jetzt glatt geschaitelt und den Schnurrbart gestutzt und ist stolz darauf, die äußere „Aufmachung“ überwunden zu haben. Die Nüchternheit des menschlichen Gestus ist Mode geworden und hat das Mißtrauen gegen die Theatralik großgezogen. Man verachtet die Mimik und den schönen Schein. Man verachtet zugleich aber auch das Unwirkliche, das Imaginäre und Illusionäre. Was ist ihnen Gefuba? Eine Sportleistung ist ihnen tausendmal mehr. Der gesellschaftliche Ausdruckswille der Erotik rettet sich in deutliche Tanzformen und die Liebe zur Kunst äußert sich im Respekt vor den Erzeugnissen der Malerei und des Kunstgewerbes. Denn diese kann man greifen, und nur, was greifbar ist, hat Geltung. Auch das Theater warf sich auf dekorative Wirkungen, auf Werte, die man photographieren kann. Das Theater wurde eine Filiale von Kunstausstellungen. Der einzige Reinhardt, der den Mimos im Dekorativen entdeckte, wurde so kopiert, daß das Mimische durch das Dekorative verdeckt wurde.

Ebenso sind die Dichter heute mehr auf optische als auf akustische Wirkungen aus. Auch sie empfinden die Bühne zu sehr als Guckkasten. Wir brauchen aber Dramatiker, die das Theater wieder stärker als Rednertribüne im Sinne Schillers empfinden. Es muß wieder einer kommen, der auch die große Pose des Dichters hat und sie seinen Gestalten einverleibt, so zwar, daß man mit der Gestalt zugleich auch die Pose glaubt. Der hölzerne Schönherr, zum Beispiel, hat diese pathetische Identität mit seinen Gestalten. Es muß wieder von der Bühne Klang und Schall ausgehen, der von einem verkündenden Dichter kommt. Von dieser Art ist etwa Claudel und, in dem prachtvollen Bekenntnisdrama „Der Sogn“, der junge Hasenclever. Das Theater muß sich auf die passenden, hinreißenden Möglichkeiten seiner Akustik besinnen und soll die optischen bescheidenen ausnützen. Die Plastik des Wortes soll die Plastik der Dekorationen kompensieren und ersetzen. Darsteller, versucht es wieder mit dem Pathos, mit der Deklamation und der schönen Pose! Ihr und das Publikum — beide sind durch die realistische Schulung nun wieder reif und frei geworden für diese schönen und unwirklichen Extreme. Gebt eurer Rede Glanz und eurer Geste Schwung! Ergibt euch wieder dem Theater! Nur so kann das entzauberte Publikum neu aufgerüttelt und den Einbildungen des Bühnenspiels neu gewonnen werden.

\*

Das deutsche Provinztheater hat unter der modischen Nüchternheit der Gesellschaft und der Theaterkunst schwer gelitten. Es gleitet über Defizite und literarische Durchfälle zu Possenerfolgen hinab, die es von Berlin bezieht. Das mannheimer Hof- und Nationaltheater ist eine der wenigen Provinzbühnen, wo Puppen nicht singen und die Tangoprinzessin nicht tanzen durfte. Es hielt sich auf einer mittleren Höhe des Repertoires, was die Stadt allerdings im Jahr achthunderttausend Mark kostet. Man fragt sich, ob es gesund und natürlich ist, daß eine Gemeinde von zwei- bis dreihunderttausend Einwohnern dem Theater eine solche Summe opfert. Und ob nicht ein solcher Aufwand in einem Mißverhältnis zu einer künstlerischen Leistung steht, die über ein mittleres Niveau nie hinausging. Und ob endlich nicht auch das Theater durch Einbuße an Ansehen und Beliebtheit das von ihm verzehrte Kapital verzinsen muß. Alle deutschen Großstädte klagen jetzt über die Unspieligkeit des von ihnen gern ausgeübten Theaterpatronats. Es kann nicht ohne Rückwirkung auf die Schätzung der Theaterkunst in diesen Städten bleiben. Deshalb müssen die wahren Freunde Theaters mit den kommunalen Finanzpolitikern in der Erkenntnis übereinstimmen, daß die städtischen Leistungen für das Theater noch mehr wachsen dürfen. Eine Bühne, die sich nicht zum



größten Teil selbst ernährt und erhält, beweist dadurch, daß sie das Interesse und die Opferwilligkeit des Publikums nicht wachzurufen versteht, und verdient deshalb städtische oder staatliche Unterstützung in geringerem Maße als eine Bühne, die ihre Existenzberechtigung auch wirtschaftlich beweist.

In Mannheim ist seit mehr als einem Jahr Alfred Bernau Theaterintendant. Er leitete vorher das kleine Deutsche Theater in Köln und schied von dieser Stätte seines Wirkens teils schulden-, teils ruhmbedeckt. Er hatte in Köln den Nachweis erbracht, daß er zwar nicht zu rechnen, aber das Publikum zu packen versteht. Fragt sich nur, mit welchen Mitteln er sein köln'sches Publikum packte. In Mannheim erwies er sich als grobkörniges, kopierlustiges Regietalent ohne literarische Einsicht und Richtung. Hoffnungslose Experimente wechselten ab mit antiquierten Liebhabereien, Dekorationserzessen und Reinhardt-Kopien. Von Bernaus Ruhm blieb nichts als die Tatsache, daß er Theaterstücken zu theatergerechten Wirkungen verhelfen kann. So gelang ihm ein Molière überraschend gut. Auch Tolstois 'Lebenden Leichnam' schuf er dem Vorbild Reinhardts mit behutsamen Geschick nach. Was er aber aus eigener Phantasie und Kraft heraus an wertvollem dichterischen Material auf der Bühne zu gestalten versuchte, geriet plump oder schief oder gar nicht. Eine triste Aufführung des 'Michael Kramer' eröffnete und eine turbulent veräußerlichte Darstellung des 'Macbeth' schloß diese Reihe der künstlerischen (Un-) Taten. Dazwischen quälte ein dekorativer Erzeß im Jahrmarktsstil, begangen an 'Schwester Beatrice', und ein mörderisch langweiliger literarischer Erneuerungsversuch, dem 'Und Pippa tanzt' zum Opfer fiel. Eine darstellerische Überarbeitung des von Hagemann inszenierten 'Faust' ließ das Schlimmste ahnen für eine künftige Neu-Inszenierung. Von Zeit zu Zeit durfte der Oberregisseur Reiter seinen geübten Dilettantismus an einigen Werken versuchen, die ein besseres Schicksal verdient hätten. Und am Ende der Saison inszenierte der Regisseur Krüger Schönherr's 'Erde' in Grund und Boden. In der Oper hatte man zwei oder drei große Abende; im übrigen lebte sich Bodanzky's genialisches Temperament auf englischen, russischen oder italienischen Gastspielen aus. Und über und unter alledem froh ununterbrochen das Gerücht, Herr Bernau müsse seiner Schulden wegen gehen.

Ein wahrhaft unerfreuliches und unergiebiges Jahr. Bernau hat eine furiose Liebe zum Theaterbetrieb; aber der Betrieb des Theaters ist ihm mehr als die Kunst und ihre Entwicklung. Und mit Betrieb und Effekt ist das deutsche Provinztheater nicht zu retten und zu heben. Es ist nicht nur für die Bühnenkunst, sondern auch für die Kultur einer Stadt gradezu verhängnis-

voll, wenn der Leiter des einzigen Theaters ein Spezialist für Auflissenwirkungen ist. Das Provinztheater braucht Direktoren, die sich und ihre Bühne in das geistige Gesamtbild ihrer Zeit eingeordnet und sich ihm verbunden und verpflichtet fühlen. So müßte auch der mannheimer Intendant ein Mensch sein, der vor und hinter dem Theater Entwicklungen und Notwendigkeiten sieht und für sie auf seiner Bühne Form und Ausdruck erstreben muß. Mag sein, daß Bernau, auf Neues begierig und der Sensation eines Abends ganz zugewandt, eine auf Spezialität gestellte Privatbühne erfolgreich zu leiten versteht. Seine Wahl zum Intendanten eines Hof- und Nationaltheaters aber war ein schwerer Fehlgriff. Für dieses Amt ist er weder künstlerisch noch menschlich, weder in seinem Geschmack noch in seiner geistigen Anlage gewachsen. Darum macht er ein wechselvolles Experimentiertheater auf; nur daß nicht die Bühnenkunst und die Literatur, sondern er selbst mit seinen Liebhabeereien und Launen Objekt seiner Experimente ist. So inszenierte er in den drei wichtigsten Monaten der Saison überhaupt nichts, und so ließ er wichtige und begabte Mitglieder des Ensembles künstlerisch darben. Junge Talente, deren er eine Reihe mitgebracht und vorgefunden hatte, überließ er ihren Unarten. Reife Schauspieler stellte er aus einsichtsloser Freude am Experiment in Rollen heraus, in denen sie versagen mußten. Er wurde nicht müde, Lore Busch, die für demimondaine Frauen nicht ohne Anmut ist, in Charakterrollen zu mißbrauchen. Oder er ließ die intellektuell betonte Intensivität des Charakterspielers Wilhelm Kolmar an der Phantastik des Ratcliff scheitern. Mit dem Darstellungstalent Hans Godecks für schütterere Charaktere mußte er ebenfalls nichts anfangen. Dagegen war der sichere und für starknervige Gestalten hervorragend begabte Everth aus Wiesbaden mit großem Erfolg tätig, versagte aber als Macbeth in den entscheidenden Szenen. Die von innen her überhitzte und technisch stark übertünchte Individualität Robert Garrisons triumphierte in der Rolle des Geizigen, unterlag aber in mehreren andern Rollen der eigenen Disziplinlosigkeit. Als sehr hoffnungsvolles Talent erwies sich noch Alice Lisso in Rollen von hysterischer Naivität, wie Pippa.

Die Gesamtheit der Darsteller war überhaupt von respektablem Niveau, wozu Bernaus Engagements wesentlich beigetragen haben. Aber jedes Ensemble ist totes Material ohne einen oder mehrere Regisseure, die ihm zu dienen bereit sind. Alfred Bernau fühlte sich mehr Diener der Maschinen, Requisiten und Auflissen als der Darsteller und Dichter. Darum blieb dieses Jahr trotz einigen geglückten Versuchen unfruchtbar und ohne Ausblick auf ein Gesamtwerk, das der Tradition und Opferwilligkeit Mannheims entsprechen könnte.

# Tragödien der Hundstage /

von Max Epstein

Otto Reutter singt jetzt ein ausgezeichnetes Couplet. In kurzen, scharfen Sätzen werden grundlegende Fragen der Weltgeschichte aufgeworfen und zugleich die Antworten gegeben, die den wirklichen Verhältnissen unsrer Zeit entsprechen. Statt eines Refrains aber steht am Ende jeder Strophe dreimal ein boshaftes Warum. In Bosnien hat man den österreichischen Thronfolger und seine Frau ermordet. Er war in seinem Reich recht unbeliebt; aber es wäre töricht, zu glauben, daß sein Nachfolger nicht in den Händen der Mörder stecken oder sich in dem Völkergewirr besser zurecht finden wird. Seine Frau kam dynastisch gar nicht in Betracht: trotzdem erschießt sie der unreife serbische Bursche mit dem Gatten. Warum? warum? warum? Wenn die Sache nicht so furchtbar traurig wäre, hätte man hier einen neuen Coupletvers.

\*

Die außerordentliche Gesellschafter-Versammlung der Vertriebsstelle des Verbands deutscher Bühnenschriftsteller hat beschlossen, Herrn Artur Dinter von seinem Posten als Direktor abzurufen, und gleichzeitig die Erklärung abgegeben, daß die gegen seine Amtsführung erhobenen Einwendungen ausschließlich geschäftlicher Natur sind und nichts enthalten, was seine persönliche Ehre berühren könnte. Der Aufsichtsrat hat ferner beschlossen, Herrn Dinter in Würdigung seiner großen Verdienste noch bis zum ersten April 1915 seine vertraglichen Bezüge zu belassen. Was man früher schlecht gemacht hatte, macht man jetzt nicht gut. Der Fall Dinter ist eine kleine Tragödie. Wer Dinter jahrelang an der Arbeit sah, konnte in ihm nur einen sehr energischen, sehr tüchtigen und bei allem Starrsin liebenswürdigen Menschen erblicken. Ich habe feste Ansichten, aber keine böartigen Vorurteile bei ihm bemerkt. Wenn ein solcher Mann in Theatervorstellungen öffentliche Ansprachen hält und diesen unmögliche Zeitungserklärungen hinterherschickt, so ist das einfach nur durch eine Störung des Nervensystems zu erklären. Es kann Herrn Dinter natürlich kein Mensch übelnehmen, daß er Antisemit ist. Jetzt, wo er frei ist, mag er sogar agitatorische Reden schwingen und Reichstagsabgeordneter werden. Schade wäre es allerdings um ihn. Denn die Geschäfte mit den zersekenden Geistern hat er vorzüglich geleitet. Die Heranziehung des ebenso erfolgreichen wie unarischer Komponisten Jean Gilbert machte Dinters kaufmännischem Geschick alle Ehre. Man kann aber auch als Verleger seine Überzeugung haben und darf doch nicht im Theater zum Volke reden. Es kann gar keine Diskussion darüber geben, daß jemand, der die

getan hat, als Verleger unmöglich geworden ist. Und Dinters Verteidigungsepisteln bewiesen ein mangelhaftes Studium der Weltgeschichte. Diese lehrt nämlich, daß alle Staaten, deren Regierung in den Händen der Afrikaner ist, und seien sie noch so groß und blühend, verfallen, und daß nur die Völker mit freiheitlichen Zuständen und vorurteilsloser Duldung aller Religionen und Rassen vorwärtstommen. Dinter vergleiche das alte Spanien und das neue England. Wenn nun ein Philosoph wie er, statt als Verleger Stücke jeder Konfession zu vertreiben, ein Zirkusspiel glaubenshegerisch kritisiert und in Zuschriften an die Presse Unsinn verbreitet, so soll man solche Emanationen für hoffentlich vorübergehende Trübungen halten und dem Mann den Sommerurlaub verlängern. Denn da er in der Vertriebsstelle fleißig und tüchtig gearbeitet hat, durfte man ihn nicht wie einen Übeltäter fallen lassen und sich offiziell über sein Verhalten und seine Tätigkeit lustig machen. Wenn man aber das Unrecht einsieht, das man ihm getan hat, so müßte man dies wieder eingestehen und nicht etwa die mit diesem Fall genug vertraute Öffentlichkeit damit täuschen, daß man Dinter nur wegen geschäftlicher Differenzen entlasse.

\*

Dieser Sommer wird für die Theater trostlos. Man war auf so schlechte Geschäfte, wie sie allgemein zu Tage treten, nicht gefaßt. Die Risse, die die heißen Tage dem Voranschlag machen, scheinen sehr erheblich zu werden. Man ersieht daraus immer wieder, wie wenig berechtigt es ist, den Theatern noch neue Lasten aufzuerlegen. Die sieben Privattheater Hamburgs haben in zweieinhalb Jahren 841 784 Mark Lustbarkeitssteuer an den hamburgischen Staat bezahlt. Für die Finanzen des Gemeinwesens bedeutet diese jährliche Einnahme von etwa 350 000 Mark gewiß nichts. Für die sieben Theater ist sie eine ungeheure Schädigung. Die Direktoren dieser Bühnen haben sich deshalb mit einer Eingabe um Aufhebung der Steuer an den Senat gewandt. Sie haben hierbei hingewiesen auf den kostspieligen Personal- und technischen Apparat der Großstadtbühnen, auf die Einführung der Versicherung für Privatangestellte, auf die Konkurrenz der Kinos, auf die ideelle Schädigung des Kunstlebens und endlich auf die Tatsache, daß die Steuer vom Publikum in keinem Falle getragen wird.

\*

Im Walhalla-Theater wollte William Böwe als Direktor Volksdrama spielen, das sich gegen die Fremdenlegion richtet. Es 'Casard' nicht erreicht hat, hätte vielleicht dieses roh gezimmerte Aterstück fertiggebracht. Der Erfolg wäre vielleicht nicht ausbleiben. Die berliner Polizei, vorurteilslos, wie sie ist, hat das



Stück genehmigt. Unmittelbar vor der Aufführung kommt nun aber das Auswärtige Amt und verbietet die Aufführung. Leben wir in einem Rechtsstaat? Hat jede Reichsbehörde Zensurfunktionen? Man denke sich den dicken, gutmütigen William Löwe als Staatsverbrecher. Otto Reutter hat wieder Stoff zu einer Coupletstrophe.

---

## Der veraltete Ehebruch / von Kurt Martens

Daß auch die verschiedenen Laster der Mode unterliegen, rückt ihre endliche Ausrottung in das Bereich der Möglichkeit. Alle eigentlichen Laster entspringen der Willensschwäche, und Schwächezustände sind heilbar, wenn beizeiten eingegriffen wird. Freilich ist Voraussetzung, daß der Einzelne sich als Patient fühlt und entweder mit der Kur einverstanden ist oder dumm genug, um eine heimlich an ihm vorgenommene nicht zu merken. Wir kennen aus unsrer Studentenzeit den alten Spruch aller Bezechten: „Der Suff ist ein Laster, aber ein schönes!“ Noch ist die Blüte der Nation, wie sie sich im Couleurstudententum verkörpert, von der Schönheit und Poesie des Suffes überzeugt; nur vor dem Delirium tremens macht ihr Entzücken halt. Trotzdem besteht Hoffnung, den Alkoholismus auf ein erträgliches Mindestmaß herabzusetzen, auch wider Willen des Cöfener S.-C. und des deutschen Brauerbundes, einfach dadurch, daß man das Saufen allmählich aus der Mode bringt. Wechsel der Mode kommt oft über Nacht. So galt es vor dem Eulenburg-Prozeß noch für tip-top, wenn, zum Beispiel, ein Italienreisender von alter vornehmer Familie mit einem königlichen Carabiniere oder einem sizilischen Bauernburschen intim befreundet war. Das System Eulenburg hatte bei der *crème de la crème* unsrer Zeit fast denselben Duft von Noblesse wie zur Zeit des athenischen Stuzers Alibiades. Seit jenem Prozeß jedoch, in dem es der Justiz und der öffentlichen Meinung unterlag, ist es auf einmal wieder so unrühmlich und scheu geworden wie in den bravsten Biedermeier-Tagen. Warum könnte da nicht auch der Suff und das Feu ausgerottet werden, der Morphinismus und die Prostitution, ja am Ende sogar der Ehebruch?

Viele werden meinen, mit dem Ehebruch müsse das am schwersten gehen, weil er eigentlich niemals der Mode unterlag, sondern von den ältesten Zeiten her ununterbrochen bei allen Völkern sich der größten Beliebtheit erfreute. Auf den ersten Blick scheint allerdings der Ehebruch zur Ehe nur die notwendige Ergänzung zu bilden. So völlig wird ja wohl niemals damit aufgeräumt werden. Nur als das große Modelaster, als literarischer Lieblingsstoff, als unerlöschliches Motiv für alle Witzbolde kann es unerwartet rasch ein-

mal abgewirtschaftet haben.“ Der Ehebruch — der ja im Coder praktischer Moral von jeher eine besonders nachsichtige, ja bevorzugte Behandlung genoß — ist nämlich neuerdings unter dem Einfluß einer an sich ganz anerkennenswerten Vorurteilslosigkeit derart üppig und universell ins Kraut geschossen, daß er sich von einem ordinären Unkraut in nichts mehr unterscheidet. Er hat jeden Rest von Großzügigkeit, Exklusivität und Delikatesse verloren, er ist eine kleinbürgerliche, eine proletarische Angelegenheit geworden. Zum schlimmsten Kitsch gehört er, im Leben wie in der Literatur. Ein Mensch oder ein Autor, der noch etwas auf sich hält, sollte jede Gemeinschaft mit dem Ehebruch ernstlich vermeiden.

Ich muß da immer an ein andres kleines Laster denken, das dem Ehebruch in mancher Beziehung verwandt ist, an die Nervosität. Die war ursprünglich auch so ein Produkt eleganter Willensschwäche, mit der man eine Zeitlang sogar ganz wirkungsvoll kokettieren konnte — bis die Gese anfang, sich damit zu schmücken. Vielen Leuten, die im scharfen Kampf ums Dasein stehen, hängt die Nervosität als ein sehr übler Schönheits- und Gesundheitsfehler an. Man kann daran leiden, wie man an Sues oder Kräke leidet, aber es besteht doch wahrscheinlich kein Grund, solch entstellende Anhängsel mit renommiistischer Gebärde zur Schau zu tragen. Die Zeiten der müdenWeltdame, die mit schmerzlichem Augenaufschlag „ihre Nerven“ hatte, sind vorüber. Heutzutage, wo jede Köchin behauptet, „nerfees“ zu sein, gehört es zum unerläßlichen Geschma, dieses vulgär gewordene Übel zu verbergen, am besten von vornherein mit einem guten Training sich davor zu hüten. Man lebe nach dem weisen Spruch von Otto Erich Hartleben: „Haste nie und raste nie, sonst haste die Neurasthenie!“

Um auf den Ehebruch zurückzukommen: Auch diese — sagen wir einmal: soziale Unregelmäßigkeit ist kein zierliches Gesellschaftsspiel mehr, wie im Zeitalter Louis quinze, und keine zwerchfellerschütternde Burleske, mit der man noch die Herrschaften des Decamerone belustigen konnte. Die Grazie des Ehebruchs ist verweht, seine große Leidenschaft ist ranzig geworden. Die Zeitungen erzählen alltglich viel zu viel von den Eheirrunen verblödeter Potentaten und fast noch mehr von den muffigen Schweinereien der Kellerbewohner; die Normal-Ehebrüche aus den Kreisen der guten Gesellschaft, der Künstler und des Kleinbürgertums sind mit dem Kometenschweif von Sensationsprozessen zu sehr beglänzt worden, als daß es für den gepflegten Geschma noch Reiz haben könnte, da mitzumachen. Die französische Literatur der letzten undert, ja eigentlich schon der letzten zweihundert Jahre (und in dem Gefolge natürlich auch die deutsche, die ganze europäische Literatur!) hat das unleugbar moralische Verdienst, den Ehebruch

als stehendes Roman- und Theatermotto anspruchsvollern Genießern gründlich verleidet zu haben. So etwas Abgedroschenes wie den ewig betrogenen Ehemann, die ewig unverstandene Gattin und den ewig feurigen Liebhaber gibt es ja in der ganzen Welt nicht wieder. Welcher Genußmensch kann denn noch zur Verführung einer fremden Ehegattin schreiten, ohne sogleich in der fatalsten Weise an irgendeine Szene aus Sardou, an ein Romankapitel aus Ohnet erinnert zu werden! Diese Fülle der greulichsten Trivialitäten, der pathetischen Phrasen von erotischem Freiheitsdurst und spitzfindigem Raisonement über das Wesen der Ehe, diese anzüglichen Witzchen und Zötchen, diese Knalleffekte der Komödie, die müssen ja dem Liebhaber, wenn er selber sie zu mimen anfängt, jeden Appetit verderben! Alle nur denkbaren Variationen über das dreieckig-dreieckige Verhältnis sind in Literatur und Leben längst erschöpft; sie können immer nur wiederholt werden bis zur unerträglichsten Vangeweile. Es ist schlechterdings nicht mehr möglich, aufrichtig teilzunehmen an dem herzbrechenden Liebeskummer der jungen Frau, „die als ein unwissendes Kind in die Ehe trat“, oder zu lachen über den blinden Hahnrei, der sein Täubchen mit plumpen Liebeslosungen verfolgt, während der forsche Don Juan verborgen hinter dem Bettvorhang lauscht. Wer kann da noch Tränen der Rührung vergießen, welcher Esel lacht da noch? Aber doch selbstverständlich unser gutes, naives Volk, der süße Pöbel vom Parterre, der alle süßen Brocken dann erst zu genießen anfängt, wenn sie ihm tausend- und abertausendmal vorgekaut wurden!

Jetzt ist das biedere deutsche Volk allmählich darauf gekommen, daß es nobel und ziemlich ungefährlich ist, Ehebruch zu treiben. Alle Spelunken, alle Zeitungswische, alle Theater- und Kinostücke sind voll davon. Also höchste Zeit für jeden kultivierten Menschen, endlich damit aufzuhören und sich zurückzuziehen in reinlichere Regionen! Man wende doch ja nicht ein, daß unsre allzumenschliche Natur uns dazu zwingt! Zwingt uns unsre Natur auch zum Warenhausdiebstahl, weil wir dem Anblick der dort aufgehängten guten Dinge nicht zu widerstehen vermögen? Wenn man nicht grade ein Gentleman-Einbrecher ist, der aus dem Raub ein sportliches Vergnügen macht, überläßt man das Stehlen und Betrügen doch lieber den Leuten geringerer Sorte, die nicht im Stande sind und auch gar nicht die Absicht haben, ihren natürlichen Instinkten Zwang anzulegen. Sich nicht beherrschen können ist das Kennzeichen des Pöbels. Die nerfeese Köchin und der habgierige Zuhälter sind ja nicht grade Typen, die zur Racheiferung locken. Wenn der eine saufen, der andre das Feuen, der dritte das Huren nicht lassen kann so ist es angemessen, über diese Art von Mitmenschen ein we angewidert die Achseln zu zucken, aber daß man sich in die B

wirft und ruft: „Genau so sind wir auch! Von wem anders haben sie das gelernt als von uns, der Blüte der Kultur!“ — das ist doch Eitelkeit am unrechten Fleck.

So spreche ich denn die Hoffnung aus, daß endlich einmal andre Stoffe, andre Konflikte an die Reihe kommen als immer nur die von bedauernswerten Leuten, „die nicht anders können“. Wenn ich mich denn durchaus einmal mit dem Ehebruch beschäftigen will, dann kehre ich schon lieber zur Antike oder zum alten Testament zurück. Da hatte er doch wenigstens noch eine gewisse Originalität und stank nicht nach faulen Fischen.

---

Aus einer Sammlung kleiner Essays, die unter dem Titel ‚Geschmack und Bildung‘ bei Egon Fleischel & Co. erscheint.

---

## Der Siebling / von Paul Frank

Nikolaus Brandreher war durch vierzehn Jahre hindurch der „Herrgott“ von Graz gewesen; der verhätschelte, verzärtelte, verwöhnte, vergötterte Siebling des Publikums. Das Stück war den Leuten egal. Wenn nur der Brandreher auf den Zettel stand. Er hatte den Danilo gespielt und den alten Attinghausen und alles, was dazwischen lag. Und die Leute jubelten das eine wie das andre Mal. Jeder Mensch kannte ihn; auf der Straße behielt er den Hut gleich in der Hand, aus allen Schaufenstern grüßte ihn sein Bild, beim Bühnentürl warteten allabendlich die jüngsten Jungfrauen und die ältesten Pensionisten — kurz: es war eine Beliebtheit, die einfach nicht mehr zu bestreiten war. Da kam jener bedeutungsvolle Tag, der ihm mittels eingeschriebenen Briefes des Agenten Röstmann die Berufung nach Wien bescherte. Brandreher, der beliebte Brandreher, sah das Ziel seiner Sehnsucht vor Augen, vergaß die lebenswürdige Stadt Graz, vergaß Ruhm, Dankbarkeit und war herzlos genug, dem Ruf nach Wien Folge zu leisten. Deputationen aus allen Schichten der Bevölkerung, die nach der Veröffentlichung seines Scheidens ihn händeringend und flehend zum Bleiben bewegen wollten, mußten unverrichteter Dinge abziehen. Er blieb hart und unbeweglich, geleitete die Leute beiderlei Geschlechts in Gruppen oder auch einzeln nach längerem oder kürzerem Gespräch, freundlich Trost spendend, aus seinem Zimmer, setzte einen unwiderruflich allerletzten Abschiedsabend an und fuhr, nachdem er die stürmischen Szenen dieses Abschieds glücklich überstanden, nach Wien in sein neues, großes Engagement, an das ornehme Theater . . . . .

Jetzt war er zwei volle Wochen im neuen Engagement. Den Direktor hatte er noch immer nicht zu Gesicht bekommen; und auch noch keine Rolle. Da grade A-conto-Tag war, erkundigte er sich



höflich und in aller Form beim Sekretär. Aber die Antwort war ausweichend und nichts sagend. Er ging ins Caféhaus. In alter Gewohnheit verlangte er die Zeitung seiner frühern Heimat; er blätterte den Theaterzettel auf. Das Blut schoß ihm zu Kopf. Was? Dieser unfähige Mensch? Diese Null? Der spielt jetzt seine Rolle? Einen Augenblick lang wollte er einen Fiaker nehmen, auf den Südbahnhof fahren, ein Billett nach Graz erstehen. Zurück dahin, wo's ihm so gut ergangen war. Sie würden ihn mit offenen Armen aufnehmen, ihren Liebling. Nikolaus Brandreher ärgerte sich über derlei Gedanken, wenn sie ihn überrumpelten. Unsinn! sagte er, erhob sich, zahlte, trat auf die Straße. Jetzt heißt es, wiener Liebling zu werden. Das andre ist vorbei. Dann ging er nach Hause und fragte die Hausmeisterin, ob nicht ein dickes, blaues Fest für ihn abgegeben worden sei. Eine Rolle, die der Theaterdiener gebracht habe. Gar nichts war abgegeben worden. Nur die Wäsche. Er schrie die alte Frau an und rannte wieder auf die Straße. Herrgott — was war das für ein Zustand! Spielen wollte er, spielen! Spielen um jeden Preis!

Als wieder vierzehn Tage verstrichen waren, ohne daß sich etwas geändert hatte, machte er sich entschlossen auf den Weg. Zum Sekretär. Er hatte diese Behandlung satt. Am Ende mußte der Direktor noch gar nicht, daß er hier war. Am Ende glaubte er ihn noch immer in der Provinz. Auf jeden Fall mußte ein Mißverständnis vorliegen. Bevor er das Zimmer verließ, warf er einen Blick in den Spiegel. Wie mager und blaß sein Gesicht geworden war. Er stürmte die Treppe zur Kanzlei hinauf und teilte dem Herrn Sekretär in aufgeregtem, von edlem Pathos getragendem Tone sein Anliegen mit. Statt aller Antwort überreichte der Beamte ihm das Repertoire für den laufenden Monat mit den Besetzungen. Der Monat hatte noch drei Wochen. Er überslog die Namen der Schauspieler. Einmal, zweimal, dreimal . . . Sein Name war nicht darunter. Ihm wurde schwarz vor den Augen. In der nächsten Premiere nichts, in der zweitnächsten wieder nichts und überhaupt in diesem Monat nicht mehr!

„Sie — Herr, Sie —“, schrie er und riß den Zettel in ganz kleine Fetzen, „das laß ich mir nicht gefallen!“ Und schlug mit der flachen Hand auf die Marmorplatte des Schalters. „Ich laß mich nicht zu Grund' richten! Ich nicht! O nein!“

Da öffnete sich eine mit grünem Tuch bespannte Türe lir<sup>22</sup>

„Ich bitte tausendmal um Vergebung, Herr Direktor . . .“  
dienerte der Sekretär.

„Wer ist der Mann?“ fragte der Direktor.

„Brandreher! Nikolaus Brandreher aus Graz!“ schrie i

Schauspieler. „Gott sei Dank, Herr Direktor, daß ich Sie einmal erwisch’!“

Der Direktor zuckte merklich zusammen, öffnete mit einem verzweifelten Blick gegen den Himmel die Tür, die zu seinem Zimmer führte. Brandreher wartete keine andre Einladung ab und sprang hinein.

„Herr Direktor . . . seit vierzehn Tagen . . .“.

„Mein lieber Brandreher“, unterbrach ihn der Direktor, „vor allem wird in meinem Hause nicht so geschrien. Ich habe ein vornehmes Theater . . .“.

„Aber, mein lieber Herr Direktor, Sie müß’n doch einseh’n . . .“

„Gewöhnen Sie sich doch den entsetzlichen Dialekt ab, Herr Brandreher. In einem so vornehmen Theater . . .“.

Er lief in den Volksgarten, rannte wie toll durch die Alleen und war überglücklich, als er seinen alten Freund und Kollegen Wanner traf. Er umarmte ihn. Endlich ein Mensch, dem er sein Herz ausschütten konnte. Einer, der ihn verstehen würde. Seinen Schmerz, seinen Zorn. Der Andre hörte teilnahmsvoll zu; sprach kein Wort. Brandreher schrie unausgesetzt. Die Kinder sahen von fern mit verängstigten Augen auf den mit seinem Spazierstock fuchtelnden Mann. „Mir ist’s g’rad’ so, als ob die Stimme eingeroftet wär’! Sag’ nicht, daß das Einbildung ist. Wenn man gewohnt ist, durch vierzehn Jahre fünfmal in der Woche zu spielen. Immer die schönsten, teuersten Sachen, und man schmeißt so ein Glück hin, fährt nach Wien und ist ein Stummerl geworden! Kein Wort hab’ ich in dem neuen Theater noch reden dürfen. Völlig vergessen hab’ ich, wie eine Bühne ausschaut, und ein Publikum. Hast du eine Ahnung, wie ich mich danach sehn’? Weißt du, was ich tu’, wenn ich allein zu Haus bin, ganz allein? Ich applaudir’ mir was vor. Ich schrei: „Bravo, Brandreher!!!“ Und dann verbeug’ ich mich vorm Spiegel . . . Wanner, Freund, hast Du denn eine Ahnung, wie’s mich auf die Bühne reißt? Ganz egal, was für eine Rolle: spielen möcht ich. An einem einzigen Abend möcht’ ich zusammenspielen, was ich in einem Monat versäumt hab’. Dreißig Rollen auf einmal! Fünfzig Couplets möcht’ ich singen. Jedes da capo! Und übertreiben möcht’ ich, Freunderl! Ubertreiben, so nach Herzenslust übertreiben, so daß die andern nichts als die Stichwörter zu bringen haben. Allen G’spaß müßt’ ich ganz in haben und die andern keinen einzigen! Am liebsten nähm’ mir einen Elefanten mit auf die Bühne, und zum Schluß spring’ inn ins Publikum hinunter und umarm’ jeden einzelnen . . .!“

Am Abend saß Brandreher im Kino. Leuchtenden Auges den wirbelig-zappeligen, dünnen, italienischen Clown-Komiker

ein sechs Stock hohes Haus hinauflaufen, in den Schornstein, von da in ein Maleratelier stürzen, die Zimmerdecken durchbrechen, schließlich im Keller landen, unkenntlich, besudelt, schmutzstarrend. Nikolaus Brandreher applaudierte wie toll, als der kleine Kerl ganz zuletzt sich die eigenen Beine, die Arme und den Kopf abriß . . .

Der neue Monat hatte angefangen. Nikolaus Brandreher lag im Bett. Die zornrote Stimmung, die ihn besessen, war einer stillen Resignation gewichen. Er verbrachte die meiste Zeit im Bett. Träumte vor sich hin, dachte an Sorbeer, Blumen, junge Mädchen, an das Bühnentürl in . . . Es klopfte an der Tür. Brandreher lispelte: „Herein!“ Der Kopf des Theaterdieners schob sich ins Zimmer. „Diener, Herr von Brandreher,“ sagte der Mann. „Morgen um Elf is Arranschiehrprob’.“ Er legte ein blaugebundenes Heft auf die Bettdecke. Dann salutierte er und empfahl sich. Mit einem Panthergriff packte Brandreher das Heft und wog es in zitternden Händen. Ein dünnes Heftchen nur. Ein Wutanfall schüttelte ihn. Man wagte, ihm eine kleine Rolle anzubieten . . . ? Er blätterte in dem Heft: Nicht ganz zwei Bogen . . . ! In Graz hatte er keine unter vierzehn Bogen gespielt. Aber gleich darauf jubelte es wieder in ihm: Endlich eine Rolle! Wenn auch nur eine kleine, aber doch eine Rolle überhaupt! Er war nicht mehr tot. Er lebte. Man erinnerte sich seiner. Er durfte auferstehen. Er zog sich blizschnell an, alle Müdigkeit, alle Schlassheit war von ihm gewichen. Er wollte sich sofort an das Studium der Rolle machen. O — die Herren sollten sehen, was er aus der Kleinigkeit zu machen verstand. Und wenn's die ganze Nacht kosten sollte — aber es mußte sein Meisterstück werden.

Am andern Morgen stand Nikolaus Brandreher auf der Arrangierprobe. Er sah übernächtigt aus, die vornehmen Kollegen musterten ihn hochmütig, der vornehme Regisseur saß auf einem Stühlchen, und im Dunkel des Zuschauerraumes schwammen die Gestalten des Direktors und des Dichters. Brandreher wartete geduldig, bis sein Auftritt kam. Er begann. Die Kollegen sicherten. Er hatte sich einen komischen Gang zurechtgelegt, mit durchgedrückten Knieen. Dazu schlenkerte er mit den Armen. „O . . . o . . .“, tönte aus der Finsternis heraus. Aber schon war der Regisseur auf ihn zugetreten und sagte: „Das geht unter keiner Bedingung.“ „Was . . . ?“, fragte Brandreher und erblaßte. „Dieser Gang.“ „Und lassen Sie doch die Arme ruhig, um Gotteswillen,“ rief der Direktor. „Sie sind doch in dem Stück ein Börseaner, also ein vornehmer Mann.“ „Und sprechen Sie doch ganz natürlich,“ fügte der Regisseur hinzu. „Gar nicht chargieren . . .“. Brandreher fühlte einen Stich in der Herzgegend. Er sprach seinen Part, ohne vom Buch aufzusehen. Plötzlich wandte er sich an den Regisseur. Sein

Blick war finster, und seine Stimme war gesättigt mit Todesverachtung. „Ich glaube, hier könnte man ein Couplet einlegen . . .“. „Ein was . . .?“, schrie der Regisseur. Die Kollegen sicherten. Der Inspizient stopfte sich das Taschentuch in den Mund. „Ich glaube, hier ist eine gute Gelegenheit für ein Couplet . . .“, wiederholte Brandreher. „Ich hätt' grade so ein wirksames Couplet . . .“. „Aber wie stellen Sie sich das vor?“, lachte der Regisseur. „Wir haben doch gar kein Orchester.“ „Ich könnte es schließlich als Sprechcouplet bringen . . . Lassen S' mir doch das Couplet . . . an der Roll, ist so wie so nix dran . . .“. Brandreher hatte Tränen in den Augen. „Erlauben Sie,“ rief da der Dichter, „in meinem Stück ist an jeder Rolle was dran!“ „Das ist wirklich ganz unmöglich . . .“ beschwichtigte der Direktor. „In einem so vornehmen Theater darf überhaupt kein Couplet gesungen werden.“

Am Ende war kein Couplet mehr übrig und kein Witz und nicht die kleinste Nuance; man hatte vielmehr nach eingehenden Besprechungen mit dem Dichter zwei Szenen von der aus drei Szenen bestehenden Rolle gestrichen. Brandreher stand da, wie ein kahler, vom Novemberwind entlaubter Baum.

Der Abend der Premiere war gekommen. Der Zuschauer-raum dicht gefüllt. Das Klingelzeichen ertönte, die Lichter erloschen, aller Glanz versank in dämmrige Finsternis. Der Vorhang teilte sich, und das Spiel begann. Plötzlich ertönte irgend ein störendes Geräusch. Die Schauspieler wurden sichtlich unruhig. Ein befrachter Herr, blaß und aufgereg, erschien plötzlich auf der Bühne und versuchte, die Tür hinter sich zuzuhalten. Er stemmte sich mit aller Kraft dagegen, aber plötzlich — des Publikums hatte sich wildeste Aufregung bemächtigt — flog er bis vorne an die Rampe wo er, sich überschlagend, niederfiel. Zugleich schoß aus der Türöffnung ein ungeheuerliches Wesen hervor. Auf dem Kopf hatte es eine Bodenperücke, aus deren Fülle sich tastmäßig eine dünne Strähne kerzengrade aufrichtete. Darunter kroch eine riesenhafte Wachsnase hervor, die über und über warzig belledt war. Das Phantom stak in einem roten Frack, von seinem dünnen Hals wehten zwei langzipfelige, schottische Schleifen nieder, seine Beine waren nackt, und an jeder großen Zehe war eine Rakete befestigt. Das Gespenst hielt eine brennende Kerze in der Hand. Jetzt begann es plötzlich, zu singen. Dabei hüddte es sich und brannte die Zündhütze der Raketen an. In feurigen Farben zischten die Funken ach vorn ins auftreischende Parkett hinein. Mittlerweile hatten wei beherzte Männer den offenbar Wahnsinnigen von hinten er-rissen.

Noch am selben Abend wurde Nikolaus Brandreher der Irren-nstalt überantwortet.



## Antworten

**A. N.** Das ist wohl ein Mißverständnis. Es geht hier nicht darum, was Herr Otto Ernst als Schriftsteller leistet, sondern darum, was er sich gegen die Schriftsteller leistet. Der ‚März‘ hat es am besten ausgedrückt: „Für Nietzsche und sein Werk ist das Pfauchen und Dozieren des braven Eiferers von ungeheurer Belanglosigkeit. Aber es ist in dem Deutschland der anständigen Sitten eine neue Form von Skandal, daß ein Autor aus gekränkter Eitelkeit durch Privatbriefe droht, einschüchtert, intrigiert. Das dürfen sich die Literaten nicht gefallen lassen, so unerheblich der Mann auch ist. Sich nicht ‚rächen‘, weil er als bestallter Sittenrichter die Arbeit der Presse herunterreißt, sondern ein wohlthätiges Exempel statuieren, daß man ein Mindestmaß von anständiger Verkehrsform zur Bedingung macht.“ Ein wohlthätiges Exempel ist bereits, daß „mindestens fünfzig deutsche Blätter“, wie der Briefschreiber Otto Ernst wimmert, die Angriffe Karl Steders gegen ihn abgedruckt haben, während „nur neun“ seine Gegenerklärung vollständig veröffentlicht haben. Mindestens fünfzig? Um fünfhundert zu wenig. Nur neun? Um neun zu viel. Die Gegenerklärung war lächerlich nichtig, und ihr Verfasser verdient weder Schutz noch Schonung. Mich also hat er, tief beleidigt, verklagt. Nach einiger Zeit wird auch sein Verlag von mir „beleidigt“, wie diese Leute es nennen, wenn man die Wahrheit über sie sagt. Drei Monate später kriege ich von dem Verlag (Stadmann) eine Klageschrift, worin es heißt: „Daß der Privatkläger erst heute mit der Erhebung der Privatklage hervortritt, liegt daran, daß er im März dieses Jahres verreist war. Erst am siebzehnten Mai erhielt er das Heft von Otto Ernst übersandt.“ Am dreißigsten Mai benachrichtigt mich das Gericht, daß Herr Otto Ernst seine Klage gegen mich zurückgenommen habe. Der Verlauf ist deutlich. Das Verlagsobjekt hat sich inzwischen überlegt, daß ihm jeder Prozeß mit mir Blessuren eintragen muß. Aber es möchte mir um jeden Preis was antun. Sein Verlag bietet mir keine Angriffsflächen. So putzt es ihn. Nachdem ihm das gelungen, ist es plötzlich nicht mehr persönlich tief beleidigt und zieht die Klage und sich selbst in seinen Bau zurück. Ein zuckersüßes Brüderchen. Steder ist viel zu milde mit ihm umgegangen.

**Dilettant.** Ich glaube allerdings, daß Eure Unfähigkeit höchstens von Eurer Frechheit überboten wird. Niemand zwingt mich, die Einsendungen aller Art, die ich seit der Begründung meines Blattes — und nicht zur Verwendung für dieses Blatt! — in ungeheurer Fülle überallher erhalte, auch nur zu lesen, geschweige denn mit einer Antwort zurückzuschicken. Trotzdem ist's keine Übertreibung, wenn ich sage, daß ich seit zehn Jahren, in leichtsinnigster Verschwendung meiner Kräfte, täglich — selbst mitten in der Theatersaison, selbst in Zeiten der Krankheit, selbst in den Ferien — drei Stunden an die Siebung Eurer Matulatur setze. Vielleicht ist doch einmal ein Talent darunter, das die ganze Mühe lohnt. Wo ich die winzigsten Spuren sehe, ermutige ich, empfehle ich, helfe ich in jeder Weise. Aber daß ich mich da, wo ich kein Hauch entbede, ängstlich hüten soll, das zarte Seelchen des vernachlässigten Geschöpfes zu verletzen, daß ich den Ausdruck des gerechten Tadel's peir wägen soll, daß ich also noch mehr Zeit vergeuden soll: das geht zu n. Mir scheint, im Gegenteil, nötig, einem hoffnungslosen Schmierfinken dem ersten Versuch eines Schritts in die Öffentlichkeit durch äußerste G

heit einen Begriff von den Freuden der literarischen Laufbahn zu geben und ihn dadurch vielleicht für immer abzuschrecken. Ertragt das immerhin. Und nehmt ein Beispiel an dem Jüngling, der mir grade heute schreibt: „Ihre freimütige Kritik an meiner Novelle hat mich anfangs schäumen gemacht, da ich aber eine zeitliche Distanz dazu gewann, gab ich Ihnen ganz recht und danke Ihnen dafür.“ Den Dank, Damen, begehre ich nicht; wohl aber, daß ihr hinter meinem Rücken schäumt.

**Max Osborn.** Sie schreiben in der B. Z. am Mittag: „Es schickt sich nicht, daß jemand, dem eine amtliche Position Vertrauen verschafft, dies dazu verwendet, nebenbei Kunstgeschäfte zu machen. Es schickt sich nicht, daß jemand über einen Künstler Bücher und Aufsätze schreibt und sich dann mit dem Zwischenhandel der Werke dieses Künstlers beschäftigt. Es schickt sich nicht, daß jemand die Arbeiten eines Malers, Zeichners, Bildhauers in seinen Besitz bringt, sodann eine literarische Propaganda für dieselbe Persönlichkeit entfaltet und die Preissteigerung, die dadurch bewirkt wird, als Wiederverkäufer zu seinem Vorteil ausnützt. Das alles schickt sich nicht, mit Rücksicht auf die Reinlichkeit des schriftstellerischen Gewerbes.“ Kein Zweifel. Sie schreiben: „Eine Warnung möchte ich aussprechen. Dinge, über die nach grade allenthalben gemunkelt und geflüstert wird, in aller Ruhe öffentlich behandeln.“ Wunder schön. Sie schreiben: „Es heißt nun Einhalt gebieten! Unser Kunstleben würde langsam vergiftet, wenn die Übelstände nicht sofort und vollständig und für immer aufhörten, zu existieren.“ Gewiß doch. Aber ist das eine öffentliche Behandlung, heißt das nicht das Gemunkel und Geflüster nutzlos vermehren, wenn Sie keinen Namen, keinen einzigen, nennen? Sie wollen beitragen, „Schäden, die sich bedrohlich einzufressen beginnen, mit der Wurzel auszuroden, ehe sie heranwachsen und größeres Unheil stiften.“ Wie denn ausröden? Indem Sie ein paar Zeitungspalten mit allgemeinen Postulaten füllen? Die Schädlinge lachen Sie aus und treiben weiter ihren dunkeln Zwischenhandel. Nein, das ist kaum der Weg. Hier hilft nur ganze Arbeit. Hier, wenn irgendwo, sind Namen nicht odios. Kurzum: Heraus mit Euerm Flederwisch!

**Artur Dinter.** Sie schreiben mir: „Herr Professor Reinhardt hat niemals ein Stück von mir abgelehnt. Gelegentlich einer Unterredung, die ich vor einigen Monaten mit ihm hatte, äußerte er wohl den Wunsch, meine Bühnenarbeiten kennen zu lernen. Trotzdem ich ihm erwiderte, daß meine einfachen Volksstücke für seine Bühnen überhaupt nicht in Frage kämen, wiederholte er seinen Wunsch in so freundlicher Form, daß ich ihm entsprach. Bis heute ist er jedoch, wie ich voraussah, darauf überhaupt nicht zurückgekommen. Ich brauche wohl nicht zu versichern, daß diese Vorgänge ohne jeden Einfluß auf meine Kundgebung gegen das ‚Mirakel‘ gewesen sind. Auch dürfte sie zur Erreichung des mir untergeschobenen persönlichen Zwecks doch wohl als höchst ungeeignet erscheinen.“ Die Gegenseite schilderts ein bißchen anders. Soviel auf die Entfernung zwischen einer Nordsee-Insel und dem böhmischen Bad zu ergründen ist, haben Sie, erstens, schon vor langer Zeit ein Stück „auf dem offiziellen Postwege ans Deutsche Theater gelangen lassen“; haben Sie es, zweitens, Reinhardt, dem Sie sich in Breslau bei der Führung von Hauptmanns Festspiel vorstellten, „dringend empfohlen“; und Sie, drittens, diese Empfehlung bei einer Konferenz mit Reinhardt wiederholt. „Förmlich abgelehnt hat das Deutsche Theater allerdings nicht;

es verfuhr nach dem Sage: Keine Antwort ist auch eine Antwort.“ Lautenburg pflegte in ähnlichen Fällen zu sagen: „Also stehen sich zwei Reineide gegenüber!“ Das geht hier schon darum nicht, weil über die eine Tatsache die erfreulichste Einigkeit herrscht: Eine Ablehnung ist nicht erfolgt. Aber ich habe ja dieses Moment in meiner Betrachtung Ihres ‚Falls‘ viel weniger betont, als jetzt scheinen könnte, habe Ihnen meines Wissens auch niemals einen persönlichen „Zweck“ untergeschoben. Höchstens eine persönliche Gefränktheit als eins von den Motiven Ihrer Rundgebung. Fällt es weg, so wird diese Rundgebung weder sympathischer noch unsympathischer. Denn in einem Punkt haben Sie mich mißverstanden: sie war mir, da ich das ‚Mirakel‘ verabscheue, an sich durchaus sympathisch. Ich glaube nur, daß sie nicht von dem Direktor der Vertriebsstelle eines Verbands deutscher Bühnenschriftsteller ausgehen durfte; und ich fand und finde es — nicht um unfertig, sondern um Ihre Willen — bedauerlich, daß dies für Sie eine Gelegenheit war, Ihren Antisemitismus zu entdecken.

# Rundschau

## Opern nöte

Groß-Berlin hat zwei große Opernbühnen. Wer aber von dieser Zweifelt erwartet, daß die Kräfte sich gegenseitig befeuern und steigern, wie es im Schauspiel dank dem Gegenspiel von Brahms und Reinhardt Jahre lang der Fall gewesen ist, der irrt sich. Weder unter den Linden noch in Charlottenburg ist man auf der Suche nach neuen Stilprinzipien der Darstellung; im Gegenteil: man geht allen Neuerungen der letzten fünfzehn Jahre geflissentlich aus dem Wege, ob sie die Gliederung des Szenenaufbaus, die Belebung der Massen oder die Verinnerlichung des Einzelspiels betreffen.

Was uns fehlt, sind Männer, die eine Oper aus dem Geist der Musik inszenieren können, weil sie zugleich Musiker und Regisseure sind, Männer, wie Mahler einer war, und wie heute Leo Blech und Pfitzner wären, wenn man sie mit

den nötigen Machtvollkommenheiten ausstattete.

Aber auch mit der Heranziehung solcher Musikregisseure wäre erst halbe Arbeit getan, solange sich unsere Opernbühnen nicht zu einer gründlichen Revision ihrer Spielpläne entschließen.

Ist es glaublich, daß Berlins Hofoper in der vergangenen Spielzeit nur eine einzige Novität herausgebracht hat, nämlich den vorher schon an mehreren Provinzbühnen gespielten ‚Liebhaber als Arzt‘ von Wolf-Ferrari, außerdem die Einstudierungen eines alten Boildieu, von ‚Hänsel und Gretel‘ und dem ‚Parsifal‘, der monatelang den Spielplan veröden durfte? Es ist im hohen Maße beschämend, daß hiermit die Jahresarbeit eines Instituts erschöpft ist, das nicht nur eine ruhmreiche Vergangenheit, sondern heute noch zwei Kapellmeister von größter Bedeutung und ein ungleichliches Orchester hat.

In Charlottenburg ist man en

schieden fleißiger gewesen. Man hat Parsifal, Rheingold, Meisterfinger, Undine, Tiesland, Troubadour, Iphigenie und Zigeunerbaron neu-einstudiert und hat auch der gegenwärtigen Produktion einen gewissen Tribut gezollt. Die Auswahl der Novitäten zeugt allerdings von einem Mangel an Urteil und Geschmack, der bei einem Opernhaus mit drei ersten Kapellmeistern in Erstaunen setzen muß.

Dabei weisen gerade die letzten Jahre eine ungemein reiche Fülle musikdramatischer Schöpfungen auf, in denen ein starker Wille zur Selbständigkeit erkennbar ist. Die Opern 'Ariane und Blaubart' von Dufas, 'Der ferne Klang' von Schreker, 'Eulenspiegel' von Braunsfels, 'Boris Godunow' von Mjssorgski, um nur einige wichtigste zu nennen, haben unbedingt Anspruch darauf, in Berlin gehört zu werden. Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp'? Oder sollen wir warten, bis ein zweiter Gregor ersteht?

Wir fordern jedoch nicht nur, daß man diese und ähnliche Werke aufführt, die neuartig sind und deshalb zunächst sicher auf Widerspruch stoßen werden, sondern wir fordern auch, daß man alte liebe Bekannte aus langer Verbannung befreit: Don Juan, Die Entführung aus dem Serail, Così fan tutte, Barbier von Bagdad, Die verkaufte Braut, Falstaff, Wolf-Ferraris 'Neugierige Frauen'.

Wir verlangen ferner die Neubelebung selten gespielter Werke: des 'Don Pasquale', der 'Trojaner' Berlioz, des 'Eid' von Cornelius des 'Corregidor's' von Hugo

Wir wünschen weiter, daß die ständige Intendanz an einem Abend pro Woche eine Opernvorstellung im Schauspielhaus gebe, wie mit

der 'Ariadne auf Naxos' so glücklich versucht worden ist. Werke wie 'Figaros Hochzeit', die 'Lustigen Weiber' und 'Hänsel und Gretel' werden erst hier, im intimen Raum, zu ihrem vollen Recht kommen.

Endlich fordern wir — und mit Nachdruck — die Ausrottung hohler Nachwerke in der Art von 'Mignon', das immer noch im beängstigenden Maße den Spielplan beherrscht. In der Vereblung des öffentlichen Geschmacks liegt die Hauptaufgabe eines jeden Theaters. Löst es sie, dann wohl ihm und uns. Entzieht es sich ihr, dann wird es zu einem Geschäftsunternehmen und hört auf, Kulturfaktor zu sein. Hoffen wir, daß die kommende Opernspielzeit die Trostlosigkeit der vergangenen bald vergessen läßt!

Victor Lehmann

### Eine neue Messalina

Hermann Kesser, der zürcher Dichter, der sich in seinen beiden kostbaren Novellen 'Lukas Langkofler' und 'Das Verbrechen der Elisabeth Geitler' als ein Erzähler von hoher Kultur erwiesen hat, läßt jetzt ein Drama (im Hyperion-Verlag) erscheinen. Für das Theater hat Kesser einen Stoff gewählt, mit dem er sich (rein äußerlich) selbst ein wenig die Bahn verstellt, indem er die Messalina des antiken Rom wieder in das Rampenlicht bringt — Messalina, die Jambische, an der nun einmal der Tragiker schweißt der deutschen Oberlehrer und der Epigonen der Wilbrandt-Zeit klebt und sie übel umwittert. Aber der kühne Kesser ist mit Gold in den Händen aus der Schattenwelt der Antike zurückgekehrt. Er nimmt in seiner 'Kaiserin Messalina' bewußt die große Linie des klassischen Dramas auf, die hier ein moderner Dichter in mächtiger



Anspannung zu erreichen sucht. Der Wert des Stückes liegt ganz in der Form, die in hoher Reinheit erstrahlt. Das Werk ist in sich geschlossen wie eine edle Vase — wie eine Sphäre im reinsten Aether. Bis in die leiseste Kurve ist hier die Form verfolgt und herausgemeißelt worden, ohne daß aber das Drama in der bloßen Artistik hängen bleibt.

Die Gestalten des Stückes sind in der Eindeutigkeit des großen Reliefs aufgerichtet. Besonders Messalina selbst, die Kesser folgendermaßen vorführt. Sie hat in den fetten Armen des Caesars Claudius — ihre erste Liebesnacht — den großen Stiel ihres Lebens erlebt, der zum Stimulans ihres erotischen Taumels ward. Hundert andre Männer werden, damit die Erinnerung an diese Schauernacht erlösche, „ein kühlendes Getränk für ihren Leib, der immer brennt“. Kesser dreht in dieser Idee jedoch die große Buhlerin Messalina halb in den Schatten und hängt Schleier vor die rote Blut ihres Wesens: den Stern der Tragik läßt er über einem königlichen Weib leuchten, läßt ihn in der Seele weiblicher Hoheit aufgehen, die in den Zusammenhängen der Staatsaktion einer gescheiterten Verschwörung in den Tod stürzt, als sie alles auf die Karte einer einzigen großen Liebe setzt. In diesem — gebrauchen wir die Wendung — erhabenen Schwunge steht die neue Messalina da, und alle andren Gestalten des Dramas werden von ihrer mächtigen Heroinnenpose in den Hintergrund gedrückt und verschwinden fast hinter der großlinigen Plastik dieser Figur.

In der ‚Kaiserin Messalina‘ werden die bronzenen Portale des großen Theaters aufgeschlagen, der Purpur hebt sich, und das antike Rom, das alle Völker in sich zusammen-

würfelte, rauscht vorüber: mit Verschwörungen gegen den Caesar, mit Kampf und Blut, mit brüllenden Massen, Zirkusspielen und Bacchanalen. Die ganze Pracht der Kulisse ist entfaltet, und eine verschwenderische Polypophonie erklingt. In monumentaler Architektur, die reich und rhythmisch vollendet gegliedert ist, steigt diese Tragödie mit dem weitgespannten Hintergrund der Geschichte in die Höhe. Und alles in diesem Drama der schönen Form, die bereichert ist um Erkenntnis und Kunst unsrer Zeit, ist auf den Wohlklang des Verses und die Erhabenheit der Linie gestellt. So erfüllt das Drama zum wenigsten ganz den Sinn des Theaters.

Walter Behrend

#### Ludwig Kraehe

Als ich am Morgen die Todesanzeige las, glaubte ich zuerst, noch zu träumen. Mit der nächsten Post brachte das Abendblatt aus Berlin die Gewißheit, daß es sich wirklich um den Tod dieses Ludwig Kraehe handelte, den ich noch vor kurzer Zeit so häufig gesehen hatte. Auch wenn er nicht jedem, der ihm kannte, sofort nahegestanden hätte: es mußte Einen heftig erregen, daß ein so junger Mensch uns nun so plötzlich verloren sein soll, ein Mensch, der den Wert und die Fülle des Lebens gekannt hat. Seiner Arbeiten auf seinem eigentlichen Gebiet der Germanistik (er hat auch Wieland und Heine für den Tempel-Verlag neu herausgegeben) ist hier nur flüchtig zu gedenken. Aber obwohl sie ihn mit dem freudigen Bewußtsein, an einem großen, lebensvollen und lebensfördernden Werk mitzuwirken, oft und oft erfüllten, so bescheiden er auch davon sprach: der eigentliche Zeitgenosse, das Wort im besten Sinne gebraucht, stand

doch erst jenseits seiner Wissenschaft. Möchte es wo immer neue zukunftsreiche Musik geben, möchten neue Bilder zu sehen sein, möchte sich ein publikumsfremdes Drama in irgend einem Provinztheater ans Licht ringen: Kraehe war unter denen, die zur Begrüßung solcher Kunst herbeigekommen waren. Überall sah man seine hohe, schlanke Gestalt untadelig gekleidet, norddeutsch korrekt — aber eine gar nicht konventionelle Wärme sprach aus teilnehmenden Zügen. Die gleiche Wärme, die in seinem ganzen Wesen aufleuchtete, wenn er von seinen Reisen sprach, und die als freundlicher Übermut durchbrach, wenn er etwa auf berliner Künstlerfesten mittat, fast pflichteifrig bis zur letzten Stunde ausharrend. Überall wird er sehr Vielen fehlen. Es ist nicht üblich, Menschen gleichen Alters ohne rechten Anlaß zu sagen, wie sehr man sich freut, daß sie da und mit dabei sind. Nun ist der Anlaß leider gegeben, und nun muß man es im Präteritum sagen. Paul Stefan

### Der Mann vom Bau

Herr Richard A. Bermann fühlt sich durch meine Besprechung seines Irland-Buches in den Hamburger Nachrichten geärgert; für diese Empfindung habe ich Verständnis. Und da ihm eine Kritik der Kritik nicht angänglich erscheint, schreibt er eine Kritik des Kritikers. Ein amüsanter, wenn schon nicht mehr ganz origineller Einfall. Er sagt, ich hätte ihm das Wort „Journalist“ als Schimpfwort an den Kopf geworfen, und rächt sich damit, daß er mich als einen verstimmtten willeton-Redakteur denunziert, „der tiefsten Herzensgrunde eigentlich was gegen die Presse hat“. Diese Behauptungen zu belegen, iert er mich ausgiebig, aber nicht

ausgiebig genug. Denn er läßt von meiner Definition jener Art von Journalismus, die ich unerschrocken finde, grade den Teil weg, der für das Verständnis wichtig und für ihn unbequem ist. Der Satz lautet vollständig: „Als Mann vom Bau muß ich leider (aber was nützt es, unehrlich zu sein?) bekennen: die journalistischen Ausbeutungen dünken mich minder wertvoll, sie tragen häufig den Stempel der Flüchtigkeit, der absichtlichen Pointierung, sie schielen nach einem bestimmten Publikum, nach einem bestimmten, nicht immer vornehmen Geschmack.“ Und ich denke, wider solchen Journalismus werden auch andre verstimmt sein, ohne daß sie darob, wie mein Anpreisler mir nahelegt, „im tiefsten Herzensgrunde eigentlich was gegen die Presse zu haben brauchen“.

Fritz Ph. Baader

### Erpressung

Wenn wieder einmal eine Kette jahrelanger Erpressungen — es muß nicht grade der Paragraph sein, den der Staat eigens für die Erpresser gemacht hat — durch einen Revoiverschuß oder ein Gerichtsurteil abgeschnitten worden ist, dann fragt sich männiglich, warum das Opfer nicht zur Polizei gelaufen ist. Statt dessen hat man ihm sein Vermögen aus der Tasche geraubert — oder es hat, in den Tod geheßt, ein weiteres Verfahren überflüssig gemacht. Ich möchte nicht wissen, wieviel von den vierzehntausend Selbstmorden jedes Jahres auf dieses Konto zu schreiben sind.

Also warum Tod, warum Ruin, warum Gerichtsverhandlungen erst nach jahrzehntelangen Qualen? Warum nicht gleich, beim ersten Erpressungsversuch?

Der Skandal. Was ist das? Das

ist die schmutzigste Sensationsgier der Reporterpresse, der man nur mit den feinsten Tricks den vollen Namen der Opfer abjagen kann. Bei hochgestellten Persönlichkeiten, vom Fabrikbesitzer aufwärts, begnügt man sich mit dem Anfangsbuchstaben. Sonst wird das ganze Signalement durch den Schmutz der Gerichtsberichte gezogen, und diese Kriminalreportage scheint mir der weitaus schlimmste Teil eines deutschen Kriminalverfahrens zu sein. Verhör, Urteil, Strafe, alles, alles — nur nicht diese dummen, hämischen, schadenfrohen Glossen verschmodter Ignoranten.

Der Erpresser mag mit Enthüllung einer längst verjährten kleinen Haftstrafe drohen — man versteht, daß der Geängstigte Geld hergibt, um nicht als vorbestrafter Mann aus der Stellung zu fliegen. Der Erpresser mag das Liebesleben seines Mitmenschen auf die Rehrseite der Medaille untersuchen — man versteht, daß der Geschredte alles, alles opfert, nur um nicht ausgestoßen zu werden, in eine widrige Kloake der Schande. Aber man versteht ganz und garnicht, wie jeder beliebige Schuft mit dem Tiefstand einer neuigkeitslüsternen Presse operieren darf. Was heißt denn das: das Opfer fürchtet den Skandal? Einen Brief an den Vorgesetzten? Eine anonyme Schmähung an die Gemahlin? Ein paar Worte können den Sachverhalt aufklären, und das Ganze ist nicht gefährlicher als jede andre anonyme Lumperei.

Das, was die Leute vor dem leeren Geldschrank zum Revolver treibt, ist die wahnsinnige Angst: ob schuldlos oder nicht, von der Presse angefallen zu werden. Der Erpresser weiß genau, was er tut: natürlich wird ihm keine

Zeitung glauben, wenn er den Kommerzienrat F. oder G. oder H. einer Schmutzerei beschuldigt. Also woraufhin wagt er es, zu erpressen? Feigend und seiner Sache sehr gewiß? Er wagt's, weil er die ungeheuerliche Indiskretion einer schlechten Gerichtssaalberichterstattung kennt. Und wenn der Kommerzienrat F. tausendmal ohne Schuld und Fehle aus so einem Prozeß hervorgeht: ungenannt geht er nicht hervor. Der Erpresser ist bestraft worden und hat doch erreicht, was er wollte.

Wir wünschen um Gotteswillen keine Dunkelheit der Inquisition in unsern Strafkammern. Aber wir wollen ein selbstverständliches Taktgefühl, das einzusehen hat beim Grüntrambändler und beim Major, bei einer kleinen Näherin und bei der Comtesse.

Wenn der Angeklagte in einem deutschen Gerichtssaal vorgeführt wird, dann mag er sich sagen, daß eine Hauptgefahr nicht der gefürchtete Staatsanwalt ist, nicht der Vorsitzende, nicht die Richter. Die Meute lauert anderswo. Sie hockt an langen Bänken, läßt die zitternden Federn spielen und wartet, wen sie zerreiße. Wehe dir: hier wird nichts geschont. Du wirst gesperrt gedruckt, du wirst fett gedruckt, und du wirst mit einem brühwarmen Schmutz übergossen. Der Gerichtssaalreporter ist kaum korrupt; er nimmt kein Geld, damit er schweige, oder damit er nenne. Korrupt ist die Presse, die den niedrigsten und schmierigsten Instinkten ihrer Leser so weit entgegenkommt, daß sie ihre Hunde auf die Jagd schickt. Und sogar die Ethymologie wird's bestätigen: der Hauptbestandteil eines Erpressers ist die Pr  
Peter Par

\*

Die Nummern 31 u. 32 erscheinen als Doppelnummer am 6. Aug.

# Aus der Praxis

## Bühnenvertrieb

### Neue Werke

Georg Dueri und Hans Müller-Schlösser: Das Vorleben des Doktor Klügelwein, Dreiaktiger Schwank.

### Annahmen

H. S. Bartsch: Ohne Gott, Schspl. Berlin, Th. i. d. Königgräzerstr. VDB.

Euripides: Die Troerinnen, Deutsch von Franz Werfel. Berlin, Dtsch. Th.

Flerz, Caillavet und Rey: Die himmlische Kugel, Dreiaktiger Schwank, Deutsch von D. Eisenstich. Wien, Josefstadt.

Sigurd Jbsen: Robert Frank, Drama. Berlin, Lessingth. S. Fischer.

Hermann Kesser: Die Kaiserin Messalina, Drama. Mannheim, Hofth.

Mario Lorma: Wades, Dreiaktiger Schwank. Bernburg, Victoriath.; Goethen, Konzerthausth.; Dessau, Tivolith.; Rawitsch, Saisonth.; Trier, Sommerth. Verlag Kritik

Else Otten und A. W. G. van Riemsdijf: Die Sphinx, Dreiaktiges Schspl. Königsberg, Neues Schsplhs.

### Uraufführungen

#### 1) von deutschen Werken:

25. 6. Rudolf Rieth: Der tote Gast, Eine ergötzliche Komödie aus der guten alten Zeit. Bernburg, Victoriath.

1. 7. Leo Rastner und Ralph Tesmar: Rechtsanwalt Tantalus, Dreiaktiger Schwank. Leipz., Schsplhs.

3. 7. Max Neal und Franz Corz: Das blaue Wunder, Drei-Schwank. Elberfeld.

#### 2 übersehten Werken:

nid Andrejew: Zekaterina ...owna, Vieraktiges Drama. ...on, Schsplhs.

## Jubiläen

Die spanische Fliege: 200, Berlin Schsplhs.

Wenn der Frühling kommt: 100, Berlin, Thaliath.

Wie einst im Mai: 250, Berlin, Berliner Th.

Das Märchen vom Wolf: 25, Berlin, Lessingth.

Mr. Wu: 75, Berlin, Th. i. d. Königgräzerstr.

Als ich noch im Flügelkleide: 25, Berlin, Montis Operettenth.

Die verfligte Liebe: 25, Berlin, Residenzth.

## Neue Bücher

Alfred Gutter: Das mühevolle Sprechen. Zürich, Albert Müller. 67 S. M. 1.40.

## Dramen

Herbert Alberti: Agrippina, Fünf-aktiges Trauerspiel. Leipzig, Insel-Verlag. 126 S. M. 2.50.

## Zeitungen und Zeitschriften

Eine literarische Tageszeitung unter dem Titel 'Deutsche Bibliographie', deren Geschäftsstelle sich in Berlin W 35 befindet, erscheint seit dem Juli. Sie unterrichtet über sämtliche neue Bücher und über den Inhalt von etwa 1500 Zeitschriften, bringt Verlagsberichte, Antiquariatsanzeigen, Manuskriptanzeigen, Wiederergaben wertvoller Kritiken, sowie Berichte der wissenschaftlichen Institute und gelehrten Gesellschaften, und wird durch ein halbjährliches 'Schlagwort-Verzeichnis' ergänzt. Die 'Deutsche Bibliographie' wird auch den Inhalt der 'Schaubühne' ständig registrieren.

\*

Julius Bab: Rollen. 3. Prinz Johann von Lancaster. Neuer Weg XLIII 27.



H. Bahr: Richard Strauß. Mer-  
ter 112.

F. Blei: Marginalien zu Webe-  
find. Weiße Blätter 110.

Otto Erhardt: Vom Wesen der  
Operndichtung. Der neue Weg.  
XLIII 24. Gluck. 27.

Ottokar Fischer: Anagnorisis. Lit.  
Echo XVI 18.

L. Geiger: Eine anonyme Denun-  
ziation gegen Iffland. Beil. z.  
Boss. Jtg. 27.

J. G. Hagens: Der Dramatiker  
Kurt Geude. Neue Theater-Zeit-  
schrift IV 23/4.

Eugen Isolani: Constanze Dahn.  
Der neue Weg XLIII 24.

Hermann Kienzl: Erinnerungen an  
große Schauspieler. Masken X 21.

Ludwig Klingenberger: Hugo Thi-  
mig. Deutsche Bühne VI 24.

Hans Landsberg: Intendant Din-  
gelfeldt. Gegenwart XLIII 26.

L. Leonhard: Lady Gregory. Der  
neue Weg XLIII 24.

P. A. Merbach: Richard Strauß.  
Neue Theater-Zeitschrift IV 23/4.

### Preiskrönungen

Der niederösterreichische Landes-  
autorenpreis ist folgendermaßen ver-  
teilt worden: 2000 Kronen an Max  
Schönowsky von Schönowitz für das  
Schauspiel 'Die Ehre der Frau';  
1000 Kronen an (den verstorbenen)  
Karl Domanig für das Bauernspiel  
'König Laurin'; je 500 Kronen an  
Johann Gröbl für das Trauerspie-  
'Gottscheer' und an Ferdinand Bern  
für das Drama 'Die Allmacht'.

### Engagements

Altmarkisches Verbandstheater:  
Theodor Beyer, Max Michael Ehrlich.  
Berlin (Deutsches Künstlerth.):

Rudolf Blümner; Willi Busch vom  
cölner Deutschen Th.; Egon Erwin  
Kisch (Dramaturg).

— (Kleines Th.): Natalie Bjernet.  
Braunschweig (Hofsth.): Fritz  
Leichmann, Sommer 1914.

Charlottenburg (Deutsches Opern-  
hs.): Mikael Léon (Heldentenor),  
Maria Leonka.

Chemnitz (Stadtth.): Dr. Fritz  
Wirth (Dramaturg und Regisseur).

Dresden (Schpsth.): Victor Edert  
(Dramaturg und Regie-Assistent).

— (Albertth.): Eva Cron (Schule  
Moissi).

Düsseldorf (Schpsth.): Emil Lind.

Frankfurt a. M. (Schpsth.): Ida  
Orloff vom Burgth.

Frankfurt a. O. (Stadtth.): Robert  
Berger.

Graz (Stadtth.): Maria Vera vom  
berliner Deutschen Th.

Hagen i. W. (Städt. Schpsth.):  
Otto Nebel.

Halberstadt (Stadtth.): Walter Po-  
zimski.

Hannover (Hofth.): Fritz Leich-  
mann 1915/20.

Hildesheim (Stadtth.): Otto Lange.

Karlsruhe: (Hofth.) Anny Rudi (Alt).  
Königsberg (Stadtth.): Gertrude  
Bogß.

### Nachrichten

Als Intendant des altenburger  
Hoftheaters wurde zum 15. Mai 1915  
der Direktor des königsberger Stadt-  
theaters Max Berg-Ehlert berufen.  
Bis dahin hat die interimistische  
Leitung Georg Kröning, der zum  
Oberregisseur ernannt wurde.

Zum Direktor des regensburger  
Stadttheaters wurde Willy Stuhl-  
feld von Tilsit gewählt.

## DRAMEN,

Romane, Essays, lyrische Dichtungen  
sucht rühriger Berliner Verlag. Eigener  
Bühnenvertrieb. Gefl. Offerten unter  
E. N. 8007 an die Annoncen-Expedition  
f. Fachzeitschriften m. b. H. Berlin W. 15.

Beziehen Sie sich bei Ihren  
Einkäufen auf

**„Die Schaubühne“.**

Nachdruck nur mit voller Quellenangabe erlaubt.

Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.  
Verlag der Schaubühne, Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Druck: A. E. Fischer, Gera-9  
Wenige Inseratenannahme: Annoncen-Expedition für Fachzeitschriften m. b. H. Berlin W 15  
Fasanenstraße 88.

## Franz Ferdinand / von Willi Handl

Es ist einige Wochen her, da sah ich ihn mit der Herzogin und den beiden Söhnen durch den Park von Ronopischt fahren. Ein Mann von wichtiger, breiter Figur; das Gesicht rotbackig und friedfertig; die Haltung ein wenig geniert — denn er war nicht gewohnt, sich dem Volke zu zeigen — aber mit der deutlichen Intention, gemütlich und leger zu sein; schlichter brauner Sommeranzug, heller Girardihut. Ein Papa, der sonntags mit Familie ein bißchen ausfliegt. Nur, wenn man hinsah und grüßte, dann antworteten, mit unbeweglich ernstem Blick, zwei große stahlblaue Augen von so starkem Glanz, daß in jenes Bild gutbürgerlicher Gemütlichkeit plötzlich ein ganz fremdes Licht kam: hinter diesem Lichte gesehen, zeigte sich die Gruppe dann schon weniger simpel. Da war Fürstlichkeit, die von sich selber weiß und auf sich vertraut; die es aber verschmäht, sich in Szene zu setzen. Da war ein Wille, entschlossen, das Seinige um sich zu sammeln und zu halten. Da war eine Sphäre voll verschwiegener großer Gedanken. Da war Majestät.

Das ist der Eindruck von damals. Und ich gebe zu, daß die Suggestion des Namens, der Umgebung, der Mythen, die schon um ihn gesponnen waren, dabei mitgewirkt haben mag. Immerhin: was hatte diese Mythen erzeugt? Doch wieder nur ähnliche Eindrücke, die also auch zu andern Zeiten, auf andre Menschen von ihm ausgegangen sein müssen. Man hat ein Recht, irgendwas Wirkliches dahinter anzunehmen. Nur freilich etwas Wirkliches von subtilerer Art, als daß ihm die Schlagworte der alltäglichen Politik beikommen könnten. Ist es nicht sehr merkwürdig, wie dieser Mythos von Franz Ferdinand seit dem blutigen Tage von Serajewo einen ganz andern Ton — und fast wäre zu sagen: auch einen andern Kern bekommen hat? Die Stimmungsmomente der patriotischen Erbitterung und der sentimentalischen Rührung erklären die völlige Umprägung doch nicht zur Genüge. Das hätte nur bewirken können, daß freundlicher, zärtlicher von ihm gesprochen wird; nicht aber, daß plötzlich ein ganz anderes Bild dieser Persönlichkeit steht. Der Kronprinz Rudolf, der wahrhaftig auch ein schreckliches Opfer genommen hat, ist nachher der trauernden Erinnerung geblieben, nicht er dem allgemeinen Bewußtsein vordem gewesen war: ein

sehr lieber und sehr nobler Prinz von volkstümlichen Mäuren und aufgeklärten Passionen. Der Anspruch, den die Liberalen auf ihn machten, brauchte nicht erst bestritten zu werden; sie selber haben kaum je im Ernst daran geglaubt. Franz Ferdinand aber war vor seinem Tode uns allen ein Mysterium, das — niemand wußte eigentlich, warum — eher mit Furcht als mit Neigung betrachtet wurde. Überall gab es faltige Sorgenstirnen, wenn von seiner künftigen Herrschaft die Rede war; was irgendwie an demokratische, freiheitliche, nationale Gruppen angeschlossen ist, fühlte sich von dem Geheimnis dieses dunklen Menschen bedroht. Denn, wiewohl alles, was im Lauf der Jahre über die Grundsätze und Strebungen seiner künftigen Herrschaft verlautet hatte, nach einander restlos widerlegt worden war, blieb doch diese zweifache Gewißheit: daß er Katholik aus glühender Überzeugung sei, und daß er einen festen zähen Willen habe. Daraus wurde zumeist ein streng klerikales und zentralistisches Programm kombiniert. Zum Mißbehagen der freiheitlichen Deutschen; denn der Klerikalismus hat in Oesterreich seit jeher eine slavenfreundliche Tradition (und vom Einfluß der Fürstin, die aus tschechischer Familie war, wurde eine bedeutende Verstärkung dieser Tendenzen befürchtet.) Zum Mißbehagen der Slaven und Magyaren; denn der Zentralismus kann ihren Wünschen in der Verfassung und Verwaltung, im Gebrauch der Sprache bei den Ämtern und beim Heer nicht nachgeben. Zum Mißbehagen der Italiener; denn wer dem Papst anhängt, ist dem Königreich feind. So war den Meisten in diesem Reich vor der nahen Zukunft bang; wie wohl sie gar nicht recht wußten, was sie eigentlich zu fürchten hatten.

Denn es lag doch auf der Hand, daß alle diese Kombinationen willkürlich und voreilig waren. Und jetzt erweist es sich schlagend, da die bedrohlich finstern Züge, die das Bild des Erwarteten, Gefürchteten verdunkelt hatten, aus der Erinnerung an den Ermordeten bis auf harmlose Spuren weggewischt sind. Nicht nur in den Klage-litaneien der Offiziösen und der Gewaltpatrioten, die ja keinesfalls anders könnten. Nein, auch solche, die schon in latenter Opposition waren, die oft genug, in zugespitzten Anspielungen oder mit breitem Geschrei gegen die supponierte Willkür seiner Nebenregierung aufgemuckt hatten, malten ihn jetzt in ganz andern Farben. Nicht bloß rücksichtsvoller, wie es das einfachste Taktgefühl gebieten mußte; sondern auch in völlig neuem Umriß. Die Zeichnung hatte sich nicht im Stil und im Inhalt von Grund auf geändert. Der finstere Autokrat, der gegen den Fortschritt der Zeit wollte, war ausgelöscht und vergessen. Nun sprach alles von dem willenskräftigen Führer, dem Neuordner und Kräftiger der Wehrmacht, dem zielsichern Mann. Und aus den kleinen intimen Geschichten, die immer beim Tode eines Großen aus der Verschwiegenheit

der Freundschaft und Gebatterschaft entlassen werden, fügte sich gar der Charakter eines stillen und herzlichen Menschen, eines guten Bürgers von zärtlichem Familiensinn, eines sachkundigen Verwalters im Großen und im Kleinen, zusammen; kurz: etwas so bürgerlich Sympathisches und politisch Zuverlässiges, daß es zu den frühern, an die großen katholischen Tyrannen gemahnenden Schreckbildern auf keine Weise passen wollte. Und noch immer wird ein glühender Glaubenseifer hervorgehoben; noch immer wird nachdrücklich betont, daß man nicht wissen kann, wesser man sich von ihm in der innern und in der äußern Politik des Reiches zu versehen hatte. Aber das wird nun unter seinen übrigen Zügen und Eigenschaften, ohne die ängstliche Folgerung bedrückender Möglichkeiten, schlicht registriert; wird überstrahlt von der Bedeutung dieser gefesteten Mannhaftigkeit, dieses starken Willens, dieser ordnenden Hand, die nun jeder anerkennt.

Das ist — es muß noch einmal betont werden! — nicht etwa nur die versöhnende Wirkung des Todes. Diese hätte das Urteil verschleiern, abdämpfen, aber doch niemals die angeschaute Figur moralisch von Grund auf verändern können. Hier hat sich die Sehnsucht und der heimliche Glaube Oesterreichs auf eine wunderbare Weise offenbart. Der Mann, den sie jetzt aus der politischen und der privaten Legende als den wesentlichen Kern Franz Ferdinands herauszuschälen sich mühen: der Mann mit dem Machtgedanken und dem organisatorischen Willen, der Mann des starken Heeres, der tätigen Politik, des neuauftretenden Oesterreich: das ist die Sehnsucht aller, die ihr Oesterreich wollen und seiner Zukunft vertrauen möchten. Franz Ferdinand hat, solange er lebte, diese Sehnsucht mächtig angereizt und doch wieder in ungewisser Beklemmung gehalten. Seine katholische Inbrunst und die Gerüchte von der Unbeugsamkeit und jähem Sturz seines Willens mußten auf die Hoffnungen derjenigen drücken, die politisch anders zu fühlen, zu wollen glaubten als er. Das Geheimnis, das ihn umgab, mochte diese unausgesprochene Angst noch vergrößern und vertiefen, sodaß er vor der Einbildung vieler als ein strenger Despot dastand, von dem vielleicht manches Große, aber kaum etwas nach dem Herzen der Völker zu erwarten wäre. Vor dem Getöteten schweigt die Furcht; und ihr Gebilde — der klerikale Tyrann Franz Ferdinand — ausgelöscht. Um so sicherer kann das Gefühl, von dieser Hemmung reit, an der ersehnten Idealgestalt schaffen. So vollzieht sich unter dem klaren Bewußtsein der Öffentlichkeit die entscheidende Umdeutung. Denn die große Sehnsucht Oesterreichs ist auch nach der Zerstörung dieses Mannes, an dem sie zuweilen mit Bangen hing, endig geblieben. Sie gilt eben nicht nur dem Manne, sondern vor allem seiner Sache: der Sache Oesterreichs. Sie richtet sich jetzt,



in der Erkenntnis, daß sie es war, die mit Franz Ferdinand umgebracht werden sollte, gewaltig auf, faßt ihren Schmerz und ihren Traum zu einem fleckenlosen Bilde zusammen und sagt: Das war unser Franz Ferdinand, der Mann des Wissens, des Wollens und der Tat, wie ihn Oesterreich braucht.

Eine Legende hat eine Legende abgelöst. Niemand kannte vor-  
dem, niemand kennt heute von dem Ermordeten mehr, als höch-  
stens ein paar allgemein menschliche und gut bürgerliche Züge,  
die zusammen vielleicht das Fragment einer ungefähr treffenden  
Charakterstizze, aber niemals den politischen Umriss einer Herrscher-  
figur ergeben. Niemand kann sagen, ob sich seine tiefe Religiosität  
wirklich in aggressiven Klerikalismus umgesetzt oder nur humanitär,  
vielleicht sogar demokratisch geäußert hätte; niemand, ob er aus über-  
großer Päpstlichkeit Italien aus dem Bündnis und gar in offene  
Feindschaft hätte treiben wollen — oder dürfen; niemand auch,  
wie weit sich sein persönlicher Wille und seine sachliche Politik gegen  
die Magyaren-Hegemonie in Ungarn hätte vortragen können.  
Denn das sind Dinge, die kein Einzelner — und wäre es der Mächtig-  
ste und Entschlossenste — allein zu entscheiden vermag; auch die  
stärkste Komponente fällt niemals ganz mit der resultierenden  
Kraftlinie zusammen. Aber niemand weiß auch, ob Franz Ferdinands  
Herrschaft den jetzt in Schwung gesetzten Mythos vom großen Er-  
neuerer der alten Reichsherrlichkeit wahr gemacht hätte. Denn  
niemand war mit seinem Wesen und seinen Gaben genau genug  
vertraut.

Das Geheimnis seiner Persönlichkeit ist nicht erhellt; das  
politische Problem, das Franz Ferdinand hieß, ist gewaltsam be-  
seitigt, bevor es seine Lösung selbst darbieten konnte. Eins aber  
ist nach dieser Katastrophe wunderbar hell und unzweifelhaft  
geworden: Der Wille zur Zukunft, der in ganz Oesterreich besteht.  
Er war es, der, im hangen Zweifel zwischen untweigerlichem Respekt  
und drückender Besorgnis, das Bild des Lebenden so stark schattiert  
hatte. Er ist es, der jetzt die lichte Idealgestalt des mannhaften,  
zielsichern Führers so klar ausprägt und so innig umfaßt. Er hält  
die ruhige und gefaßte Stimmung aufrecht, in der man nun der  
endgiltigen Regelung unsres Verhältnisses zu Serbien — und allen  
Möglichkeiten, die dahinter brüten — entgegensteht. Dieser Wille  
zur Zukunft, der den Glauben an Franz Ferdinand geschaf-  
und umgeschaffen hat, bleibt nach der Ermordung Franz Ferdin-  
zu hellem Wissen geklärt und tateifrig zusammengeballt, am Bel  
Oesterreich will bestehen; und so wird es bestehen. Länger,  
länger noch, als ihm seine voreiligen Verächter — jeder Nat  
jeder politischen Richtung, jeder Kulturstufe — zutrauen wol  
Die naseweisen Geschwind-Denker, die, von irgend einer auswärt-

Redaktion nach Wien entsendet, schon beim ersten Bummel durch die Parlaments-Galle die apodiktische Gewißheit haben, daß dieses Reich innerlich verfallen, dem nahen Untergang geweiht und nur von dem majestätischen Ansehen des alten Kaisers noch aufrecht erhalten sei — die ahnen ja garnicht, was für kümmerlichen Unsinn sie schwätzen. Als ob ein Volk oder ein Land, das Oesterreich zertrümmern will, noch Zeit und Lust hätte, die greise Majestät zu schonen! Müßig ist jetzt auch die Frage, was Oesterreichs Zukunft an Franz Ferdinand verloren haben mag; müßig ebenso die nächste, wie der junge Thronfolger ist, und was er leisten wird. Oesterreichs Wille zum Leben: das ist die Sicherung seiner Zukunft. Der Mann, der ordnet und festigt, wird sich noch finden. Und wenn auch nicht: dann werden es schon Mehrere, dann werden es vielleicht Viele, dann werden es am Ende die Völker selber tun. Denn die oesterreichischen Völker wollen Oesterreich; wollen, weil sie müssen. Tschechen, Magyaren, Polen, Ruthenen, Slovenen, Kroaten — Reichsfeinde? Aber fragt sie doch, soweit sie politisch denken können, was denn nach der Zertrümmerung dieses Staates mit ihnen werden soll: und der Schauer, der jeden Intelligenten unter ihnen bei dieser Frage überläuft, mag statt Antwort gelten. Beruhigt Euch, Schwätzer von draußen! Oesterreich muß bestehen; also wird es bestehen. Es ist verhebt, zerrissen, geschwächt, mißleitet, überanstrengt. Aber sein Wille zum Leben ist ungebrochen und von gesunden Wurzeln. Das hat, auf eine seltsame Art, auch die Erschaffung des Doppelmythos vom gestrengen Herrn und vom starken Führer Franz Ferdinand wiederum bewiesen. Und wem solche Leistungen der sehnächtigen Phantasie nichts gelten und nur greifbare Tatsachen Gewißheit schaffen, der muß diese Tatsachen eben in unsrer Acme, in der bessern Beamtenschaft und, trotz Geschrei und Protesten, auch in der Stimmung unsrer Völker finden können. Sie sind zu finden!

Oesterreich wird bestehen. Nicht als das Letzte auf dem Erdkreis, wie der alte Spruch gewollt hat; dieses Schicksal wäre auch wenig beneidenswert. Aber doch viel, viel länger als alle, die ihm jetzt den Untergang verkünden. Und gewiß noch ebenso lange, wie die große Organisation von Völkern und Staaten, die man jetzt das politische Europa nennt. Wird im Mittelpunkt dieses Europa das oesterreichische Staatswesen gewaltsam vernichtet, muß alles andre in das große Loch, das dann entsteht, nachgehen — und der Weltteil verändert sein Wesen und sein Gesicht. Unser Europa will, der muß unser Oesterreich wollen. Und darüber hinaus will: der träumt von Zeiten und von Zeiten, die der sachlichen Erwägung heutiger Menschen noch nicht klar sind.

# Die Bildung des dramatischen Dichters

von Fritz Burschell

Hegel, wo er in seiner Aesthetik über das Drama handelt, sagt da freilich ein selbstverständliches Wort, wenn er vom dramatischen Dichter die größte Aufgeschlossenheit und umfassendste Weite des Geistes fordert. Denn man braucht nur daran zu denken (oder sollte man es vergessen haben, so erinnere man sich doch dieses endgültigen Gedankens): daß durch Kräfte und Kämpfe der dramatischen Personen hindurch das Göttliche, die wahre Allgemeinheit sich auswirke, sodaß das Drama nur die Erscheinung und nur eine Form des großen Zusammenhangs sei — daran denke man, und man wird schließen müssen, daß nur dem Strebenden und Schwebenden, nur dem Sehnen und Umfängenden, nur dem, der die innerlichste Bildung erfahren und groß und frei an ihr geworden ist, das Drama einen Schauplatz bietet, darinnen wahrhafter Kampf und wahrhafte Erlösung, aus einer Wurzel sich erhebend, zur reinsten Wirkung sich zusammenschließen.

Freilich werden das selbstverständliche Worte bleiben; aber scheinen sie nicht bloße Worte zu sein den Allermeisten, die sich heute im dramatischen Gebiet versuchen? Das zu beweisen, braucht man sie nur reden zu lassen; denn sie sind aus Nothwehr gezwungen, sich Verteidigungen anzuschaffen. Beim Dichter sagen sie gerne — beim Dichter überhaupt, da bei ihnen keine klaren Bestimmungen sind und es gleichgültig bleibt, an welchen Formen er schafft — mache Weisheit, Einsicht, Ordnung des Schauens das Wesen nicht aus, da sie nur Schaden und Zerstörung der losen Schönheit stiften könnten; vielmehr habe der Dichter unbekümmert in jedem Sinne Erlebnisse, Eindrücke der Seele zu gestalten, den verworrenen Stimmen in seiner Brust zu lauschen und sie laut zu machen; freilich müsse er originell empfinden, das Gefühl werde ihn dann schon führen, und es könne nicht fehlen, daß Menschen und Konflikte, die er hingestellt habe, vom Leben tröffen, und das sei wahrlich genug. Wenn man sie aber in die Enge drängt, indem man ihnen vorstellt, daß nirgends in der Poesie, vor allem nicht im Drama, gestaltetes Leben genüge, sondern überall klare Beziehungen, weise Nothwendigkeit, Wahrheit jenseits und trotz des Lebens sich zeigen müsse, so möchten sie auch hier nicht verlegen bleiben, und haben die alte Antwort bereit: Der Dichter brauche von diesen Dingen nichts zu wissen; wenn er nur stark und echt das Leben, sein Leben, eindichte, so sei, wenn auch unbewußt, Nothwendigkeit da und die Form erfüllt. Und da sie die haltlose Schwäche dieser Entgegnung fühlen, überstürzen sie sich in Argumenten und retten sich endlich

in Vorwürfe voll zornigen Spottes, pochend auf die Unmöglichkeit, alte Schulbegriffe geltend zu machen in einer Zeit, deren Tendenz Auflösung sei und fliehende Kontur.

Es ist von Bedeutung, diesem Sexten beizustimmen; es ist allenthalben wahr. Aber da nun alles Auflösung wirkt, so hat der begreifende Geist, der in der Bildung ist, sein großes Werk zu tun, notwendig und wie ein Abgesandter, das Sexte, die Entscheidung und die Erlösung der Idee: er gehe daran, die Auflösung aufzulösen, die eine Seite zu erkennen und ihr die andre zu geben, die sie bestimmen soll und zur Gestaltung und Form hintreibt, daß der Geist frei werde und in den ewigen Grenzen die schöne Trauer der reinen Bilder sei. Da wird es müßig, nach Leben zu fragen und nach singendem Blut und freundlichem Atem; die Wonne am Reichtum des Seienden, jede sentimentale Gesinnung, hat da keinen Anspruch, aufzutreten, es sei denn, daß sie sich dem Gericht unterwerfe. Denn es geht hier um Leben und Tod, und keiner entrinnt dem Gericht, und den Reinen trifft die eigene Reinheit; ein Maß ist wieder zuhanden, da jeder in sich sein Recht gefunden glaubt. Es ist zu verstehen, daß hier von der Aufgabe des dramatischen Dichters gesprochen wird und unter Bildung eben nicht nur die eigene Arbeit, sondern der Weg zu ihm und das seiner Hand harrende Material mitbegriffen sind. Material aber, meine ich zu sehen, hat diese Zeit dem Dramatiker soviel gegeben, daß ihre Richtungslosigkeit, ihre Formverlassenheit samt allen Gaunereien ihrer Künstlichkeit dadurch wenigstens eine Bestimmung gefunden haben. Und wenn es nur dieses ist, daß die Seele von ihren Seiden mehr und deutlicher zu sagen weiß; wenn nur das Subjekt vor seiner Fremdheit und Ede mitten in diesem grenzenlosen Taumel der Subjektivität hilfloser geworden ist; wenn nur die Sehnsucht und der drängende Schrei nach Reinheit und Größe, nach Einheit und festem Gebundensein immer vergeblicher klagt: so ist genug dazu getan, daß die Zeit sich erfülle; „denn nur in dem Maximum des Leidens kann das Prinzip offenbar werden, in dem kein Leiden ist“. Schelling sagt dies tiefe Wort über die Tragödie, und seine Anwendung weist in die Richtung, wo das Form- und Bestimmungslose dieser Zeit Form und Bestimmung des erwarteten Werkes wird und im Gegenbild seiner Darstellung aufgehoben und erlöst sein darf. Was am Boden unbegnabet schwelte: der Qualm des verweigerten Opfers, wird nun, da die Flamme in einlicher Sympathie das Dargebrachte verzehrt, mit steilem Rauch um offenen Himmel sich heben.

Aber es wird immer gefragt werden: Was gibt diesem dramatischen Dichter das Recht, Richter zu sein, was ihm die Zuerkennung, daß auf den Gang seines Gerichtes die Gnade, die das



Höchste ist, segnende Wirkung übe? Auch hier kann nur wieder das Wort von der Bildung die Antwort geben, und sein Begriff wird hier das Weitere einschließen, daß er Notwendigkeit haben müsse, nicht die innere Notwendigkeit jeder Bildung, sondern irgendwie eine Notwendigkeit der Idee, sodaß die Bildung nichts anderes sei, nur in anderer Form, als die Bildung des Absoluten ganz. Denen, die solches für lächerliche Anmaßung halten, gebührt Hegels wunderbare Zurechtweisung der Schwärmer, die von Gott sagen, man könne nichts von ihm wissen, da er zu hoch sei. Hegel nämlich sagte ihnen, daß sie ja dann ihre doch als ganz eitel und ohnmächtig erkannte Subjektivität zum Absoluten selber machten; und so halten auch unsre Widersacher, indem sie nur die armseligen Relativitäten der Erfahrung für die Kunst gelten lassen, diese Psychologie für die letzte Weisheit, und fühlen die heuchlerische Vermessenheit nicht, von der sie selber besessen sind.

Aber eine tiefere Frage geht uns näher an. Wenn also der Bildung ihr Weg gezeigt ist zur Erlösung der Auflösung in der dramatischen Form, wie ich sagte, notwendig aus dem Grunde, weil das Form- und Bestimmungslose nur im Drama Form und Bestimmung werden kann, da es hier sein Gegenteil findet, so ist dieser vorläufigen Betrachtung gegenüber der ehrliche Zweifel am Platze: Wie aber — hier ist doch nur das Wort gegeben — kann Schwachheit zur Stärke werden? Wie ist es möglich, daß das Schweifende die Ruhe finde, das Grenzenlose Grenzen und Ziel? Wird hier ja nicht das Suchen zur Aufgabe, sondern es heißt von einem Gerichte, wo alles sein Urteil empfängt, und vor dem Gericht verstummt jede Sehnsucht. Wie aber kann das Gericht die Sünde der Besonderheit zur Tugend erheben, und das muß sein; denn sonst ist das Drama keine Form des Absoluten.

Hier ist auch das technische Problem des neuen Dramas, aber ich kann nur darauf hinweisen, nicht von ihm reden; das Werk selber bildet sich nur aus dem Versuch. Freilich, das steht fest, nur die Schwachheit kann Stärke werden, nur aus dem Grenzenlosen bestimmen sich die Grenzen, und nur aus Sünde kann Tugend werden, das ist Gesetz, wie nur aus dem Tod das Leben ist.

Charaktere müssen wieder möglich sein. Es ist kein Zweifel, daß der Niedergang des modernen Dramas daher sich schreitet seit man Menschen hinstellen wollte, nicht gut, nicht schlecht, bißchen von beidem in jedem, wie eben Menschen sind, und nie mehr fürchtete, als feste, unverwechselbare Züge, wie Male eingebrannt im Sitz der Seele; sie schienen den Dramatikern 1

langweilige Wiederholungen, die Nuance sollte die wahre Menschlichkeit geben. Aber dem Abendland war von Anbeginn her das Individuum, das bestimmte, wichtiger als die blühend und welkend immer sich wandelnde Natur. Die Selbstbesinnung wird auf die verlockende Fülle ihrer Unfaßbarkeit, die keiner Form sich beugen wird, verzichtet, und das Unteilbare suchen in der Flucht der Seele, die, sei sie auch noch so zerrissen, immer doch diese Seele bleibt. Da ist die große Freude und der große Schmerz, da ist der Widerspruch, der in die Form eingeht. Im Charakter ist Freiheit und Notwendigkeit, Widerspruch und Einheit am klarsten verbunden, und darum ist es möglich, daß seine Benennung nicht die seelische Struktur, sondern vielmehr die Funktion in der Handlung bezeichnet. Beispiele: der Intrigant gilt zwar als verschollene Figur, und der Heilige bedarf keines Dramas, aber das neue Drama braucht, in einem höheren Verstande, wieder Intriganten und schafft sich Heilige der Überwindung. Nicht Puppen sollen ins Drama gesetzt werden, hier der Intrigant, da der Heilige; sondern der Gang des Dramas macht es notwendig, daß einer der Intrigant sei, aber sein Wesen ist so, daß ihm diese Schuld nichts anhat; denn er schafft die Verwirrung, die die Handlung ist, aus einem Zwecke, der gut oder schlecht nicht genannt werden kann, sondern nur notwendig. Es könnte der Fall denkbar sein, wo er recht eigentlich der Heilige selber ist. Die Heiligsprechung aber wird im Drama nicht anders erkauft als mit dem Tode, der letzten Überwindung und Steigerung. Das dramatische Prinzip ist Schaffen der lebendigen Begriffe aus dem Widerspruch, erst im Tode sind sie befriedigt. Wie könnte ein Heiliger handeln, da die Handlung dazu geschaffen ist, daß jeder schuldig werde? Die mittelalterliche Weisheit, daß der Gerechte auch mit guten Werken sündigen könne, hat hier wohl eine tiefe Beziehung, doch soll verstanden werden, daß Gerechtigkeit und Heiligkeit erst zu ihrem Rechte am Ende kommen, wann das letzte Wunder sich begibt, von dem es in der Gemara heißt, daß es größer sei als das erste.

Bei alle dem, was hier nur vorläufig und immer nur andeutend gesagt werden konnte, ist der Historiker nicht zu fürchten, da nichts anderes versucht werden soll als die Dramatisierung einer im Drama erfüllbaren Zeit. Und alle falschen Historiker, die den Shakespeare immer zu jeder Widerlegung bereit haben, richten selber; denn sie sind auch jener Art von schlechten Heuchlern uzählen, indem sie nichts anderes als das Dogma der Dogmenzeit verkünden. Die Bildung weiß aber, daß nur im Gesetz Freiheit ist und nur in der Form des Dramas das Leben wahr eigentlich zu seinem Schicksal kommt.

Höchste ist, segnende Wirkung übe? Auch hier kann nur wieder das Wort von der Bildung die Antwort geben, und sein Begriff wird hier das Weitere einschließen, daß er Notwendigkeit haben müsse, nicht die innere Notwendigkeit jeder Bildung, sondern irgendwie eine Notwendigkeit der Idee, sodaß die Bildung nichts anderes sei, nur in anderer Form, als die Bildung des Absoluten ganz. Denen, die solches für lächerliche Anmaßung halten, gebührt Hegels wunderbare Zurechtweisung der Schwärmer, die von Gott sagen, man könne nichts von ihm wissen, da er zu hoch sei. Hegel nämlich sagte ihnen, daß sie ja dann ihre doch als ganz eitel und ohnmächtig erkannte Subjektivität zum Absoluten selber machten; und so halten auch unsre Widersacher, indem sie nur die armseligen Relativitäten der Erfahrung für die Kunst gelten lassen, diese Psychologie für die letzte Weisheit, und fühlen die heuchlerische Vermessenheit nicht, von der sie selber besessen sind.

Aber eine tiefere Frage geht uns näher an. Wenn also der Bildung ihr Weg gezeigt ist zur Erlösung der Auflösung in der dramatischen Form, wie ich sagte, notwendig aus dem Grunde, weil das Form- und Bestimmungslose nur im Drama Form und Bestimmung werden kann, da es hier sein Gegenteil findet, so ist dieser vorläufigen Betrachtung gegenüber der ehrliche Zweifel am Plake: Wie aber — hier ist doch nur das Wort gegeben — kann Schwachheit zur Stärke werden? Wie ist es möglich, daß das Schweifende die Ruhe finde, das Grenzenlose Grenzen und Ziel? Wird hier ja nicht das Suchen zur Aufgabe, sondern es heißt von einem Gerichte, wo alles sein Urteil empfängt, und vor dem Gericht verstummt jede Sehnsucht. Wie aber kann das Gericht die Sünde der Besonderheit zur Tugend erheben, und das muß sein; denn sonst ist das Drama keine Form des Absoluten.

Hier ist auch das technische Problem des neuen Dramas, aber ich kann nur darauf hinweisen, nicht von ihm reden; das Werk selber bildet sich nur aus dem Versuch. Freilich, das steht fest, nur die Schwachheit kann Stärke werden, nur aus dem Grenzenlosen bestimmen sich die Grenzen, und nur aus Sünde kann Tugend werden, das ist Gesetz, wie nur aus dem Tod das Leben ist.

Charaktere müssen wieder möglich sein. Es ist kein Zweifel, daß der Niedergang des modernen Dramas daher sich schre seit man Menschen hinstellen wollte, nicht gut, nicht schlecht, bißchen von beidem in jedem, wie eben Menschen sind, und ni mehr fürchtete, als feste, unverwechselbare Züge, wie Male gebrannt im Siß der Seele; sie schienen den Dramatikern

langweilige Wiederholungen, die Nuance sollte die wahre Menschlichkeit geben. Aber dem Abendland war von Anbeginn her das Individuum, das bestimmte, wichtiger als die blühend und welkend immer sich wandelnde Natur. Die Selbstbesinnung wird auf die verlockende Fülle ihrer Unfaßbarkeit, die keiner Form sich beugen wird, verzichten, und das Unteilbare suchen in der Flucht der Seele, die, sei sie auch noch so zerrissen, immer doch diese Seele bleibt. Da ist die große Freude und der große Schmerz, da ist der Widerspruch, der in die Form eingeht. Im Charakter ist Freiheit und Notwendigkeit, Widerspruch und Einheit am klarsten verbunden, und darum ist es möglich, daß seine Benennung nicht die seelische Struktur, sondern vielmehr die Funktion in der Handlung bezeichnet. Beispiele: der Intrigant gilt zwar als verschollene Figur, und der Heilige bedarf keines Dramas, aber das neue Drama braucht, in einem höheren Verstande, wieder Intriganten und schafft sich Heilige der Überwindung. Nicht Puppen sollen ins Drama gesetzt werden, hier der Intrigant, da der Heilige; sondern der Gang des Dramas macht es notwendig, daß einer der Intrigant sei, aber sein Wesen ist so, daß ihm diese Schuld nichts anhat; denn er schafft die Verwirrung, die die Handlung ist, aus einem Zwecke, der gut oder schlecht nicht genannt werden kann, sondern nur notwendig. Es könnte der Fall denkbar sein, wo er recht eigentlich der Heilige selber ist. Die Heiligsprechung aber wird im Drama nicht anders erkauft als mit dem Tode, der letzten Überwindung und Steigerung. Das dramatische Prinzip ist Schaffen der lebendigen Begriffe aus dem Widerspruch, erst im Tode sind sie befriedigt. Wie könnte ein Heiliger handeln, da die Handlung dazu geschaffen ist, daß jeder schuldig werde? Die mittelalterliche Weisheit, daß der Gerechte auch mit guten Werken sündigen könne, hat hier wohl eine tiefe Beziehung, doch soll verstanden werden, daß Gerechtigkeit und Heiligkeit erst zu ihrem Rechte am Ende kommen, wann das letzte Wunder sich begibt, von dem es in der Gemara heißt, daß es größer sei als das erste.

Bei alle dem, was hier nur vorläufig und immer nur andeutend gesagt werden konnte, ist der Historiker nicht zu fürchten, da nichts anderes versucht werden soll als die Dramatisierung einer im Drama erfüllbaren Zeit. Und alle falschen Historiker, die den Shakespeare immer zu jeder Widerlegung bereit haben, richten selber; denn sie sind auch jener Art von schlechten Heuchlern zuzählen, indem sie nichts anderes als das Dogma der Dogmenheit verkünden. Die Bildung weiß aber, daß nur im Gesetz Freiheit ist und nur in der Form des Dramas das Leben wahr eigentlich zu seinem Schicksal kommt.



## Skizzen / von Peter Altenberg

### Das Glas-Geschenk

Weshalb ein Glas, dickes Kristall, geschliffen nach altwiener Muster, mit Deinem Namen in meiner Schrift graviert?!  
Leblose Dinge sollen Dir auch lebendig werden,  
wo's keinen Gram gibt und keine Enttäuschung!  
Nicht daß Du daraus trinkst, weil ichs spendete!  
Sondern eine Sache zwischen mir und Dir,  
die unvergänglich ist, wie ein Gedicht von Goethe!  
Du sollst am Glas Dich freuen, an der Form,  
und daß es Dein ist, zu eigenstem Gebrauche;  
von allen andern merkwürdig unterschieden!  
Und solltest Du dabei meiner gedenken,  
so kanns dem schönen Glase auch nicht schaden!  
Heil Dir und Deinem Trunk!  
Nicht, daß Du sagest: „Ich hab' ein Glas, es ist von ihm!“  
Sondern: „Ich hab' ein wunderschönes Glas, und außerdem  
ist es von ihm!“

### Frauen

Ich verstehe nicht, weshalb die Frauen so anspruchsvoll sind, in allem?! Ich empfinde schon eine Doppel-Tür, wobei die innere noch dick mit Berg ausgepolstert ist, einen Messing-Türverschluß und Ohropax, Wachs-Watta-Kugel als Ohr-Verschluß-Tür, wie ein außergewöhnliches Glück. Man hätte doch in einer Zeit leben, vegetieren können, wo das noch nicht erfunden war. Und man hat, man hat! Aber Frauen wollen verehrt, verehrt werden, und begehrt, begehrt werden. Was haben sie von vollständiger garantierter Zimmer-Ruhe?! Beweist es ihnen, daß sie doch zu irgend-etwas von Nutzen sind?! Nein. Es beweist ihnen garnichts. Aber sie wollen bewiesen haben. Freude an Gegenständen! Wenn man ihnen wenigstens diese ‚Kultur‘ beibringen könnte! Aber welcher Gegenstand erfreut sie?! Der, den die Andere nicht hat! Einen bestimmten Schirmgriff lieb haben können! Dazu eine geliebte Frau empor-erziehen! Die Mode ist für die vorhanden, die nichts wirklich lieb haben können von Gegenständen. Man gibt diesen humpelnden Hexen deshalb diese Krücke ‚Mode‘. Aber der freie, bewegliche Mensch ist schwebend, mit eigenem Geschmack, über diesem Kerker ‚Mode‘. Ich sprach früher von gepolsterten Doppeltüren — ja, auch das kann bereits glücklich machen, und es ist unabhängig davon, daß Einen Eine gern hat! Oder Einer Eine!

# Die Bewegung in der Plastik /

(Fortsetzung und Schluß)

von Leopold Ziegler

**Philosoph:** Darf ich das, was Sie über den Diskobol sagten, zusammenfassen, so kommt es für die räumliche Darstellung der Bewegung auf zweierlei an. Die Gestalt muß Summierung eines zeitlichen Vorher und Einleitung eines zeitlichen Später sein. Sie darf nicht einen zufälligen Querschnitt durch die eindimensionale Stetigkeit der Zeit geben, sondern sie muß aus den vielen möglichen Querschnitten denjenigen wählen, in welchem die Gesamtzeit, die Dauer für eine abgeschlossene Aktion, gleichsam latent geworden ist und sich in dem plastischen Raumsymbol kondensiert hat. Die Zeit muß, wenn ich das sagen darf, im Raumbild auf dem Sprunge liegen, aus den simultanen Linien, Winkeln und Buckeln herauszubrechen scheinen. Wenn ein berühmter Denker unsrer Gegenwart die Wissenschaft ablehnt, weil sie in ihren Begriffen die Zeit verräumlichend entstelle, so dürfen wir dem mit hohem Recht erwidern, daß die Verräumlichung der Zeit uns Menschen wenigstens einmal zu einem untadelhaften Kulturbesitz verholfen habe, indem die Bildhauerei ganz und gar darauf beruht. Was indes uns beide betrifft, so haben wir das Problemchen einigermaßen gezähmt. Es frißt zwar nicht aus der Hand, aber es gebärdet sich artig genug, um die lieben Eltern nicht mehr zu betrüben. Aber trotz diesem zufriedenstellenden Ergebnis haftet dem Begriff der Bewegung noch ein blinder Fleck, eine leere Stelle an. Denn ich fürchte, Ihr Beispiel vom Diskobol wird dazu verleiten, die Bewegung allzu einseitig, allzu physiologisch für einen ausschließlich motorischen Vorgang zu nehmen.

**Bildhauer:** Wie meinen Sie das? Ist Bewegung vielleicht etwas anderes als die selbsttätig motorische Veränderung eines Körpers in der Zeit? Da fällt mir zwar ein, daß Sie schon einmal bei Gelegenheit den Unterschied von ‚funktionaler‘ und ‚psychischer‘ Bewegung statuierten. Aber diese Nuancierung ist mir schon damals nicht recht eingegangen. Möglicherweise ist das philosophisch von Belang — artistisch ist es mir gleichgültig.

**Philosoph:** So denken Sie an Ihre eigenen Arbeiten. Dann werden Sie geschwind begreifen, wie wenig gleichgültig Ihnen das ist. Da ist zum Beispiel Ihre ‚Trauernde‘ vom hagenen Krematorium. Der Contrapposto: in feierlichem Spiel bewegte Arme und ein ruhig dastehender Körper, schlechthin meisterlich ausgeglichen durch die Überleitung der Bewegung von den Armen zum Rumpf, in die Beine und Füße, bis in die Zehen hinein, von wo sie wie ein elektrischer Strom in die Erde fährt. Aber das

ist nicht alles. Deutet nicht schon Ihre Benennung auf einen Vorgang hin, den wir sprachlich noch anders charakterisieren müssen, wenn wir ihm näher kommen wollen? Lesen wir die Gebärde der Gestalt nicht als Äußerung eines gehaltenen Schmerzes, einer machtvollen, ich möchte sagen: biblischen Klage um die Toten, die schon dahingefahren sind, und um die, so in Bälde dahinfahren werden: Denn es gehet dem Menschen wie dem Vieh . . . Ist es möglich, die Bewegung hier anders als in dem doppelten Sinn einer motorischen Aktion und einer seelischen Erschütterung aufzufassen? Ist es Ihnen entgangen, daß diese Trauernde nicht nur etwa so ‚bewegt‘ erscheint wie Ihr Giovanotto?

Bildhauer: Ich will nicht dawider streiten, obzwar ich nicht verstehe, worauf Sie abheben wollen.

Philosoph: Nur auf eine unentbehrliche Ergänzung unfres bisherigen Begriffs ‚Bewegung‘. Bloß als zeitlich motorische Handlung verstanden, die vom Künstler räumlich summiert wird, reicht dieser Begriff nicht einmal für Ihr eigenes Schaffen, geschweige denn für das grenzenlose Reich der Skulptur überhaupt aus. Räumliche und statische Abgewogenheit, gegenseitige Angleichung der organischen Teilkräfte, Wechselverhältnis der linearen und dynamischen Elemente genügen nicht durchaus, um plastische Werke in ihrer Bedeutung für uns und für ihren Urheber zu erschöpfen. Die Bewegung der Trauernden ist nicht bloß Innervation motorischer Leitungsbahnen und Nervenfasern, nicht bloß die dadurch ausgelöste Aktion der Muskeln, Gelenke und Knochen. Keine plastische Summierung, keine Bewegung ist identisch mit dem Diagramm ihrer mechanisch wirksamen Kräfte. Sie ist in allen Fällen zugleich der Ausdruck für eine unwahrnehmbare Zuständlichkeit, für ein beherrschendes Gefühl oder für einen Komplex von Gefühlen, deren Träger der Organismus ist. Oder vorsichtiger gesprochen: deren Träger auf eine nicht formulierbare Weise dem Organismus zugeordnet erscheint. Man sieht es allerdings nicht unmittelbar, was sich in dieser sogenannten Sphäre der Innerlichkeit abspielt. Aber trotzdem stellt es sich ein bei der Apperzeption dessen, was man sieht. Wir werden der körperlichen Wirkungen des Zustands gewahr, die wir als das äußerliche Produkt oder als die Begleiterscheinung innerer Veränderungen deuten müssen. Alle motorischen Prozesse sind Ausdrucksbewegungen für ein nicht unvermittelt anzuschauendes Ereignis. Von dieser rationalen Vergesellschaftung ist kein Kunstwerk frei, weil auf ihr ur ganzes, aus der Praxis entstandenes und ihr angepaßtes Welt beruht. Wir sind durch höhere Gewalt gezwungen, allenthal die spontanen Veränderungen der Organismen als eine mimi Darstellung innerlicher Vorkommnisse und Tendenzen zu deut

Ja, wenn ich noch eben Ihren Giovanotto der Trauernden gegenüberstellte, als entbehre er der Bewegung in diesem neuen Wortverstande, so war das, wie ich sehe, falsch gedacht. Er kann natürlich ebensowenig als ein bloß motorisch innervierter Mechanismus angeschaut werden wie irgend ein andres Bildwerk. Man wird seine statischen Qualitäten bewundern können, die flüssige und labile Tanzhaltung, die er sich gibt, seinen schlank pyramidalen Aufbau von den in einer Gradon gerichteten Fußgelenken aus. Aber um das Zuständliche, innerlich Entsprechende seiner Bewegung zu beschreiben, müßte man einen Sprachausdruck von ziemlich reicher Inhaltlichkeit suchen und sich seiner geschmeidigen und knabenhaften Anmut bewußt werden, die etwas der Jungfräulichkeit Verwandtes hat. Auch mit der Bewegung der ‚Grazien‘ verhält es sich ähnlich. Ihre reigenähnliche Anordnung ist musikalisch, wie aus der Melodie entstieg. Man dürfte die in der Mitte lieblich aufwärtschwebende Gestalt eine andre Anadromene nennen. Von den Gefährtinnen rechts und links gestützt, gehoben und emporgezogen, wurde sie nicht aus dem Meer, sondern aus dem Melos traumschön und beseligt geboren, aus einem innern Zusammenklang der Dinge, für welchen räumliche und akustische Empfindungen nur Gleichnisse sind.

**Bildhauer:** Jetzt glaube ich, Sie zu verstehen. Sie stellen, parallel zu unsern vorigen Erörterungen, eine zweite Interpretation der Bewegung auf, die sich plastisch gleichfalls nicht unmittelbar wiedergeben läßt, und die trotzdem in den artistischen Wert einer Skulptur mitbestimmend eingeht. Bestand das erste Merkmal unsres Begriffs in der zeitlich sukzessiven Beschaffenheit der Bewegung, so finden Sie das zweite in der psychischen Zuständlichkeit, in der Sie alle organischen Aktionen wurzeln lassen. Beide Eigenschaften der Bewegung sind im Grunde gleich unräumlich, gleich unbildnerisch, und doch müssen beide auf Form zu bringen sein. Wie Sie vorhin den Begriff der Summierung zu Hilfe riefen, um ein zeitliches Vorher und Nachher an einem simultanen Formzusammenhang verständlich zu finden, so nehmen Sie auch jetzt zum selben Begriff Ihre Zuflucht. Sie halten dafür, daß eine psychische Summierung der Bewegung genau durch dasselbe Kunstmittel, durch dieselbe Transposition erreichbar sei, wie früher die zeitliche Summierung. Die motorische Innervation ist die letzte Tatsache, bis zu welcher der Bildner vordringt. Die optische Erscheinung ist vielmehr ganz von selbst der Ausdruck, das demonstrative Zeichen für ein innerlich ablaufendes Ereignis. Die sichtbare Bewegung organischer Gestalten ist Gestus, das sichtbare Symbol einer unsichtbaren Bewegung, ist Mittel der Darstellung und der Selbstverdeutlichung. Das plastische



ist nicht alles. Deutet nicht schon Ihre Benennung auf einen Vorgang hin, den wir sprachlich noch anders charakterisieren müssen, wenn wir ihm näher kommen wollen? Lesen wir die Gebärde der Gestalt nicht als Äußerung eines gehaltenen Schmerzes, einer machtvollen, ich möchte sagen: biblischen Klage um die Toten, die schon dahingefahren sind, und um die, so in Bälde dahinfahren werden: Denn es gehet dem Menschen wie dem Vieh . . . Ist es möglich, die Bewegung hier anders als in dem doppelten Sinn einer motorischen Aktion und einer seelischen Erschütterung aufzufassen? Ist es Ihnen entgangen, daß diese Trauernde nicht nur etwa so ‚bewegt‘ erscheint wie Ihr Giovanotto?

Bildhauer: Ich will nicht dawider streiten, obzwar ich nicht verstehe, worauf Sie abheben wollen.

Philosoph: Nur auf eine unentbehrliche Ergänzung unfres bisherigen Begriffs ‚Bewegung‘. Bloß als zeitlich motorische Handlung verstanden, die vom Künstler räumlich summiert wird, reicht dieser Begriff nicht einmal für Ihr eigenes Schaffen, geschweige denn für das grenzenlose Reich der Skulptur überhaupt aus. Räumliche und statische Abgewogenheit, gegenseitige Angleichung der organischen Teilkräfte, Wechselverhältnis der linearen und dynamischen Elemente genügen nicht durchaus, um plastische Werke in ihrer Bedeutung für uns und für ihren Urheber zu erschöpfen. Die Bewegung der Trauernden ist nicht bloß Innervation motorischer Leitungsbahnen und Nervenfaser, nicht bloß die dadurch ausgelöste Aktion der Muskeln, Gelenke und Knochen. Keine plastische Summierung, keine Bewegung ist identisch mit dem Diagramm ihrer mechanisch wirksamen Kräfte. Sie ist in allen Fällen zugleich der Ausdruck für eine unwahrnehmbare Zuständigkeit, für ein beherrschendes Gefühl oder für einen Komplex von Gefühlen, deren Träger der Organismus ist. Oder vorsichtiger gesprochen: deren Träger auf eine nicht formulierbare Weise dem Organismus zugeordnet erscheint. Man sieht es allerdings nicht unmittelbar, was sich in dieser sogenannten Sphäre der Innerlichkeit abspielt. Aber trotzdem stellt es sich ein bei der Apperzeption dessen, was man sieht. Wir werden der körperlichen Wirkungen des Zustands gewahr, die wir als das äußerliche Produkt oder als die Begleiterscheinung innerer Veränderungen deuten müssen. Alle motorischen Prozesse sind Ausdrucksbewegungen für ein nicht unvermittelt anzuschauendes Ereignis. Von dieser räthasthaften Bergesellschaftung ist kein Kunstwerk frei, weil auf ihr ungaranzes, aus der Praxis entstandenes und ihr angepaßtes Weltkberuht. Wir sind durch höhere Gewalt gezwungen, allenthalb die spontanen Veränderungen der Organismen als eine mimiDarstellung innerlicher Vorkommnisse und Tendenzen zu deu

Ja, wenn ich noch eben Ihren Giovanotto der Trauernden gegenüberstellte, als entbehre er der Bewegung in diesem neuen Wortverstande, so war das, wie ich sehe, falsch gedacht. Er kann natürlich ebensowenig als ein bloß motorisch innervierter Mechanismus angeschaut werden wie irgend ein andres Bildwerk. Man wird seine statischen Qualitäten bewundern können, die flüssige und labile Tanzhaltung, die er sich gibt, seinen schlank pyramidalen Aufbau von den in einer Gradon gerichteten Fußgelenken aus. Aber um das Zuständliche, innerlich Entsprechende seiner Bewegung zu beschreiben, müßte man einen Sprachausdruck von ziemlich reicher Inhaltlichkeit suchen und sich seiner geschmeidigen und knabenhaften Anmut bewußt werden, die etwas der Jungfräulichkeit Verwandtes hat. Auch mit der Bewegung der ‚Grazien‘ verhält es sich ähnlich. Ihre reigenähnliche Anordnung ist musikalisch, wie aus der Melodie entstieg. Man dürfte die in der Mitte lieblich aufwärtschwebende Gestalt eine andre Anadyomene nennen. Von den Gefährtinnen rechts und links gestützt, gehoben und emporgezogen, wurde sie nicht aus dem Meer, sondern aus dem Melos traumschön und beseligt geboren, aus einem innern Zusammenklang der Dinge, für welchen räumliche und akustische Empfindungen nur Gleichnisse sind.

**Bildhaue r:** Jetzt glaube ich, Sie zu verstehen. Sie stellen, parallel zu unsern vorigen Erörterungen, eine zweite Interpretation der Bewegung auf, die sich plastisch gleichfalls nicht unmittelbar wiedergeben läßt, und die trotzdem in den artistischen Wert einer Skulptur mitbestimmend eingeht. Bestand das erste Merkmal unsres Begriffs in der zeitlich sukzessiven Beschaffenheit der Bewegung, so finden Sie das zweite in der psychischen Zuständlichkeit, in der Sie alle organischen Aktionen wurzeln lassen. Beide Eigenschaften der Bewegung sind im Grunde gleich unräumlich, gleich unbildnerisch, und doch müssen beide auf Form zu bringen sein. Wie Sie vorhin den Begriff der Summierung zu Hilfe riefen, um ein zeitliches Vorher und Nachher an einem simultanen Formzusammenhang verständlich zu finden, so nehmen Sie auch jetzt zum selben Begriff Ihre Zuflucht. Sie halten dafür, daß eine psychische Summierung der Bewegung genau durch dasselbe Kunstmittel, durch dieselbe Transposition erreichbar sei, wie früher die zeitliche Summierung. Die motorische Innervation ist nicht die letzte Tatsache, bis zu welcher der Bildner vordringt. Die optische Erscheinung ist vielmehr ganz von selbst der Ausdruck, das demonstrative Zeichen für ein innerlich ablaufendes Ereignis. Die sichtbare Bewegung organischer Gestalten ist Gestus, das sichtbare Symbol einer unsichtbaren Bewegung, ist Mittel der Darstellung und der Selbstverdeutlichung. Das plastische

Kunstwerk offenbart stets eine unbildhafte Tendenz, die wir im Bilde mitgenießen und erleben, die wir in uns während der Betrachtung nacherzeugen oder, wenn Sie wollen, nachahmen. Womit zuguterlezt der von Ihnen abgelehnte Begriff der platonischen mimesis eine neue und beinahe einwandfreie Geltung gewönne.

Philosoph: Was Sie nicht für metaphysische Anwendungen haben! Wir müssen doch noch ein Traktätchen miteinander abfassen: ‚Bildhauer und Philosoph‘ oder so ähnlich. He? Im übrigen haben Sie das Meine gesagt. Ich würde es höchstens an einem Beispiel erläutert haben wollen. Und zwar an jenem großen Kontrast zum Diskobol in der Plastik des vergangenen Jahrhunderts, der fast nur noch psychische Zusammenfassung, heroische Apotheosis eines geschichtlichen Individuums ist.

Bildhauer: Weiß schon, wen Sie jetzt beschwören werden. „O statua gentilissima del gran commendatore.“ O steinernes Gespenst, o Denkmal in D-moll. „Che grido è questo mai?“ „L'uomo di sasso, l'uomo bianco, ah padrone!“ Der Balzac!

Philosoph: Ruhe! Das Haus schläft. Ja, der Balzac. Auch seine Bewegung ist, wie gesagt, Summierung. Aber in einem vergeistigteren Sinne als beim Diskobol oder beim tanzenden Satyr. Seinem Urheber ist hier eine Bewegung von unendlicher und doch ungesuchter Symbolik gelungen. Das hängt vermutlich mit der vollkommen passiven Haltung der Figur zusammen. Sehen Sie zu. Der Balzac bewegt sich nicht selbst — er wird bewegt, oder besser: er wird entrückt. Eine übermäßige Beseeltheit siegt über die natürliche Schwerkraft und trägt den Dichter empor. Man sieht ihn in die Höhe gleiten, ähnlich wie Franz von Assisi über dem Berge La Vernia schwebend gesehen wurde, „manches Mal in der Höhe dreier Ellen, manches Mal von vierein, manches Mal bis an den Wipfel der Buche, doch bisweilen so hoch in den Büsten und umgeben von solchem Glanze, daß man ihn kaum gewahren konnte“. Alles, was ein begabter und empfänglicher Franzose für diesen Poeten fühlen kann, der in seinem Vaterlande Dante, Shakespeare oder Goethe vertreten muß, ist in der summierenden Bewegung Rodins irgendwie enthalten. Man wird den Verfasser der ‚Contes drôlatiques‘ darin finden, wie er die Geschichten einer ausschweifenden Unzüchtigkeit plötzlich durch einen Aufschrei unterbricht, der aus der untersten Hölle menschlicher Traurigkeit, menschlicher Verzweiflung heraufgellt. Oder der Szenen betörende Büsternheit und unwiderstehlicher Verführung unvermutet in eine Handlung oder in eine Gesinnung von keuscher Lieblichkeit auflöst, um so sein gewichtiges Zeugnis abzulegen für die Unverderbtheit und Unverderblichkeit eines geheiligten Bezirks in unsrer Seele. Man wird ferner den genialischen Unflat, die maste Schwer-

und Fülle seines vergötterten Meisters Rabelais in ihm finden, wie die melancholischen Verstiegheiten Swedenborgs, die glühende und grausame Phantastik Dantes. Dieser Körper, der vor unsern Augen aufwärts zu steigen scheint, steht in einem unbegreiflichen Nexus mit einem Bewußtsein, das alles überschaute, was unter der Sonne geschieht, in dessen homerischem Umfang die Spieler und die Wucherer, die Erbschleicher und die Ehebrecherinnen, die Huren und die Kupplerinnen, die Jobber, die Matler und die Sklavenhändler, die Seeräuber, Rentner und Pfennigkrämer, die Philosophen und Napoleon, die Priester und die Pfaffen, die Politiker, Soldaten, Glücksritter und Journalisten, die Aristokraten des ancien régime und die Plutokraten des Bürgerkönigtums, die Künstler, die Einsamen und die Dichter, ihre Stelle fanden. Dieses makrokosmische Bewußtsein umschloß die Welt der Verbrecher und der wirklichen Engel („Seraphita“), der Wollüstigen und der in Gott Seligen, der im Laster Ersticken und der im Geiste Entzückten — ein jeglicher von ihnen, genau wie in der commedia des Trecento, zur Pein und Brunst seiner eigenen Hölle verdammt oder zum Frieden seines eigenen Himmelreichs begnadigt. Balzac verschmilzt so fremde Tendenzen wie: die empirische Sorgfalt, den Positivismus der Engländer, die Gründlichkeit der Deutschen, die Uppigkeit eines Renaissancefranzosen aus der Touraine, die gesunde und klare Intelligenz eines Aufklärers, die Hingegenheit und Verzücktheit einer Heiligen, die phantastische Unternehmungslust und Unbedenkllichkeit eines Spekulanten, den Kulturbesitz deutscher Philosophen aus der romantischen Zeit, die naive Prägnanz eines alten Chronisten, die Übersinnlichkeit des Okkultisten und Geistersehers, die etwas grillenhafte Liebe eines Sammlers zur Stofflichkeit der Dinge, die verschwenderische Pracht seines großen Bruders Delacroix, die Anmut und zugechliffene Feinheit der Moralisten des Dix-septième, deren Nachfolger er manchmal ist, und schließlich einen Scharfblick für soziologische Beziehungen, für das Bindewebe unsrer Gesellschaft, wie ihn überhaupt kein anderer Soziologe mehr besaß. Dies alles und noch vielmal mehr könnte einem Rodins Balzac offenbaren, wenn es möglich wäre, mit Worten zu explizieren, was das Auge und das ihm entsprechende innere Gesicht zu erfassen und aufzunehmen imstande ist. Ich will auch nicht einmal behaupten, die Form des Balzac drücke das insgesamt aus, was ich eben anzudeuten versucht habe. Aber die Bewegung der Gestalt, dies Aufwärtzgleiten, diese Entrücktheit und Passivität, dieses Überblicken und Erkennt-Haben, Genug-Haben: sie fordern gebieterisch auf, ein inneres Bild dieses Menschen elbsttätig zu erschaffen und es der Wucht des äußern Bildes anzuleihen. Der Balzac Rodins ist ein Befehl an uns alle, seinem ge-



Kunstwerk offenbart stets eine unbildhafte Tendenz, die wir im Bilde mitgenießen und erleben, die wir in uns während der Betrachtung nacherzeugen oder, wenn Sie wollen, nachahmen. Womit zuguterlegt der von Ihnen abgelehnte Begriff der platonischen mimesis eine neue und beinahe einwandfreie Geltung gewönne.

Philosoph: Was Sie nicht für metaphysische Anwendungen haben! Wir müssen doch noch ein Traktätchen miteinander abfassen: ‚Bildhauer und Philosoph‘ oder so ähnlich. He? Im übrigen haben Sie das Meine gesagt. Ich würde es höchstens an einem Beispiel erläutert haben wollen. Und zwar an jenem großen Kontrast zum Diskobol in der Plastik des vergangenen Jahrhunderts, der fast nur noch psychische Zusammenfassung, heroische Apotheosis eines geschichtlichen Individuums ist.

Bildhauer: Weiß schon, wen Sie jetzt beschwören werden. „O statua gentilissima del gran commendatore.“ O steinernes Gespenst, o Denkmal in D-moll. „Che grido è questo mai?“ „L'uom di sasso, l'uomo bianco, ah padrone!“ Der Balzac!

Philosoph: Ruhe! Das Haus schläft. Ja, der Balzac. Auch seine Bewegung ist, wie gesagt, Summierung. Aber in einem vergeistigteren Sinne als beim Diskobol oder beim tanzenden Satyr. Seinem Urheber ist hier eine Bewegung von unendlicher und doch ungesuchter Symbolik gelungen. Das hängt vermutlich mit der vollkommen passiven Haltung der Figur zusammen. Sehen Sie zu. Der Balzac bewegt sich nicht selbst — er wird bewegt, oder besser: er wird entrückt. Eine übermäßige Beseeltheit siegt über die natürliche Schwerkraft und trägt den Dichter empor. Man sieht ihn in die Höhe gleiten, ähnlich wie Franz von Assisi über dem Berge La Vernia schwebend gesehen wurde, „manches Mal in der Höhe dreier Ellen, manches Mal von vierein, manches Mal bis an den Wipfel der Buche, doch bisweilen so hoch in den Büsten und umgeben von solchem Glanze, daß man ihn kaum gewahren konnte“. Alles, was ein begabter und empfänglicher Franzose für diesen Poeten fühlen kann, der in seinem Vaterlande Dante, Shakespeare oder Goethe vertreten muß, ist in der summierenden Bewegung Rodins irgendwie enthalten. Man wird den Verfasser der ‚Contes drôlatiques‘ darin finden, wie er die Geschichten einer ausschweifenden Unzüchtigkeit plötzlich durch einen Aufschrei unterbricht, der aus der untersten Hölle menschlicher Traurigkeit, menschlicher Verzweiflung heraufgellt. Oder der Szenen betörende Lüstertheit und unwiderstehlicher Verführung unvermutet in eine Handlung oder in eine Gesinnung von keuscher Lieblichkeit auflöst um so sein gewichtiges Zeugnis abzulegen für die Unverderbtheit und Unverderblichkeit eines geheiligten Bezirks in unsrer Seele. Man wird ferner den genialischen Unflat, die maste Schwer

und Fülle seines vergötterten Meisters Rabelais in ihm finden, wie die melancholischen Verftiegenheiten Swedenborgs, die glühende und grausame Phantastik Dantes. Dieser Körper, der vor unsern Augen aufwärts zu steigen scheint, steht in einem unbegreiflichen Nexus mit einem Bewußtsein, das alles überschaut, was unter der Sonne geschieht, in dessen homerischem Umfang die Spieler und die Wucherer, die Erbschleicher und die Ehebrecherinnen, die Huren und die Kupplerinnen, die Jobber, die Makler und die Sklavenhändler, die Seeräuber, Rentner und Pfennigkrämer, die Philosophen und Napoleon, die Priester und die Pfaffen, die Politiker, Soldaten, Glücksritter und Journalisten, die Aristokraten des ancien régime und die Plutokraten des Bürgerkönigtums, die Künstler, die Einsamen und die Dichter, ihre Stelle fanden. Dieses makrokosmische Bewußtsein umschloß die Welt der Verbrecher und der wirklichen Engel („Seraphita“), der Wollüstigen und der in Gott Seligen, der im Laster Ersticken und der im Geiste Entzückten — ein jeglicher von ihnen, genau wie in der commedia des Trecento, zur Pein und Brunst seiner eigenen Hölle verdammt oder zum Frieden seines eigenen Himmelreichs begnadigt. Balzac verschmilzt so fremde Tendenzen wie: die empirische Sorgfalt, den Positivismus der Engländer, die Gründlichkeit der Deutschen, die Uppigkeit eines Renaissancefranzosen aus der Touraine, die gesunde und klare Intelligenz eines Aufklärers, die Hingegenheit und Verzücktheit einer Heiligen, die phantastische Unternehmungs-lust und Unbedenkllichkeit eines Spekulanten, den Kulturbesitz deutscher Philosophen aus der romantischen Zeit, die naive Prägnanz eines alten Chronisten, die Übersinnlichkeit des Okkultisten und Geistersehers, die etwas grillenhafte Liebe eines Sammlers zur Stofflichkeit der Dinge, die verschwenderische Pracht seines großen Bruders Delacroix, die Anmut und zugeschliffene Feinheit der Moralisten des Dix-septième, deren Nachfolger er manchmal ist, und schließlich einen Scharfblick für soziologische Beziehungen, für das Bindegewebe unsrer Gesellschaft, wie ihn überhaupt kein anderer Soziologe mehr besaß. Dies alles und noch vielmal mehr könnte einem Rodins Balzac offenbaren, wenn es möglich wäre, mit Worten zu explizieren, was das Auge und das ihm entsprechende innere Gesicht zu erfassen und aufzunehmen imstande ist. Ich will auch nicht einmal behaupten, die Form des Balzac drücke das insgesamt aus, was ich eben anzudeuten versucht habe. Aber die Bewegung der Gestalt, dies Aufwärtsgleiten, diese Entrücktheit und Passivität, dieses Überblicken und Erkennt-Haben, Genug-haben: sie fordern gebieterisch auf, ein inneres Bild dieses Menschen absträtig zu erschaffen und es der Wucht des äußern Bildes anzuleihen. Der Balzac Rodins ist ein Befehl an uns alle, seinem ge-

Kunstwerk offenbart stets eine unbildhafte Tendenz, die wir im Bilde mitgenießen und erleben, die wir in uns während der Betrachtung nacherzeugen oder, wenn Sie wollen, nachahmen. Womit zuguterlegt der von Ihnen abgelehnte Begriff der platonischen mimesis eine neue und beinahe einwandfreie Geltung gewönne.

Philosoph: Was Sie nicht für metaphysische Anwendungen haben! Wir müssen doch noch ein Traktätchen miteinander abfassen: ‚Bildhauer und Philosoph‘ oder so ähnlich. He? Im übrigen haben Sie das Meine gesagt. Ich würde es höchstens an einem Beispiel erläutert haben wollen. Und zwar an jenem großen Kontrast zum Diskobol in der Plastik des vergangenen Jahrhunderts, der fast nur noch psychische Zusammenfassung, heroische Apotheosis eines geschichtlichen Individuums ist.

Bildhauer: Weiß schon, wen Sie jetzt beschwören werden. „O statua gentilissima del gran commendatore.“ O steinernes Gespenst, o Denkmal in D-moll. „Che grido è questo mai?“ „L'uom di sasso, l'uomo bianco, ah padrone!“ Der Balzac!

Philosoph: Ruhe! Das Haus schläft. Ja, der Balzac. Auch seine Bewegung ist, wie gesagt, Summierung. Aber in einem vergeistigteren Sinne als beim Diskobol oder beim tanzenden Satyr. Seinem Urheber ist hier eine Bewegung von unendlicher und doch ungefuchter Symbolik gelungen. Das hängt vermutlich mit der vollkommen passiven Haltung der Figur zusammen. Sehen Sie zu. Der Balzac bewegt sich nicht selbst — er wird bewegt, oder besser: er wird entrückt. Eine übermäßige Beseeltheit siegt über die natürliche Schwerkraft und trägt den Dichter empor. Man sieht ihn in die Höhe gleiten, ähnlich wie Franz von Assisi über dem Berge La Vernia schwebend gesehen wurde, „manches Mal in der Höhe dreier Ellen, manches Mal von vierten, manches Mal bis an den Wipfel der Buche, doch bisweilen so hoch in den Büsten und umgeben von solchem Glanze, daß man ihn kaum gewahren konnte“. Alles, was ein begabter und empfänglicher Franzose für diesen Poeten fühlen kann, der in seinem Vaterlande Dante, Shakespeare oder Goethe vertreten muß, ist in der summierenden Bewegung Rodins irgendwie enthalten. Man wird den Verfasser der ‚Contes drôlatiques‘ darin finden, wie er die Geschichten einer ausschweifenden Unzüchtigkeit plötzlich durch einen Aufschrei unterbricht, der aus der untersten Hölle menschlicher Traurigkeit, menschlicher Verzweiflung heraufgellt. Oder der Szenen betörender Lüsternheit und unwiderstehlicher Verführung unvermutet in eine Handlung oder in eine Gesinnung von keuscher Lieblichkeit auflöst, um so sein gewichtiges Zeugnis abzulegen für die Unverderbtheit und Unverderblichkeit eines geheiligten Bezirks in unsrer Seele. Man wird ferner den genialischen Unflat, die maste Schwere

und Fülle seines vergötterten Meisters Rabelais in ihm finden, wie die melancholischen Verstiegheiten Swedenborgs, die glühende und grausame Phantastik Dantes. Dieser Körper, der vor unsern Augen aufwärts zu steigen scheint, steht in einem unbegreiflichen Nexus mit einem Bewußtsein, das alles überschaute, was unter der Sonne geschieht, in dessen homerischem Umfang die Spieler und die Wucherer, die Erbschleicher und die Ehebrecherinnen, die Huren und die Kupplerinnen, die Jobber, die Mafker und die Sklavenhändler, die Seeräuber, Rentner und Pfennigträger, die Philosophen und Napoleon, die Priester und die Pfaffen, die Politiker, Soldaten, Glücksritter und Journalisten, die Aristokraten des ancien régime und die Plutokraten des Bürgerkönigtums, die Künstler, die Einsamen und die Dichter, ihre Stelle fanden. Dieses makrokosmische Bewußtsein umschloß die Welt der Verbrecher und der wirklichen Engel („Seraphita“), der Wollüstigen und der in Gott Seligen, der im Laster Ersticken und der im Geiste Entzückten — ein jeglicher von ihnen, genau wie in der commedia des Trecento, zur Pein und Brunst seiner eigenen Hölle verdammt oder zum Frieden seines eigenen Himmelreichs begnadigt. Balzac verschmilzt so fremde Tendenzen wie: die empirische Sorgfalt, den Positivismus der Engländer, die Gründlichkeit der Deutschen, die Uppigkeit eines Renaissancefranzosen aus der Touraine, die gesunde und klare Intelligenz eines Aufklärers, die Hingegenheit und Verzüchtung einer Heiligen, die phantastische Unternehmungslust und Unbedenkllichkeit eines Spekulantens, den Kulturbesitz deutscher Philosophen aus der romantischen Zeit, die naive Prägnanz eines alten Chronisten, die Übersinnlichkeit des Okkultisten und Geistersehers, die etwas grillenhafte Liebe eines Sammlers zur Stofflichkeit der Dinge, die verschwenderische Pracht seines großen Bruders Delacroix, die Anmut und zugechliffene Feinheit der Moralisten des Dix-septième, deren Nachfolger er manchmal ist, und schließlich einen Scharfblick für soziologische Beziehungen, für das Bindewebe unserer Gesellschaft, wie ihn überhaupt kein anderer Soziologe mehr besaß. Dies alles und noch vielfach mehr könnte einem Rodins Balzac offenbaren, wenn es möglich wäre, mit Worten zu explizieren, was das Auge und das ihm entsprechende innere Gesicht zu erfassen und aufzunehmen imstande ist. Ich will auch nicht einmal behaupten, die Form des Balzac drücke das insgesamt aus, was ich eben anzudeuten versucht habe. Aber die Bewegung der Gestalt, dies Aufwärtsgleiten, diese Entrücktheit und Passivität, dieses Überblicken und Erkennt-Haben, Genug-Haben: sie fordern gebieterisch auf, ein inneres Bild dieses Menschen absträtig zu erschaffen und es der Wucht des äußern Bildes anzuleihen. Der Balzac Rodins ist ein Befehl an uns alle, seinem ge-



steigerten und überhöhten Wesen gewachsen zu sein, es zu ertragen und es auszuhalten. Weh denen, die sich dieser Verpflichtung feig entzogen haben! Der Künstler, der Bildner reinigt hier unsre Vorstellungen, aber nicht sowohl die von Raum und Bewegung, als gleichzeitig die von etwas ganz anderm, das zu erraten ich Ihnen überlasse. Sie aber beneide ich fast, lieber Freund. Zwischen Dostojewski und Balzac dehnt sich das unermessliche Reich Ihrer Kunst, von Abend bis Morgen, von Mittag bis Mitternacht. Was steht Ihnen nicht alles frei zu bilden und zu schaffen, um diesen Zwischenraum zu füllen mit Form und Gestalt! Welch ein prachtvoller Agon mit den Meistern der Zeiten vor unsrer aller Augen! Und welcher Preis, der zu erstreiten, zu ersiegen ist!

Bildhauer: Ja, welcher Agon! Welch ein hartnäckig furchterlicher Kampf! Jeden Morgen neu beginnen, jeden Tag das alte Rad zum Berge wälzen.

Philosoph: Und doch!

Bildhauer: Sie haben Recht: und doch!.. Ma si fa tardi, dottore, me ne debbo andare. Buona notte.

Philosoph: Addio, carissimo. Tante cose. Tante cose.

---

## Elisabeth Schneider / von Julius Bab

Die Schauspielerin Elisabeth Schneider, die am sechsten November 1913 im zweiunddreißigsten Lebensjahr gestorben ist, habe ich während ihrer kurzen berliner Tätigkeit mehrere Male gesehen. Zwei Abende sind mir in klarer Erinnerung geblieben. Der eine Abend hatte seine theatrale Bedeutung freilich außerhalb ihrer Person: es war jener merkwürdige Abend im September 1904, wo an einer berliner Vorstadtbühne Alexander Moissi — einstweilen der deutschen Sprache nicht recht mächtig und ohne eine Spur von Erziehung — als Hebbels Golo seine Sendung zum ersten Male zweifellos bewies. Da spielte Elisabeth Schneider die Genoveva, sehr einfach, sehr würdig, und wenn tiefe Eindrücke ausblieben, so mag das auch im Wesen dieser theoretischsten aller Hebbelschen Rollen gelegen haben. Den Eindruck, der mich ihrem Andenken aber dauernd verbindet, verdanke ich einer Volksbühnen-Aufführung, bei der sie in Lothar Schmidts Schauspiel 'Josephine Martens' die Titelrolle spielte. Das Wertvolle in diesem Stück war seine ungewöhnliche innere Anständigkeit, die große menschliche Sauberkeit, womit hier eine Frau sich von dem Geliebten der sie gerne heiraten möchte, trennt — grade weil sie ein Kind erwartet und dieses Kind, da der Mann anfängt, sie menschlich zu enttäuschen, nicht in einer unglücklichen Ehe aufwachsen lassen will.

Diese beste Qualität des Schauspiels, diese klare, frische und ein wenig kühle Luft: sie wurde von Elisabeth Schneider unübertrefflich gut auf die Bühne getragen. Mit diesem zarten und festen, klaren und reinen Ton ist sie mir in Erinnerung geblieben. Ein ganz aufrechter und ehrlicher Mensch. Das war am ersten Januar 1905. Elisabeth Schneider ging dann auf sechs Jahre nach Weimar, war noch zwei Jahre am hamburger Deutschen Schauspielhaus tätig, und ich sah sie nicht mehr. Heute, nach fast einem Jahrzehnt und ein halbes Jahr nach ihrem Tode, bestätigt mir ein kleines Buch, wie glücklich mich jener Abend geführt hat, der mir den einzigen, aber unverwischbaren Eindruck ihrer Persönlichkeit gab. Max Behrs, der Direktor des dresdner Kupferstichkabinetts, hat ihrem Andenken eine kleine, bei Julius Bard verlegte, aber nicht für den Buchhandel bestimmte Schrift gewidmet. Und diese 'Elegie' erneuert und bestätigt merkwürdig meinen ersten Eindruck von damals: hier hat die deutsche Bühne einen Menschen verloren, der vor allem durch sittliche Qualitäten, durch die Geistigkeit und Reinheit seiner Haltung etwas bedeuten mußte. Gute, klare, edle Luft war um diese Frau.

\*

Die Schrift von Max Behrs ist kein literarisches Kunstwerk und will es nicht sein. Der Lebensgang der Schauspielerin — sie war die Tochter des einst in München sehr bekannten Schauspielers Wilhelm Schneider — wird einfach erzählt und ihr Wirken und Wesen mit Worten beschrieben, die aus einem tiefen, noch schmerzbelegten Freundschaftsgefühl das Recht zum stärksten Ausdruck nehmen. Dabei setzt der Stoff schon seine eigene tragische Schwere durch, und auch der Fremdeste wird nicht unbewegt von diesem jungen, im Leiden frohen, im Erfolg ernstesten Künstlerleben hören, das ein langes Krankenlager noch vor Ende des ersten Menschenalters schließt. Mit einem „Warum?“ auf den Lippen ist Elisabeth Schneider gestorben. In welchem Menschen mußte diese allgemeinste Menschenfrage nicht traurig nachzittern!

Darüber hinaus aber zeigt uns das kleine Buch, das nun mit persönlichen Dokumenten, Aussprüchen, Briefen und Gedichten der Künstlerin gefüllt ist, das einmal-einzige Wesen dieses besondern Menschen hell und schön. Elisabeth Schneider war nicht nur eine lebende, sondern eine durchaus bewußte und geistig lebende Persönlichkeit. Man kann, ohne freundschaftlich zu übertreiben, viß nicht sagen, daß die Dokumente ihres Geistes einen schöpferisch originellen Charakter tragen, aber das beinahe eben so seltene wertvolle Schauspiel, daß die erworbenen Bildungsgüter von einem lebendigen Gefühl, einem eigenen Erleben aufgenommen

und ernsthaft verarbeitet sind, wird man gewiß haben, wenn man ihre Briefe liest.

Ähnlich ist es mit den Gedichten. Sie haben gewiß keinen genialen eigenen Ton, aber sie erheben sich weit über den Durchschnitt des Dilettantismus. Ein antichristliches Bekenntnis der Seele, die nicht durch äußere Gnade, sondern durch eigene Liebeskraft erlöst sein will, hat geistige Haltung; die schwangere Frau, nährend unter dem herbstlichen Baum, der seine Blätter abwirft um neuen Frühlingen Raum zu schaffen, ist durchaus dichterisch gesehen; eine Regenstrophe hat echte sinnliche Gestaltungskraft im Rhythmus; und in einem Herbstbild, wenn „durch blaue Büste mit gestählten Flügeln der Wandervogel in die Weite zieht“, scheint wirklich von der eigensten Seele dieses in Schmerzen klaren, in Entsagung freien Menschen etwas eingefangen. In diesen Gedichten sind zuweilen Nachahmungen der Romantiker, aber die meisten und besten erinnern doch an Goethe, den man nicht nachahmen, nur nachleben kann. Das ist ein gutes Zeichen — wie für die Gedichte, so für den, der sie schuf.

Stärker und eigener aber als Gedankenausdruck oder lyrische Gefühlsgestaltung scheinen mir für die Menschlichkeit dieser Künstlerin Briefe zu zeugen, worin sie mit der Natur, mit ihren lieben bairischen Bergen lebt, fühlt und denkt. Hier wird der Grund eines sehr starken Naturgefühls offenbar, durch das diese Frau vermochte, ihre offenbar sehr lebhaft und begierig aufgenommenen Bildungseinflüsse zu verarbeiten, in den lebendigen Umlauf ihres Blutes zu bringen, und so bei aller Kultiviertheit von Gebildetheit und bloßer Konvention frei zu bleiben. Nicht aus ästhetischen Leestuben, wo Ellen Key gelesen wird, sondern aus den Bergen stammt die anständige gute Luft, die um sie war; und das war es wohl auch, was man merkte, wenn sie auf der Bühne stand.

\*

Gleichwohl war Elisabeth Schneider keine Menschendarstellerin vom elementaren Schlag. Aber neben denen, deren Körper schöpferisch genial ist, deren Ton und Gebärde Nervenbahnen in uns aufreißt und unsern Lebenskern ins Schwanken bringt, neben denen gab es und gibt es jene andre Art höchst wertvoller Bühnenkünstler, denen solch Werk selten gelingt, die, mehr Repräsentanten als Gestalter des Menschlichen, durch ihre bloße Erscheinung, den geistigen Ernst, die seelische Klarheit, womit sie sich einer Dichtersache annehmen, auf uns wirken. Sie suchen auf mehr geistigen Wegen Eingang in unser Inneres, auf Wegen, die zuletzt, wenn man dem Ganzen solcher Persönlichkeit einmal ins Auge sieht, doch auch zur Erschütterung führen. Von diesem Ge-

schlecht war Elisabeth Schneider. Und fast das Merkwürdigste, wenigstens das kunstgeschichtlich Bedeutendste an dieser Gestalt ist mir, daß sie aus einer alten Schauspielerfamilie stammt, ein Theaterkind war. Nun, es muß um die Kulturfähigkeit unsres viel geschmähten Theaters und seiner Mimen doch nicht so schlecht stehen, wenn Menschen von solcher Gradheit und Schönheit des seelischen Wuchses in Schauspielerhäusern aufwachsen können. Elisabeth Schneider, deren schlanke, klaräugige, blonde Gestalt ganz das versprach, was ihr Wesen hielt, hat auch nicht zufällig ihre besten und stärksten Jahre in Weimar zugebracht. Etwas von dem guten, edlen und schönen, sinnlich-geistigen Wesen der klassischen Zeit ist um sie gewesen, etwas von jener klar begründeten Goetheschen Kultur, wie es heute im neupreußischen Chaos eigentlich nur noch bei ein paar alten, guten Professoren- und Patrizierfamilien fortlebt. Und doch ist dieser Stil geistverklärter Sinnlichkeiten sicherlich der, in den wir unsre neu erworbenen Lebensgüter bringen müssen, wenn wir wieder ein Kulturvolk werden wollen. In Elisabeth Schneiders Kunst gab es wohl Spuren jenes Epigontums, womit die Nachfolge Goethes bedroht, aber über solch Allzu-Glattem gab es auch eine Kraft herb-ehrllicher Lebenseroberung, womit uns die Nachfolge Goethes segnet. Wenn unter unsern Schauspielern Persönlichkeiten solcher Art häufig oder gar die Regel wären, so wäre unser Theater längst ein wahres Kulturinstitut.

\*

So weilt noch einmal bei der Erinnerung an die früh gestorbene Schauspielerin auch der gern, dessen eigener Anschauung ihr Wesen nur einmal flüchtig aufgeglänzt ist. Um jene Innigkeit und gläubige Treue aber, womit in dieser Elegie ihr Andenken geehrt wird, könnte man die Tote fast beneiden. Und das Gefühl, zu dem sich der Charakter dieser frommen Huldigung und das Wesen des schönen, jungen, ernst-heitern Mädchens in uns vereinen — es klingt vielleicht am besten aus in Versen, die Adalbert von Chamisso, einer der edelsten Träger nachgoethischer Kultur, dem Wein gewidmet hat, der ihm, dem schon zum Tod Bereiteten, von fremder Hand als Liebesgabe ins Haus kam:

„Der Liebe, die dich edlen Trank spendet,  
Geweihet sei andächtig immerdar,  
Und werde sonder Liebe nie verschwendet.  
Mir scheint am Abend spät der Himmel klar,  
Der rote Streif, das ist der Liebe Glut —  
Reicht einen Trunk von meinem Wein mir dar:  
Denn, wem die Liebe bettet, ruhet gut.“



## Gottes Blasbalg / von Peter Panter

„Da merkt' ich tief betroffen:  
Wer friedlich nur sich selbst bezweckt.  
Macht sich bei aller Welt suspekt.  
— Und bin nach Haus gelassen.“

Dr. Owlglas

1860. Durch die bläuliche Mondlandschaft wallt der Dichter. Seine strohblonden Haare ringeln sich zu Locken, in den Händen hält er die Feier und schlägt sie, tüm tüm. Sein sanfter Blick ist gen Himmel gerichtet, und seine in weite Samthosen gehüllten Beine stolpern über die Chaussee. Milchiges Licht ergießt sich über die weit hingestreckte Landschaft. Horch, da tönt des Dichters Falsett: „Feinsliebchen, was bist du so stille, Feinsliebchen, was bist du so bloond, es ist doch Gottes Wille, da oben scheint der Mond . . .“. Aber nicht immer stehet des Menschen Phantasie im Gleichklang mit jener Realität, wie sie sich zum Beispiel in den Corpus eines besoffenen Bauern darstellt. Der Dichter achtet nicht des Wegs und fällt richtig über unsern Kriechan, der einen Kriegervereinsrausch lieber im Felde als an der Seite seiner schmälenden Gattin ausschnarcht. Nun erhebt er sich grunzend und torfelt auf den Dichtersmann zu, dessen feucht-bläuliche Augen noch immer an der vollen Selene hängen. „Du büß woll'n büßchen duhn, wat?“ Tüm! macht die Saute, und der Dichter will die zweite Strophe beginnen. „Feinsliebchen ..? „Sup“, sagt der Bauer, „da schall doch glit —“, und sie fugeln alle drei mit einander in den Graben: die Saute mit einem Wehllang, Kriechan mit einem kommunen Fluch, und der Dichter Wunibald mit dem letzten Reim auf den Lippen. Dichter sind eben zu gut für diese Erde.

\*

Aber dann taugen sie nichts. Hart im Raume stoßen sich die Sachen, und wer's nicht vertragen kann, der soll seinen Baden schließen. Bei dem heiseren Pathos einer vergangenen Zeit stört uns nichts mehr als dies: die unentwegt gefühlvolle Empfindlichkeit, und fixelt uns nichts mehr als dies: so einem glibberigen Sänger einen Anüppel zwischen die Beine zu werfen. Die Natur darf diesen Kronen der Schöpfung als Hintergrund dienen, Mond Sonne, Schilfgeflüster, Waldesrauschen — all das hat der liebe Gott nur des Reimes wegen geschaffen, und das egozentri- Gebrüll manches Barden störte die Stille der sommerlichen No. Später, als man die gute, beliebte Décadence listenweise Frankreich importierte, schlug die Syrit nach innen, und suchte vom Zwerchfell auf- und abwärts sorgsam jedes Plätzchen. Hier darf ich nun einen Menschen präsentieren, keinen Di-

ling und keinen Reimer und keinen Gefühlsfabrikanten, sondern einen Menschen, einen wahrhaftigen Menschen.

An der Lyrik des Herrn Dr. Dölgelß der übrigens nicht so heißt, scheint mir bemerkenswert zu sein, daß sie so vorsichtig und zurückhaltend ist. Dieser Doktor ist viel zu klug, um alle Welt mit seinem Pathos zu belästigen. Und wie Hofmiller einmal Stellen aus Wilhelm Busch solchen aus Schopenhauer gegenübergestellt hat, so ließe sich mit Leichtigkeit eine bittersüße Lebensphilosophie aus den Versen des schwäbischen Medikus herauskochen. „Jedenfalls“, hat er einmal von sich selbst gesagt, „ist er seit Jahren als praktischer Arzt tätig, lernte den Tod in mancherlei Gestalt kennen und das Leben — reservatis reservandis — lieb gewinnen.“ Er hat das Leben lieb und hat es oft gestaltet. Was ihn nicht hinderte, eine neue Art von sozusagen intellektueller Lyrik zu schaffen, ein Kasperletheater des Denkvermögens, worin der Verstand als Hanswurst viele merkwürdige Rollen zu agieren hatte. Man wird das in den beiden Bändchen finden: ‚Der saure Apfel‘ und ‚Gottes Blasbalg‘ (bei Albert Langen). In diesen Titeln ist der ganze Dölgelß: er weiß, daß er nur ein „hölzernes Gestell ist, das ein Herr befigert“.

„Konkrete und Abstrakta  
Kauft mir der Alte aus dem Leib.  
Und hat er satt den Zeitvertreib,  
Dann legt er mich ad acta.“

Und er weiß, daß er, wie es bei Grimm heißt, immer lustige Streiche machen soll, damit die Leute lachen; „und wenn sie mir einen Apfel reichen, und ich beiße hinein, so ist er sauer“. Muß Einer erst Arzt sein, um diesen Zwiespalt von Körper und Seele ganz zu empfinden, die ewige Lächerlichkeit des Daseins, das Duo von Stoff und Geist?

Und nachdem er das alles gesagt hat, wie das so hinieden bestellt ist, und wie bitter es sich rächt, wenn man sich unabhängig glaubt —

„Fliegst du mal so zehn Minuten  
Quasi ungebunden,  
Mußt du nachher kleben, bluten  
Dreiundzwanzig Stunden!“

— nachdem er das alles gesagt hat, darf er sich erlauben, uns auch einmal eindeutig und lyrisch zu kommen. Das Beste davon steht ebenfalls in ‚Gottes Blasbalg‘ und in dem großen Band: ‚Von Jtmeß bis Dreikönig‘, den Rudolf Siedt wunderschön illustriert (bei Albert Langen).

hier ist die Natur keine Kulisse, hier fühlt man wirklich, wie Mensch am See entlang schlendert oder durch eine blühende

Wiese, und er hat gar keine Leier in der Hand, sondern er raucht eine Zigarre und pafft und sieht liebevoll jede junge Birke an — bedenkt es bei sich und erinnert sich . . .

„Das Jetzt zerfließt wie Flocken auf der Hand  
und sifert in den nimmersatten Sand.  
Dein Hämmerlein fügt zierlich Glied an Glied,  
Erinnerung, du Gold- und Silberschmied.“

Solche Gedichte wie den ‚Vorfrühling‘ und ‚Altes Nest am Morgen‘ kann man nicht machen. Die müssen wachsen. So etwas entsteht langsam, und eines Tages ist dann zufällig der letzte Ausdruck dafür da. Und es ist ein Lied, und man möchte es gesungen hören.

„Und hab’ ich denn nicht Haus noch Raft  
Noch Ruh des Herzens,  
So leg ich mich nieder am Waldestrand,  
So streck’ ich mich aus im Uferland.“

Wenn man verurteilt ist, die schmalen Bände in der großen Stadt zu lesen, dann mag man tiefer atmen und an Mörke denken. Aber der lebt nicht mehr; auch ist Döwglaf noch etwas anders. Es hat Keiner so nachdenklich die Sehnsucht geschildert und sie mit leiser Selbstpersiflage verspottet, und es hat Keiner so beruhigend und so voll und warmblütig von der endlichen Erfüllung gesprochen. Die Stelle ist ein Höhepunkt seines Werkes. Ein schönes Bild von Sieck steht dabei, grau und blau, in matten Farben — die Worte aber heißen so:

„Ihr habt euch still und heimlich weggemacht.  
Nun glänzt um euer Glück die helle Nacht  
und süße Ruh.  
Der Fluß rauscht fort und fort in eurem Traum.  
Reiz fällt ins Gras die reife Frucht vom Baum  
und rollt euch zu.“

Und ich möchte euch bitten, mit mir einen stillen Gruß hinüberzuschicken nach Fürstenseldbrück bei München.

---

## Romeo und Julia / von El Hor

**G**lückliche! In sieben Tagen dürfen sie das Dasein durchkosten!  
Unverdünnt, in tödlicher Dosis.

Süß verliebte Kinder sprechen leise, zärtlich leise, o, so zutraulich mit einander, heimlich, heimlich — niemand darf es hören.

Süß verliebte Kinder dürfen nicht mit einander spielen. Die Erwachsenen zerstören plump das seltene Liebesgebilde. Die Erwachsenen dulden nicht schulblose Seligkeit! Mächtliches Himmelreich ist von feindlichen Tagen bewacht. Tod ist der Liebenden Heimat

## Musterkoffer / von Doris Wittner

Ein geistreicher Schriftsteller, den seine Vortagsreisen durch ganz Deutschland führen, schrieb sich einmal scherzeshalber in das Gästebuch seines Verlegers ein als: X. Y., Commis voyageur en littérature.

Es ist heut Mode, daß „erfolggekrönte“ Schriftsteller im In- und Ausland mit Anträgen und Aufforderungen verfolgt werden, Vorträge zu halten oder Vorlesungen aus eigenen Werken zu veranstalten. Und gemeinhin geben die Autoren diesen Anerbietungen gerne statt, denn sie sind ehrenvoll und bringen Gewinn. Und außerdem gibt es einen angenehmen kleinen Rißel, so seine eigene Bedeutung zu propagieren und seinen eigenen Ruhm spazieren zu führen. Heute in Oberlahnstein, morgen in Neutomischl. Immer gekannt und immer genannt. Auf den Bahnhöfen wird man von literarischen Festkomiteeterichen abgeholt; im Hotel bekommt man das größte Zimmer und das beste Wiener Schnitzel; in den Buchläden des Städtchens liegen allenthalben die eigenen Werke aus (bei Städten unter fünftausend Einwohnern mit der Ankündigung versehen, daß der Dichter „der bekannten Romane . . .“ heut Abend im Freundschaftssaale vorlesen werde); kurz und wieder einmal: es ist eine Lust, zu leben.

Was Wunder, daß sich darum unter den Poeten unsrer Tage mehr und mehr die Sitte einbürgert, geistige Musterkoffer bereitzustellen zu haben, damit der Dichter, an den heut die Einladung ergeht, morgen im östlichsten Osten der Monarchie Kultur und Kunst zu verbreiten, bloß Frack und weißes Hemd zu packen und im übrigen seinen Musterkoffer zur Hand zu nehmen braucht, um seelenvergnügt als Beglucker ferner Geistesarmut abzudampfen.

Der geistige Musterkoffer gehört unbedingt zu einem wohlgeordneten modernen Dichterhaushalt. Man kann darin gangbare und weniger gangbare Artikel führen. Die Hauptsache ist, wie bei jedem gewiegten Geschäftsreisenden, daß man sein Publikum und die Konjunktur kennt.

Es gibt Poeten, die ausschließlich mit eigenen Erzeugnissen reisen. Andre hinwieder, die daneben fremde Waren mit sich führen und einem p. t. Publikum unterbreiten. Aber auch die politische Branche hat tüchtige Reisende und Exporteure. Der eine eist in Sachen des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts; der andre für Hebung der Landwirtschaft; der dritte rit dem neusten Dessin: Geburtenrückgang.

In der Poesie erwies sich bis vor kurzem ‚1813‘ als starker Konsumartikel. Abschnitte aus Abiatiserromanen, überhaupt tech-



nische Stoffe, belletristisch behandelt, „ziehen“ gut. Wohingegen Romantik wenig „gefragt“ ist.

Es kommt nun eben nur darauf an, daß jeder Einzelne seine Kundschaft gut kennt.

Ach, es hat so etwas Rührendes und Erhebendes, am Abend in feierlicher Rhetorenhaltung an blumengeschmücktem Rednerpult den Ruhm der Nation zu vertreten. Man ist ganz Volk der Dichter und Denker. Wichtige und unruhige Herren mit Rosetten im Knopfloch — es gibt sicher kein Land der Erde, wo so vielfältig geschmückte Knopflöcher getragen werden wie in Deutschland — laufen umher und stiften Unordnung. Dafür sind sie Saalordner von Beruf. Dann kommen die Honoratioren der Stadt und umdröhnen den gefeierten Gast mit wohlgemeinten Huldigungen. Jeder hat einmal einen Buchtitel von ihm gelesen und bringt ihn nun falsch an. Und der Dichter läßt das ölig geschmeichelte Lächeln, das er ebenfalls im Musterkoffer für diese Gelegenheit mit sich führt, nicht von den Lippen gleiten.

„Sehr richtig, Herr Stadtrat . . . . . Mit dem größten Vergnügen, Herr Kommerzienrat . . . . . Nachher zum Feierschoppen im Roten Roß . . . . . Ich weiß wohl, Herr Amtsgerichtsrat“.

Im Auditorium überwiegt, wie bei solchen Anlässen immer, das weibliche Element. Behäbige Bürgerinnen, bespißt, bebändert, mit Küsschen, Falbeln und sonstigen Posamentierornamenten an allen möglichen und unmöglichen Stellen. Die Kleiderstoffe, die sie tragen, wirken solide und durabel. Sie erinnern von fern an die unzerreißbaren Bilderbücher, die man Kindern mit Vorliebe zu schenken pflegt. In den umfangreichen Ridicules knistert es verdächtig, wie von den verschämten Pergamenthüllen nahrhafter Butterstullen. Zwischen den satten Bourgeoisen, die es sich gestatten können, auch hie und da einmal einen Lederbissen Literatur zu zerbröseln (sein Wohlgeschmack wird übrigens überschätzt), sitzen hagere, spitznasige alte Jungfern mit hungrigen Augen und verdorrten Lippen. Ihre Körper sind dürr, des blühenden Fleisches asketisch entkleidet, und wirken wie Lehrtafeln für vergleichende Anatomie. Das sind die eigentlich Verständnisvollen, die Fanatischen, die nach dem Manna der Kunst sehnsüchtig Verlangenden — zumeist alt gewordene Lehrerinnen, kleine Malerinnen oder so irgendetwas von neben dem Leben her, das selbst einmal in verschwiegener Stunde ein paar kümmerliche Reime zusammenschustert und dazu beselige Sappho-Träume spinnt, und das nun vom Rednerpodium wieder einmal die Offenbarung, für eine Wüstenstrecke Wegzehr ersehnt.

„Und dann die jungen Mädchen . . . . .“. Kurzrödig, laßpöfig, heißwangig sichert, tuschelt, raschelt das in den Reih

Für die jungen Mädchen ist der Erwartete — ob braun, ob blond, der freisliche „Held“, den sie schon seit Wochen mit kühnsten Hoffnungen umranken, und den sie nach Schluß des Spektakels mit dem Losungswort ‚Autogramm‘ inbrünstig umdrängen werden, bis er, mürbe geworden, seinen unleserlichen Namenszug zweihundertmal in ihre vielbeschriebenen Mädchenstammbücher und ihre noch ganz unbeschriebenen Mädchenherzen kriegt.

Ja, es gibt doch Momente, in denen es wirklich hübsch sein muß, Held eines großen Tages und einer kleinen Stadt zu sein.

Die Klingel des verantwortlichen Leiters der Veranstaltung ertönt. Ein Glas Zitronenwasser wird postiert. Der Vortragende verbeugt sich. Schneidig, mit knackender Hemdbrust.

Und dann springen die Schösser des Musterkoffers auf. Und ausgebreitet werden der Herrlichkeiten viele. Nur sich nicht etwa im Artikel vergreifen! Nicht für Müdenroda herauslangen, was doch für Eisengundloch bestimmt ist! Aber nein, das kommt nicht vor. Davor schützt schon die Routine, die schlangenhäutige Sklavin und Gebieterin der berühmten Mannes. Wenn er sich selbst irren sollte: sie hilft ihm aus der Klemme, schiebt ihm unaufdringlich das richtige Muster zu. Und tadellos funktioniert der Automat. Der Automat des Tagesruhms. Der Obolus des Bildungsphilisters wird oben hineingesteckt, und unten kommt die Chokoladenpoesie oder Poesiechokolade (wie man will) heraus. Und nun sitzen sie alle und knabbern und knabbern.

Die Apoplektischen glänzen, so etwas spedig geworden, vor Hitze und Aufregung, im Vollbewußtsein ertragenen Genusses. Die Hektischen haben kleine, ekstatische Lichter in den sonst glanzlos geweinten, vom Leben trüb gewordenen Augen. Und die jungen Mädchen freuen sich, ohne zu wissen, warum, und sie haben keine Ahnung davon, daß sie die eigentliche Dichtung im Saale sind. Gottgeborene Gedichte, Eigengewächse der Natur, echter, wahrhafter und unverwüßlicher als alle Automatenchokoladenpoesie.

Der Musterkoffer klappt zu. Wird selbigen Abends als Eilgut nach der nächsten Station geschickt.

Der glückliche Inhaber aber des praktischen Gepäcks — Passpartout des Erfolges — holt sich am Stammtisch im Roten Roß den Brummschädel, der zu den unvermeidlichen Begleiterungen einer Tournee in Sachen eigenen Ruhms gehört.

Am nächsten Morgen reißt der Dichter seinem Koffer nach. , mit ihm fliegen die Träume einer verhußelten Lehrerin von fundvierzig und eines mollerten Backfischs von fünfzehn Jahren. h ihm, wenn er nicht Dichters genug ist, um zu wissen, daß es die edelsten Blüten der Poesie sind, deren Samen er streute.

## Die Spezialärzte / von Roda Roda

Eine Zigeunerin hatte mir einst wahrgesagt: ich würde Jahre tiefsten Schlamassels erleben — dann aber fünf Minuten erben und reichlich belohnt für alle Trübsal sein.

Meine Erfahrungen mit Tante Emmy ließen mich eine Zeitlang an der Prophetengabe der Zigeunerinnen zweifeln. Mit Unrecht.

Es starb meine Tante Berta, eine brave Frau, die ihr ganzes Leben hindurch gespart und eines Morgens ihr Dasein kurz abgebrochen hatte, um mich zu beglücken. Ich war ein gemachter Mann.

Acht Tage später nahm ich mit Herrn Kommissionsrat Gerlich — einem Schulkameraden, der mich seit Tante Bertas Tod wiederduzt — im Restaurant Splendid mein Diner.

„Mensch,“ sagte er plötzlich, „ich glaube gar, du wirst kurzatmig.“

Merkwürdig. Sollte das schon die Herzverfettung sein? Vor einer Woche hatte ich doch noch den Lexikonband „Hente bis Juxta“ aufgeschlagen, um die Symptome des Hungerthypus mit meinem Zustand zu vergleichen.

Doch mein Leben ist zu kostbar, und für meine Gesundheit ist mir nichts zu teuer. Ich beschloß, sofort einen Spezialarzt für Herzkrankheiten aufzusuchen.

Doktor Löwinger bewohnt das erste Stockwerk eines gediegenen Hauses an der Residenzstraße. Die Treppe ist mit Säulern belegt. Keiner Luxus, denn die Leute, die zu Doktor Löwinger kommen, fahren im Rißt.

Des Doktors Perücke ist in der Mitte abgescheitelt und umrahmt eine Stirn mit sokratischen Weisheitshöckern. Unter dem üppigen Blondhaar kommt eine goldblitzende Brille hervor, weiter unten ist dann das Antlitz.

Ein kluges, ein freundliches Antlitz. Wenn sich Doktor Löwinger mit lebhaften Gesten verständlich macht, spiegeln sich Entsetzen, Beruhigung, Trost und Hoffnung mild und farbenreich in seinen Mienen wieder.

„Herr Professor halten also den Fall nicht für unbedingt aussichtslos?“

Er klopft an meine Rippen, und ohne auf mein „Herein“ zu warten, sagt er:

„Unbedingt aussichtslos? Nein. Aber Ihr Zustand ist, gelinde gesagt, nicht unbedenklich. Ein guter Engel hat Sie im letzten Augenblick, wo eine Rettung möglich ist, zu mir geführt. Sie sind kerngesund, alle Organe funktionieren tadellos. Ihr

Herz allein ist fehlerhaft konstruiert. Ich werde Ihnen ein Medikament verschreiben, davon nehmen Sie morgens, mittags und abends einen Eßlöffel.“

Nach einer kurzen Zeremonie, die zwanzig Mark kostete, war ich entlassen.

Schon ehedem war mir eine Art Summen in den Ohren aufgefallen, das an das reibende Geräusch einer fernen Kaffeemühle erinnerte. Seit ich Doktor Böwingers Medikament nahm, verstärkte sich das Summen mit jedem Tag — ich hatte die Empfindung, als führe mir morgens, mittags und abends der Orientexpreßzug durch den Kopf.

Ein so lebhafter Eisenbahnverkehr im Innern wird auf die Dauer unangenehm. Ich fragte einen Ministerialsekretär um Rat — einen alten Schulkameraden, der mich seit einiger Zeit ebenso intensiv auszeichnet, wie er mich früher ignorierte — und der Herr Sekretär gab mir eine Karte für Doktor Bomeisl mit.

Doktor Bomeisl wohnt nicht ganz so elegant wie Doktor Böwinger, ist aber ein durch seine Kenntnisse und seine Grobheit doppelt berühmter Spezialarzt für Ohrenleiden.

Als ich bei ihm eintrat, brüllte er mich, als wäre er ein Nebelhorn, an — er hielt mich offenbar für taub. Ich klärte ihn höflich auf — da wurde er um eine Nuance gröber. Ich schilderte ihm mein Herzleiden — er sagte, ich sei verrückt.

„Herzkrank sind Sie? Ihr Herz ist gesund wie ein Fisch. Ein schweres Ohrenleiden haben Sie — das ist alles. Ich könnte Sie operieren, indem ich Ihre beiden Gehörorgane einzeln herausnehme, reinige und wieder einsetze. Aber ich wills, so dringend ein rücksichtsloser Eingriff indiziert ist, zuerst mit Güte versuchen. Hier haben Sie ein Rezept — Sie bekommen in der Apotheke eine Flüssigkeit, von der nehmen Sie einen Eßlöffel, so oft der Orientexpreßzug durchfährt.“

Ich tat es eine Zeitlang, bis ich auf gewisse Signale aufmerksam wurde, die sich seit dem Besuch bei Doktor Bomeisl regelmäßig einstellten. Ich sah nämlich, wenn der Zug im Einlaufen war, ein großes, grünes Licht — „Vorsicht! Langsam fahren“ — hingegen, wenn der Zug die Station verließ, zwei riesige rote Deckungs-  
laternen.

Auf einem Herrenabend in meiner Wohnung erzählte ich einigen neu erworbenen Freunden davon. Alle beschworen mich, meine Gesundheit um Himmels willen nicht zu vernachlässigen — ich würde es sonst früher oder später zu bereuen haben — und ich entschloß mich, einen Spezialarzt für Nervenleiden zu konsultieren, den Hofrat Doktor Herzberger.



Infolge einer Verwechslung, an der ich keine Schuld trage, geriet ich aber zum Augenarzt Doktor Herzfeld.

„Herr,“ sagte er, „loben Sie Ihre Freunde und noch mehr Gott, daß man Sie an mich gewiesen hat. Sie verdanken diesem Besuch Ihr Lebensglück. Sie sind weder herzkrank noch auch ohrenkrank und am wenigsten nervenleidend — Sie laborieren einfach an einer akuten Störung des Sehvermögens. Solange die Störung frisch ist, ist sie behebbar — morgen wäre es vielleicht zu spät gewesen. Ich verschreibe Ihnen ein Pulver, von dem nehmen Sie täglich sechs Stück — jedesmal vor der Ankunft und nach der Abfahrt des Zuges eine Dosis. Sollten Sie daraufhin ein Wirbeln im Gehirn verspüren, so lassen Sie sich dadurch nicht im mindesten aufregen — Sie werden sich im Laufe der Jahre daran gewöhnen. Ungefähr eine Stunde nach der Abfahrt, wenn der Zug in der nächsten Station hält, hört das Wirbeln übrigens von selbst auf. Bei manchen Patienten geht ein leichtes Zwicken im Rückenmark nebenher — bei Ihnen wird es vielleicht ausbleiben. Jedenfalls seien Sie nicht überrascht und tragen Sie es mit Würde.“

Ich bezahlte, nahm herzlichen Abschied und zu vorge schriebener Stunde das Pulver.

Es kam das angekündigte Wirbeln. Ich fuhr bis zur nächsten Haltestelle mit — das Wirbeln dauerte an. Auch das Stechen im Rückenmark blieb nicht aus — ich hatte das Gefühl, dritter Klasse zu fahren, in einem zu unruhig gebauten Wagen. Wenn ich aus dem Fenster sah, lief die Landschaft vorüber und schien sich vor Bächen zu krümmen, außerdem tauchten auch immer die bunten Signale auf: grün für „Vorsicht! Langsam fahren“ und die riesigen roten Deckungslaternen.

So fuhr und fuhr ich drauf los. Auf einer wirklichen Reise wäre ich sicherlich schon in Adrianopel gewesen.

Da, bei Burgas, verspürte ich einen furchtbaren Choc.

Wir waren entgleist.

Ich begab mich nun doch zum Nervenhorat. Er gratulierte mir zu meinem glücklichen Instinkt, der mich knapp vor dem gewissen Tod noch zu ihm getrieben hätte, und verordnete mir eine Kaltwasserkur mit einem breiigen Medikament. Es zog mir die Kehlen zusammen.

Darum befragte ich einen Halspezialisten. Er gratulierte ebenfalls, pinselte mir den Hals — als einzigen kranken Teil meines Körpers — und gab mir Pastillen, die nach bitteren Mandeln riechen sollten.

Ich roch nichts. Der Nasenspezialist sagte mir: selbstverständlich könnte ich es nicht riechen, denn ich hätte alles in allem ein lebensgefährliches Nasenpolypen. Er behandelte mich danach

Um diese Zeit — als alle Doktoren gesprochen und jeder sein Spezialorgan als Quelle meiner Krankheit bezeichnet hatte — um diese Zeit begab es sich, daß ich meinen guten Onkel Franz besuchte.

Der alte Franz Prohaska war eines Musikers Sohn aus Urfahr und alle seine Tage Pumpenmechaniker gewesen. Er hatte sich dann zur Ruhe gesetzt und widmete sich stillen Betrachtungen.

Onkel Franz hörte meine Klagen an. Plötzlich, ohne ein Wort zu sprechen, stieß er mir ein meterlanges Rohr in den Schlund und pumpte mir den Magen aus.

Da fühlte ich mich unbeschreiblich wohl.

Es war aber auch die höchste Zeit zu der Prozedur gewesen.

In meinem Magen hatte sich durch chemische Verbindung all der geschluckten Medikamente Dynamit gebildet.

Noch ein Tröpfchen, noch eine Eisenbahnfahrt, sagte Onkel Franz, und ich wäre unabwendbar in Atome explodiert.

---

Aus einer Sammlung von Geschichten und Scherzen, die unter dem Titel 'Die verfolgte Unschuld' mit Bildern von Walter Trier im Verlag der Lustigen Blätter zu Berlin erscheint.

---

## Der Wanderer / von Otto Falkenberg

Dunkel gehen meine Wege,  
Und ich weiß nicht, wo sie enden,  
Strecke oft nach fernen Händen  
Meine leeren Hände aus,  
Und ich finde nicht nach Haus.  
Dunkel gehen meine Wege.

Schon erloschen alle Sterne,  
Hinterm Berg beginnt's zu tagen.  
Ach, was frommt es, länger fragen,  
Wo ein Obdach, wo ein Ziel.  
Häuser sind und Herzen viel.  
Schon erloschen alle Sterne.

Ach, was frommt es, länger fragen!  
Jrgendwo an meinen Wegen  
Wartet Glück und wartet Segen,  
Herz und Haus und Gruß und Hand —  
Weiß nicht Stunde, weiß nicht Land.  
Ach, was frommt es, länger fragen.

## Antworten

**L. R.** Ich hab's Ihnen doch immer gesagt, daß das Buchhändlerbörsenblatt das eine von den beiden deutschen Blättern ist, bei denen man in jeder Nummer auf die Kosten kommt. Jetzt wieder: „Verbotene deutsche Bücher in Rußland. B. Teilweise verboten. 1. Dehmels Gesammelte Werke. Zulässig nach Ausschnitt der Seiten 190—195 und 200—201 des ersten, 85—86 und 90—91 des zweiten Bandes. 2. Kalender zu Ehren der hochheiligsten Herzen Jesu und Maria für das liebe Volk auf das Jahr 1914. Mit vielen Bildern und Jahrmärtsverzeichnis. Zulässig nach Schwärzen von Seite VI, Spalte 1, Zeile 6—8 von oben. 3. Walter Lurszinskh: Der Plumpsaß geht rum. Gedichte. Zulässig nach Ausschnitt der Seiten 123—127 sowie der angefügten nicht paginierten Seiten. 4. Wilhelm der Zweite, wie er geschildert wird, und wie er ist. Von einem alten Diplomaten 469 Seiten. Zulässig nach Ausschnitt der Seite 31.“ Tja, was mag da wohl so gefährlich sein?

**D. L., Wien.** Ich mische mich ungern in Angelegenheiten, die ich nicht bis ins Detail übersehen kann. Also müßt Ihr Euern ‚Fall Korngold‘ schon allein durchführen. Wenn Ihr der Meinung seid, daß der Musikkritiker der Neuen Freien Presse sein Urteil über die Kompositionen seiner Kollegen davon abhängig macht, wie diese über die Kompositionen seines Sohnes urteilen, so müßt Ihr dem Mann so lange zusehen, bis entweder er Euch verklagt oder sein Blatt eingreift. Aber die Konsequenz, die dazu nützt, traut Euch niemand zu. Denn hättet Ihr von dieser Tugend, so würdet Ihr nicht bei Herrn Korngold stehen bleiben, sondern Euch die vielen Antiker Eurer Stadt vornehmen, die es erheblich ärger treiben und nicht einmal die Legitimation irgend eines Talents und die Entschuldigung des Temperaments für sich haben.

**M. S., Zürich.** Das ist freilich eine ganz interessante Ergänzung zu Paul Stefans Mitteilung über die Scheu der russischen Postbeamten vor dem Zarenbild auf den Postwertzeichen. In ‚Arbitrage‘, einem Handbuch von Otto Swoboda, heißt es: „Der Familienname des Kaisers von China darf auf den Münzen nicht genannt werden, wie es auch dem Anstandsgefühl der Chinesen widerstrebt, ein Geldstück, das doch durch alle Hände geht, mit dem Bildnis des Herrschers zu versehen.“ Aber wenn Sie hinter Stefans Titel ‚Barbaren‘ ein Fragezeichen vermissen: das Fragezeichen stand unsichtbar da.

**Erich Mühsam.** Schade, daß auch Sie mir unmöglich machen, mit Ihnen zu polemisieren, da Sie es, um mich Ihren Lesern als blasierten Tapergreis hinstellen zu können, mit der Unwahrheit halten müssen. Jawohl, mit der Unwahrheit. Denn Sie schreiben in der Juli-Nummer Ihres ‚Kain‘: „Von der Großartigkeit der dem ‚Simson‘ zugrunde gelegten Idee, nach der erst dem geblendeten Titanen die Augen über die geheimsten Dinge aufgehen . . . hat Jacobsohn keinen Hauch verspürt.“ Das schreiben Sie, nachdem Sie bei mir gelesen haben: „O, eine edle Himmelsgabe ist das Licht des Auges da ihr Besitz beglückt und ihr Verlust vertieft. Blind sieht Simson klar, wie blind er sehend war. Man macht sich auf ein modernes Gegenstück zu Calderons ‚Leben ein Traum‘ gefaßt. Mystische Abgründe könnten sich öffnen. Das Dasein müßte schauerlich verwandelt an dem inneren Aug' eines Menschen vorüberziehen, den Schmerz und Einsamkeit geklärt, geabelt und vertieft

haben. Verstärkungen lösen und knüpfen sich neu, Leid spricht in dichterischen Zungen, ein Gefühl erhöhten Menschentums wird unermesslich weit, und das Leben ist eine Traumlosigkeit, eine untrügliche zuverlässige Vision der augenlosen Kreatur.“ Mir scheint danach, daß ich „von der Großartigkeit der dem ‚Simson‘ zugrunde gelegten Idee“ einen mindestens so starken Hauch verspürt habe wie Sie. Der Unterschied zwischen uns ist der, daß ich als Kunstkritiker niemals auf die poetische Gestaltung einer Idee verzichte, die man für Sie, den kunstfremden Politiker, nur nackt und lehrhaft auszusprechen braucht, um Sie bereits zum begeisterten Gefolgsmann zu haben. Aber Sie setzen auf die erste Unwahrheit eine zweite: „Das sind sehr schmerzliche Erfahrungen, umso schmerzlicher, wenn man vergleicht, was diejenigen, die nun angeblich der wohlverstandenen wahren modernen Kunst zuliebe von Wedekind abrücken, gegen ihn auf den Sockel heben. Für Jacobsohn ist Carl Sternheim der große Dichter unsrer Tage.“ Das schreiben Sie, nachdem Sie bei mir gelesen haben: „... Dieser Snob hat eben nicht die Existenz, die sogar überraschende Eigenschaften sofort glaubhaft macht. Er hat keinen Humus, aus dem eine Blüte dieser Art plötzlich herauswuchert und in dem Grade dazusein berechtigt ist wie jedes Unkraut unsres lieben Herrgotts. Der kalkulierende Snob ist selbst kalkuliert ... Auch dieses Mißverhältnis zwischen Sprache und Kunstgattung trägt dazu bei, das Stück grobsäferig und widerspruchsvoll zu machen. In manchen Situationen klappert das Skelett des überwundenen Konversationsschauspiels ... Man hat das Gefühl: Wäre Sternheim geschwägiger, so verriet er, daß er nicht genug zu sagen hat ... Sein Fehler, einer von den vielen Fehlern dieser Komödie ... daß Sternheim die Luff-Technik der Episode ... auch dort anwendet, wo sie zu klein ist, also kleinlich wird ... Hier, wo der soziologisch interessierte Satiriker am meisten gewollt, wo er den Hauptrepräsentanten der Gegenwart, den Vertreter eines unbegrenzt erfolgreichen Amerikanismus zu zerrilden geplant hat: hier hat sich einmal gerächt, daß er seine Geschöpfe weder liebt noch haßt ... So ist der ‚Snob‘ nur ein kühles, kokettes, grelles, unausgeglichenes, freilich stellenweise, streckenweise, szenenweise überaus amüsantes Theaterstück geworden.“ Das wäre der ‚Snob‘. Aber auch meine Kritiken des ‚Don Juan‘, der ‚Hose‘, der ‚Kassette‘ und des ‚Bürger Schippel‘ müßte man fälschen, um zu der Behauptung zu gelangen, daß für mich „Carl Sternheim der große Dichter unsrer Tage“ ist. Wenn man freilich als Publizist dafür zu sorgen hat, daß die münchener Cafés die ganze Nacht geöffnet bleiben, verliert man allmählich die Fähigkeit, ästhetische Untersuchungen in deutscher Sprache richtig zu lesen. Nehmen Sies, Erich Mühsam, als ein Zeichen meiner alten Hochachtung, daß ich, wider meine ursprüngliche Absicht, nun doch mit Ihnen polemisiert habe, und retten Sie sich aus der Sumpfluft Münchens, die Talent und Charakter verdirbt, beizeiten zurück in unser Berlin, wo ich Ihnen den Brief zeigen werde, den mir Wedekind über meinen „Frontwechsel“ — wie Sie den Verfall Ihres Dichters nennen — geschrieben hat, und aus dem eine unvergleichlich feinere Einsicht rucht als aus Ihrem subalternen Geschwätz.

**L. R.** Die Nordisk-Film-Company hat angekündigt, daß sie „mit Rücksicht auf die bedrängte Lage der Kinobesitzer die Preise für ihre Filme zu fünfzig Prozent ermäßigt“. Der Anfang vom Ende. „Fast täglich eben wir, daß Kinotheater schließen müssen, weil ihre Einnahmen ihre Islagen nicht zu decken vermögen.“ Erinnern Sie sich noch, wie Sie mich



auslachten, als ich diesen Verlauf vor anderthalb Jahren hier voraussagte, wie Sie mich schmähten, daß ich unablässig dazu beitrug, dieses Ende herbeizuführen? Ou sont . . . ? Und was wird Ihr und Ihresgleichen nächster Reinsfall sein?

G. M. „Gehässig“ soll sein, was ich vor vier Wochen über den Vortragsabend der Dame Durieux geäußert habe? Wenns das schon wäre! Aber es ist lange nicht so gehässig, wie es sein dürfte. Denken Sie an die Zeit, wo die Gorma, die Schauspielerin Berlins war, wo die Lehmann für eine Jahresgage von achttausend Mark die Hanne Schäl spielte, und sagen Sie sich selbst, ob es Einen, dem das berliner Theaterwesen noch immer bis zu einem gewissen Grade wichtig ist, nicht aufreizen muß, mit wie geschmacklosen Reklamekünsten heut Frau Durieux ein Startum zu begründen sucht, für das ihr einfach der Rang fehlt. Sie behaupten in Ihrem Liebesbriefchen, ich nähme nicht mit, „um zu heilen und zu helfen, sondern um zu ruinieren“. Wie es Euch gefällt. Aber ein mehr oder minder kurzes werdet Ihr sehen und vielleicht sogar zugeben, daß es heilsam war, hier ruinieren zu helfen. Selbst eine deutsche Sarah Bernhardt schiene mir ja vom Übel. Aber eine, die es höchstens für Breslau sein könnte, ihren Manager aus Prag und von der Operette weg geholt hat und mein Berlin mit Lärm erfüllt: da ist Abwehr Pflicht.

G. S. Ich glaube allerdings, daß Sie im Unrecht sind. Mein Artikel über Rittner hat fünf Wochen vorher in einer berliner Tageszeitung gestanden. Das ganze Deutsche Künstlertheater hat ihn gelesen und diskutiert. Aber kein Mensch hat eine Silbe zu berichtigen versucht. Wenn das mit triftigen Gründen geschehen wäre, so können Sie sicher sein, daß ich vor dem zweiten Abdruck eine Revision vorgenommen hätte. Warum hat man nicht versucht? Weil jede Silbe richtig war, ist und bleibt. Weil meine Darstellung nicht bloß die äußere Wahrheit, sondern mehr: die innere Wahrscheinlichkeit für sich hat. Sie bestreiten das jetzt fast mit Leidenschaft. Leider tun Sie es in einem ungefährlichen Privatbrief. Wiederholen Sie es öffentlich, und Sie werden erfahren, daß ich für alle meine Behauptungen die bündigsten Beweise habe. Ich wage aber, zu vermuten, daß Sie die Polemik brieflich weiterführen werden.

J. S. Sie sind entsetzt, daß es über den ‚Zweihufschuß‘ überhaupt eine Diskussion gibt? Vergessen Sie nicht, daß die Tageszeitungen einen Teil ihrer Inserenten verlieren, wenn sie nicht taten, als „kochte die Volksseele“. Die Wahrheit über den Pian — den erfreulichsten, der seit Jahren von unsern lenkenden Mächten ausgeheckt worden ist — habe ich bisher nur bei Richard Nordhausen gefunden: „Der hart hergenommene Großstädter hat für die wilde Vergnügungsindustrie, deren Tamtam unaufhörlich durch die Zeitungen dröhnt, herzlich wenig übrig. Ich will nicht von der Bevölkerung der mächtigen Arbeitervorstädte sprechen, die für Berlin wichtiger sind als alle Nachbarn zwischen der Friedrichstraße und dem Bahrischen Platz, und auf hinzuzeigen uns höhere Ehre bringen würde als das alberne Renommie mit der öden Langeweile des Amusement-Kummels. Auch der berliner Mitstand schätzt die Nachtstunden gemeinhin viel zu hoch ein, als daß er sie lieblosen Stumpfsinn der Liebesbars und Kabarette totschlüge. Wären nicht da, so vermiste er sie keineswegs. Verführerisch wirkt die rohe Ma nur auf das Jungvolk ein, und im Nachtsumpf erstickt tatsächlich manche“

erfahrene Herz. Erzellenz Voebell sollte es deshalb nicht bei dem Zweiuhrschluß bewenden lassen. Gewiß ist es gut, wenn nach dieser Stunde nur die Waghofswirtschaften und einige andre solide Häuser offen halten dürfen, aber den richtigen Nutzen bringt die Reinigung und Beruhigung der nächtlichen Straße erst, wenn die Minderjährigen nicht mehr auf ihr geduldet werden.“ Möge die Regierung dem ersten Schritt bald den zweiten folgen lassen! In andern Weltstädten ist der Hochbetrieb, auf den sich unsre Zugewogenen so viel einbilden, längst vor zwei Uhr nachts vorbei, und sie haben den Vorteil davon, daß sie nicht als Dauerjahrmärkte sinnloser Sumpferi verrufen sind.“ Wenigstens Einer. Es pflegt Juden verdacht zu werden, wenn sie den Antisemiten Nordhausen zustimmend zitieren. Aber man muß es manchmal, da dieser Antisemit besser schreibt, mehr Verstand hat und mutiger ist als die meisten liberalen Journalisten, die seinen Namen nicht nennen können, ohre in Wutkrämpfe zu fallen. Und schließlich ist die Wahrheit konfessionslos, daß Nachtleben und Fremdenverkehr keineswegs identisch sind. Die Zeitungen dürfen, um ihre nachtdunkeln Inseratengeschäfte nicht zu schädigen, das um keinen Preis zugeben — oder doch nur um einen, der erst einmal für die redaktionelle Propagierung des Zweiuhrschlusses festzusetzen wäre und den Ausfall an Inseraten deckte. Solange diesen Preis weder der Staat noch sonst jemand zahlt, muß die große Presse mit ungeheuerem Pathos verkünden, daß (nicht allein für sie) Werte von Millionen Mark auf dem Spiele stehen, wenn den Provinzleru unmöglich gemacht wird, sich in Berlin die ganze Nacht auszuleben: sie würden einfach auch ihre Einkäufe nicht mehr in Berlin besorgen. Ein dummer, unverschämter Schwindel, selbstverständlich. Erstens würden Hunderttausende von anständigen Frauen der Provinz die berliner Warenhäuser, Spezialgeschäfte, Hotels und Restaurants weiter frequentieren. Zweitens würden sie ihre Männer lieber nach Berlin schicken als jetzt. Drittens ist bis Zwei bei einigem guten Willen eine Menge anzufangen. Viertens würde ein bestimmter Prozentsatz der Fremden das Geld, das in der Nacht nicht los zu werden ist, an Theater, Konzerte und Bücher wenden. Aber mögen selbst die Künste nichts profitieren: was leidet, können höchstens Kontingente sein, die keinen Schutz, sondern unbedenkliche Bekämpfung verdienen. Es ist von den Nachlosigkeit, die unsre Zeitungen täglich begehen, eine der widerwärtigsten, daß sie aus Geldgier die Regierung hindern wollen, Berlin bei Nacht zu säubern, einer schlaflos gewordenen Stadt zu ihrer Gesundung den Schlaf zurückzugeben.

**Den Lesern.** Es wird Euch nicht grämen, daß diese Nummer unpünktlich erscheint. Zusammengestellt war sie, als das Unheil in Zug geriet. Sie aber (bevor es an Druck und Expedition ging) erst einmal zu korrigieren und zu revidieren, war unter den veränderten Bedingungen der Kriegsläufe umso schwerer, als der Verkehr zwischen den Festland und meiner Nordsee-Insel erschwerlich gestört ist. Wie sich auf dieser Insel zur Zeit die Welt ansieht, will ich nächste Mal mit unbestimmtem Termin beschreiben. Was wird, weiß hier, sicherlich auch anderswo kein Mensch. Wir würfeln wieder einmal um die 7ten Einsätze. Noch vor vier Wochen ahnte niemand, daß Rußland ein Feind“ sei. Jetzt . . . Vor Jahren wars England, vorher und zwischenh Frankreich. Wie's trifft. Aber wie's trifft: unsre Bücher und Theater Philosophen und all das — können wir, glaub' ich, bis auf weiteres hatten.

# Rundschau

## Neue Bücher

### Der Künstler

In dem Essay-Buch von Emil Ludwig, das bei S. Fischer erscheint, ist der Künstler Subjekt und Objekt. Objekt ist auch sein Werk und Schaffen. Also Dasein und Leistung zugleich. Diese zwanzig Aufsätze erhalten Gewicht und Wert durch die Energie und die ungemein starke Intellektualität, womit Ludwig ein Thema anfaßt und durchbringt, durch seine Gabe, zu analysieren, ohne den Stoff zu zerreißen. Immer noch spürt man die letzten zarten Fäden des innern Zusammenhangs. Ludwig findet Gedanken und Wendungen, Thesen und Antithesen, die das Dunkle blühend erleuchten. Nie vergreift er sich im Rhythmus. Er wird temperamentvoll, wenn er die Faszinationen der Parolowa schildert; er wird klar und kühl, wenn er Gewesenes gegenwärtig macht oder als Repräsentant der neuen positiven Generation Wege zeichnet. Goethe und Schopenhauer, Mozart und Dürer, Beethoven und Rembrandt, Dehmel und Hobler, Sokrates und Grünwald, Lassalle und Byron: hier sind die weitgesteckten Grenzen von Ludwigs Erlebnis-, Erkenntnis- und Bewußtseinskreisen. Das Buch ist das Werk des formulierenden Künstlers und des gestaltenden Denkers zugleich. Und trotz dem verdienstlichen Wagner-Pamphlet und der Bismarck-Analyse, trotz den groß angelegten 'Borgia' und der sonnenhellen Komödie vom 'Papst und den Abenteurern' das Beste, was Ludwig bis heute veröffentlicht hat.

### Aus der Praxis der modernen Dramaturgie

Die zweite Reihe der dramaturgischen Schriften von Eugen Kilian (die bei Georg Müller erschienen ist) hieße vielleicht besser: Aus der Praxis eines modernen Dramaturgen. Aus allen Aufsätzen, kritischen Auseinandersetzungen und theatralischen Abhandlungen guckt immer nur Eugen Kilian hervor: Kilian, der nie allein Regisseur und Dramaturg ist, sondern immer zugleich auch Philologe und Literaturhistoriker. Die literarische Schulung gibt seinen Arbeiten eine feste Basis; seine Leidenschaft für alle Dinge, die mit der Schaubühne zusammenhängen, gibt ihnen Wärme und werbende Kraft. Die Philologie hat ihn doch nicht zu pedantischer Schulmeisteri verführt, vielmehr seine Hitze gemindert. Kilian kennt die Schaubühne durch und durch und weiß aus seiner viertelhundertjährigen Praxis über Regie und Dramaturgie vieles zu sagen, das frei ist von der Phrasendrescherei und der theatralischen Trockenheit unsrer durchschnittlichen dramaturgischen Literatur. Shakespeare, Schiller, Goethe, Kleist stehen Kilian dem Literaturhistoriker näher als Ibsen, Strindberg und Hauptmann. Mit Vergnügen werden wir die Ehrenrettung und Ausgrabung Otto Devrients lesen, ebenso die Erinnerungen aus Kilians karlsruher Zeit, jener Periode, da der Karlsruher sich noch nicht zu schämen brauchte, vielmehr freudig und stolz sein konnte, wenn man von seinem Hoftheater sprach.

Maxim Schmied

# Aus der Praxis

## Bühnenvertrieb

### Neue Werke

Ernst W. Freißler: Das Testament, Dreiaktige Komödie. Albert Langen.  
Arthur Sathem: Pilger und Spieler, Vieraktiges Drama. Erich Reiss.

Alfred Schattmann: Die Geister von Kranichenstein, Komische Oper.

### Annahmen

J. Brandon und F. Arthur: Die spanische Wand, Dreiaktiges Schspl. Salungen, Kurth.

Carl Mathern: Halt! Wer da?, Ein Küchen- und Kasernenschwank. Frankfurt a. M., Neues Th.

Richard Stowronnek: Die gute Auskunft, Dreiaktiges Schspl. Berlin, Komödienh.

Ethel Smith: Stranddreh, Oper. München, Hofth.

Wilhelm Stelzel: Die Menschen, die nennen es Liebe ..., Vier Szenen vom Krankenlager der Liebe. Wien, Deutsches Volksth. Comödia.

Erich Urban: Das Picadillymädel, Dreiaktige Lustspieloperette, Gesangstexte von Jacques Burg, Musik von Teddy Grünberg. Berlin, Residenzth.

### Aufführungen

von deutschen Werken:

2. 7. Hermann Stein und Adolf Steinmann: Es zogen drei Burtschen ..., Ein tröliches Spiel am Rhein mit Gesang und Tanz in vier Akten nach einer Idee von Karl Böttcher. Köln, Colosseumth.

8. 7. Ingo Krauß: Der Stadtultheiß von Frankfurt, Schspl. rich, Stadtth.

13. 7. Max J. Milian: Die goldenechter, Dreiaktige Operette, Text von Oscar Friedmann und Ludwig rper. Stuttgart, Wilhelmth.

## Zeitungen und Zeitschriften

Paul Barchan: Artem. B. L. 349.

Clara Blüthgen: Darf die Frau dramatisch arbeiten? Hoff. Jtg. 337.

Paul Ernst: Dramatischer und lyrischer Vers. Tag 158.

Felix Günther: 'Nebenfiguren' bei Wagner. Neuer Weg XLIII 29.

Eugen Kilian: Einheitliche Bühnentexte? B. L. 341.

R. M. Meyer: Franz Dingelstedt. B. L. 322.

Raymond Poincaré: Betrachtungen über Alexandre Dumas. Zeitgeist 29.

Ernst Possart: Provinzbühnen. B. L. 350.

F. Red-Mallegzemen: Mozart, Oesterreich und wir. Grenzboten LXXII 24.

E. E. Reimerdes: Franz Dingelstedt. Der neue Weg XLIII 24.

Paul Schlenker: Karl Frenzel. B. L. 296.

Georg von Meiningen. B. L. 317.

Fritz Schottboefer: Der Rücken Antoinet. Neue Rundschau XXV 6.

Adele Schreiber: Neues von der Duse. B. L. 296.

Richard Specht: Strauß. Merker 112.

H. Stümcke: Dingelstedt als Bühnenleiter. Deutsche Bühne VI 25.

## Unterricht

Die Hochschule für Bühnenkunst in Düsseldorf, die in engster Verbindung mit dem düsseldorfer Schauspielhaus steht, hat ihre Tätigkeit begonnen. Im ordentlichen Lehrkörper, der aus siebenzehn Mitgliedern besteht, befinden sich neben Frau Luise Dumont, Herren Direktor Gustav Lindemann, Hans Brand, Julius Bob die Herren Dr. Fr. Ohmann (Philosophie), Professor Dr. von Wiese (Soziologie und Sozialpolitik des Theaters), Dr. Paul



Mahlberg (Kunstgeschichte und Kostümkunde), Emil Lind (Künstlerischer Vortrag und Mimik), Fräulein Hedwig Peuchen (Phonetik und Sprechtechnik). Aus zweiundachtzig Mitgliedern besteht der außerordentliche Lehrkörper, dessen Mitglieder sich für Einzelvorträge verpflichtet haben. Die Stadt Düsseldorf hat der Hochschule ihre Unterstützung zuteil werden lassen und übt damit ein gewisses Patronats- und Hoheitsrecht aus.

### Engagements

Berlin (Deutsches Künstlerth.): Margarete Wellhoener.

— (Schillerth.): Richard Weichert (Regisseur) vom düsseldorfer Schpshs.

Mainz (Stadtth.): Erna Monti von Wismar.

Meß (Stadtth.): Eugen Baechler.

München (Künstlerth.): Emil Lind, Sommer 1914.

Meiße (Stadtth.): Charlotte Medlenburg und Adalbert Eppstein.

New York (Irving Place Th.), Asta Lorge, Gustav Adolf von Winterstein.

Potsdam (Schpshs.): Heinz Schwamborn (Dramaturg, Regisseur und Darsteller) vom eisenacher Stadtth.

Rostock (Stadtth.): Hanns-Germann Cramer (Dramaturg und Regie-Assistent).

Weimar (Hofth.): Hans Fritz Gerhard (Schauspieler und Regisseur) vom berliner Schillerth., Ilse Ghiberti.

Wien (Opernth.): Otto Fanger (Tenor) vom königsberger Stadtth.

Wiesbaden (Residenzth.): Ernst-arnold Bönig (Regisseur und Schauspieler) vom mainzer Stadtth.

## Die Schaubühne Sechster Jahrgang

16. S. J.: Die Braut von Messina. Altenberg: Die Lüge. Sinsheimer: Vom Naturtheater. Polgar: Chantecler in Wien.
  17. S. J.: Sobeide, Sorma und Shaw. Altenberg: Böslau. Polgar: Heinrich Mann.
  18. S. J.: Sumurun. Herman Bang: Björnson. Altenberg: Letztes Bekenntnis. Friedell: Über Genialität. Polgar: Historie einer Dichtung.
  19. S. J.: Maifestspiele. Altenberg: Über Lebensenergien. (19—21) Friedell: Der Dichter. Brod: Meyerbeer. Polgar: Wiener Theater. Sathem: Robert Mhil.
  20. S. J.: Der neue Paris. Altenberg: Der Besuch. Polgar: Vom Burgtheater.
  21. Bahr: Gruß an Berger. Altenberg: Memoiren. Jhering: Maria Mayer
- Preis jeder Nummer: Vierzig Pfennige.

### DRAMEN,

Romane, Essays, lyrische Dichtungen sucht rühriger Berliner Verlag. Eigener Bühnenvertrieb. Gefl. Offerten unter E. N. 8007 an die Annoncen-Expedition f Fachz eltschriften m. b. H. Berlin W. 15.

Beziehen Sie sich bei Ihren Einkäufen auf

**„Die Schaubühne“.**

Nachdruck nur mit voller Quellenangabe erlaubt.

Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 2  
Verlag der Schaubühne, Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Druck: A. E. Fischer, Ge.  
Alleinige Inseratenannahme: Annoncen-Expedition für Fachzeitschriften m. b. H. Berlin  
Fasanenstraße 89.

## Deutschland — ! / von Julius Bab

Und liebst du Deutschland? Frage ohne Sinn!  
Kann ich mein Haar, mein Blut, mich selber lieben?  
Ist Liebe nicht noch Wagnis und Gewinn?  
Viel wahllos tiefer bin ich mir verschrieben  
und diesem Land, das ich, ich selber bin.

Brot seiner Felder haute mein Gebein,  
Luft seiner Wälder wölbte meine Lungen,  
es sog mein Hirn zu selbstbewußtem Sein  
aus seinen Städten sich Erinnerungen.  
Was wär' ich, dürft' ich nicht mehr Deutschland sein!

So bin ich Deutschland, daß ich tief mich schäme,  
zu prahlen selbstgerecht von seinem Wert.  
So bin ich Deutschland, daß ich schwer mich gräme  
um seine Schwächen. Welche Fieber wehrt'  
sich nicht in mir, wenn Einer dies mir nähme?

Ich steh' und fall' mit Deutschland, das ich bin.  
Doch, gottgefellt als Mensch den Menschen allen,  
hab' ich als Deutscher Brüder von Beginn.  
O Deutschland, deine Menschenbrüder ballen  
sich dir zum Mord — ihr Mord wird dein Gewinn.

Blick' denn noch einmal, eh' die Würfel fallen,  
voll frommen Grams zum Vater Aller hin!  
Dann gürt' Herz und Busen dir metallen,  
und ohne Haß und doch mit festem Sinn  
voll dumpf der Schlachtruß deiner Notwehr schallen!

# Einen König oder den Frieden!

Vergangenen Winter veröffentlichte der sozialistische Abgeordnete Marcel Sembat ein Buch, das in der innern Geschichte Frankreichs einen höhern Platz einnehmen wird, als der Verfasser je hätte hoffen wollen.

Heut schon erscheint es dem Rückblickenden als ein prophetischer Aufruf in der letzten Stunde, als der verzweifelte Versuch, den so dummen, so logischen Gang der Ereignisse aufzuhalten: die französische Republik vor Rußland zu retten.

Zum Titel für das Buch wählte Sembat das Ergebnis seiner Untersuchung: *Faites un roi ou faites la paix* — nehmt Euch einen König oder macht Frieden.

Denn die Republik ist nicht zum Kriegsführen bestimmt. Ihre Hauptaufgabe liegt nicht darin, Soldaten heranzuziehen. Sie kann nicht die Ausbildung der demokratischen Freiheit im öffentlichen und privaten Leben betreiben und zugleich, wie zum Kriegsführen nötig wäre, das gesamte Volk einer militärischen Disziplin unterstellen. Das hat der Dreyfus-Prozeß, das haben viele andre Konflikte zwischen dem militärischen und dem republikanischen Gewissen zur Genüge bewiesen.

Der moderne Krieg ist aber vor allem eine Frage der Organisation, mit andern Worten: einer langen, ununterbrochenen Anstrengung, die nur dann dauern und ihr Ziel erreichen kann, wenn sie einer Nation in Fleisch und Blut sitzt; wenn sich ein Volk als eine riesige Kriegsmaschine zu erhalten weiß.

Eine militaristische Republik ist denkbar. Frankreich verzichtete darauf, eine solche zu sein, als es den Präsidenten Mac-Mahon zum Rücktritt zwang. Die Republik, so, wie sie heute dasteht, hat sich gegen die Militär-Parteien und damit gegen die Revanche-Parteien durchgesetzt, die im Dreyfus-Handel zusammenbrachen. Seitdem ist die „Revanche“ und ist die „elsaß-lothringische Frage“ in Wirklichkeit nur noch ein Werkzeug der innern Politik. Selbst ganz links stehende Politiker glauben, es in Wahlzeiten nicht entbehren zu können. Und dieser Zustand, zusammengesetzt aus aufrichtiger Trauer um die verlorenen Provinzen und innerpolitischen Bedenken wenig erfreulicher Art, hat die Annäherung Frankreichs an Deutschland verhindert und zum französisch-russischen Bündnis geführt, das die schwerste Versündigung gegen den republikanischen Geist genannt werden muß. Und nicht nur gegen den republikanischen Geist der Verfassung, sondern gegen die Nation überhaupt.

Dem Frankreich, das nicht fähig ist, sich lange genug und wirksam auf den Krieg vorzubereiten, wird Rußland eines Tages das Bajonett in die unwilligen Hände zwingen. Aus Furcht, den seh-

beträchtlichen Teil ihres Nationalvermögens, das in Rußland investiert ist, zu verlieren, aus Furcht auch, in jedem Fall von Deutschland als Geißel behandelt zu werden, und um nicht wie ein dumpfer Sklave zu sterben, wird die unvorbereitete Republik an diesem Tage kämpfen müssen. . . .

Darum muß Frankreich entweder einen König und Exerziermeister an seine Spitze stellen und sich unter dessen Befehl auf die Vorbereitung zum Waffengang konzentrieren — oder es bleibt republikanisch, und dann muß es mit Deutschland Frieden schließen. Das Elsaß ist heute deutsch, was auch nationalistische Schreier über die Hoffnungen und Wünsche der Elsässer fabeln mögen. Die Republik, die das Selbstbestimmungsrecht der Elsässer anerkennt, brauchte sich nur laut und deutlich mit dieser, für viele Franzosen vielleicht betrübenden, Tatsache abzufinden, um das Haupthindernis einer Annäherung an Deutschland aus dem Wege zu schaffen.

Es ist höchste Zeit, rief Sembat zum Schlusse aus, die Katastrophe kann jeden Augenblick eintreten.

Sie ist eingetreten.

Und es tut uns leid um das schöne Mädchen, das von dem brutalen Kerl, den es ausgehalten, im tragischen Schein dieses Weltbrands zur Schlachtbank geschleppt wird.

---

## Soldatensprüche

### Motto

(1649)

Frisch und wacker,  
Degen mein Ader,  
Pistolen mein Pflug,  
Damit gewinn' ich Ehr' und Gelds genug.

### Auf einem Schwert

(1643)

Zieh mich nicht heraus ohne Noth,  
Steck mich nicht ein ohne Ehre.

### An einer Kanone

Mit der Jahreszahl 1544 vor dem Arsenal in Augsburg)

Wil Niemand singen,  
So sing' aber ich.  
Ewer Berg und Thal  
Hert man mein' Schall.



# Kriegstagebuch

## I.

Donnerstag, am dreißigsten Juli. Immer wieder: hier ist nichts wichtig als das Wetter. Ob früh um Sechs die Bengels aus dem ‚Sandhaus‘ weiß oder dunkelgrau behoft in Knudsens Ställe laufen: daran erkennt man gleich die Himmelsfärbung. Wenn bald darauf die Fahne vor dem Gasthof hochgezogen wird, fällt die Entscheidung für den ganzen Tag: See- oder Landwind. Seit vorgestern ist Landwind, der die Quallen bringt. Die Meisten hassen sie. Ich plansche mich hindurch und werde nicht gebissen. Dann liegt man, alle Biere von sich, vor der Tür. Bewegt von Drei bis Acht kein Glied. Schiebt höchstens einmal den Südwestler tiefer in die Stirn. Fühlt, wie der letzte Krankheitskeim im Leib verbrannt wird. Stöhnt ab und zu nach Wasser. Denkt garnichts, sondern döst. Und segnet Fried’ und Friedenszeiten.

Freitag, am einunddreißigsten Juli. Die Post ist ausgeblieben. Nach den bedrohlichen Nachrichten der letzten Tage kein gutes Zeichen. Wir nehmen, um Zehn, ein Segelboot. Im Nordhafen steht noch das Kriegsschiff, das all die Jahre ein Friedensschiff war. Vielleicht sieht und hört man dort allerlei. Matrosen im höchsten Ausguck. Eine ungewohnte Geschäftigkeit. Wenn Vaterlandsgefänge sie begleiten . . . Hurras herüber und hinüber. Zur freundlichen Antwort auf die einzige Frage der Stunde: Scherze und Rußhände für unsre Damen. Aber der Eindruck, als ginge es wirklich los. Stählern bligender Rahn mit mörderischen Geschützen — wirst du im nächsten Sommer nicht wieder harmlose Wachtdienste tun? Kleine Halle für Wasserflugzeuge, an der man seit Juni unschuldig gebaut hat — wird von heut auf morgen deine Bestimmung rauher, schmerzhafter werden? Weißes Leuchttürmchen mit roter Mütze — was alles wirst du bestrahlen oder gnädig im Dunkel lassen? Ich klettere hinauf. (Uffiger Selbstbetrug:) Kein Feind in Sicht. Ich schwimme weit hinaus. Im ganzen Umkreis der Natur kein Laut als meiner regelmäßigen Tempi. Ich laufe mich am Strande trocken. Ich liege bäuchlings auf der Düne und laue meine mitgebrachte ka Mahlzeit. Die Sonne hinter dünnen Wolken wärmt, aber blen nicht. Schön ist der Friede! Hier noch schöner als in unserm Do Dort braucht, wer früh im Jahre kommt, durch Wochen keinen T

zu reden; hier könnte man durch Monde schweigen und würde gütiger und weiser werden. Ich erkundige mich beim Leuchtturmwärter nach Quartier für 1915: er hat ein Zimmer; aber seine Frau ist immer krank, ein Bild des Jammers, wandelndes Karbol. Wie schade! Einen Blick — und unser Boot läßt Ufer, Muschelbank, Kaninchen, Seehund, Strudel hinter sich und fährt mit schwachem Winde heim, statt zweier Stunden vier und doch zu schnell. Um Sieben kommt die Sonne über einer dicken Wolkenwand zum Vorschein. Blutrot erglänzen Sandabhänge in der Ferne. Kindern und Schafen bläst ein Hirt, dem wir nun endlich eine neue Flöte schenken werden. Die Kinder rufen uns zum Feuerwerk auf ihre Wiese. Krieg? Dummes Zeug.

Sonnabend, am ersten August. Oder doch nicht? Der Bäcker hat nicht mehr gebacken, weil er gestern Abend geheimnisvoll irgendwohin geholt worden ist. Freunde haben bei Nacht gepackt und wollen auf und davon. Ich bringe sie eine Stunde weit, in die abscheuliche Badestadt, wo die Schieber vormittags zu pokern beginnen. Heute nicht. Sie wissen nichts, aber fürchten alles und raufen sich Glazen und Perücken ob ihren gestürzten Kursen. Einer spricht Tausender Stimmung aus: „In einer großen Zeit leben wir — ausgerechnet wir.“ Der Kaiser arbeitet offenbar immer noch für den Frieden, was ihm rechts — bis zur Majestätsbeleidigung in der Täglichen Rundschau — gehörig verübelt wird. Wer in Rußland regiert, und nach welchen Prinzipien, ist, wie das Meiste in diesem seltsamen Vorland Asiens, nicht zehn Europäern verständlich. Der letzte Hoffnungsschimmer sollen die innern Schwierigkeiten Frankreichs sein. Aber es scheint ja wirklich, als ob diesmal nicht anders ginge.

Fünfundzwanzig Zeilen „zur Veröffentlichung nicht zugelassen“.

Ich komme aus einer andern Gegend. Ich bin nicht blind für den Streifen Löwenzahn, der dort das Roggenfeld von der Heide trennt.

Zwei Zeilen gestrichen.

Ich habe ein Ohr für den Schrei der wilden und zahmen Vögel, die um ) und über mir menschlich, unmenschlich einander verfolgen fliehen, während ich durch den festen Sand der Ebbezeit heimts stapfe. Noch immer, noch immer nicht hoffnungslos.

Zwei Zeilen gestrichen.

Da sind die Gazetten der letzten Tage. Ent-

# Kriegstagebuch

## I.

Donnerstag, am dreißigsten Juli. Immer wieder: hier ist nichts wichtig als das Wetter. Ob früh um Sechs die Vengels aus dem ‚Sandhaus‘ weiß oder dunkelgrau behost in Knudsens Ställe laufen: daran erkennt man gleich die Himmelsfärbung. Wenn bald darauf die Fahne vor dem Gasthof hochgezogen wird, fällt die Entscheidung für den ganzen Tag: See- oder Landwind. Seit vorgestern ist Landwind, der die Quallen bringt. Die Meisten hassen sie. Ich plansche mich hindurch und werde nicht gebissen. Dann liegt man, alle Biere von sich, vor der Tür. Bewegt von Drei bis Acht kein Glied. Schiebt höchstens einmal den Südwestler tiefer in die Stirn. Fühlt, wie der letzte Krankheitskeim im Leib verbrannt wird. Stöhnt ab und zu nach Wasser. Denkt garnichts, sondern döst. Und segnet Fried' und Friedenszeiten.

Freitag, am einunddreißigsten Juli. Die Post ist ausgeblieben. Nach den bedrohlichen Nachrichten der letzten Tage kein gutes Zeichen. Wir nehmen, um Zehn, ein Segelboot. Im Nordhafen steht noch das Kriegsschiff, das all die Jahre ein Friedensschiff war. Vielleicht sieht und hört man dort allerlei. Matrosen im höchsten Ausguck. Eine ungewohnte Geschäftigkeit. Wenn Vaterlandsgefänge sie begleiten . . . Hurras herüber und hinüber. Zur freundlichen Antwort auf die einzige Frage der Stunde: Scherze und Rußhände für unsre Damen. Aber der Eindruck, als ginge es wirklich los. Stählern blitzender Rahn mit mörderischen Geschützen — wirst du im nächsten Sommer nicht wieder harmlose Wachtdienste tun? Kleine Halle für Wasserflugzeuge, an der man seit Juni unschuldig gebaut hat — wird von heut auf morgen deine Bestimmung rauher, schmerzhafter werden? Weißes Leuchttürmchen mit roter Mütze — was alles wirst du bestrahlen oder gnädig im Dunkel lassen? Ich klettere hinauf. (Uffiger Selbstbetrug:) Kein Feind in Sicht. Ich schwimme weit hinaus. Im ganzen Umkreis der Natur kein Laut als meiner regelmäßigen Tempi. Ich laufe mich am Strande trocken. Ich liege bäuchlings auf der Düne und laue meine mitgebrachte 11 Mahlzeit. Die Sonne hinter dünnen Wolken wärmt, aber blendet nicht. Schön ist der Friede! Hier noch schöner als in unserm D! Dort braucht, wer früh im Jahre kommt, durch Wochen keinen D

zu reden; hier könnte man durch Monde schweigen und würde gütiger und weiser werden. Ich erkundige mich beim Leuchtturmwärter nach Quartier für 1915: er hat ein Zimmer; aber seine Frau ist immer krank, ein Bild des Jammers, wandelndes Karbol. Wie schade! Einen Blick — und unser Boot läßt Ufer, Muschelbank, Kaninchen, Seehund, Strudel hinter sich und fährt mit schwachem Winde heim, statt zweier Stunden vier und doch zu schnell. Um Sieben kommt die Sonne über einer dicken Wolkenwand zum Vorschein. Blutrot erglänzen Sandabhänge in der Ferne. Kindern und Schafen bläst ein Hirt, dem wir nun endlich eine neue Flöte schenken werden. Die Kinder rufen uns zum Feuerwerk auf ihre Wiese. Krieg? Dummes Zeug.

S o n n a b e n d, a m e r s t e n A u g u s t. Oder doch nicht? Der Bäcker hat nicht mehr gebacken, weil er gestern Abend geheimnisvoll irgendwohin geholt worden ist. Freunde haben bei Nacht gepackt und wollen auf und davon. Ich bringe sie eine Stunde weit, in die abscheuliche Badestadt, wo die Schieber vormittags zu pokern beginnen. Heute nicht. Sie wissen nichts, aber fürchten alles und raufen sich Glazen und Perücken ob ihren gestürzten Kursen. Einer spricht Tausender Stimmung aus: „In einer großen Zeit leben wir — ausgerechnet wir.“ Der Kaiser arbeitet offenbar immer noch für den Frieden, was ihm rechts — bis zur Majestätsbeleidigung in der Täglichen Rundschau — gehörig verübelt wird. Wer in Rußland regiert, und nach welchen Prinzipien, ist, wie das Meiste in diesem seltsamen Vorland Asiens, nicht zehn Europäern verständlich. Der letzte Hoffnungsschimmer sollen die innern Schwierigkeiten Frankreichs sein. Aber es scheint ja wirklich, als obs diesmal nicht anders ginge.

Fünfundzwanzig Zeilen „zur Veröffentlichung nicht zugelassen“.

Ich komme aus einer andern Gegend. Ich bin nicht blind für den Streifen Löwenzahn, der dort das Roggenfeld von der Heide trennt.

Zwei Zeilen gestrichen.

Ich habe ein Ohr für den Schrei der wilden und zahmen Vögel, die um ) und über mir menschlich, unmenschlich einander verfolgen fliehen, während ich durch den festen Sand der Ebbezeit heim<sup>2</sup> stapfe. Noch immer, noch immer nicht hoffnungslos.

Zwei Zeilen gestrichen.

Da sind die Gazetten der letzten Tage. Ent-



schieden ist also vorläufig nichts. Aber schon

Zehn Zeilen gestrichen.

Auf einmal fühlt sich der faulste Kopp: Kaiser und Reich, Blut und Tod, Fels und Meer, Etzsch und Belt, Gott und Vaterland, bum, bum! Darin ist uns kein Volk über. Anderswo kauft man sich Söldner für das grauenhafteste aller Geschäfte: für die Tötung von Menschen. Wir mobilisieren, wenn es so weit ist, nicht nur die Männer, sondern auch die höhern Gefühle und schlagen jedem den Hut ein, der sie nicht in vorschriftsmäßiger Fülle aufweist. Das ärgste Mittelgut — in geistiger Beziehung — kommt hoch; und was das betrifft, daß es hoch kommt, so wird man sich anschließen. Luft, Luft, Clavigo! Ich renne hinaus. Es dämmert. Mir fällt auf, daß an einer harmlosen Scheunewand ein Zettel klebt. Der Badewärter läßt doch niemals sonst hier oben in sein Segelboot. Nun, für dies Jahr hat sichs ausgesegelt. „Mobilmachung ist befohlen. Erster Mobilmachungstag: der zweite August. Der Gemeindevorsteher.“ Man kann nicht knapper, nicht eindeutiger, nicht preußischer sein. Es dunkelt. Der Leuchtturm, der vorgestern irreführende Farben entsandt und gestern das Meer mit Scheinwerfern abgesucht hatte: heut ist er außer Betrieb gesetzt. Das Licht erlosch.

S o n n t a g, a m z w e i t e n A u g u s t. Mein Nachbar soll am dritten Mobilmachungstag in der Festung Meß sein. Ich bringe ihn und andre Bekannte früh um Sechs eine Stunde weit, bis zum Osthafen. Der gleicht einem Feldlager. Von den Gästen der umgebenden Badeorte rücken tausende aus, von Soldaten ebenso viele ein. Wie das klappt! Wie das funkt und blüht! „Welt-Pionier-Schaufel garantiert prima Qualität“: solch ein bunter Zettel klebt groß auf jeder; und lügt nicht. Hacken und Hacken, Sandsäcke und Bretter, Gewehre und Wagen, Mannschaften und Pferde: alles scheint, nein: ist prima Qualität, hat am Morgen des ersten Mobilmachungstags bereits Meilen zurückgelegt und kann sofern es Stimme hat, mit leichtestem Gewissen sein „lieb Vaterland“ in Schlaf und Ruhe wiegen. Ob heut die abscheuliche Bade-  
stadt — sie ist sonst zu meiden, jetzt aber, ihrer Depeschen wegen, nicht zu entbehren — ob sie heut Haltung hat? Heut erst recht nicht, Man bebt um sein bißchen Gepäck. Man wird am Ende nicht in der zweiten Klasse heimreisen können. Man braucht sicherlich vierzig Stunden und mehr.

Neun Zeilen gestrichen.

Aber die Militärbehörden! Aber das Heer! Um Neun waren die Ureinwohner aufs Bezirkskommando bestellt, hatten eine Stunde hin, eine Stunde zurück zu marschieren, und ziehen um Eins durch die Stadt: feldmäßig eingekleidet, in nagelneuen Uniformen, Stiefeln, Mützen, geschmückt mit Keisern, lachend, grüßend, singend. Ordnung! Heilige Ordnung, segensreiche Himmelstochter! Da packt mich Wer am Arm. Ein Bühnenleiter meiner Vaterstadt. Recht aufgeregt. Was aus ihm werden solle? Ich rate zur Geduld. Er hätte sowieso erst in vier Wochen angefangen. Bis dahin seien Siege zu erwarten, die das berliner Publikum ermutigen würden, wieder ein paar Groschen auszugeben. Auch an den Krieg gewöhnt sich Volk und Volkswirtschaft. Im übrigen: er habe sich ja stets den großen Krach gewünscht, der den Etat von seiner krankhaften Geschwollenheit kurieren werde. Hier sei der Krach. Nach diesem Krieg, wie immer er verlaufe, werde kein Bühnenmitglied mehr dreimal so viel verdienen wie ein Staatsminister. Gesündere Zeiten werden kommen. Die Eintrittspreise werden, mit den Wagen, sinken. Ein Theaterabend wird keine umfangreichere Familie fürder an den Rand des Bettelstabes bringen. Die Produktion . . . „Und Ihr Theaterblatt?“ Mein Blatt war kaum noch ein ‚Theaterblatt‘. Ich hätte niemals aufgehört, die Dinge des Theaters zu betrachten und zu fördern; doch ich hätte sie in Zukunft nicht mehr höher als die andern Dinge unsres kulturellen Daseins eingeschätzt. Wie seltsam! Die neue Aera hätte ein Artikel eingeleitet mit der Titelfrage: ‚Was geschähe, wenn . . . ?‘ Wenn nämlich Krieg ausbräche, endlich doch ‚der‘ Krieg, der Weltkrieg. Jetzt werden wir an jedem jungen Morgen in allen unsern Nerven eine ziemlich unverblümte Antwort spüren. Acht Tage später hätte Der politische Betrachter eine Art Programm so pathosfrei wie möglich aufgestellt. Ich zog es heraus und las dem Thespis die Schlußsage vor: „ . . . Wir kommen alle so weit, daß uns eine radikale Politik, die sich nicht den Schädel an Gemeinplätzen abschneuert, grade gut genug ist. Weniger denn je zweifle ich daran, seitdem Victor Auburtin, der Gaufler Unsrer Lieben Frau, ins Berliner Tageblatt geschrieben hat, Jaurès spreche ‚die Sprache, die wir alle einmal sprechen werden‘. Derselbe Auburtin hat in einem Büchlein der Kunst ihr Schwanenlied prophetisch vorgeplaudert. Die Gewaltige ist nicht böse geworden, weil sie jede Art Anmut liebt. Da er der Todgeweihten jetzt angekündigt hat, daß

auch sie einmal die Sprache des Herrn Jaurès sprechen werde, wäre vielleicht die Bemerkung eines fortgeschritteneren Genossen am Platz gewesen: „Die bürgerlichen Parteien in Deutschland treiben eine Politik, daß alle ganzen und halben Kerle früh oder spät vor ihr ausreißen — aufs Land, um ehrlichen Aohl zu pflanzen, oder in die Internationale.“ Theodor Wolff denkt sich das, vermute ich, zweimal am Tage: abends, vor dem Morgenblatt, und mittags vor dem Abendblatt. Und tröstet sich: „Schließlich liegt es nicht an unsern Parteien. Es sind die Zeitläufte. Die Zeit geht im Helmbusch. Wenn aber erst einmal alle zwanzig Bundesfürsten die Sprache von Jaurès sprechen, wird man sehen, daß auch der entschiedene Liberalismus nicht zurücksteht.“ So lange kann Der politische Betrachter nicht warten. Er wird gleich — nicht die Sprache des Herrn Jaurès sprechen, wie man sie in der französischen Kammer, in öffentlichen Versammlungen hört, aber wie man sie wohl unter vier Augen, in seinem Arbeitszimmer, auf einem Spaziergang vernimmt. Nicht nur von ihm. Nicht nur in Frankreich. Sondern von fast allen fortgeschrittenen Politikern, auch bei uns. Ich glaube nicht, daß die Kunst stirbt. Im Gegenteil. Sie scheint mir robuster denn je. Seht doch! Sie zieht sich den Gummimantel an und begibt sich auf die Straße, läßt sich von den vorüberfahrenden Autos ansprechen und redet mit dem Schutzmann.“ Ein paar Tage alt, und bis zum letzten Komma verschimmelt. Der Thespis war eingeschlafen. Jetzt fährt er auf. „Was ist? Für welche Gage wird man Bassermann der Konkurrenz wegschnappen können?“ Die Zeitungsverkäufer schreien sich heiser. Ist's wahr, ist's keine Ohrentäuschung? Jaurès ist ermordet? Jaurès ist ermordet. In seiner Sprache ruft jetzt beinahe jeder: Sauve qui peut! Die Kunst wird ermordet. Menschenopfer fallen unerhört. Ich will das Marschgedröhn der blitzblank eingekleideten Verteidiger ihres, meines Vaterlandes nicht mehr hören. Ich sammle mir drei Ureinwohnerinnen auf und rette sie und mich in unser schönes, stilles, sicheres Dorf. Zwei von den blonden, festen Schwestern sind Soldatenbräute. In wenigen Wochen sollte ihre Doppelhochzeit sein. Die Eine weint den ganzen Weg. Sie wird heut Nacht um Vier allein sich auf die tagelange Reise nach Arkona machen, um ihren Bräutigam vielleicht zum letzten Mal zu sehen. Ich bleibe, bis ich mit Gewalt aufs Festland geschoben werde.

(Fortsetzung folgt)

## Krieg und Theater / von Max Epstein

Ich will keine nutzlosen Bemerkungen über den klaffenden Gegensatz dieser beiden Begriffe machen. Wir haben Wichtigeres zu tun, als Redensarten hinzuschreiben. Tatsachen will ich mitteilen und, soweit es in meiner Kraft steht, auf dem kleinen Gebiet der Interessen, die hier zu erörtern sind, Ratschläge geben.

Die Frage, ob es angemessen ist, Theater zu besuchen, kann gar nicht beantwortet werden. Die daheimgebliebene Bevölkerung von der Aufnahme künstlerischer oder lediglich unterhaltender Zerstreuungen zwangsweise fernzuhalten, ist unsinnig und unmoralisch. Zunächst haben wir gar keine Veranlassung, Trübsal zu blasen. Sodann muß dem Temperament des Einzelnen überlassen werden, was für ein Bedürfnis nach Ablenkung, Erhebung und Unterhaltung er hat, und wie ersättigt. Die Grenze wird da gezogen, wo das sittliche Gefühl einer gesunden Allgemeinheit verletzt oder gefährdet wird. Nur darf man selbst hier nicht zu engherzig sein. Es gibt auch im Frieden erlaubte Veranstaltungen, die einem Teil des Volkes verderblich und anstößig erscheinen. Der Takt eines so großen Volkes wie des deutschen mag und wird allein das Richtige finden. Vielen ist der Besuch des Theaters niemals ein Genuß, eine Erholung. Es ist aber schließlich gleichgültig, in welcher Weise die Freude an Genüssen, die außerhalb der notwendigen Lebensbedürfnisse liegen, befriedigt wird. Es soll keiner von sich auf andre schließen. Der Eine ist glücklich, wenn er Zigarren rauchen kann, der Andere nimmt Alkohol zu sich, der Dritte besucht ein Kino oder ein Theater. Und das Repertoire dünkt mich wenig erheblich für die Beurteilung dessen, was billiger Weise an Unterhaltung gewährt werden darf. Übermütige Clownerien und leichtsinnige Tänze dürften nicht am Platze sein. Sonst aber sollte man auch das heitere Spiel nicht aufgeben. Mit demselben Recht könnte man es als unanständig empfinden, wenn in Gesellschaften jetzt gelacht wird, könnte man den Humor unserer abziehenden Soldaten als Galgenhumor empfinden. Noch einmal: Wir haben keinen Grund, niedergeschlagen zu sein, und frische, angeregte Menschen leisten mehr, als zusammengebrochene und mißlaunige.

Wenn ich also von der Ansicht ausgehe, daß sich gegen eine Einführung der Theater beim nötigen Takt in der Auswahl der Stücke nichts einwenden läßt, so entsteht die Frage, ob eine solche Einführung möglich sein wird. Der Generalintendant hat im Interesse der notleidenden Schauspieler zur Aufrechterhaltung des Theaterbetriebs aufgefordert. Wir aber wollen diese Aufrecht-



erhaltung, nicht weil wir mit fünfzehntausend deutschen Schauspielern Mitleid haben und wünschen, sondern, weil die Niederhaltung der Theater eine moralische Ungerechtigkeit und praktisch verfehlte Maßregel wäre.

Es sind zwischen den Theatereigenthümern und den Theaterdirektoren Differenzen darüber entstanden, ob und in welchem Umfang die Mietsverträge in Kraft bleiben. Daß sich die Direktoren hierbei besonders rücksichtsvoll benehmen, kann man zum mindesten von einem Theil nicht sagen. Der Theatereigenthümer verdient jetzt Schutz jedenfalls in dem Maße, wie er Hypothekenzinsen zu zahlen hat. Verdienste braucht er in so schwerer Zeit nicht zu haben, aber seine Existenz darf man nicht ruinieren. Es gibt nur wenige Theaterdirektoren, die eigenes Geld aufs Spiel setzen, aber es gibt fast nur Theatereigenthümer, die wirtschaftlich ruiniert sind, wenn sie ihre Hypothekenzinsen nicht bezahlen können. Das ist zu beachten, und ich lege es hierdurch dem Herrn Generalintendanten und dem einsichtigen Leiter unserer Theaterpolizei dringend ans Herz, diesen Gesichtspunkt durchzusetzen. Keine Bereicherung des Eigenthümers, aber Schutz seiner berechtigten Interessen.

Nun gibt es drei Arten von Verträgen. In einigen (wenigen) Fällen steht die Kriegsklausel ausdrücklich im Vertrag. Der Direktor hat das Recht, im Fall des Krieges die Suspendierung des Mietsvertrags für die Zeit des Krieges zu verlangen. Das kann unter Umständen für den Eigenthümer sehr schlimm sein. Bis zum Friedensschluß mit allen beteiligten Mächten wird voraussichtlich eine geraume Zeit vergehen. Da ist es vielleicht besser, in gegenseitigem Einvernehmen den Mietsvertrag aufzuheben. Andererseits hat bei Suspendierung des Mietsvertrags der Eigenthümer das Recht, das Theater weiter zu verwerten. Ihn an der Ausübung dieses Rechts verhindern zu wollen, wäre Schifane und ist nach unsern Gesetzen verboten. In den Verträgen der zweiten Art steht überhaupt nichts über Krieg. In diesem Fall bleibt der Mietsvertrag bestehen. Eine Unmöglichkeit der Leistung liegt nicht vor. Es besteht kein Verbot, zu spielen, es liegt höchstens eine gewisse Schwierigkeit vor. Man könnte vielleicht den § 538 des Bürgerlichen Gesetzbuchs heranziehen, der besagt, daß eine Mietzminderung einzutreten hat, falls im Lauf der Mietszeit ein Fehler entsteht, der die Tauglichkeit der Mietsache zu dem vertragsmäßigen Gebrauch mindert. Es ist natürlich sehr zweifelhaft, ob hier ein Fehler vorliegt, und Einigung der Parteien wird schließlich das Ratsamste sein. Die dritte Art von Verträgen gibt ein Recht zur Aufhebung des Vertrages im Falle der höhern Gewalt oder bei Elementarereignissen. Der Krieg muß als höhere Gewalt gelten. Ein elementares Ereignis ist er im eigentlichen Sinne nicht; doch wird man auch in

diesem Fall den Willen der Parteien dahin auszudeuten haben, daß eine Kriegsklausel beabsichtigt war. Es ist zu raten, diese Frage zwischen Vermieter und Mieter schleunigst zur Klärung und nötigenfalls zur gerichtlichen Entscheidung zu bringen. Vielleicht könnten auch Schiedsgerichte hier wirksam eingreifen. Immer ist davon auszugehen, daß — nach Treu und Glauben und nach den in unserm Volk herrschenden Grundsätzen der Ehrlichkeit — hinterlistigen und bössartigen Mietern ebenso wie rigorosen Vermietern energisch auf die Finger zu klopfen ist.

Wir haben bis hierher zweierlei festgestellt: Die Theater sollen geöffnet werden und können von Gesetzes wegen spielen. Wollen die Mieter nicht spielen, so ist der Vermieter berechtigt, sich anderswie zu decken. Nun fragt sich weiter, wie der Mieter seinen Theaterbetrieb aufrecht erhält.

In fast sämtlichen Mitglieder-Verträgen steht die Kriegsklausel. Ein großer Teil von Direktoren hat von seinem Kündigungsrecht Gebrauch gemacht. Dagegen ist nichts einzuwenden. Man soll auch über die vorübergehende Schädigung verhältnismäßig weniger Existenzen nicht zuviel lamentieren. Natürlich darf der Direktor nicht nur bei einem Teil seiner Mitglieder von der Kriegsklausel Gebrauch machen, sondern er hat zu wählen, ob er seinen ganzen Betrieb weiterführen will oder nicht. Es wird sich dann fragen, ob er, selbst wenn er spielen will, die nötigen Mitglieder zusammenbekommt; denn ein Teil ist einberufen oder freiwillig mitgegangen. Aber eigentlich wird sich nicht fragen. Vorläufig haben wir Freiwillige genug, und es gab ja stellungslose Schauspieler stets in der Überzahl. Bei der Oper wird vielleicht die Schwierigkeit größer sein, und man wird sich da mit einfachern Vorstellungen begnügen müssen.

Die wichtigste Frage bei der Entscheidung des Direktors über Fortführung oder Schließung des Theaters wird die sein, ob er dabei seine Rechnung findet, das heißt: nicht einen Gewinn, sondern die Möglichkeit, ohne Verlust zu arbeiten. Hierzu ist unbedingt erforderlich, daß alle Ausgaben herabgesetzt werden. Wenn man nicht gleich zum Verzicht aller Teile auf ihre Besoldung gelangt, so wird man jedenfalls nur Mindest-Gagen und -Tantiemen einzusetzen haben. Am Ende empfiehlt sich 'Teilung'. Aber auch hierbei dürfen nur Mindest-Beträge eingesetzt werden. Der Eigentümer ist mit dem Betrag seiner Hypothekenzinsen, die Mitglieder sind mit Monatsgagen bis zu zweihundert Mark, Autoren (falls man nicht die tantiemefreien vorzieht) mit Tantiemen von höchstens drei Prozent einzusetzen. Der Mehrertrag ist entsprechend zu verteilen. Hiernach wird möglich sein, die Eintrittspreise auf das Äußerste zu beziffern. Fünfzig Pfennige bis drei Mark scheinen mir

für bessere Theater angemessene Sätze. Einfachere Theater müßten noch billiger sein. Ich glaube nicht, daß hierbei den Beteiligten ein Risiko erwächst.

Wird erst einmal mit der Eröffnung des ganzen Theaterbetriebs der Anfang gemacht, so wird auch das Publikum sich bald wieder an den Theaterbesuch gewöhnen. Damit wird Keinem geschadet und Vielen geholfen. In einer schweren Zeit wie dieser hat die Bevölkerung eine Neigung, sich zusammenzufinden. Man fühlt sich in großer Gesellschaft wohler als allein. Wichtige Nachrichten können in den Pausen verlesen werden. Wir werden keinen Grund haben, uns die Stimmung durch solche Verlesung verderben zu lassen.

Meine alten Feinde die Kinos werden auch zu ihrem Recht kommen. Viele von ihnen dürften nicht mehr erwachen. Das schadet nichts. Aber den wenigen, die bestehen bleiben, wird gerade während des Krieges die Aufgabe erwachsen, das Publikum durch geschmackvolle Bilder zu belehren und zu unterhalten.

---

## Hohenzollernbriefe / von Robert Breuer

Über unsern Tagen lagert der Krieg, der blutdürstigste der Dämonen. Wir haben ihn als ein Schicksal empfangen und haben schnell gelernt, ihn zum Mittelpunkt unsres Lebens und, wenn es sein muß, zur Abbelung unsres Sterbens zu machen.

Achtzehn Zeilen gestrichen.

Grade darum aber können wir nicht zustimmen, wenn Enthusiasten durch das Marschieren der Völker alle Erscheinungen der wahren Menschlichkeit, die Wissenschaft, die Weisheit und die Kunst, niedergestampft sehen möchten.

Vier Zeilen gestrichen.

als mir ein Buch in die Hand geriet, das einen völlig andern Inhalt vermuten ließ, und das sich als eine gradezu verblüffende Waffe gegen die Agenten des absoluten Krieges enthielt. Dieses höchst willkommene Buch erschien bei C. Hirzel in Leipzig, wurde herausgegeben von Hermann Granier und betitelt sich: „Hohenzollernbriefe aus den Freiheitskriegen 1813 bis 1815“. Es sind dies die Briefe, die der damalige Kronprinz, der spätere Friedrich Wilhelm der Vierte, mit seinen Geschwistern, dem Prinzen Wilhelm dem spätern Kaiser, und der Prinzessin Charlotte, wechselte; ein der Briefe gingen an Friedrich Wilhelm den Dritten, den Vat

Es braucht nicht betont zu werden, daß aus jeder Zeile die Briefe der kühne Geist der Freiheitskriege aufleuchtet; es gr der Haß gegen Napoleon, der abwechselnd Satanas, Abscheul:

Ungeheuer oder Möppel genannt wird. Es lebt in diesen Mittheilungen naiv begeisterter und doch schon bewußt wollender Jugend eine stolze Liebe zum Vaterland; es dröhnt zwischen den Worten der Donner der Kanonen und der Tritt unüberwindlicher Bataillone. Es sind Briefe aus militärischem Geist. Es sind aber zugleich Briefe eines Geschlechts, das über der blutigen Nothwendigkeit des Soldatenlebens nicht völlig aller mildern Äußerungen seiner Zeit vergessen konnte. Den Fanatikern des absoluten Krieges seien diese Hohenzollernbriefe empfohlen; sie werden es hoffentlich verstehen, wenn wir uns beeilen, einige Proben dieser guten Art kriegerischer Gesinnung hier wiederzugeben.

\*

Am fünfundzwanzigsten März 1813 schreibt der Kronprinz, der nach Berlin, den Ereignissen näher, gegangen war, an seinen Bruder Wilhelm, der in Breslau bleiben mußte, am Schluß eines Briefes, der den Einzug der Kosaken, der damaligen Freiheitshelfer, schildert: „Doch adieu, ich muß in die Comödie, wo Johann von Paris zum ersten Mal gegeben wird. Gestern waren wir Alle in der Göttlichen Armide.“ Den Tag darauf: „Johann von Paris war allerliebste; Papa badete nachher.“ Am zweiten April schreibt die Prinzessin Charlotte aus Breslau: „Heute gibt man das unterbrochene Opferfest. Die Unzelmann, Tochter der Bethman, spielt.“ Der Kronprinz begab sich in das Hauptquartier; bevor er abreiste, ließ er sich den Zauberring, einen Roman von de la Motte-Fouqué bringen. Er kommt nach Dresden und geht gleich an einem der nächsten Abende in den Opernsaal, um die Bestalin italienisch zu hören. Am sechsten April schreibt der Kronprinz aus Chemnitz: „Nach acht Uhr war großer Ball im Casino. Es ward gepolonäset mit den Honoratioren, dann tanzten Onkel Wilhelm, Cousin und ich in einer Ecossaise, dann ließ Blücher wieder polonäsen . . . Gestern früh, nachdem ich den divinen Zauberring ausgelesen . . . Vielleicht kommts bald zum Schlagen; ich brenne vor Begier.“ Prinz Wilhelm berichtet am fünften April aus Breslau: „Heute vormittag sind wir bei Korn gewesen. Sein Laden ist vollgepfropft voll Bücher; einige schöne Kupferstichwerke hatte er rausgelegt. Unter anderem besonders suberbe Englische Kupfer. Nachher gingen wir in seine Wohnung. In einer sehr geschmackvoll eingerichteten Wohnung findet man eine sehr hübsche Auswahl von Olgemälden, einige Curiosas, wie gemalte Gläser, ler von Glas wie Agath gemalt, sehr schön geschnittener Nau- . . .“. Am siebenten April schreibt der Kronprinz an den König: „Dresden kam ich garnicht aus dem Taumel; auch sah ich die Bestalin italienisch.“ Am zwanzigsten April der Kronprinz an Prinz Wilhelm: „Ich glühe und brenne wie der Moloch; heut früh



endlich erhalten wir die Nachricht, daß Major Blücher hart gedrängt sich über Jena zurückgezogen hat . . . Hier schicke ich Dir ein Buch voller Costüm's der Altenburger Bauern." Am achtundzwanzigsten April der Kronprinz aus Dresden an seinen Bruder Wilhelm: „Die Bilder-Gallerien habe ich bereits wieder besehn, auch gestern das Meiste, was im Zwinger zu schauen ist." Am dreißigsten April die Prinzessin Charlotte an den Kronprinzen: „Doch gewiß bald naht die entscheidende Stunde, eine Herrmanns-Schlacht. Gestern wurde diese aufgeführt [es war der ‚Arminius‘ von Georg Ernst Wilhelm Grome]; sie hatte nicht meinen ganzen Beifall gestehe ich, denn sie ist ganz neu und zu den jetzigen Zeit-Umständen gemacht, daher denn nicht so viel Kraft und Einfachheit darin ist als in der bekannten Herrmannsschlacht von Klopstock.“

Auch später, als das gewaltige Geschehen der Freiheitskriege den Höhen zudrängt, verlieren die Fürstentinder (wie sie sich selber gern nennen) nicht die Aufmerksamkeit für das Theater und die andern Künste. Am siebzehnten Oktober schreibt Prinz Wilhelm an den König: „Des Abends sprach im Theater Madame Unzelman einen Prolog; darauf wurde die Kleine Zigeunerin [von Rozebue] gegeben. Debrient spielt darin die Rolle des Großinquisitors ganz prächtig, tragisch komisch.“ Am fünfundzwanzigsten Oktober Prinz Wilhelm abermals an den König: „Durch den Lieutenant Brederloh erfuhren wir erst, daß wir Leipzig genommen haben. Um halb Vier kam H. von Brederloh mit allen Postillonen und einer unzähligen Menge Menschen angezogen und brachte uns ein Vivat, worin denn alles mehreremale einstimmte. Ein entseßlicher Lärm. Um sechs Uhr gingen wir in die Comödie, wo wir denn wieder mit lautem Hurrah empfangen wurden. Dann wurde der erste Teil der Sieges-Nachrichten vorgelesen. Allgemeiner Jubel. Darauf folgte der erste Akt von Blaubart. Es wurde recht gut gegeben.“ Auch am nächsten Tag war Prinz Wilhelm im Theater: „Es wurde die Schweizerfamilie [Singspiel von Castelli] gegeben; Mademoiselle Schmid aus Berlin sang sehr gut.“ Nachdem dann auch Prinz Wilhelm auf den Kriegsschauplatz kommandiert worden war, schreibt er am sechzehnten November aus Frankfurt am Main an seine Schwester Charlotte: „Wir tranken Thee, und dann gings in die Comödie, wo Fritz den Cousin ganz unerwartet antraf. Das Comödien-Haus ist fast ebenso groß, wie das Berliner und ebenso eingerichtet, die Acteurs und Actricen recht gut. Der Capellmeister von Venedig ein äußerst komisches Stück, wurde sehr gut gegeben.“ Einige Tage später abermals Prinz Wilhelm an die Prinzessin Charlotte aus Frankfurt am Main: „Dann fuhren wir in selbiger Ordnung nach Haus, kamen um sechs Uhr an, tranken sogleich Thee, fuhren dann in das Theater wo Massinissa gegeben wurde

(sehr gute Sänger und Sängerinnen) . . .". Am achtundzwanzigsten November Wilhelm an Charlotte: „Die Tante Taxis ist eine rechte Resourcé für uns in Frankfurt; alle Tage kann man doch nicht ins Theater . . .". Am ersten Dezember Prinz Wilhelm: „Ich muß schließen, denn es gehet in's Theater.“ Am vierten Dezember: „Wir sind nicht achthundert Schritt von dem feindlichen nächsten Posten gewesen.“ Am fünfzehnten Dezember: „Neulich ist in Wiesbaden ein zweiter Ball gewesen, wo Blücher, Yorck, Ragler und Onkel Wilhelm eine Quadrille getanzt haben und sehr gut, wie man allgemein versichert, besonders Yorck, lauter alte Luren haben sie gemacht. Der Mann kniet nieder und die Dame tanzt um ihn herum.“

Als dann schließlich die sieghaften Alliierten in Paris eingezogen waren, schreibt Prinz Wilhelm bald darauf, am zwanzigsten April 1814, an die Prinzessin Charlotte einen langen Brief über die pariser Theater: „Commençons par l'Opéra. Diese ist sehr schön; die Sänger und -rinnen schreien nicht so, wie man es uns erzählt hat; die Costüms sehr reich, und schön drappirt. Die Decorationen herrlich. Das Orchester desgleichen. Das Haus groß, aber nicht so schön wie unser, aber sehr hoch; immer gestopft voll. Von den Ballets brauche ich nicht zu sagen; etwas vollkommeneres giebt es wohl nicht . . . Nun das Théâtre Français. Hier wird die Tragödie aufgeführt. Es mag in seiner Art recht schön sein, und ist es auch; indes für mich entsetzlich langweilig . . . Nun l'opéra comique. Hier werden lauter komische Singspiele gegeben; und sehr gut. Unter andern haben wir eine herrliche, himmlische Vorstellung von Jean de Paris gesehen. Die beste Vorstellung die ich bis jetzt sah. Théâtre des Vaudevilles, der Name zeigt schon, was hier vorgestellt wird. Es wird daselbst recht sehr gut gespielt. Théâtre des Variétés. Dies ist mir das liebste; hier werden Lustspiele, komische Singspiele aufgeführt. Zwei unvergleichliche Komiker sind hier Brunet und Poitier . . .".

\*

Diese Proben mögen genügen, um zu zeigen, wie wenig damals, in den Zeiten der Befreiung, selbst Hohenzollern den Krieg als eine absolute Verneinung aller nicht kriegerischen Lebensäußerungen verstanden. Man könnte einwenden, daß die briefschreibenden Prinzen und Prinzessinnen noch gar jung waren. Das ändert aber nichts daran, daß der Besuch der Komödie sowohl vor wie nach der Schlacht bei Leipzig etwas Selbstverständliches gewesen sein muß; die Akteure und -rinnen haben gewiß nicht nur vor den Königs- idern gespielt. Die Theater waren voll. Man schämte sich nicht, Bücher zu lesen und Bilder zu besehen. Blücher polonäste, und Yorck kniete tanzend vor Damen. Dennoch wurde Napoleon geschlagen.

Man könnte einwenden, daß heute der Krieg viel intensiver in das Leben des nun industriellen Staates eingreift: alle Räder stehen still. Das ist gewiß richtig. Es verlangt auch niemand, daß täglich in die Komödie gegangen werde. Indessen, etwas von dem Geist der ‚Hohenzollernbriefe‘ könnte uns nicht schaden: das Bewußtsein, daß auch im Kriege der Mensch menschlich, das heißt: für alle Äußerungen der Kunst und der Schönheit zugänglich bleibt. Wer die Kunst in kriegerischen Zeiten nicht dulden will, hat nie das eigentliche Geheimnis dieser äußersten und gewaltigsten aller Menschheitsregungen erlebt. Die Kunst ist Steigerung und nicht, wie uns die Spießbürger einreden wollen, Verflachung.

Aus einem absoluten Kriege kann leicht und am ehesten, wenn er sieghaft verläuft, eine absolute Barbarei werden. Es wäre schrecklich und schlimmer denn Verflachung, sollten wir noch einmal, wie nach den Erfolgen von Siebzig, das verblödete Prozedentum der Parvenus, die Schlachtenmaler und die Backfischspiele des Weichenfressers zu erdulden haben. Die Kriegspoetik, deren halb rührende, halb eke Hilflosigkeit wir schon heute zur Genüge kennen lernen, mag uns als Warnungszeichen gelten. Aus der Ohnmacht solches Gestammels lugt ein Zipfel der großen Wahrheit: Die Kunst bedeutet für den künstlerischen Menschen auch dann Alles, wenn er genötigt ist, Tier zu sein.

---

## Wir erwarten den Dichter /

von Curt Wesse

Dies ist die Zeit der neuen Orientierung über alle Kräfte, die die vitale Existenz der deutschen Völker ausmachen. Da mag die deutsche Kultur, um die man sagt daß es geht, beweisen, was sie leistet, wenn deutsche Waffen für sie kämpfen, wenn deutsches Blut in fremde Felder sichert.

Auch die Zurückbleibenden haben für deutsche Kultur zu kämpfen. Dieser Kampf ist geistig und hat, tief genommen, seine Qualen wie das Schlachtfeld.

Es genügt nicht, es genügt heute weniger als jemals sonst, die Zeitung zu lesen, sich an Erfolgen zu berauschen, sich vor Greuel-taten zu gruseln. Es genügt nicht, den Krieg als Sensation, als Film zu konsumieren. Es ist notwendig, dem Geist zu diene

Das Empfinden der Deutschen strömt auf und sucht in Entladungen. Und was für Formen sind solchen Entladungen geboten? Welches sind die Gesänge, Hymnen und Gedichte, neuem deutschen Gefühl Ausdruck geben? Sind sie entwickelt, erlesen und vollkommen, wie die Waffen entwickelt, erlesen

vollkommen sind im Vergleich zu denen, die in den letzten Kriegen geführt wurden?

In alte, künstlerisch flache Lieder muß das Empfinden Derer strömen, denen die innere Glut zum Schrei, zum Gesang werden will. Den Besten wird in diesen alten Formen das Gefühl taub und stumpf.

Mht man die Qual Derer, die verstummen vor den mit allzu theatralischem Geklirr lärmenden Liedern der Epochen kultureller Flachheit? Die Qual Derer, die zu herb, zu geformt sind, um in den sentimentalien Ausklang solcher Dhrif einzustimmen?

„Anders sind unserm Herzen Götter, Menschen,  
Zeiten als je dem Einst . . .“

Bei jenem Feldgottesdienst vor dem Reichstag sah ich Menschen, die vergebens die alten Lieder zu singen suchten, sah ich Menschen, die singen mußten, doch nur wenige Takte und Worte aus dem Munde fallen ließen, die ihre Lippen dann zusammenpreßten und mit den Augen weit ins Leere griffen nach einer Erlösung durch „unser“ Wort.

Betriebsame Schnellberauschbarkeit hat Hände voll neuer Reime in die Blätter geworfen. Intendant und Kulissenschieber, Poet und Schuster wurden laut. Doch es ist notwendiger denn je zuvor: dem Geist zu dienen — nicht zu lärmern, sondern zu formen.

Noch gab deutsche Kultur, für die jetzt Blut fließt, nicht in edelster, reinsten Form zurück, was aus ihrem lebenden Boden, dem Gefühl der Vielen zu ihr aufschrie: den neuen deutschen Sinn.

Wir erwarten den Dichter.

---

## Zu diesem Krieg

### Lagarde

Ein Volk erwirbt durch den Krieg die Übung und volle Ausbildung der ihm eingeborenen Eigenschaften und die Fähigkeit, die charakteristischen Eigentümlichkeiten des Feindes, den es bekämpft, in sich aufzunehmen. Grenzlandschaften besitzen daher, ohne daß eine Mischung der zwei angrenzenden Bevölkerungen stattgefunden hätte, in gewissem Grade den doppelten Wert der mittelländischen jenden.

\*

Wenn Rußland und Frankreich uns zwingen, im Harnisch in Sonne zu stehen, während wir in der wollenen Jacke hinter dem uge schreiten oder in der Werkstatt arbeiten wollen, so werden darauf denken, uns selbst zu helfen, aber dann so gründlich,



daß es auf lange vorhält: denn Kriege sind durchaus nicht in unserm Geschmade, aber ein Krieg, der ordentlich geführt wird, macht den zweiten, dritten und vierten unnötig.

\*

Verlasse man sich darauf: auch die jetzige Jugend ist zum Höchsten willig und fähig, aber nur unter der Bedingung, daß ganzer Ernst mit dem Höchsten gemacht werde. Jeder Offizier weiß, daß die Soldaten schlechterdings zu allem zu bringen und zu brauchen sind, was ihnen als Pflicht und notwendig dargestellt wird. So wird auch der Student arbeiten und werden, sowie er Krieg oder Sturm, sowie er Begeisterung merkt.

### Luthe r

Daß man nun viel schreibt und sagt, welch eine große Plage Krieg sei, das ist alles wahr; aber man sollte auch daneben ansehen, wie viel mal größer die Plage ist, der man mit Kriegen wehrt. Ja, wenn die Leute fromm wären und gern Frieden hielten, so wären Kriege die größte Plage auf Erden. Wo rechnest du aber hin, daß die Welt böse ist, die Leute nicht wollen Frieden halten? Solchem gemeinen Aller-Welt-Unfrieden, davor kein Mensch bleiben könnte, muß der kleine Unfriede, der da Krieg oder Schwert heißt, steuern. Darum ehrt auch Gott das Schwert also hoch, daß ers seine eigene Ordnung heißt, und will nicht, daß man sagen oder wähnen solle, Menschen habens erfunden oder eingesetzt. Denn, wo das Schwert nicht wehrte und Frieden hielte, so müßte es alles durch Unfrieden verderben, was in der Welt ist. Also muß man auch dem Kriege- oder Schwerteramt zusehen mit männlichen Augen, warum es so würgt und greulich tut, so wirds sich selbst beweisen, daß es ein Amt ist, an ihm selbst göttlich und der Welt so nötig und nützlich, als Essen und Trinken, oder sonst ein andres Werk. Daß aber etliche solches Amtes mißbrauchen, würgen und schlagen ohne Not, aus lauter Mutwillen, das ist nicht des Amtes, sondern der Person Schuld. Denn, wo ist je ein Amt, Werk oder irgendein Ding so gut, das die mutwilligen Leute nicht mißbrauchen?

### Bismarck

Ich betrachte auch einen siegreichen Krieg an sich immer als ein Übel, das die Staatskunst den Völkern zu ersparen bemüht sein muß.

\*

Die Majorität hat gewöhnlich keine Neigung zum Kriege, der Krieg wird durch Minoritäten oder in absoluten Staaten durch Beherrscher oder Kabinette herbeigeführt.

## Brandes

Bebel's Gedankengang ist folgender. Im gegenwärtigen Augenblick stehen in Europas Hauptländern vierzehn Millionen Menschen bereit, beim ersten Wink einander niederzuschießen. Und das ist sogar nur ein geringer Teil dessen, was die Hauptstaaten mobilisieren können. Allein Deutschland und Frankreich stellen neun Millionen Mann auf die Beine, und hinzu kommen noch Rußland, Oesterreich, Italien. Der große Krieg führt den großen Zusammenbruch herbei. Er führt Hungersnot in den großen Ländern mit sich und die Unmöglichkeit, den Heeren Brot zu schaffen. Die Vollkommenheit der Waffen bringt dann ein Blutbad zustande, von dem sich niemand eine Vorstellung macht; kein Land hat Spitäler genug, um die Verwundeten zu fassen, kein Heer ist imstande, seine Toten zu begraben. Da geschieht es, daß sich die Völker erheben und dem alten Zustand auf ewig ein Ende machen. In dem Zusammenprall mit Rußland wird Deutschland Rußlands Befreier und Wohltäter. Was die Machthaber anbetrifft, so ist es ganz überflüssig, ihnen einen Schaden zuzufügen; man kann sie friedlich nach Ostafrika oder einen andern Aufenthalt einschiffen, den man für sie vorzieht.

## Moltke

Selbst ein glücklicher Feldzug kostet mehr, als er einbringt, denn materielle Güter mit Menschenleben zu erkaufen, kann nie ein Gewinn sein.

\*

Glücklichere Verhältnisse können erst eintreten, wenn alle Völker zu der Erkenntnis gelangen, daß jeder Krieg, auch der siegreiche, ein nationales Unglück ist.

## Carlyle

Es war von jeher das Geschäft der Hohenzollern gewesen, dies schwierige, verdrießliche und unerläßliche des Drillens. Von dem ersten Auftreten des Burggrafen Friedrich ist dies stetig genug vor sich gegangen. Und nicht wenig gutes Exerzitium haben, vom Anfang bis zu Ende, diese Völkerschaften gehabt; erhielten gerechte Befehle, weise und gerechte, die in einem achtbaren Grade zugleich 3 Himmels Befehle waren: sodaß Preußen durchaus wie eine geübte Phalanx, befehlsverständlich, dasteht. Und was wir im Auge sehen, ist nur der äußerste, vollendete Geist dessen, was der ganzen Nation innewohnt. Er hat sich allerdings aufs heilsamste

bewährt. Denn ich habe bemerkt, daß eine Nation unter allen Dingen zuvörderst des Gedrilltwerdens bedarf; und keine Nation, die nicht straff an der Stange gehalten worden ist, bis sie vollkommen gehorchen und Regel und Gesetz beobachten und diese innerlich wert halten und ihren Mangel verabscheuen lernte, hat es je weit in dieser Welt gebracht.

\*

Törichte Nationen, vom Schicksal verurteilt, ihre streitigen Rechnungen auf diese furchtbare Weise abzumachen. Ja, die wenigsten von ihnen haben überhaupt Rechnungen, außer etwa eingebillete, abzumachen; und sie begeben sich in das Abenteuer angespornt von Gespinnsten des kranken Gehirns, von Trugbildern der Hoffnung, Trugbildern des Schreckens; und es geht sie, genau gesprochen, in Wesenheit gar nichts an.

\*

Sachkundige sagen: „Manche Länder haben sechs, andre zwölf Monate nötig, um sich zum Kriege zu rüsten: aber Preußen kann in drei Wochen seine Grenzen überschreiten und dem Feinde auf dem Halse sein.“ Das ist ein unermesslicher Vorteil für Preußen unter seinen Nachbarn. „Manche Länder haben ein längeres Schwert als Preußen; aber keines kann es so schnell aus der Scheide ziehen“: — auch, hoffen wir, ist es ziemlich scharf.

\*

Diplomatie ist Gewölke; den Feind schlagen ist Meer und Sand.

## Friedrich der Große

Die Soldaten werden ihre Pflicht tun; es ist keiner unter uns, der sich nicht lieber das Rückgrat brechen ließe, als einen Fuß breit Erde aufzugeben. Man muß uns einen guten Frieden gewähren, oder wir werden uns durch Wunder der Kühnheit übertreffen und die Feinde durch Überlegenheit zwingen, daß sie unsre Freundschaft suchen. Man soll weder unsrer Klugheit noch unsrer Tapferkeit etwas vorwerfen, sondern höchstens den Umständen, deren Gunst uns fehlt.

\*

Ich bin unschuldig an diesem Krieg. Ich habe getan, was ich vermochte, um ihn zu vermeiden; aber wie groß auch unsre Friedensliebe sein möge, so kann und darf man ihr doch nicht seine Sicherheit und Ehre opfern. Unser einziger Gedanke muß gegenwärtig sein: den Krieg auf eine solche Weise zu führen, daß unsre Feinde von dem Wunsche geheilt werden, den Frieden so bald wieder zu brechen.

# Kam eine rote Wolke gezogen . . /

von René Schickele

## Die rote Fahne

Nur wer Leben kennt, begreift das Sterben,  
sterben aber, das ist schwer,  
so man jenen Alten glaubt,  
deren Blick, ganz weit und leer,  
an der Stirn verzittert ihrer Erben,  
die im Krankenzimmerdämmer  
lichtgefüllte Hände heben,  
schnell wie Hämmer,  
und den Jungen, die erbeben,  
wenn die Nacht sie schwarz umlaubt.

Sollt' ich auch vom Grauen wissen,  
das uns Schreckhafte beschleicht,  
wo ein Mensch in sich zusammenbricht,  
will ich, vielleicht selbst erbleicht,  
ach! wie jene plötzlich stillen Rissen  
dennoch blutrot in die Höhe hissen.

Wo ein Mensch endlos zusammenbricht,  
eine Flamme aus dem Trüben sticht.  
Seele weh zu Seelenhaftem flieht,  
Blut sich wieder erdehin verzieht,  
sterbend sind wir alle Mütter, die gebären!  
Wo ein Mensch mit mir zusammenbricht,  
steig, mein Herz, in einem Strahl aus Blut und Schwären,  
heute mußt du leuchten, mußt du schweben,  
heute, heute, wenn auch heute nur  
überjubelt mein Triumph, zu leben,  
den Vernichtungsschrei der Kreatur.

Blutrot will ich in die Höhe hissen  
und entzündt vom Tode wissen.

(Juni)

## = Gesicht

nd dann dies entsetzliche Gesicht:  
Ein Schlachtfeld mit Haufen  
Leibern, die, aufgerissen, dicht  
erste Augen an offenen Wäunden,



von Blut und Eingeweiden überlaufen,  
und die sich rühren, und die keuchen,  
und eine Nacht, die sie allem, nur nicht sich selbst entrückt,  
und die sie wach hält und langsam in die Erde drückt,  
Verblutendes in eine Riesenwunde,  
und hallendes Schweigen in der Runde.

Die Not des Ertrinkenden, wenn er zum letzten Mal  
aufsteht und die fern verzitternden Ufer  
da sind und dann ein langer blauer Stahl  
ihn ganz durchbohrt, vom Himmel saugend . .  
Im höchsten Stockwerk des brennenden Hauses der Rufer,  
den es zurückhält, hinauszumehn mit dem saugenden  
Glutsegel, das der Atem eines Feindes schwellt,  
und der sich sein eigenes Echo in die Ohren gelst,  
der fliegend sinkt und fühlt, wie die roten Flammen  
mit großen Schlägen ihn ins Schwarze rammen.

Wie rote dicke Milch erbrochenes Blut  
der Überfahrenen, das Nachzittern der Glieder  
und eine einsame Hand, die zärtlich tut,  
im Fallen seitlich fortgeschleudert,  
streicht hin und her und hebt sich immer wieder  
so sanft . . und wie vom Schmerz geläutert.  
Die Wolke Unrat, worin der Eine verdirbt,  
der Schluckauf, dran der Andere plötzlich stirbt,  
der lange Kampf auch Derer, die sich wehren,  
ihr zuckend Hell ins Dunkel auszuleeren.

Dich dran zu halten, Bruder, reich ich dir die Hand,  
sieh her, ich bin der Nachfahr, der dich am Wege fand,  
und wenn du still bist, werd' ich weiter schreiten  
in eine Welt, die viele Tode weiten,  
so sehr, daß, wenn ich selbst den letzten Kampf beginn',  
ich wohl schon lange nicht mehr auf der Erde bin.

(Juli)

## Erster August 1914

Kam eine rote Wolke gezogen,  
entstürzten ihr drohende Gestalten,  
wir riefen, um sie aufzuhalten,  
schon waren sie durch uns geflogen  
und hinterließen einen Brandgeruch,  
Bestürzung ringsum wie nach einem Fluch,  
und dann war Krieg.

Die Träume sind aus uns getreten,  
 sie zeigen fletschende Zähne und winken,  
 wir möchten in die Kniee sinken,  
 die Angst und Wut in Ruh zu beten.  
 Die wachen Träume haben uns umringt,  
 wir hören, noch fremd, die eigene Stimme, die singt:  
 Tod oder Sieg!

## Unterwegs

Was ist gestern? Was ist heute?  
 Was ist Wahrheit? Was ist Trug?  
 Sind wir nicht die eigene Beute  
 und uns selbst genug?

Wo ich fühle, steigt die Erde Mal um Mal,  
 fällt und glitzert leise singend,  
 steigt, durch Licht und Schatten schwingend,  
 wie die bunte Kugel auf dem Springbrunnstrahl.

Was ist Sterben? und was Leben?  
 Tanz aus Dunkel, Ruhe, Licht und Schall!  
 Allem Sein zutiefst ergeben,  
 lausch' ich ferner Tode Widerhall.

## Der mobilisierte Schmock / von Ulrich Rauscher

Ich wünschte sehr, Schmock hätte nicht auch den Weltkrieg in Generalvertrieb genommen, so wie in Friedenszeiten Staats-erhaltung und Fürstentreue. Während eine Welt in Geburtswehen liegt, hat er sich bereits aus den Zeitungen von Anno 70 die notwendigen Stimmungen herausgeschrieben und in der allgemeinen Sintflut den Ararat publikümlicher Torheit erreicht, von dem aus er gegen ein geringes Entgelt seine Manifeste erläßt: Nun wir wieder unter einem Kaiser Wilhelm gegen den Erbfeind im Felde stehen, dürfte es interessieren, wie am sechzehnten August 1870...

Ich nehme aus dem Gottesfrieden, den uns der Krieg befohlen hat, nachdrücklichst den Schmock aus. Wo ich tatsächliche Nachrichten will, behelligt er mich mit seinen Eindrücken; wo ich mich an der tonischen Depesche erheben will, behauptet er, bereits mit allen Hilfsmitteln des historischen Nachschlagewerks erhoben zu sein. dagegen wehre ich mich, umsomehr, als heute zum ersten Mal Zeitungen notwendig geworden sind: man kann dem Schmock nicht entgehen, also muß man ihn verhauen.

Es ist mir ganz einerlei, ob ein ehrliches, lebenskräftiges Gefühl heute besser oder schlechter formuliert ist. Es wundert mich, daß Dichter schlechte Verse erscheinen lassen; aber das ist nur ein Beweis dafür, daß sie sich in der Ausdrucksform vergriffen haben. Sie wollten nichts als Hoch! rufen, dem leuchtenden Sturm der Zeit entgegenjubeln — und verfaßten versehentlich ein Gedicht. Wie wir alle, stammeln sie heute erst die Worte der Zeit; sie spüren die Größe, die Erlösung, die Verdamnis dieser Tage, aber Trunkenheit schafft keine Kunstwerke. Seis drum; sie fühlen doch und haben die Brechreize des Artistentums vergessen.

Aber Schmod ist wohlredend wie immer. Nur ist er dazuhin auch noch ein Bramarbas geworden. Er schreitet nicht nur wie ein zweibeiniges Grammophon, dessen Platten mit sämtlichen Superlativen bespußt sind, dem Stammpublikum patriotischer Cafékonzerte voran; er erfindet nicht nur die höhnischsten Beinamen für den Zaren, in dem er bis zum Krieg immer den Monarchen von Gottes Gnaden gesehen hat; er watet nicht nur im Blut sämtlicher Feinde mit Einschluß der bislang noch neutralen Staaten: nein, er macht uns auch auf eine gefährliche Art lächerlich. Nur ein Beispiel. Wir haben Belgiens und Luxemburgs Neutralität verletzt. Das war notwendig: das Notwendige ist Herr der Stunde, also war die Verletzung höchstes Recht. Aber die Russen haben ein holländisches Schiff weggenommen. Schmod: „Da seht, Ihr Holländer, was moskowitischer Niedertracht die Neutralität gilt!“ Oder: Die Siegesmeldung von Mülhausen. Schmod: „Dieser herrliche Sieg unter der genialen Führung unsres Heldenkaisers...“

Das Cliché wird in diesen Tagen zu einer Gefahr. Es ist keine Mörgelei, dagegen zu protestieren. Sondern eine Frage der Reinlichkeit. Ich will nicht, daß meine innigste Hingebung an ein großes Schicksal, daß der Opfermut und die Selbstlosigkeit meiner Millionen Landsleute in dem haltlosen Geschmier von tausend Schmöcken seinen öffentlichen Ausdruck finde. Wir wollen uns nicht von Mietlingen unsre gute Haltung bescheinigen lassen und der Heldenmut unsrer Freunde, die (leider noch ohne uns) im Feld stehen, darf nicht zum Entrefilet werden. Im Frieden hab' ich mich mit den verschiedenen Schmöcken namentlich und unter genauer Anstreichung ihrer Stümpereien herumgeschlagen. Jetzt schiene es mir albern, die einzelnen Hosen zu spannen. Es gibt kaum drei oder vier Zeitungen in Deutschland, wo Schmod heute nicht den Chefredakteur vertritt. Vielleicht ändert sich das, wo der ganze Ernst der Zeit über uns kommt. Vorerst danke ich den Oberkommandierenden in den Marken, daß er wenigstens Extrablatt eine Zeitung geschaffen hat, wie sie sein soll: W: Depesche ohne Kommentar, Stimmung und Bismarckzitat.

## Ja, früher —! / von Peter Panter

„Ach, da euer Bonnedienst noch glänzte,  
Wie ganz anders, anders war es da!  
Da man deine Tempel noch bekränzte . .“

Die französische ‚Assiette au beurre‘ (ein in Deutschland verbotenes Service) hat Jahre hindurch den lachlustigen Franzosen pikante Speisen aufgetischt, die in Rußland nicht gut geschmeckt haben werden. Noch 1905 und 1906 schrien die Hefte ‚Sainte Russie‘ und ‚Vive la Russie‘ Hohn und Spott über den Blutbruder von heute in die Welt. „Majestät,“ meldet der Selbstsack in das fürstliche W. C., „sie wollen Euer Majestät Kopf!“ „Gehen Sie hinunter“, stöhnt ein angstverzerrtes Gesicht, „und sagen Sie, ich habe nie einen gehabt.“ Oder: „Bei uns stehlen sie alle, vom Großfürsten bis zum Schutzmann. Auch der Gekreuzigte würde stehlen, aber der hat leider seine Hände nicht frei . . .“. Und als Titelbild ein blutiger Kopf auf der Piste, und drinnen schlagende und geschlagene Leute, Christus vor einem Vieh von Beamten, und überall Blut, Blut, Blut . . .

Das muß belacht und beklatscht worden sein, denn 1906 nimmt man offen Partei für die Revolutionäre, so offen, daß dieser messerscharfe Witz bei uns niemals unbestraft geblieben wäre, bei uns, wo man mitunter zarischer war als der Zar. Sinnend steht ein massiver Schnitter vor ein paar Pflänzchen, die statt der Blüte eine Krone tragen. „Ob sie schon reif sind . . .?“ Der Zar als Strohwißch, der Zar als Jammerpuppe. Er sieht ängstlich aus der Tür, und durch das ganze Zimmer bis zu ihm zieht sich eine Reihe kleiner, weißer, rundlicher Gefäße, die aber keine Spucknapfe sind. „Majestät,“ sagt der Diener, „genügen diese . . .?“ Und wieder Christus, der bei der Demonstration erschossen worden ist — „War denn der nicht auch ein Jude?“ — und das schrecklichste aller Bilder: ‚Die letzten Überreste des letzten Tyrannen‘. Ein Totenkopf im Feld, die schiefe Krone hängt zerborsten über einem Auge, und aus dem Stirnknochen sprießen Halmchen . . .

Und noch 1909, noch vor fünf Jahren, peitscht man die, welche die Krute so gut zu führen wissen. ‚Verurteilung eines Spießels‘. „Der Gerichtshof verurteilt Sie zum Tode . . . So, und nun machen Sie, daß Sie wieder nach Hause kommen — mein Automobil wartet unten.“ Oder: „Ich weiß gar nicht, was ich machen

Das Ministerium befiehlt die Verhaftung von fünfundzwanzig Mitgliedern des revolutionären Zentralkomitees. Aber ich kenne den einzigen dieser Leute.“ „Weiter nichts? Lassen Sie fünfundzwanzig Passanten festnehmen und erschießen. Nachher können Sie ja beschweren!“



Das sind ein paar Beispiele von hundert. Und heute? Es wäre interessant, zu erfahren, wie sich der französische ‚Simplissimus‘ zu der Heirat der Witwe Eliquot mit dem Budki stellt. Vorläufig scheint die Rodomontade alles Denken zu übertönen, und dann haben ja auch Politik und Ethik nichts gemein als ein paar Buchstaben.

---

## Auszug ins Feld / von Klabund

Das ist ja ganz nett, dachte Peter Nikoloff, welcher vom Dorfe ausgehoben war, daß es nun gegen die verdamnten moslemischen Schweinehunde geht. Aber wenn ich totgeschossen bin, kann ich nicht mehr leben. Und wenn ich nicht mehr lebe, kann ich nicht mehr lieben. Und ich habe mein Weib Marja sehr lieb. Denn wir sind erst ein Jahr verheiratet. Und in einem Jahr kriegt man die Ehe noch nicht satt.

Peter Nikoloff ging zu dem kleinen Leutnant Konstantin, den sie wegen seiner Freundlichkeit und Bereitwilligkeit auch gegen Untergebene im ganzen Regiment „Brüderchen“ nennen, und klagte ihm seinen Kummer.

„Ja, das ist nun mal nicht anders,“ sagte Brüderchen, „wir müssen die Türken totschiagen.“

„Weshalb?“ fragte Peter Nikoloff.

„Weil es nicht anders geht!“ sagte Brüderchen.

Peter Nikoloff begriff das.

„Aber ich habe ein Weib!“

„Ich habe eine Braut“, sagte Brüderchen.

„Das ist nicht so schlimm“, meinte Peter Nikoloff.

„O, viel schlimmer!“ entgegnete Brüderchen.

„Wenn ich aber totgeschossen werde?“

„Ist dein Weib hübsch?“ fragte Brüderchen.

„Sie ist schön.“ Peter Nikoloff war ordentlich stolz auf sich, daß er ein schönes Weib hatte, und es seinem Leutnant erzählen durfte.

„Wenn du tot bist, wird sie einen Andern heiraten“, sagte Brüderchen.

Peter Nikoloff knirschte mit den Zähnen: „Ich hab einen Sohn!“

„Aber wenn du ein Kind hast,“ lächelte Leutnant Brüderchen, „dann beruhige dich nur, dann bist du besser daran als ich. Dann kannst du ja garnicht totgeschossen werden!“

Da nickte Peter Nikoloff ernsthaft und schwer, gab seinen Leutnant die Hand und ließ sich getrost in die Montur stecken.

---

Aus einer Sammlung von ‚Schwänken‘, die unter dem Titel ‚Klabund Karussell‘ bei Erich Reiß erscheint.

# Kriegsspielplan

Am vierzehnten August 1870 schreibt Theodor Fontane in einer Besprechung des ‚Wilhelm Tell‘: „Es ist herkömmlich geworden, in großen nationalen Momenten unsern nationalen Dichter zum Volke sprechen zu lassen. Ein Glück, daß wir ihn besitzen, daß seine vor allem spruch- und gedankenreichen Schöpfungen uns für alles, was kommen mag, bereits einen geprägten, längst Allgemeingut gewordenen Ausdruck überliefert haben, der zu rechter Stunde seine ursprüngliche Frische zurückgewinnend neu zündend in alle Herzen schlägt. Einer Situation wie der gegenwärtigen entspricht nichts besser als der Tell! Er enthält kaum eine Seite, gewiß keine Szene, die nicht völlig zwanglos auf die Gegenwart, auf unser Recht und auf unsern Kampf gedeutet werden könnte. Die Rütli-Szene weckte die erste laute Zustimmung, einen Beifall, der sich zum Schluß der Szene (Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern) noch lebhaft steigerte. Der dritte und vierte Akt ließen die patriotische Erhebung zurücktreten; die dramatische Gewalt des Stückes wird hier eben siegreich über jede andere Empfindung. Nur bei den vielzitierten Worten Tells: ‚Es kann der Frömmste nicht in Frieden bleiben‘, Worten, die wie nichts anderes unsere gegenwärtige Lage charakterisieren, schlug die Tagesstimmung wieder durch.“ Am dreißigsten August über ‚Minna von Barnhelm‘: „Die Wahl dieses Stückes geschah aus der Zeitstimmung heraus, die zu beachten eine schöne und dankbare Pflicht der Bühne ist. Vielleicht empfehle es sich — wenn dieser Stimmung, wie wünschenswert, auch ferner Ausdruck gegeben werden soll — über den engsten Kreis der patriotischen Stücke hinaus zu gehen. Diese bieten sich freilich als ein zunächst Liegendes dar, aber die zündenden, unserer augenblicklichen Situation entsprechenden Worte finden sich oft auch da eingestreut, wo wirs am wenigsten erwarten und wirken jedesmal umso mächtiger, je überraschender und ungesuchter sie über den Hörer hereinbrechen. Solche Stücke zu finden, kann nicht schwer sein. Ich nenne, ohne besserem Urteil vorgreifen zu wollen, nur ‚Richard den Dritten‘. Wie müßte jetzt die Traum- und Geisterzene vor der Schlacht bei Bosworth wirken!“ Hier folgt eine Liste von Dramen, die jetzt gegeben werden könnten oder sollten oder müßten.

Aischylos: Die Perser

Bauernfeld: Ein deutscher Krieger

Bernoulli: Der Ritt nach Fehrbellin

Büchner: Dantons Tod

Friedrich der Große: Die Schule der Welt

Goethe: Egmont

Götz von Berlichingen

Gräbe: Napoleon

Grillparzer: Ein Bruderzwist in Habsburg

König Ottos Gluck und Ende

Hauptmann: Florian Geyer

Hebbel: Die Nibelungen

Heise: Colberg

Höfen: Die Kronprätendenten

Nordische Seerfahrt.

Immermann: Trauerspiel in Tirol.  
 Kleist: Die Hermannsschlacht  
     Penthesilea  
     Prinz Friedrich von Homburg  
     Robert Guiskard  
 Lessing: Minna von Barnhelm  
 Emil Ludwig: Kronprinz Friedrich  
 Otto Ludwig: Die Makkabäer  
     Die Torgauer Heide  
 Luz: Andreas Hofer  
 Schiller: Die Jungfrau von Orleans  
     Die Räuber  
     Don Carlos  
     Fiesko  
     Wallenstein  
     Wilhelm Tell  
 Shakespeare: König Heinrich der Fünfte  
     König Richard der Dritte  
 Strindberg: Die Nachtigall von Wittenberg  
     Erich der Vierzehnte  
 Wildenbruch: Harold  
     Der Menonit  
     Väter und Söhne  
     Das neue Gebot  
     Die Quikows  
     Der Generalfeldoberst  
     Der neue Herr  
     Der Junge von Hennersdorf  
     Gewitternacht  
 Unruh: Offiziere  
     Prinz Louis Ferdinand

---

## Antworten

G. F. Ich kann das nicht so schrecklich finden. Beim Abmarsch in den Feldzug von 1760 kündete Friedrich der Große den Mannschaften an: „Für jede Kanone, die ihr erobert, hundert Dukaten, für jede Fahne fünfzig, für jede Standarte vierzig!“ Daß heute solche Preise von reichen Privatleuten ausgesetzt werden, erniedrigt nicht den Krieg zum Sport, sondern erspart nur dem Staate Geld.

Neununddreißig Zeilen gestrichen.

---

Nachdruck nur mit voller Quellenangabe erlaubt.  
 Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.  
 Verlag der Schaubühne, Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Druck: A. E. Fischer, Berlin.  
 Alleinige Inseratenannahme: Annoncen-Expedition für Fachzeitschriften m. b. H. Berlin  
 Fasanenstraße 89.

## Verteidigung der Phrase

Es ist fast gleichgültig, welche Zeitung man zur Hand nimmt. In allen steht dasselbe, und die zwei, drei Gedanken, die diese Wochen beherrschen, werden von allen auf dieselbe Weise ausgedrückt, sogar mit den gleichen Worten.

Der Geist scheint ebenso dem militärischen Befehl zu „unterstehen“, wie die Riesenmaschine, die rechts und links gegen den Feind bewegt wird. Vom deutschen Sprachschatz ist nur noch Papiergeld im Kurs, und wie das in solchen kritischen Fällen zu sein pflegt, setzt sich jeder, der die Annahme des unschönen Zahlungsmittels verweigert, allerhand unangenehmen „Weiterungen“ aus.

Die Phrase hat den großen Belagerungszustand über uns verhängt; es kann nicht die Frage sein, ob wir uns ihm fügen wollen, vielmehr verdient die Phrase in dieser Zeit dasselbe Lob, wie alle unsre kriegerischen Unternehmungen, von welcher Art sie auch sein mögen. Selbstverständlich darf nur gesagt werden, was der Soldat nicht verschwiegen haben will, wobei bemerkt sei, daß alles, was das Militär macht, in wunderbarer Weise vom echt künstlerischen Selbstgefühl sicherer Meisterschaft überströmt. Wer von uns hat nicht aufgeatmet, als das Kommando der Zeit vom Diplomaten auf den Soldaten überging? Wer hat nicht den Plakatstil des Generalquartiermeisters als eine Erlösung vom geheimnisvoll wurstelnden Leitartikel empfunden?

Leider bekamen die Arbeitslosen unter dem Strich endlich, auch sie, endlich zu tun. Sie suchen die „deutsche Form“. Einige ideal gesinnte Konfektionshändler sind ihnen behilflich. Schön. Dieser Versuch sei begrüßt als ein Anzeichen der neuen Gründerzeit, auf vaterländischer Grundlage.

Inzwischen hat aber das Militär die deutsche Form gefunden. Während die Schreiber den krampfhaften Versuch machen, über horror vacui der kunstaustellungslosen Zeit hinwegzukommen, die deutsche Form in vielfacher Gestalt auf dem Schlachtfeld zuhause gesiegt. Die Mobilmachung, der Aufmarsch der Massen, das ganze atemburchwehte Werkzeug dieses Krieges,



von den Schützenwärfen, die mit einigen Maschinengewehren zwischen die Forts von Lüttich geworfen wurden, bis zum furchtbaren Hochsprung des Zweiundvierzig-Zentimetergeschosses auf die belgischen Panzertürme und Betondecken: das ist deutsche Form, die beste, die einzige, die jetzt nützt.

Wichtig ist jetzt: Tapferkeit; ganz unwichtig, ob die Auszeichnung dafür „Pour le mérite“ oder „Für die Tat“ benannt wird. Wichtig, daß wir zu essen kriegen; unwichtig, ob wir an einem „Ochsenstück“ oder einem „Beefsteak“ satt werden. Wichtig ist jetzt die Phrase, als das beste Mittel, auf die Masse zu wirken; unwichtig, sie dort einzuführen, wo es jetzt weder eine Masse noch eine Wirkung gibt: in der Kunst und den angrenzenden Bezirken. Und gleich sei, als Warnung für anpassungswütige Kunsthändler, hinzugefügt: daß unsre Soldaten gute Stiefel haben müssen, weist der deutschen Malerei keineswegs „neue“ Wege.

Ebenso wenig zwingt die „tolle, verwegene Jagd“ der Bonner Husaren die deutschen Thriller ohne Waffe, auf Körners Beier und Schwert zurückzugreifen.

Eines schickt sich nicht für alle, und man soll nicht der großen, mächtigen Stimme der Phrase mit den Quietschtönen einer schlechtgesungenen Arie hineinreden.

Was ist die Phrase anders als der Zustand des geistigen Kommunismus, als die alte Bilderbibel, die Biblia pauperum, die auch der Analphabet versteht?

Für die Zuhausegebliebenen hat sie dieselbe Bedeutung, wie die Militärkapellen für die andern im Felde. Je bekannter die Weise, desto größer der einige Zusammenschlag der Herzen. Sie brauchen, sie verlangen nichts anders als dieses Schulter an Schulter drängende, Herz zu Herzen neigende Signal: die Phrase. „Musik! Musik!“ schreien alle, die den Rausch nahen fühlen, und nicht nur die Kinder singen im Dunkel. Die Phrase ist die Musik der Unmusikalischen, der Gesang der schweren Zungen. Nichts verrät ein Volk mehr als seine Lieblingsphrasen. Der Unterschied ist manchmal gering, aber wie bezeichnend!

Besten Endes besteht auch die Originalität nur darin, der Phrase ein neues Gesicht abzugewinnen. Das ist natürlich nicht jedermanns Sache. Dazu gehört sogar Talent. Das ist aber auch der einzige Vorwurf, den man gegen die Dirigenten der Morgen-, Mittag- und Abendkonzerte erheben könnte: daß sie sich ihre Arbeit zu leicht machen.

Kurz: die Phrase ist nicht nur eine nationale Notwendigkeit, sondern der einzig mögliche Ausdruck dieser Zeit.

# Germania an ihre Kinder /

von Heinrich von Kleist

Die des Maines Regionen,  
Die der Elbe heitre Aun,  
Die der Donau Strand bewohnen,  
Die das Obertal bebaut,  
Aus des Rheines Laubensitzen,  
Von dem duftgen Mittelmeer,  
Von der Riesenberge Spitzen,  
Von der Ost- und Nordsee her!

Horchet! — Durch die Nacht, ihr Brüder,  
Welch ein Donnerruf hernieder?  
Stehst du auf, Germania?  
Ist der Tag der Rache da?

Deutsche, mutger Kinder Reigen,  
Die, mit Schmerz und Lust geküßt,  
In den Schoß mir kletternd steigen,  
Die mein Mutterarm umschließt,  
Meines Busens Schutz und Schirmer,  
Unbesiegt's Marjensblut,  
Entel der Kohortenstürmer,  
Römerüberwinderbrut!

Zu den Waffen! Zu den Waffen!  
Was die Hände blindlings raffen!  
Mit dem Spieße, mit dem Stab,  
Strömt ins Tal der Schlacht hinab!

Wie der Schnee aus Felsenrissen:  
Wie, auf ewger Alpen Höhn,  
Unter Frühlings heißen Rüssen,  
Siedend auf die Gletscher gehn:  
Katarakten stürzen nieder,  
Wald und Fels folgt ihrer Bahn,  
Das Gebirg hallt donnernd wider,  
Fluren sind ein Ozean!

So verläßt, voran der Kaiser,  
Eure Hütten, eure Häuser;  
Schäumt, ein uferloses Meer,  
Über diese Franken her!

Der Gewerbsmann, der den Hügeln  
Mit der Fracht entgegenzeucht,  
Der Gelehrte, der, auf Flügeln,  
Der Gestirne Saum erreicht,

Schweißbedeckt das Volk der Schnitter,  
Das die Fluren niedermäht,  
Und, vom Fels herab, der Ritter,  
Der, sein Cherub, auf ihm steht!

Wer, in unzählbaren Bunden,  
Jener Fremden Hohn empfunden,  
Brüder, wer ein deutscher Mann,  
Schließe diesem Kampf sich an!

Alle Triften, alle Stätten  
Färbt mit ihren Knochen weiß;  
Welchen Rab und Fuchs verschmähten,  
Gebet ihn den Fischen preis;  
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen;  
Laßt, gestäuft von ihrem Wein,  
Schäumend um die Pfalz ihn weichen,  
Und ihn dann die Grenze sein!

Eine Lustjagd, wie wenn Schützen  
Auf die Spur dem Wolfe sitzen!  
Schlagt ihn tot! Das Weltgericht  
Fragt euch nach den Gründen nicht!

Nicht die Flur ist's, die zertreten  
Unter ihren Rossen sinkt;  
Nicht der Mond, der, in den Städten,  
Aus den öden Fenstern blinkt;  
Nicht das Weib, das, mit Gewimmer,  
Ihrem Todesfuß erliegt,  
Und zum Lohn, beim Morgenschimmer,  
Auf den Schutt der Vorstadt fliegt!

Das Geschehne sei vergessen;  
Neue mög euch ewig pressen!  
Höhrem, als der Erde Gut,  
Schwillt, an diesem Tag, das Blut!

Rettung von dem Joch der Knechte,  
Das, aus Eisenerz geprägt,  
Eines Höllensohnes Rechte  
Über unsern Nacken legt;  
Schutz den Tempeln vor Verheerung;  
Unserer Fürsten heiligem Blut  
Unterwerfung und Verehrung:  
Gift und Dolch der Asterbrut!

Frei, auf deutschem Grunde, walten  
Laßt uns, nach dem Brauch der Alten,  
Seines Segens selbst uns freun:  
Oder unser Grab ihn sein!

# Kriegstagebuch

## II.

Montag, am dritten August. Das Dorf ist fast leer. Ich werde schon jetzt, schriftlich und mündlich, getadelt, daß ich die Ruhe aufbringe, im friedlichen Abseits zu sitzen, während die Welt, in der wir bisher gelebt und gearbeitet haben, abbrennt. Das ist nicht mehr als eine Phrase. Ich bin „dauernd untauglich für alle Waffengattungen“; aber ich bin nicht untauglich, vom ersten Augenblick an die Fluten dämmen zu helfen, die unsre künstlerischen Bestrebungen wegschwemmen wollen. Das kann ich vorläufig hier so gut wie in Charlottenburg; ja, besser. Die Spuren schrecken; und lehren und mahnen zugleich. Wenn nach Siebzig die Unkunst mächtig werden durfte: die Stiefelmalerei, die Buzenscheiben-Iyrit und die Dramatik der Sardou, Moser und Wilbrandt, so trug die Mitschuld eine Kritik, die desselben Suchhe-Optimismus voll war wie die Produktion. Ein zweites Kritikergeschlecht mußte erwachsen, das die doppelte Mühe hatte, mit seiner Vorgängerschaft und mit ihren Schülern aufzuräumen. Es hat Jahre gedauert. So lange soll es nicht wieder dauern. Daß in Handel und Industrie die Gründerzeit wiederkehre, mögen andre verhüten. Unsereins wird den kulturellen Greueln der Gründerzeit wehren. Man wird zu retten suchen, was in zwei Jahrzehnten wirklich und wörtlich errungen worden ist. Man wird den Weg weisen, den die Kunst unter so jäh veränderten Bedingungen zu gehen hat, wofern die Kunst sich um Wegweiser kümmert. „Was ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages.“ Der Tag von vierundzwanzig Stunden fordert, daß ich die neuen Themen telegraphisch an meine Mitarbeiter verteile, ihnen brieflich erläutere, was meines Erachtens der weltgeschichtliche Tag fordert, und selber gleich ans Werk gehe. Auf meinem Ferientalender steht, noch aus Friedenszeiten her, für heut: Der sechzigjährige Schlenther. Ich dankbarer Schüler hätte gesagt, daß alte Liebe nicht rostet, und hätte zum Zeichen der Liebe und Dankbarkeit ein Bild des Lehrers mit allen Lichtern und Schatten — und mit der Technik gemalt, die ohne dieses Geburtstagskind von vornherein anders gediehen wäre.

Es fehlt dazu doch die Gelassenheit; und nicht nur sie. Jetzt wird ein schneller Glückwunsch, der von der Minute seine Abzenteilt. Also nicht viel darüber, daß der Mann als Burgtheater-Direktor seine erste kritische Periode gründlich verleugnet hat, und



daß daher, auch daher eine gewisse Urteilsunsicherheit seiner zweiten kritischen Periode stammen mag. Er hat gespielt, was er verhöhnt und verfehmt hatte, und muß jetzt wieder kritisieren, was er gespielt hat. Da geht es ohne Eiertänzelei nicht ab. Vor dem Krieg wäre es lustig genug gewesen, diesen Schlenther zu schildern: den Protektor Ibsens, der dem Erbfeind früherer, schönerer Zeiten, dem Ibsentöter Blumenthal Jubiläumstränzlein windet; den magister artium, der in der Jugend die literarisch-soziale Schwerkraft der deutschen Dramatik durchsetzen will und im Alter Ernst Hardt darunter versteht; den silenhaften Ostpreußen, zu dem englische Diplomaten in die Lehre geschickt werden könnten; kurz: den Menschen mit seinen Widersprüchen, der mich nie gefesselt hätte, wenn er ein ausgeflügelt Buch wäre. Nach dem Krieg wird wieder zerfasert, wieder verneint werden. Während des Kriegs kommt es darauf an: nach Kräften zu bejahen; die löblichen Seiten jeder Erscheinung zu sehen und sichtbar zu machen; bei der Betrachtung eines Mannes zu fragen, was Deutschland an ihm gehabt hat und etwa noch haben kann. Da ist für Schlenther eine schwere Menge auszuführen. Er hat, vor dreißig bis zwanzig Jahren, eine Epoche der trostlosen Versumpfung nicht ertragen. Er hat als überlebt, verächtlich und vertilgenswert empfunden, was alles das tatsächlich war. Er hat für Fortschritt und Natur mit einer Entschiedenheit gekämpft, die in der Blütezeit der Lindau, Blumenthal und Frenzel Aufsehen erregen und, mehr als das: ein geschichtliches Verdienst begründen mußte. Es beschleunigt den Sieg der guten Sache, daß der geschmackvollere, unterscheidungs-fähigere, tiefer spürende Kritiker auch die Gabe hat, den breiten Leserschichten angenehm zu werden. Ohne Schlenther wäre diese gute Sache nie in solchem Tempo durchgedrungen. Schlenther gibt Brahms Urteil die siegreiche Form. Die beiden ergänzen einander wunderbar. Brahms denkt, Schlenther sieht. Brahms analysiert, Schlenther stellt dar. Brahms hat die Fähigkeit, Schlenther das Handgelenk. Brahms spürt auf, Schlenther erlegt. Brahms überzeugt, Schlenther berückt. Von Brahms Besitz, der sich nicht recht mitzuteilen weiß, hat Schlenther den Überschuß, dem nicht zu widerstehen ist. Mit andern Worten: Dieser deutsche Schriftsteller schreibt deutsch, was den wenigsten deutschen Schriftstellern nachzusagen ist. Die Zivilperson stammt aus Insterburg, der Autor aus jenem Bezirk des geistigen Deutschland, wo wir in unsrer Vorstellung die feinsten Stilisten untergebracht haben. Schlen-

thers Ahnen heißen: Keller, Fontane, Jakob Grimm. Ich habe mir ein paar von seinen kleinen Schriften hierher mitgenommen, wo sich, zwischen Arnika und Ziegen, Knick und Hünengräbern, Schilf und Möwen, nur behauptet, was gewachsen, echt und rein und klar ist: Hamfun, Schopenhauer, Treitschke, de Lagarde, die Buddenbrooks. In dieser Gesellschaft fällt Schlenther durch Schmalheit, aber nicht durch Unwürdigkeit auf. Sein Deutsch ist männlich und geschmeidig zugleich. Es ist das Deutsch eines unpathe- tischen Menschen, der hinter Ironie verbirgt, wievielerlei doch im- stande ist, sein umkrustetes Herz zu erweichen, der aber denkbar unver- blümt, der sachsiedegrob wird, wo er haßt. Es ist ein Deutsch, das, je nach dem Anlaß, hauchig, sehnig, knochig, aber um keinen Preis schwammig wird. Es ist das Deutsch eines Künstlers, den journalistische Frohn und Haß nie beeinträchtigt hat. Wer sich an Schlenthers vossische ‚Vornotizen‘ erinnert, der weiß, daß P. S. oft in ein paar Sätzen den Duft einer Dichtung eingefangen oder durch seine paar Sätze den Kunstwert des kritisierten Dramas weit übertroffen hat. Wer heute die Broschüre liest, mit der im Jahre 1883 der neunundzwanzigjährige Schüler Wilhelm Scherers angefangen hat — das Pamphlet wider ‚Botho von Hülßen und seine Leute‘ — der liest es gleich zum zweiten und nach kurzer Zeit zum dritten Mal, und jedes Mal mit höherem Vergnügen. Kein Wort zu viel und keins zu wenig. Was dasteht, gibt ein Bild, nach dem man greifen möchte. Da ist Anmut, die Haupttugend des Stilisten Schlenther (die ihn später etwa befähigt, im Berliner Tageblatt den fünfundsechzigjährigen Bindau für einen miserablen Dichter, einen verderblichen Kritiker, einen belanglosen Dramaturgen zu er- klären, ohne daß Bindau aufhören muß, diesen Gratulanten zu grüßen und am Tageblatt mitzuarbeiten). Da ist Mut, Tempera- ment, Wiß, Zielsicherheit und eine Sachkenntnis, die in der Aera der nichts als blumigen Feuilletonisten allerdings eine Seltenheit war. In Schlenthers erster Periode haben die besten Schau- spieler jener Tage ihm nachgerühmt, daß er der einzige berliner Kritiker sei, dessen Tadel ihnen nütze, dessen Ratschläge sie am nächsten Abend befolgen könnten, weil er nicht Zensuren erteile, sondern Einzelheiten herausgreife und seine Einwände triftig be- lege. Durch diese Begabung hatte er jenes Vertrauen der All- gemeinheit erworben, das ‚Autorität‘ heißt; und das sich nach einer Rückkehr auf den Kritikerposten nicht gleich wieder einstellen wollte. Kein Wunder. Er hatte in den zwölf Jahren seiner Ab-

wesenheit die Entwicklung des berliner Theaterwesens zu Reinhardt, die Entwicklung der deutschen Dramatik über Hauptmann hinaus versäumt und tastete herum. Von jeher viel zu wenig Snob, um Verständnis zu heucheln, wo ers nicht hatte, beschränkte er sich auf Inhaltsangaben selbst in Fällen, wo sein nachdrückliches Ja oder Nein Nutzen gestiftet oder Schaden verhütet hätte. So kam der Literaturkritiker um einen Teil seines Credits. Auch dem Theaterkritiker hat die praktische Übung die alte Zuverlässigkeit ein bißchen vermindert. Er hat den Dingen der Bühne einmal zu nahe gestanden, um hinterher nicht in seinem Gefühl für ihre Maße verwirrt zu sein. Den jungen Bassermann hat Schlenther als Erster erkannt — den reifen Bassermann, den reichsten und menschlichsten Menschendarsteller der Gegenwart, lehnt er mürrisch als Virtuosen ab. Ein Fehlgriß dieser Art wäre ihm früher nie passiert. Aber was sich durch die Theaterpraxis verschärft hat, ist naturgemäß sein Blick fürs Detail. Den werden wir wieder gebrauchen. Nach dem Krieg wird mit Großzügigkeit und ähnlichen Begriffen ein solcher Schwindel getrieben werden, daß uns besonders willkommen ein Mann sein soll, der das Auge fest und kühl auf die Lebensgröße der Wesen und Gegenstände gerichtet hält. Nach dem Krieg wird überhaupt in Kunst und Literatur so viel geschwindelt werden, daß ein alter Wahrheitsfreund alle Hände voll zu tun haben wird. Nach dem Krieg wird es nötig sein, auch die letzte Spur davon zu verwischen, daß russische Fuchstiefel auf deutschem Boden herumgetrampelt haben: da wird die unverwelkte Anmut des Stilisten Schlenther in ihrem Anwert noch steigen. Er muß nur selber spüren, daß er wieder eine Sendung hat. Am Anfang seiner zweiten Periode hatte man den Eindruck daß er mürbe, mutlos, müde, menschenfeindlich und wurschtig bis zum Jynismus geworden sei. Dieser Eindruck verlor sich mehr und mehr. Möge er jetzt ganz verschwinden. Der junge Schlenther war eine Macht, um derentwillen Die Nation, eine kleine Wochenschrift, genau so andächtig gelesen wurde wie die große Bossische Zeitung. Heute hat er das zehnmal so große Tageblatt zur Verfügung. Heute vollends kann er seligsprechen und verdammen. Aber seine eigene Seligkeit und Verdamnis wird davon abhängen ob er in dieser schwersten Zeit, die sein Land erlebt hat, die Hår in den Schoß legt und behaglich alles gehen läßt, wie's Gott fällt, oder ob er noch einmal die Flinte über die Schulter nimmt und mit uns Jungen gegen die Bedroher unsrer Kunst zu Felde zieht

(Fortsetzung)

# Zu diesem Krieg

## Kürnberger

Große Kriegsepochen ändern den Geist und die Denkungsart der Völker. Wer auf der Bahn des Verfalls schon so tief steht, wie die Byzantiner standen, welche sich herumzankten, ob der Geist vom Sohn oder vom Vater und Sohn zugleich ausgeht, während die Türken schon Konstantinopel bestürmten, dem gibt der Krieg vollends den Genickfang, und sein elendes Dasein wird durch den letzten Stoß nur wohlthätig abgekürzt. Wer aber lebens- und geschichtsfähig, übrigens auf dem Lotterwege war, Leben und Geschichte zu vertrödeln, den reißt der Krieg noch rechtzeitig von der abschüssigen Bahn des Versinkens zurück. „Der Krieg läßt die Menschen nicht versumpfen und verknöchern“, sagt Hegel; „er macht Ernst mit der Eitelkeit, Unsicherheit und Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge und läßt dem, was von der Natur das Zufällige ist, dem Besitz und Leben, das Zufällige widerfahren.“ Nun, wenn schon Besitz und Leben selbst eitel sind, wer möchte dann noch sein Herz hängen an jene tausend Verzierungen von Besitz und Leben, welche man Luxus nennt? Wenn die ganze Existenz auf eine Viertel Million Menschen gestellt ist, welche zu sterben bereit sind, so schämt man sich fast, zu leben, aber sicherlich schämt man sich, das Leben zu verhätscheln und zu verwöhnen. Man schämt sich, in Seidenkleidern zu gehen, wenn der Stolz des Vaterlandes in Tuch und Zwilch geht; man schämt sich, nach Austern und Champagner zu schicken, wenn auf heißen Schlachtfeldern die Blüte des Volkes nach Wasser lechzt; man schämt sich, eine Opernloge mit Agio und einen Schneider garnicht zu bezahlen, wenn am Opernabend eine Hauptschlacht bevorsteht und der Schneider einen Brief zeigt, worin sein Sohn, der als ‚Freiwilliger‘ blutet, um Unterstützung schreibt. Und am Ende geht man in Seidenkleidern, trinkt Champagner, bezahlt eine Opernloge und bezahlt seinen Schneider nicht; aber man prunkt wenigstens nicht damit, man schweigt davon. Der öffentliche Geist wird ein besserer. Das Schale und Abgestandene muß sich verkriechen und zeigen darf sich nur das Starke und Tüchtige. Gut ist eine Nation nicht dadurch, daß jeder Einzelne gut ist; — sind wir doch schwache Menschen! Aber das öffentliche Beispiel muß ein gutes sein. Das Gute und Schlechte, das Weibliche und Kräftige, das Böbische und Männliche ist vielleicht bei der besten und schlechtesten Nation in gleichem Mischungsverhältnis vorhanden; den entscheidenden Unterschied macht nur: wer den Ton angibt, wer als Hefe zu Boden muß, und wer als Crème oben zu stehen kommt. Der Krieg, dieser



gründlichste und legitimste „Aufruhr“, rührt die falschen Mischungsverhältnisse großartig auf und um, und empor kommt die Männer-tugend.

\*

Nie hätte im Interesse des europäischen Friedens die Theseis verkannt werden sollen: Solange Frankreich eine Macht ist, ist es auch eine Übermacht! Dasselbe Machtgebiet der Kriegerischen, Ehrgeizigen, Ruhmsüchtigen, Lebhaften, Unruhigen, Nervösen, Pridelnden, Aufgeregten gibt ein ungeheures Übergewicht über das gleiche und nämliche Machtgebiet der Friedlichen, Bescheidenen, Ruhigen, Bangsamen, Phlegmatischen, an literarischen und häuslichen Freuden sich Vergnügenden. Dieses Frankreich war nie größer als Deutschland, aber hat immer die Macht gehabt, in Deutschland etwas zu suchen und zu holen, hat immer die Macht gehabt, zu schaden, zu beunruhigen; bald diesen, bald jenen Nachbar zu berauben; bald nah, bald fern in die Häuser zu fallen. Von Heidelberg bis Peking, vom Nordbrenner Melac bis zum Raubknecht Palikao stand ihm immer fremdes Gut zu Gefichte. Der große Nationalkönig Ludwig der Bierzehnte bestahl Belgien um seine wertvollsten Grenzgebiete, damit es, entmannt und verstümmelt, der große Nationalkaiser Napoleon ganz und gar stehlen konnte. Ludwig der Bierzehnte nahm die Vogesengrenze. Napoleon der Dritte hatte noch Unendliches zu nehmen in petto, als er sich die Finger verbrannte; nahm aber mit unverbrannten Fingern doch Savoyen und Nizza. Frankreich kann nicht leben, wenn es nur — Frankreich hat und nicht auch die Länder seiner Nachbarn! Ein so verstümmeltes Frankreich wäre unfähig, seine europäische Mission zu erfüllen! Europäische Mission! Das ist auch so ein Wort, welches auf die Klinik der ‚Redensarten‘ gehört. Ist es die Mission Frankreichs, mit ewig kasernierten und schlagfertigen Afrikanerbanden zu stehlen, zu rauben, zu plündern und zu morden, so hole der Teufel diese Mission. Ist es aber die Mission Frankreichs, geistreich und liebenswürdig zu sein, Ideen zu haben und im guten Geschmack zu erzellieren, so bleibt zu wissen — daß Athen diese Mission unverwüßtlich erfüllt hat, nachdem es schon längst unter mazedonische und römische Herrschaft geraten war.

\*

Es ist nur ein Zufall, daß im Jahre 1870 Dickens und Dumas gestorben sind, die zwei beliebtesten Erzähler Europas. Aber wie richtig wählten sie das Jahr ihres Todes! Wo Chassepot und Krupp reden, haben Roman und Novelle zu schweigen. Das ist klug! Wenn das Ohr des Publikums der Kanonier besitzt, so kann es nicht das Heimchen im Wandschrank besitzen. Straßburgs Ruinen sind keine Illustrationen zu Little Dorrit, und die Gascogner in Ton und Bordeaux wissen noch viel schöner zu lügen als der phantasi-

volle Gasconner Dumas. Es ist geschmacklos, überflüssig zu sein, und die zwei angenehmsten Plauderer Europas hatten den guten Geschmack, zu verstummen. Die Lektüre voll Effekt, voll Sensation und fieberhafter Spannung lieferte — das Telegramm in drei Zeilen; was sollte da der spannende und effektvolle Sensationsroman in drei Bänden? Der Roman starb, als die Wirklichkeit seine Funktion übernahm. Dickens und Dumas starben im großen europäischen Kriegsjahre 1870, und wenn es ein Zufall ist, so ist es ein merkwürdiger Zufall! Im Jahre 1770 wurde Beethoven geboren, und im Jahre 1870 wird das deutsche Reich geboren. Wieder ein Zufall! In welchem Zusammenhange steht es, daß heute ein Musikanth geboren wird und heute über hundert Jahren seine ganze Nation wiedergeboren wird? Natürlich in keinem! Es ist ein Zufall — aber ein merkwürdiger Zufall! Bei der Neunten Sinfonie und bei dem Trauermarsch der Eroica kann jedermann alles oder nichts denken. Beethoven hat niemals gesagt: Jeder Zöll ein König! Beethoven hat niemals über die Pforten der Hölle geschrieben: Laßt alle Hoffnung draußen, die ihr hier eintrittet! Beethoven hat das Erhabene nicht gesagt, sondern empfunden. Beethoven redet nicht durch seine Ideen zu uns, sondern durch sein Gemüthspathos. So können wir auch von ihm nicht in der Begriffssprache reden, sondern nur in der dunkeln und stummen Sprache der Bilder und der Umschreibungen. Aber was immer für eine Sprache wir haben: wir kennen genau die Größe des Mannes. Seine Mitmenschen bewundern ihn — sie sollten mit einer Art Staunen und Grausen erschrecken. Er ist ein Wunder, er ist eine Erscheinung. Er ist nicht von dem Geschlecht der Millionen, er ist von dem Geschlecht, das die Natur langsam zählt — eins, zwei, drei, in tausend Jahren! Selbst das vulkanische, ewig fruchtbare und taten-schwangere Italien hat nur zwei solche Menschen hervorgebracht: Dante und Michelangelo. Den dritten zeugten die Insel-Germanen in Shakespeare. Den vierten die Kontinental-Germanen in Beethoven. Im Jahre 1770 war Deutschland leer, langweilig und philisterhaft. Der Spiritus des Siebenjährigen Krieges war fort und der Spiritus der weimarer Literaturperiode noch nicht da. Eine Nation, die in ihrer schlechtesten Stunde ihre Besten erzeugt, in ihrer kleinlichsten Stimmung ihre Kühnsten und Gewaltigsten — wen wundert es, daß sie hundert Jahre später die Krone der Hohenstaufen aufs Haupt setzt? Und umgekehrt: in sie aus Ohnmacht, Schwäche, Zwietracht, Bürgerkriegen, Parteihader plötzlich herausschreitet mit dem breiten majestätischen Schritt der alten Kaiser-Gangart — wird sie nicht Vorreiter vor sich hergeschickt haben? Eines Tages ergriff ein löwenmüthiger Mann einen Taktierstab und gebot damit — den Geistern

der Eroica. Kein unwürdiges Sinnbild jenes Zepters! Aber, wie gesagt, beweisen kann ich einen solchen Zusammenhang nicht. Es muß geahnt und geglaubt werden. Das Volk hat seine „Zeichen“, der Gebildete hat sein Lächeln darüber. Manchmal aber täte der Gebildete gut, nicht zu lächeln, sondern selber zu glauben.

\*

Mit großer politischer Unschuld sagte der Franzose Renan zu unserm Landsmann David Strauß: „Wie schade, daß ihr mit den Schwertern und Spießen kommt, während wir mit den Herzen zu euch kommen. Wie schade, daß den schönen Literatur-Austausch ein Austausch von Kugeln unterbricht! Was wollt ihr nur, ihr Teutonen? Wir waren ja ohnedies auf bestem Wege, uns friedlich und geistig von euch erobern zu lassen. Seit Schiller und Goethe hat uns eure Poesie, seit Beethoven uns eure Tonkunst erobert; Kant und Hegel haben uns gezwungen, deutsche Philosophie, und du selbst, David Strauß, hast mich gezwungen, deutsche Theologie zu studieren, denn ohne dein ‚Leben Jesu‘ gäbe es meine ‚Vie de Jésus‘ nicht.“ Sehr wohl, Freund Renan! Aber eben deshalb! Just, weil seit fünfzig Jahren der deutsche Geist Eroberungen in Frankreich gemacht hat, muß sie jetzt auch das deutsche Schwert machen. Wieder hat die Natur zu einer geistigen Tatsache einen sichtbaren Leib gesucht, zu einem Vorderatz den logischen Nachsatz. Es ist nicht anders. Entweder das Schwert erobert, und dann muß die Kultur behaupten; oder die Kultur erobert, und dann folgt das Schwert nach, wie der Magnet das Eisen anzieht. Wie lehrreich ist, zum Beispiel, die erobernde Stellung Rußlands in der Welt! Die russische Kultur war längst zu den Steppenvölkern Nord- und Ost-Asiens vorgebrungen und ist diesen entschieden voraus; Folge: leicht und im größten Maßstabe fällt ihr auch die materielle Eroberung derselben zu. In Europa dagegen, wo das Schwert vorausgehen müßte, geht es nur langsam vorwärts, weil die Natur ein besseres Gewissen hat als alle Zaren und wohl fühlt, daß hier die Schwert-Eroberung Aufstiege macht, eine erobernde Kultur weder vorausgeht noch bewahrend, behauptend und sanktionierend nachfolgt. Die belangreichsten Eroberungen Rußlands in Europa: Polen und die baltischen Lande, wird kein normaler Europäer in seinem Herzen je für gesichert halten, auch wenn der faktische Besitz noch länger verjähren sollte. Wie lange war er bei Elsaß und Lothringen verjährt! Die Wunden der Unnatur brechen oft spät auf — aber was ist spät im großen Naturleben? Wenn der Gletscher seinen erratischen Block der Erde, der er entnommen, zurückgegeben hat, fragt kein Mensch, wie lange er ihn behalten hat. Die Natur tut wirklich, was die Menschenmoral tun zu sollen bloß einsieht: sie duldet kein ungerechtes Gut.

# Der Engel des Friedens an den Feind /

von Paul Zech

Ich stückte frühe Asten in das Grün der Parkterrassen.  
Aus meinem Hauch stieg Rot des Pfirsichs und der Pflaumen  
Auf allen Dächern lag ein friedliches Umfassen (Blau.  
von Rauch und Stern. Und wie das Auge einer Frau  
stand meine Nacht, in ihrem Spiegel schmolzen Fluch und Hassen.

Ich war den Schiffen Kompaß auf der Fahrt zu fremdem Hafen.  
Ich war der Puls der Banken und das Triebrad der Fabrik.  
In meinem Bahnhof sich die Völker aller Kontinente trafen.  
Von meiner Wage fiel Gewicht zu jedem Augenblick.  
Nie war ich blind, Verdienst zu lohnen, Falschheit zu bestrafen.

Doch du, mein Feind, aus andrer Welt wie ich gehoben,  
breit auf der Stirn das Mal der Mordlust aufgeflammt,  
die Hände vorgekrallt: wehrlose Herzen zu durchtoben,  
aufwühlend, was wie Unrat in den unteren Kanälen schlammt,  
und schon bereit, Verrat und Lüge zu beloben:

Mein Feind, wohlan! Ich bin noch der gepriesene Ritter,  
Erzengel mit dem Doppelhänder auf dem Mauerbord.  
Stirn meines Volkes wuchtet schwärzeste Gewitter,  
und rächerischer Blick entzündet noch dem verhaltenen Wort . . .  
Feind, deine Drachensaat ist reif. Nun bin ich Schnitter.

Nun donnert Felsenkraft aus seligen Feierjahren,  
begrabener Väter Schlachtlied ist darüber hingebaut.  
Von mir gesammelt, rasen zackige Husaren,  
mein Ruf ist auf den breiten Panzerschiffen laut,  
ist Wind in Fahnen, die sich um Fanfaren scharen.

Ich will mit Eisenbesen auf den Feldern fegen,  
daß noch die letzte Feindschaft meine Geißel kennt,  
will durch die Welt mich wie ein großes Nachtgestirn bewegen,  
daß noch dem dunkel Unterdrückten meine Botschaft brennt,  
und Erde wieder grün wird wie nach raschem Sommerregen.



## Saisonbeginn

Mein erster Premierenabend war gar keiner. Denn als ich mich mit Stößen bis an die Kasse eines berliner Theaters gefochten und, wie in Hungersnot um Brot an Bäckertüren, um ein Billet mir fast den Hals gebrochen hatte: da wurde gerade das letzte ausgegeben und, samt hundert traurigen Menschen, ein vergnügter Kritiker weggeschickt, der an diesem Sonntag den Zweck seines Theaterbesuchs ohne eigentlichen Theaterbesuch erreicht hatte. Es war ausverkauft. Bei beträchtlicher Hitze. Noch vor stimmunghebenden Entscheidungsschlachten. Trotz entschlossenem Verzicht der spar samen Direktion auf besondere Anziehungsmittel. Angstlicher Thespis, was begehrst du mehr? Auch an Reinhardts ersten beiden Abenden sah es im Zuschauerraum, dir zum Sporn, friedlich und winterlich überfüllt aus. Auf der Bühne aber entspann sich ein sommerlich-mörderischer Krieg. Die Hälfte der Schauspieler hatte sich jeder Fessel entrafft und ging lärmend gegen Dichtungen vor, die von der andern Hälfte nicht genügend beschirmt werden konnten. Soll man das nun sagen und begründen? Soll man zwischen den Schlachten eine Fachkritik üben? Wer schon früher gefunden hat, daß ich diese ganze Gaukelei mit zuviel Andacht betrachte, wird mich jetzt vollends auslachen. Aber sind Die im Recht, die verlangen, daß man sich wenigstens während des Feldzugs nur um rauhe, faßbare, unmittelbar nützende Angelegenheiten bekümmere? Ich glaube nicht. Das Kriegsgesetz, das weiß ich wohl, soll herrschen, jedoch die lieblichen Gefühle — auch und zwar zugleich mit dem Kriegsgesetz, nicht erst wieder nach Friedensschluß. Der Krieg dauert ein paar Monate, der Friede nach solchem Krieg hundert Jahre und länger. Para pacem inter arma. Zu dem Behuf hatte ich mir vorgenommen, in dieser Zeit nach Kräften zu bejahren (als ob ich das nicht immer täte). Aber: nach Kräften; nicht: über die Kräfte. Das Deutsche Theater hat der großen Dramatik unsrer nationalen Vergangenheit gedacht. Wenn man es unbedingt preisen wollte, so müßte man sich an die Werke selber oder an eins von den beiden halten, müßte einen Jubelgesang auf den ‚Prinzen von Homburg‘ anstimmen. Das ist überflüssig (weil es hier demnächst gleich zweimal hinter einander geschehen wird). Also bleiben die Aufführungen. Und da wäre eine Gefahr für die Zukunft, das Theater und die Hälfte der Mitglieder, bloß weil draußen Krieg ist, in dem Irrtum zu ha-

stärken, daß sie den ziemlich wahllos prasselnden Beifall des Publikums und der Presse verdient haben, daß sie auf dem rechten Wege sind. Der Krieg wirkt verheerend genug. Er darf nicht auch noch für unsre Bühne Tod und Verderben bedeuten.

Eine einzige Geschmacklosigkeit war schon der Auftakt. Bei Kleist stehen über Vergangenheit und Gegenwart unsres Landes Behauptungen, deren Leidenschaft so wenig zu überbieten ist wie ihre Sprachschönheit und ihr Patriotismus. Tut nichts: das Deutsche Theater will es dicker haben. Es läßt zu Beginn — nicht singen oder von Trompeten blasen, daß Deutschland, Deutschland über alles geht, sondern es läßt diese unanfechtbare Tatsache in einem so falschen Pathos deklamieren, daß sie fast zweifelhaft wird. Endlich kommt Kleist zum Wort. Was war das ehemals für eine Vorstellung! Sie hatte einen Zug von jenem alten Preußentum, das in der Schmutzlosigkeit seinen edelsten Schmuck sah. Die soldatische Markigkeit war durchweg herausgearbeitet, ohne daß ihr die spielende Fülle ihres besondern Lebens fehlte. Weinah jede Massenszene hatte ihre eigene Musik: die erste klang wie der feste, harte Tritt eines Bataillons; die zweite hatte den beseuernden Rhythmus eines hellshmetternden Fanfarenmarschs; die dritte war von einer leisen, langsamen Trauerweise getragen. War. Krieg heißt jetzt die Losung auf Erden — also ist, scheint man zu denken, alles andre ganz egal. Schmutdlig und verschwommen widelt sich Akt nach Akt ab. Meisterstücke einer wortkargen Rhetorik verpuffen, weil die Sprecher sich verheddern. Reinhardt darf seinem Theater eben nicht den Rücken wenden; was nur zum Teil ein Lob für ihn ist. Er hätte den Geist des Preußenlustspiels wiederhergestellt. Er hätte die Natalie der Höflich — die innerlich und äußerlich, in ihrer saftvollen Blondheit, ihrer Verhaltenseit, ihrer kernigen Lieblichkeit, das bräutliche Mädchen aus den Niederlanden und den Chef eines brandenburgischen Reiterregiments unvergleichbar vereinigt — sie hätte er den andern als das Ziel gewiesen. Diesem Ziel am nächsten sind drei: Winterstein als vorbildlich treuer Hohenzollern; Josef Klein als knurriger Dörfling; Werner Krauß als ein Kottwitz, dessen silberhaarige, herzensschlichte, asthmatische und noch redemächtige Existenz über seine Auftritte hinausreicht. Der ist dem Ziel umso ferner, je schädlicher das für den Eindruck Werkes ist. Am fernsten sind also Kurfürst und Homburg. „Gott schuf noch nichts Milderes als ihn“, heißt es vom Lenker außens und des Lustspiels, der im Gefühl seiner geistigen Über-

legenheit milde, im Bewußtsein einer gerechten Strenge heiter sein kann. Herr Diegelmann brüllt ohne Punkt und Komma, Herr Deling aber säuselt meistens süßlich. Als die vollkommenste Bühnendichtung der deutschen Literatur fertig war, schrieb Kleist an den Verleger Reimer: „Wollen Sie ein Drama von mir drucken, ein vaterländisches (mit mancherlei Beziehungen) namens der Prinz von Homburg?“ Das Drama blieb zu Kleists Lebzeiten ungedruckt, weil Herr Reimer nicht wollte. Er wird es so gelesen haben, wie es das Deutsche Theater am Geburtstag Goethes, der auch gegen Kleist war, gespielt hat.

Noch betrüblicher: nach elf Jahren ist ‚Minna von Barnhelm‘ nicht wiederzuerkennen. An der hatte Reinhardt ja wirklich ein Belebungsmerk ohnegleichen geübt. Ihm war gelungen, zwischen der Schwere der Situation und dem leichten Lustspielton die Mitte zu treffen, den Scherz als freundlichen Gefährten einer ernsten Stimmung aus tiefem Herzensgrund kommen zu lassen. Man weinte Tränen der Lust und der Ergriffenheit. Diesmal: der Wut. Krieg oder Frieden: hier wohnen Götter. Wenn Reinhardt nicht da ist, muß irgendwer dafür sorgen, daß sie geehrt werden. Es genügt nicht, daß Herrn Eberts Tellheim verbittert und stolz, Diegelmanns Just von drolligster Bestialität, die Franziska der Höflich von einer wunderbar weichen Sprödigkeit und einer mitfühlenden Nachdenklichkeit ist. Die Ganzheit ist hin, die so köstlich war, und Minna . . . Es wäre wahrhaftig nicht schlimm, daß sich die Sorma von heute in jungen Rollen nur ohne Opernglas sehen lassen kann. Aber sie schreit. Sie ist unangenehm routiniert. Sie hat keine Haltung. Sie hascht unbedenklich nach Galerie-Effekten. Und wetteifert darin mit Waßmann, der leider wirkt, als ob er sich selbst bei einem Provinzgastspiel bewundert hätte und nun greulich kopierte. In ‚Minna von Barnhelm‘ sind Reste der alten Harlekinaden, Stegreifpossen und Rasperlescherze. Lessings Verdienst ist, daß er diesen hanebüchenen Typus von Theaterstück zur ersten deutschen Komödie geläutert hat. Auch dem überwältigendsten Komiker soll man in keinem noch so großen Kriege erlauben, durch sinnlose Mätzchen aus der menschlichen Komödie wieder den schalen Pöckelheringspaß hervorzutreiben.

„Mit mancherlei Beziehungen“, schrieb Kleist. Sie sind jetzt die Hauptsache. Das Lessingtheater macht einen gemischten Eröffnungsabend. Gedichte, die zu der Stunde passen, schöne und weniger schöne, werden teils schön, teils weniger schön vorgelesen.

Es folgt Otto Sudwigs 'Torgauer Heide', eine unschuldige Nachahmung von 'Wallensteins Lager', deren Lustigkeit nicht ans Zwerchfell, deren Traurigkeit nicht an die Tränendrüsen geht. Gleichwohl: in seiner Sauberkeit ein taugliches Gelegenheitsstückchen. Die „mancherlei Beziehungen“ ergeben sich ohne Zwang. Dem Lessingtheater sind ihrer, trotzdem das Publikum sogar mitsingen kann, noch immer zu wenig. Unbekümmert darum, daß Otto Sudwig sein Leben in der bedingungslosen Verehrung eines Engländers verbracht hat, daß ferner erst eine ganze Weile nach der Schlacht von Torgau ein Preuße Ursach hatte, England zu schmähen — also nur, weil die Masse von heute es gerne hört, wird in die zeit- und lokalgetreue Arbeit des gewissenhaften Shakespeare-Studenten eine massive Grobheit gegen England hineingepakt. Es verdient jede Grobheit — aber nicht an jeder Stelle!

Dieser Unterschied droht hinfällig zu werden. Es ist alles ganz egal. Soll alles ganz egal bleiben, damit es uns ergehe wie vor dreiundvierzig Jahren? Molière und Calderon hatten die Volkskraft, die in Paris und Madrid vereinigt war, dichterisch ausgeatmet. Shakespeares Aufstieg im London der Elisabeth war mit der Vernichtung der spanischen Armada zusammengefallen. Das antike Drama war zur selben Zeit geboren worden, wo die Stämme der Hellenen sich zum Bunde schlossen und Athen als Führerin im nationalen Kampf an ihre Spitze trat. Deshalb hofften und verlangten Schwärmer von der Hauptstadt eines neuen Deutschland, vom Berlin des Kaisers Wilhelm nationales Drama und Theater. Was drauß wurde, wissen wir. Wieder ist die Stunde da für eine Bühnenkunst, die weder den Vielen noch den Wenigen zu schmeicheln braucht, weil ein Gemeingefühl Jeden beherrscht. Was die Würde und das Amt des alten griechischen Theaters, des Theaters der englischen Renaissance, des katholischen Theaters der Spanier und des französischen der großen Zeit gewesen ist: das müßte jetzt Deutschland beschieden sein. Wir wünschen eine Stätte, wo das Gewissen Aller schlägt, wo unser Aller Mut und Glaube, unser Aller Haß und Liebe weithin vernehmlich widertönt. Vorläufig hören wir auf unsern Bühnen die Geräusche eines kriegerischen Alltags so vulgär wie möglich knallen. Die Lust wird rein, so oft die Siegesmeldungen des Hauptquartiers verlesen werden. An ihnen bildet euch! Sie knallen nicht, sie übertreiben nicht, sie buhlen nicht um Gunst. Sie sind so wahr wie wirksam, so natürlich wie poetisch, so gewaltig wie bescheiden. Sie sind deutsch. Seids auch!



## Krieg und Literatur / von Herbert Jhering

1870 gab es nicht das, was wir Kunstleben nennen. Die wenigen Persönlichkeiten, die existierten, bildeten keine zusammenhängende Macht. 1914 gab es, trotz allen Verächtern, Geist und Kunst als wirkende Kraft. Nicht nur sichtbare Organisationen hatten sich in ganz Deutschland die Aufgabe gesetzt, den Arbeiter, den Bürger für ein neues Reich bereit zu machen — viel aufwühlender war, daß alle geistigen Menschen, trotz Gegnerschaft im einzelnen, einen Geheimbund zu bilden schienen, der bald offensiv, bald defensiv, bald unterirdisch, bald mit freier Stirn an der Zerrüttung überkommener Vorstellungen arbeitete und in den Gehirnen auch der Stumpferen ein helleres, freieres Ideal zu entzünden im Begriff war. Die technische Präzision dieser Zeit, das Fallen der Entfernungen, die Vermischung der Völker hieß dieses Ideal unpatriotisch, international werden. Es war nicht undeutsch, aber es öffnete die Grenzen. Die Literaturen aller Länder drangen ein und wurden in unsere Sprache aufgenommen. Das soll auch jetzt nach dem Kulturreich unserer Feinde der größte Stolz vergangener Friedensjahre sein. Die Übersetzungstätigkeit war im Grund nicht Auslandsdienerei: sie war ein geistiges Erobern fremder Bezirke. Die deutsche Sprache konnte sich um so eher russische, französische Romane und englische Komödien aneignen, als sie stark genug geworden war, aus sich selbst den Ausdruck der Zeit zu finden. Die ungeheure literarische Arbeit hatte eine geistige Atmosphäre erzeugt, die unmerkbar durch die Poren drang und der der Widerwillige unterlag, weil er sie einatmete.

Diese Luftschicht hat das eine Wort Krieg am ersten August zerrissen. In den Jahrtausenden der Geschichte kann es keinen Tag gegeben haben, der mit solcher Plötzlichkeit das Antlitz der Welt verändert hat. Den Kulturvölkern war der Krieg höchstens als spielerischer Gedanke zurückgeblieben: als Tatsache war er aus ihrem Bewußtsein geschwunden. Das Leben Europas widersprach seiner Möglichkeit. Als die Menschheit am zweiten August aufwachte, war sie eine andre geworden. Im Deutschen war die Kraft der Wandlung so elementar, daß er erst jetzt zu seiner Bestimmung zu kommen schien. Der Künstler, hochgehoben auf dieser Flut der Gefühle, konnte in einsamen Augenblicken seine Ergriffenheit nicht verbergen, daß der Verrat Rußlands, die Schwäche Frankreichs, der Haß Englands das Friedenswerk fast eines halben Jahrhunderts zertrümmerte. Er fand den tiefen Glauben an ein Volk wieder, aber er verlor den Glauben an sich selbst. Seine unborenen Werke sah er verschwinden, seine ungeborenen verkümmern. Er fürchtete eine Zeit teutonischer Warden, kulturloser Hurraschre

und sah jene grobsträhnigen Poesien wiederkehren, die er bekämpft hatte.

Es ist wahr: die Ich=Dyrit, das psychologische Drama, der analysierende Roman haben ausgelebt. Wenn die Dichter unverändert aus diesem Kriege hervorgehen sollten — die Massenpsychie hat sich so gewandelt, daß sie kein Gehör finden würden. Der größte Teil der Schriftsteller, die heute die „junge Generation“ bilden, ist erledigt. Sie werden die Opfer dieses Krieges sein. Sie sind für eine neue Kunst gefallen. Denn es ist selbstverständlich, daß der Untergang der differenzierten Literatur — die Talentlosigkeit scheidet ohne weiteres aus — nicht denen recht gibt, die sie schon vorher bekämpft haben. Jene kompakten Optimisten hatten damals ebenso wenig Recht, wie es heute die nervösen Pessimisten haben. Die Literatur der Großstadtnächte, der zerfallenden Stimmungen, der seelischen Tragödien und verzerrenden Grotesken war schon deshalb vor 1914 eine Notwendigkeit, weil sie durch Baudelaire, Verlaine, Ibsen, Strindberg, Hauptmann, Wedekind und Heinrich Mann legitimiert wurde. Es ist grausam, daß Ibsens Dramen ein früheres Grab finden, als es die Literaturgeschichte gegraben hätte. Es ist grausamer, daß Strindbergs Wirkung gehemmt wird, bevor sie selbstverständlich geworden war, wenn es auch wahrscheinlich ist, daß seine historischen Dramen Widerstand leisten. Es ist am grausamsten, daß eine Gattung für Jahre tot sein wird, die zur Vollenendung kommen wollte: die gesellschaftliche Satire. Der ‚Simplicissimus‘, vielleicht auch Sternheim und Heinrich Mann (die Erwähnung in diesem Zusammenhang darf nicht zu Mißverständnissen führen) haben ihre Sendung erfüllt. Und die ‚Büchse der Pandora‘ werden wir nie mehr auf der Bühne sehen.

Niemals hat ein politisches Ereignis so jäh geistige Zusammenhänge vernichtet. Niemals aber hat es auch im selben Augenblick die Bedingungen einer neuen Kultur so notwendig heraufgeführt. Wer die vier August-Wochen durchgelebt hat, der hat sicher den Glauben an neue produktive Kräfte errungen. Ich glaube nicht mehr, daß Joseph Bauff und Walter Bloem die Zukunft gehören wird. Heute sind die Ereignisse noch zu nah, als daß sie dichterische Form finden könnten. Die Erregung selbst muß schaffen. Es darf niemand wundern, daß wir mit Gesängen übersättet werden, und niemand soll sie tadeln! Im Krieg der Völker ist geistiger Massenstillstand. Sind die Ereignisse aber zurückgetreten, und bleibt nur das Gefühl, das hinter ihnen stand, so muß sich Großes rüstringen. Die Sprache ist seit 1870, wo sie nur fähig war, Sentimentalität der Vorgänge zu schildern, durch die Darstellung nischer Wunder ganz anders vorbereitet, Krieg und Sieg in aufzunehmen. Sie ist härter, knapper, sachlicher geworden.

Sie wird die Schlacht selbst schildern und Größe und Bewunderung herausfühlen lassen, ohne sie auszudrücken. Schon jetzt hat dieser Krieg mit den Berichten des Generalstabs eine Literatur geschaffen, die vorbildlich ist. Wenn nach dem Krieg ungebrochene Temperamente auftreten, so ist eine Sprache da, in der sie sich ausdrücken können. Die den soldatischen Bericht ebenso bewältigt, wie die gesteigerte Hymne. Denn unsere Lyrik wird, soweit sie nicht balladest ist und darum ungefährdet über den Krieg hinwegkommen wird, sich in Hymnen befreien. Und beide Arten werden dem Drama zugute kommen, das bei den Jüngsten schon heute zwischen sachlicher Konzentration und lyrischer Ekstase schwankte. Vielleicht wird dann auch die Notwendigkeit der großen Bühne, die bis jetzt forciert war, selbstverständlich werden. Ein einheitlicher Gefühlsinhalt ist bei der Masse da — vielleicht wächst dann auch die Schauspielkunst in einen großen Stil hinein, ohne die gewonnene Differenzierung aufzuheben. Und, in Klammern gesagt, eine herrliche Zeit wird für die volkstümliche Posse kommen. Alles Mondäne verschwindet, und der drastische Komiker regiert.

Die Entwicklungen werden nicht ohne Kämpfe abgehen. Es ist klar, daß nach dem Krieg die Gewohnheit des Friedens so beruhigend sein wird, daß jeder Unzufriedene als Friedensstörer gekennzeichnet wird. Wir aber wissen, daß Genügsamkeit nie produktiv war, und daß die Kultur unsres dreiundvierzigjährigen Friedens von der Kritik mitgeschaffen ist. Wenn die Kritik wachsam bleibt und der ungeheure Gefühlsgehalt, der sich in Deutschland losgerungen hat und jetzt noch im Aktuellen aufgebraucht wird, für künstlerische Taten frei wird, dann kann eine Zeit gewaltiger Produktivität beginnen. Dann wollen wir das Niveau gern verloren haben, wenn wir dafür Persönlichkeiten gewinnen.

---

## Engelbert Humperdinck / von Victor Lehmann

Engelbert Humperdinck, der jetzt sechzig Jahre alt geworden ist, bedeutet, wenn wir die dreiundvierzigjährige Friedenszeit zurückschauend überblicken, ihren musikalischen Ausdruck. Während sich bei Strauß schon die zukünftigen Geschehnisse drohend ankündigen, steht Humperdinck als ein Friedevoller, in sich Abgeschlossener vor uns. Seine Gesinnung ist deutsch. In dem Bestreben, die Musik von fremdländischen Einflüssen zu befreien, geht er sogar noch über Wagner hinaus, indem er das Volkslied zu einen wesentlichen Bestandteil seiner Musik macht. Er kann es, weil das, was er aus Eigenem zu geben hat, alle Herbigkeit und Süß

der deutschen Volksweisen in sich schließt und aus der Tiefe eines reinen Herzens kommt.

Humperbind erprobte sein Können an einem unsrer schönsten Volksmärchen, das ihm Adelheid Wette, die Schwester, mit erstaunlichem Geschick für die Bühne bearbeitet hatte. Was Wunder, daß in „Hänsel und Gretel“ etwas Röstliches entstand! Alles Liebenswerte des deutschen Wesens: hier strahlt es, von einer himmlischen Güte überglänzt. Der Ruckuck ruft, Irrlichter tanzen, es rauscht in den Bäumen, der Himmel tut sich auf, und die lieben Engelein beschirmen die schlummernden Kinder. Sandmännchen, Taumännchen, der Besenbinder und die Mutter, Abendsegen, Regenritt, das Anusperhäuschen und die Lebtuchen-Kinder, die, *hocusfocussidibus*, aus ihrem verklärten Schlummer wachgezaubert werden: es ist eine solche Fülle von Schönheit, ein so verschwenderischer Reichtum, daß man alle Welt herbeirufen möchte, um sie teilnehmen zu lassen an diesem Überfluß erdvergessener Glückseligkeit. Mag die Oper als Kunstform zehnmal ein Unding sein: in diesen unirdischen Bezirken findet sie ihre Rechtfertigung.

Auch die ‚Königskinder‘ spielen im Land Nirgendwo. Wenn sie in ihrer Wirkung hinter ‚Hänsel und Gretel‘ zurückbleiben, so liegt das in erster Reihe an Ernst Kosmers Text, der die Märchenhandlung allzu sehr mit geheimnisvollen Symbolen belastet und an einem undramatischen dritten Akt krankt. Ein Vergleich mit dem Text von ‚Hänsel und Gretel‘ zeigt, wieviel höher künstlerisch das derb-naive über dem lehrhaft zugestutzten Märchenstück steht. Gleichwohl birgt die Musik unverlierbare Herrlichkeiten, wie das Vorspiel, die Einleitung zum zweiten Akt, die Waldszenen. Wieder verrät die Instrumentation den Meister.

Nach diesem zunächst als Melodrama erschienenen Werk entstand Humperbinds viel zu selten gespielte komische Oper ‚Die Heirat wider Willen‘. Nur noch einmal betrat der Meister mit einer größern Arbeit ein der Märchenoper benachbartes Gebiet: mit seiner Musik zum ‚Mirakel‘. Hier war er es, der uns in schlichter Holzschnittmanier, mit Hilfe von Kirchenliedern und Kinderweisen, den Geist des Sagenspiels nahebrachte. Hier hat eine Pantomimenmusik die Bühnenvorgänge nicht nur begleitet, sondern erklärt, indem sie mit unerbittlicher Notwendigkeit der schönen Nonne ihren Schicksalsweg vorzeichnete. Wärme strahlte aus den vollen, itten Streicherakkorden, ein stolzer Glanz aus den schmetternden Trompetenklängen, und doch erzielte die Instrumentation dies Mal selbst im Riesenraum des Zirkus die intimen Wirkungen — man möchte fast sagen: der Kammermusik.

Als Kammermusik könnte man am besten alle Schöpfungen humperbinds bezeichnen, wiewohl nicht bekannt ist, daß er sich je



auf diesem besondern Gebiet der Musik betätigt hat. Aber wie er im Orchester einem jeden Instrument seine eigene streng durchgeführte Stimme gibt und in dieses üppige Tongebilde den menschlichen Gesang hineinverwebt: das ist Kammermusik im schönsten Sinn dieses Wortes, ist eine aus innerer Notwendigkeit geborene Kunst, die nicht um des Effekts, sondern um ihrer selbst willen da ist. Wir grüßen den Meister, dankbar und in Verehrung.

---

## Vorspiel / von Max Krell

Die Nacht stand lichtblau über der Orangerie. Dünste, unsichtbare Blütennebel gingen durch den Garten. Es war keine Regung . . .

Ein Spielreifen lag verloren im Rasen.

Helle Kleider schimmerten. Als Lichtflecke tauchten sie aus dem Schwarzen und Grünen des Parkgrundes. Das Klingen von Worten, die in der Entfernung zerbrachen, hüpfte über Kies und Gras . . . Plaudernde . . . Zuletzt der Prinz Aimé, der die zierliche Jacqueline, die Hofdame Ihrer Majestät, küßte.

„Haben Sie die neuen Stuten des Herzogs von Chartres gesehen?“ näselte der Marquis den Grafen Ferry an.

„. . . Baudin sollte für bessere Hummern sorgen“, meinte Malquet.

„. . . Der Mond sieht aus, als hätte er sich an Blut betrunken . . .“

„Liebster —“, sagte Jacqueline.

Der Kammerdiener storchte wie ein Grande vom Schloß —: „Seine Majestät geruhen, wünschen — Nacht —“

Die hellen Kleider verwehten. Ein Bologneserhündchen trottete hinterdrein.

Fenster legten gedämpftes Licht in schmale hohe Rahmen. Das Dach der Orangerie glänzte vom Mond wie Grünspan und Silber.

Gäule in Schweiß und Schaum — ventre à terre — jagten aus Paris heran. Eine graziöse Karosse schaukelte am Gespann . . . Allons! . . . Allons! . . . Der Herzog von Biancourt begab sich zum Könige.

Die Herren standen jetzt allein am Portal und betrachteten die Schimmel, die abgeheßt und stumpf vor sich hinstiarten. Sie sprachen von Paris, das ein Pulverfaß sei, vom Volk, von den Senatoren, von Necker, Lafayette und dem armen Bischof Pignan und von den Frauen. Graf Ferry war wie gewöhnlich angetrunken. Er verlangte, auszufahren. Der Kutscher sah

trostlos an: das kostete ihm bei Biancourt den Kopf; aber immer noch besser als eine Maulschelle von seiner Gnaden dem Grafen.

Sie warfen sich lärmend in die Polster. Nach fünf Minuten ohnmächtig rasender Fahrt ging die erste Scheibe in Trümmer. Der Graf empfand die Sommernacht. Der Graf bedurfte der Bewegung. Prinz Aimé fluchte wie ein betrogener Bettler über die Straße und den Finanzminister. In dem engbrüstigen Marquis erwachten sentimentale Regungen. Er sang. Er trillerte. Er pfiß. Und Herr Malquet erzählte seine sieben bekannten Weiberhistorien. Der Graf schwur mit ausgestrecktem Degen — wobei die zweite Scheibe zersplitterte — sein Blut für Frankreichs Ehre zu verströmen; trotzdem seien die Hummern schlecht, man müsse Baudin, diesen Banditen, köpfen. Der Marquis umarmte ihn. Malquet behauptete: das sei ein Anblick, der kleine Mädchen weinen mache. Dabei falle ihm eine feine Geschichte ein . . . Keiner hörte zu. Die Karosse baumelte hinter den Pferden weiter. Das Rattern erstickte alle Gespräche. Der Graf bekam Mitleid mit sich selbst und flehte unter Tränen den Mond um einen neuen Adam an. Der Wagen rumpelte. Die Räder knurrten.

Dünnsäbiger Lichtschein fiel von einem Hause herüber. Der Prinz entprügelte dem Kutscher die Mitteilung: es sei die Posthalterei Grondelle. Allerlei Wagen mit kleinen und großen, alten und jungen Pferden warteten auf die Weiterfahrt. Einzelne Laternen an den Deichseln brannten nur schwach in der hellen Nacht.

Graf Ferry schrie, der Kutscher solle halten. Er habe einen Bekannten gesehen. „Dort, ja, ja — es ist der große italienische General Branelli. Er ist geflohen. Man wollte ihn vergiften. Er hat einen Kardinal in flagranti erwischt.“ Aber es war nur ein Fuhrknecht. Ferry gab ihm eine seiner berühmten Ohrfeigen und ging in das Haus.

Eine Reisegesellschaft saß um den runden Tisch, Schauspieler auf der Kist. Sie verzehrten eine einfache Mahlzeit, und der Wirt schenkte eben Landwein in ihre Gläser.

„Aber ich bitte Sie,“ deklamierte er, „nach Paris! Meine schönen Damen, meine geschätzten Herren! In Paris verhungern Sie jetzt. Sie krepieren. Wer wird in die Komödie laufen! Wir haben dort zuviel Konkurrenz, die Versammlung der Herren, Affentheater in Versailles —“

„— wird ihm die Bude zusammenschmeißen!“ donnerte der zetende Prinz in den Sermon.

Der Dicke zuckte zusammen und verkroch sich unter den Kossianten.

Malquet empfahl seinen Freunden ein liebenswürdiges, artiges Benehmen. „Es sind Damen dabei, eine Nase pro Mann!“ Der Marquis wollte absolut mit dem angejahrten Heldenvater einen Ringkampf arrangieren. Der Prinz hatte eine Geige gefunden und stocherte die Töne eines Chorals zusammen. Dabei ließ er seine Blicke zu der jüngsten Schauspielerin flanieren. Sie markierte ein beleidigtes Gesicht. Er entschied sich für die Taktik der Beharrlichkeit.

Graf Ferry lud die ganze Bande ein. Der Wein lernte rascher fließen. Malquet erzählte: „Als ich noch Kavalier des Königs von Pamphilien war“ . . . Der Marquis begeisterte sich zu einem hymnischen Toast und verkletterte sich in die Höhen der Menschenliebe. Der Prinz spielte jetzt einen Trauermarsch auf Glasrändern. Die Schauspieler wurden lebendiger. Der Wirt schwänzelte munter und dankte gerührt für Rippenstöße, die Ferry ihm verabfolgte. Nur der Heldenvater glitt nicht in den allgemeinen Rausch. Er wachte über seine Tochter, die sich nur mühsam der prinzlichen Liebkosungen erwehrte.

Der Marquis stand auf dem Tisch. Niemand hatte ihn hinaufsteigen sehen. Er stand lächelnd da oben, mit der Grazie eines Griechengottes.

„. . . Und dann kam die Sintflut“, donnerte er, „und eine gewaltige Stimme rief: Liebet Euch!“

Der Prinz hob die kleine Jeanette in die Höhe, küßte sie mit weinsatten Lippen und verlangte, sie solle tanzen.

„Nein“, rief die Baßstimme Ferrys mit Pathos. „Wo habt ihr eure Feßen, Gesindel? Spielen sollt ihr, mänadisch rasen. Wir werden euch fürstlich bezahlen!“

Und mit Malquet setzte er die Tische in Bewegung, um eine Bühne zu bauen. Prinz Aimé war mit dem Heldenvater wegen des Mädchens in Händel gekommen. Der Marquis hatte die Schauspielmutter unter bezauberndes Augen-Kreuzfeuer genommen.

„Meine Damen! Meine Herren! Das Neueste vom Neuen!“ lud Ferry mit der Allüre eines Schaubudenbesizers ein, half den Damen galant auf das provisorische Podium und begann mit schwachem, stark alkoholisiertem Tenor zu singen. Dazwischen schrie er: „Introduktion!“ — nach einer Weile: „Vorhang!“, obwohl kein Vorhang da war. Man drückte die Lichter aus; nur an der improvisierten Bühne flimmerten noch ein paar matte Kerzen. Die Schatten der Agierenden zuckten gespensterhaft über die Wand. Das Spiel nahm davon einen unerhört phantastischen Ausdruck an. In den Fenstern kämpfte die bleiche, stiere Mondnacht mit dem Dunkel.

Der Prinz hatte sich an den runden Tisch gesetzt, der allein noch im Zimmer freistand. Seine ausgestreckten Hände zirkelten beständig Riesenkreise auf der Platte, das Terrain ganz und gar beherrschend. Flaschen und Gläser knixten um, wie von einer Sense geschlagen.

„Vorhang — —“

Sie spielten einen ihrer belanglosen Komödiantenschmarren, mit dem sie die Seine-Nester seit Monaten überzogen. Sie schlenkerten ohne Verbe mit den Armen herum und redeten monotone Worte. Der Geist und die Lust waren nicht dabei. Der Zwang beherrschte sie. Die seltsame Situation lag in ihren Gliedern. Ihr Sprechen war ein leeres Tönen.

Aber sie fanden eine Antwort. Aus der Nacht kamen Murmeln und Rauschen, wie das Responsorium aus einem hohen Dom . . . wie das verwirrte, ungeschulte Zusammensingen zahlloser Stimmen . . . wie das Heranziehen einer Riesenherde . . . Und wie es sich näherte, waren es Menschen, trabend, drängend, redend. Nur die Stimmen der Spieler in dem engen Raum waren etwas Klares, das über dem Rauschen schwamm.

Malquet gebot mit einer unnachahmlichen souveränen Geste Ruhe. Die Schauspieler standen augenblicklich wie tote Puppen gegen die Wand. Jeder lauschte dem heranschwellenden Tönen. Jeder sah gespannt in die blass graugrüne Nacht.

Eine Horde Menschen, die nach Hunderten zählte, kam breit und ohne Ordnung herangeströmt. Das Rufen und Reden verstummte. Erst die Spannung rückte den Schwarm dichter zusammen. Nur das Schrappen des Gehens war hörbar. Und dann blieb auch das still. Die Menschen hatten sich wie Soldaten zu einem Halbkreis um das Haus formiert. Ab und zu scholl einmal ein Wort, ein Ruf herüber, die Namen des Prinzen, Ferrys, des Marquis, Malquets.

Malquet war der Einzige, der begriff. Er kannte Paris und Frankreich. Er wußte, welcher Sud im Volke gekocht wurde. Das Pulver hätte schon lange explodieren können. Also, jetzt war es so weit. Die Masse hatte kein Verständnis für eine fidele Hofhaltung. Schade, Malquet amüsierte sich gern.

Er war total nüchtern. „Ausreißen“, sagte er ganz unritterlich zu Ferry. Aber Ferry kapierte nicht und sah mit Innigkeit der die Helkenmutter an. Die übrigen drängten neugierig zur. Der Prinz, auf einmal beweglich wie ein Al, erhaschte die Schauspielerin, hob sie empor und labierte wie ein geschickter Herr zur Hintertür.

Aber der Alte hatte ihn nicht aus den Augen gelassen. Es in Handgemenge, eine Verwirrung, ein Gegeneinander-



stürmen. Niemand kannte sich aus, was eigentlich geschehen war, und worauf alles hinauswollte. Schreie flogen hin und her. Die Neugier verdrehte den Knoten noch mehr. Jemand riß dem Prinzen den Degen von der Seite . . . Und dann war sekundenlang alles still.

Der Prinz lag längelang am Boden. Längelang, blutig, entstellt. Niemand wußte, wie es zugegangen war. Jeder sah. Jeder starrte im Entsetzen. Der lustige, verliebte Prinz . . .

Aber rasch zerfiel die Stille wieder. Lärmend brach die Menge von draußen herzu. Sie wußte nichts von Zusammenhängen — einerlei. Sie ahnte aus dem verhallenden Geschrei eine Bedrängnis und legte sie sich nach ihrer Weise aus. Es gelang Malquet und dem fetten Wirt noch, die Türe vor der Meute zu sperren, die nun, betrogen, um die Fenster lärmte, die Nacht anschrte, drohte, Haß ausspie und grauenhafte Pläne erwog. Die Karosse des Herzogs von Biancourt ging in tausend Stücke. Fenster zersplitterten. Die Türen klangen vom dumpfen Dröhnen der Anstürmenden.

Erst gegen Morgen, als die Frühe sich schüchtern anzeigte, lief die Masse langsam auseinander. Nach geraumer Zeit öffnete sich eine Türe. Männer spähten sorgend, traten ins Freie. Die Remise wurde aufgeschlossen. Man holte einen halbzerbrochenen Heufarren. Man legte die Leiche darauf.

Und dann trottete der seltsame Zug ins Morgengrauen fort. Die Herren: trübselig wie verprügelte Hunde mit hängenden Ohren. Nach. Paris. Nach dem Paris, das zu seinem blutroten siebzehnten Juli erwachte. Starke Tagesfarben übertönten schon die Landschaft. Aber sie verblaßten unter dem maßlosen Schrei, den die Stadt ausstieß, unter dem verzerrten Geheul der mordenden Menge, die ihren Sadismus durch den Morgen brüllte:

„Ah, il n'est point de fêtes,  
quand le coeur n'en est pas.“

Der kleine Totenkarren war lächerlich für dieses Paris.

---

## Kriespremieren des Berliner Hoftheaters

\* bedeutet: Einakter

1806

1. Der unterbrochene Dorf-Fahrmarsch, Ballett von Gürlich.
- \*2. Herr und Diener in einer Person, Singspiel von Dellamaria.
- \*3. Edelmut und Liebe, Singspiel von Franz.
- \*4. Die tiefe Trauer, Singspiel von Berton.
5. Der Ton des Tages, Lustspiel nach dem Französischen.
6. Der Eid, Trauerspiel nach Corneille von Niemeier.

- \*7. Das Geständnis, Lustspiel von Rozebue.
- \*8. Der kranke Eifersüchtige, Lustspiel.
- 9. Heinrich der Vierte König von Frankreich, Trauerspiel von Bergen.
- 10. Claudine, Lustspiel von Lebrun.
- 11. Die Heimkehr, Schauspiel nach einem Roman.
- \*12. Milton, Singspiel von Spontini.
- 13. Phaedra, Trauerspiel von Racine.
- 14. Die Sylphen, Zauberoper von Himmel.
- 15. Die freundlichen Unheilstifter, Lustspiel nach Picard.
- 16. Die Weihe der Kraft, Ritterschauspiel von Zacharias Werner.
- \*17. Das Blumenmädchen, Singspiel von Benda.
- 18. Idomeneus, Singspiel von Mozart.
- 19. Bianca von Toredon, Schauspiel von Hell.
- 20. Die Eifersucht auf der Probe, Opera buffa von Anfossi.
- \*21. Die Theaterprobe, Posse nach Molière.
- \*22. Eulenspiegel, Posse von Rozebue.
- 23. Der Gelehrte, Lustspiel nach Destouches.
- 24. George Rothbart, Lustspiel nach Molière von Bichotte.

### 1813

- 1. Die Fliederwochen, Lustspiel nach Bain.
- 2. Der verlorene Sohn, Singspiel von Gaveaux.
- 3. Der Nachspruch, Original-Tragödie von Ziegler.
- 4. Carlo Fioras, Singspiel von Fränzel.
- 5. Launen der Liebe, Lustspiel.
- 6. Der leichtgläubige Liebhaber, Divertissement von Gürrlich.
- 7. Johann von Paris, Singspiel von Boieldieu.
- 8. Der Beruf, Lustspiel von Hell.
- 9. Welf von Trudenstein, Schauspiel.
- 10. Dramatische Academie.
- 11. Der Hefelkrämer, Operette von Drieberg.
- \*12. Arme Minnesänger, Schauspiel von Rozebue.
- \*13. Die Gefangenschaft, Singspiel von Champein.
- 14. Die Wegelagerer, Singspiel von Paër.
- 15. Besser spät gefreit als niemals, Lustspiel.
- 16. Die großen Kinder, Lustspiel von Müllner.
- \*17. Das Frühstück der Junggesellen, Singspiel von Fouard.
- \*18. Die Feuerprobe, Lustspiel von Rozebue.
- \*19. Der blinde Gärtner, Liederspiel von Rozebue.
- 20. Der leichtsinnige Lügner, Lustspiel von Schmidt.
- \*21. Abu Hassan, Singspiel von Carl Maria von Weber.
- 22. Die deutsche Hausfrau, Schauspiel von Rozebue.
- \*23. Der Kapellmeister aus Venedig, Duodlibet von Breitenstein.
- \*24. Die gefährliche Nachbarschaft, Lustspiel von Rozebue.
- \*25. Die selige Frau, Lustspiel von Gubiş.
- \*26. Die Brüder, Zwischenspiel in Versen.
- 27. Die Heirat durch List, Singspiel von Cimarosa.
- 28. Die Pflugesöhne, Trauerspiel von Kratter.
- .. Rudolph von Habsburg, Heroisches Schauspiel von Rozebue.
- .. Die Romanze, Singspiel von Berton.
- .. Lorenz Stark, Schauspiel nach Engels Charaktergemälde.
- .. Lieb' und Friede, Schauspiel von Gubiş.
- .. Die Ringe, Ländliche Handlung von Jffland.
- .. Der Seehafen, Ballett von Seidel.
- .. Der Faun, Divertissement von Telle.

- \*36. Der Kosack und der Freiwillige, Liederspiel von Koschubue.
- \*37. Die Laune des Verliebten, Schäferspiel von Goethe.
- \*38. Die Komödianten aus Liebe, Lustspiel von Koschubue.
- \*39. Das Dorf an der Grenze, Ländliche Szene.

### 1864

- 1. Montjoie, Pariser Lebensbild von Feuillet.
- 2. Die deutschen Komödianten, Drama von Mosenthal.
- 3. Unsere Alliierten, Lustspiel nach dem Französischen.
- 4. Königin Bell, Schauspiel von Birch-Pfeiffer.
- 5. Pietra, Tragödie von Mosenthal.
- 6. Eine kleine Erzählung ohne Namen, Original-Lustspiel von Görner.
- \*7. Zuerst komm' ich, Lustspiel von Labiche und Martin.
- 8. Hans Lange, Schauspiel von Hefse.
- \*9. Ausreden lassen, Scherz von Benedix.
- \*10. Ein unschuldiger Diplomat, Lustspiel von Genrion.
- 11. Die Kompromittierten, Lustspiel von Rosen.
- \*12. Rezept gegen Schwiegermütter, Lustspiel nach Manuel Juan Diana.
- 13. Die Rose von Erin, Romantische Oper von Benedikt.
- 14. Der Stern von Turan, Große Oper von Würst.

### 1866

- 1. Nullen, Original-Lustspiel von Rosen.
- 2. Die Frau in Weiß, Drama von Birch-Pfeiffer.
- \*3. Der Herr Studiosus, Charaktergemälde von Birch-Pfeiffer.
- 4. Epigramme, Lustspiel von Benedix.
- 5. Maria Moroni, Trauerspiel von Hefse.
- \*6. Freund und Feind, Dramatische Anekdote von Froberg.
- 7. Spielt nicht mit dem Feuer, Lustspiel von Butlig.
- \*8. Berlin wird Weltstadt, Posse von Kalisch.
- \*9. Einberufen, Gelegenheitscherz von Salingré.
- \*10. Ein Stündchen auf dem Comptoir, Posse von Haber.
- \*11. Im Wartesalon Erster Klasse, Posse von Hugo Müller.
- \*12. Herr und Madame Denis, Komische Oper von Offenbach.
- 13. Preußens Ehre, Lieder-Cantate mit Bildern von Taubert.
- 14. Lied von der Majestät, komponiert von Taubert.
- 15. Lenore, Vaterländisches Schauspiel von Holtei.
- \*16. Eine Gewissensfrage, Dramatische Kleinigkeit von Feuillet.
- 17. Was die Welt regiert, Lustspiel von Horn.
- 18. Herzog Bernhard von Weimar, Historische Tragödie von Mosenthal.
- 19. Die zärtlichen Verwandten, Lustspiel von Benedix.
- 20. Revanche, Lustspiel von Birch-Pfeiffer.
- 21. Rogelane, Tragödie von Schlemm.
- 22. Der Misogyn, Lustspiel von Lessing.
- \*23. Mitgefangen, mitgehungen, Lustspiel von Warburg.
- 24. Und, Lustspiel von Girndt.

### 1870

- 1. Hans und Grete, Schauspiel von Spielhagen.
- 2. In der Mark, Schauspiel von Hopfen.
- 3. Landfrieden, Deutsche Komödie von Bauernfeld.
- \*4. Des Kriegers Frau, Szene aus der Gegenwart von Heigel.
- 5. Ein Engel, Schwank von Rosen.
- \*6. Immer zu Hause, Schwank von Grandjean.
- 7. Isabella Orsini, Drama von Mosenthal.
- 8. Der Narr des Glücks, Lustspiel von Wichert.

9. Der Graf von Hammerstein, Historisches Schauspiel von Wilbrandt.
- \*10. Sie hat ihr Herz entdeckt, Lustspiel von Müller-Königswinter.
11. Moderne Jugend, Lustspiel von Bauernfeld.
- \*12. Ein Autographensammler, Charakterbild von Hillern.
13. Strafrecht, Schwanf von Girndt.
- \*14. Die Komödie um ein Herz, Lustspiel von Schlägel.
- \*15. Landwehrmanns Christfest, Familienbild von Benedix.
- \*16. Aurora in Ol, Posse von Kalisch.
17. Die Meistersinger von Nürnberg, Große Oper von Wagner.
18. Zieten-Gusaren, Komische Oper von Scholz.

## Antworten

**E. T.** Ein Gegenstück zu Ihrem Erlebnis erzählt Emil Thomas in seinen Memoiren. „Während meiner Fahrt von Berlin nach Wien stiegen drei katholische Pfarrer in mein Coupé. Es war zur Zeit in Wien Consilium sämtlicher österreichischen Diözesen. Von diesen Dreien — sie kamen aus Galizien — sprachen Zwei gar nicht und der Dritte nur etwas Deutsch und das noch mit vorsichtiger Satzstellung. Es entspann sich zwischen uns beiden eine Konversation; der alte Herr war so gütig, mich, als wir durch die großen, weiten Ebenen Böhmens dahinsauften, auf die Einzelheiten der Gegend aufmerksam zu machen. So unter anderm: ‚Sehen Sie, hier ist das Schlachtfeld von Königgrätz!‘ Ich blickte über die weite Fläche und sah natürlich nichts wie ein ödes Stoppelfeld und konnte nur schwer meine Empfindungen unterdrücken, die mir angesichts der Erinnerungen an die ein Jahr vorher so heiß entbrannten Kämpfe aufstieg. Die lebenswürdige Beredsamkeit des alten Herrn verkürzte mir die Zeit, und während er mir noch mit Bestimmtheit erklärte, daß der Sieg Preußens über Oesterreich unausbleiblich war, rauschten wir von Station zu Station. ‚A propos, ehrwürdiger Herr‘, fragte ich ihn, ‚warum mußte denn Preußen siegen?‘ ‚Weil‘, erwiderte er, ‚Benedek vor der Schlacht bei Königgrätz die Armee nicht zum Gebet geführt, preussischerseits dies aber stattgefunden hatte.‘ Ich nickte zustimmend mit dem Kopf und dachte bei mir: ‚Sie haben ja so recht!‘“

**J. L.** Ihren Scherz kann man nicht drucken. Lustiger finde ich diesen Dialog. Londoner: „Was glauben Sie: wenn unsre Truppen in Belgien landen — werden die Deutschen ihnen dann entgegenrücken?“ Berliner: „Och nee, det floob id nich. Wir ham ja jek mit'n Kriege zu tun.“

**E. W.** Ihr ergreifender Appell findet in meinem schwarzen Herzen keinen Widerhall. Ich halte mit dem ‚Kunstwart‘: „Wer davon überzeugt ist, daß er mit Fremdwörtern besser spricht, der hat nicht nur das Recht, sie zu brauchen, sondern die Pflicht. Aber Gefinnungsriecherei — mit anschließender Verdächtigung der nationalen Zuverlässigkeit aus Meinungsverschiedenheiten in solchen Fragen heraus — schießt bei uns so üppig ins Kraut, daß wir allen Grund haben, grade um unsres Volkstums willen auf allen Äckern deutschen Lebens an ihre Ausrottung zu gehen.“ An die Ausrottung — nicht der Fremdwörter, sondern der Gefinnungsriecherei; die während des Krieges und wahrscheinlich mehr noch nach Friedensschluß eine schöne Landwiese werden dürfte. Schon versucht man, gegen Künstler wie Daumier auszureiten! Daß „die Barbaren aus dem Osten“ sich in Deutschland einnisten, ist nicht zu befürchten. Wohl aber, daß die Deutschen selbst zu Vandalen werden, die Leo Tolstoi Herrn Otto Ernst hintansetzen, bloß weil der russische Sprache mißbraucht.

**J. F.** Wie es nach dem Kriege den französischen, englischen und anderen Dramatikern auf unsern Bühnen gehen wird? Bernard Shaw schreibt in der ‚Daily News‘: „Wir haben die Waffen nicht aufgenommen,



weil die belgische Neutralität verletzt wurde; hätten wir es für vorteilhaft geachtet, den deutschen Vorschlag anzunehmen, so hätten wir Gründe genug finden können. Unse nationale Eigenart edler Würde ist schon genugsam in dem Parteistreit unsres eigenen Landes kund getan: im Kriege ist diese Eigenschaft unverzeihlich. Lassen wir unsre Kriegslust auf das Schlachtfeld gehen und unsre Heuchelei zu Hause. In diesem Kriege geht es um der Mächte Gleichgewicht und um nichts andres. Wir müssen dabei im Auge behalten: wenn unsre Partei gewinnt, so ist das Ergebnis ein gewaltiges Überschlagen der Waagschale zugunsten der russischen Macht, und das würde eine große Gefahr für uns sein. Trevelhans Rücktritt lehrt uns, wie ein Engländer mit einem starken Gefühl für das Bildungsgleichgewicht in Europa Deutschland als ein so kräftiges Bollwerk für die Kultur betrachten kann, daß wir selbst im Krieg mit Deutschland doch zum Schluß trachten müssen, diese Macht gegen die östliche Grenze zu verteidigen. Das braucht uns in den Kräften nicht zu entmutigen, im Gegenteil: wir werden Preußen wieder zum Ruhm bringen, wenn wir ihm den Militarismus ausgeklopft und es gelehrt haben, uns zu respektieren. Der preußische Militarismus hat uns schon vierzig Jahre geärgert, und noch vor einem Monat glaubte weder Deutschland noch Frankreich, daß wir mittun würden, wenn es zum Äußersten käme. Diese Überzeugung hätte Frankreich von der Kriegserklärung abgehalten, aber Deutschland trieb zu dem Kriege. Wir hätten ohne Angst vor Preußen und der preußischen Kriegsmacht sagen sollen: Wenn ihr trachtet, Frankreich zu vernichten, dann werden wir beide euch vernichten. Wir haben genug gehabt von dem Deutschland Bismarcks, das die ganze Welt verflucht. Wir wollen sehen, ob wir das Deutschland von Goethe und Beethoven, das keinen Feind auf der Erde hat, nicht wieder beleben können; aber wenn ihr diesen Unsinn der eisernen Faust aufgibt und gebildete Bürger sein wollt, dann wollen wir euch beschützen gegen Rußland auf dieselbe gerechte Weise, wie wir nun Frankreich beschützen. Unse erste Pflicht ist nun, Potsdam zu überzeugen, daß es Frankreich, England und Belgien nicht niedertreten kann, und zum zweiten müssen wir Rußland überzeugen, daß es keinen Vorteil daraus ziehen darf, wenn an Deutschland eine Lektion gegeben ist.“ Schade. Denn daraufhin wird Shaw bei uns wahrscheinlich ganz und gar in die Acht getan werden; und könnte doch beanspruchen, daß man den Dramatiker von dem Leitartikelschreiber trennt.

**Dramaturg.** Mein Kriegsspielplan machte gar keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Wenn Ihnen also außer Eulenberg's „Halbem Helden“ und Björnson's „Zwischen den Schlachten“ noch Dramen einfallen, die man jetzt spielen könnte, so teilen Sie sie immerhin mit.

**Den Frei-Abonnenten.** Es muß geschi..ieden sein. Ich habe euch plötzlich gezählt; bin zu meinem Schreck auf Dreiundsiebzig gekommen; habe mir ausgerechnet, was ihr mich an Papier, Druck, Buchbinder- und Expeditionsarbeit, Streifbändern und Porto kostet; finde, daß ich grade jetzt, wo ich entschlossen bin, jeden richtigen Abonnenten in meines Herzens Herzen zu hegen, so große Summen nicht verschenken sollte — und habe deshalb einen dicken Strich durch euch alle gemacht. Lebt wohl! Ich bin euch dankbar, daß ihr nicht jede Nummer in Grund und Boden kritisiert habt, und hoffe, daß ihr mir diese liebevolle Gesinnung auch ohne greifbare Gegenleistung bewahren werdet.

**Angstmeier.** Seien Sie unbesorgt: vom siebzehnten September an erscheint wieder jede Woche eine einfache Nummer Ihrer und meiner Lieblingszeitschrift.

---

Nachdruck nur mit voller Quellenangabe erlaubt.  
Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.  
Verlag der Schaubühne, Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Druck: A. E. Fischer, Gera-R.  
Kleinige Inseratenannahme: Annoncen-Expedition für Fachzeitschriften m. b. H. Berlin W 51, Fasanenstraße 89.

## In Belgien — und in der Welt

Von der Goltz Pascha, der mit den Türken umzugehen verstand, wird auch mit den Belgiern soweit fertig werden. Er wird den Großindustriellen freundlich entgegenkommen und sie daran erinnern, daß vor dem Krieg nicht nur Interessen, sondern auch, angeblich, aufrichtige Sympathien sie mit dem deutschen Nachbar verbanden — und dann nicht mehr von den Sympathien sprechen.

Umso mehr aber von den Interessen.

Vielleicht behalten wir Lüttich, wie wir vor vierundvierzig Jahren Mülhausen bekamen; und die Herren Industriellen des belgischen Ostens werden die Neuorientierung auf dem Weltmarkt noch viel schneller gefunden haben, als die behäbigeren Mülhausener sie finden mochten. Denn in der belgischen Industrie wird zehnmal soviel gearbeitet, wie in Frankreich sogar noch unter Napoleon dem Dritten. Die belgischen Industriellen sind unverbrauchtere Kämpfer auf dem Weltmarkt, zähere Arbeiter, findigere Geschäftsreisende, als die Franzosen, selbst als die fleißigsten Franzosen dicht jenseits der Grenze — die übrigens längst so vernünftig waren, deutsches Kapital aufzunehmen und dem unternehmungstollen Deutschen, der sich anbot, Arbeit und Anteil zu überlassen. Die industrielle Durchdringung Belgiens war uns in überraschend kurzer Zeit geglückt, ja, wir waren weit über die französische Grenze vorgerückt, bis über Lille hinaus, bis an die Küste nach Le Havre. Den Franzosen begann es ungemütlich zu werden, nachdem die Belgier schon lange geklagt hatten, daß Antwerpen eine deutsche Stadt sei. Soweit wird die deutsche Verwaltung also den Boden wohl vorbereitet finden.

Leider haben wir es, wie fast überall in der Welt, so auch in Belgien an der kulturellen Propaganda fehlen lassen. Während Frankreich Wallonen und Flamen systematisch für die französische Sprache und damit, ganz allgemein, für die französische Sache zu gewinnen suchte, begnügten sich die Deutschen damit, Geschäfte zu machen. Die Folge war, daß tausende von Deutschen unmerklich französisiert wurden und

schließlich jeden geistigen Zusammenhang mit dem Vaterland verloren. Die deutschen Vereine in Brüssel hatten entweder keine Mittel, um gegen die romanische Ueberflutung ganz Belgiens anzukämpfen, oder keine Lust, die „Gemütlichkeit“ ihres „geselligen Zusammenseins“ aufs Spiel zu setzen. Statt mit Klugheit und Geschmaç vorzugehen, verschanzten sie sich hinter einem verbitterten Patriotismus, der manchen tatenlustigen Deutschen abstieß und keinen anzog.

Sicher war Belgien für deutsche Kulturpioniere der denkbar schwierigste Boden, vielleicht konnte diese Erde, wo es dem friedlichen Pflug gar zu schwer fiel, vorwärts zu kommen, nur durch das Schwert aufgerissen, der mächtigere Gegner im Geist nur durch die Gewalt verdrängt werden.

Wie dem auch sei: nun gilt es, festzuhalten, was die Waffen erobert haben, und daß wir diesmal nicht in alte Fehler verfallen, dafür scheint der Mann zu bürgen, der an Karl Lamprecht die Worte schrieb: „Wir sind ein junges Volk, haben vielleicht allzubiell noch den naiven Glauben an die Gewalt, unterschätzen die feinem Mittel und wissen noch nicht, daß das, was die Gewalt erwirbt, die Gewalt allein niemals erhalten kann.“ Es kommt der Tag, wo Pflicht und Macht vom Soldaten auf den Bürger übergehen. Dann darf dessen Arbeit nicht schlechter sein, als die des Soldaten gewesen ist.

Der Hauptkampf gilt aber England. Darüber täuscht sich heute glücklicherweise niemand mehr in Deutschland. In dem Augenblick, wo wir wünschen und versuchen, das englische Imperium zu unsern Gunsten zu liquidieren, dürfen wir nicht vergessen, daß unsre einzige Ueberlegenheit über England eine geistige ist. England verfügt über ausgezeichnete Kolonialsoldaten. Natürlich mußten sie auf einem europäischen Schlachtfeld unterliegen. Nichtsdestoweniger wird England immer wieder die Soldaten hervorbringen können, die es für seine Kolonien braucht. Englands Machtstellung in Europa hat nie auf seiner Landarmee gestanden und wird nie darauf stehen. Gelingt es uns aber, die englische Flotte zu besiegen, so werden wir in der Welt genau in derselben Lage sein, in der sich heute England befindet. Wir werden das Meer beherrschen müssen, und wir werden gute Kolonialtruppen brauchen. Der deutsche Verwaltungsbeamte, der dann die Arbeit draußen übernimmt, wird nicht schlechter, aber auch kaum besser sein als sein englischer Kollege. England hat seine Kolonien an Freiheiten gewöhnt, die wir ihnen nicht werden nehmen können. Wir werden sie womöglich vermehren müssen. Kurz: wir werden dieselben Schwierigkeiten haben, die wir den Engli

dern jetzt so herzlich gönnen, dieselben und einige neue, die noch ein besiegtes England uns bereiten könnte und im Ernstfall auch bereiten wird. Dieser Schwierigkeiten können wir nur Herr werden, wenn wir uns den Engländern überlegen zeigen. Den Entscheidungskampf in der Welt draußen wird Deutschland mit den „feineren Mitteln“ zu gewinnen haben, von denen im Brief des Reichskanzlers an den Leipziger Professor die Rede ist. Daß wir aber über ein ganz andres Arsenal an geistigen Waffen verfügen als Albion: das ahnen selbst die Engländer, die Deutschland nur aus dem Märchen vom bösen ungeschlagenen Riesen kennen.

Dem Sieg wird die Mobilmachung der geistigen Armee zu folgen haben, der zahllosen Pflüger und Säer, die die Erde besiedeln und das eroberte Stück Welt dem deutschen Geist unterwerfen müssen.

Hoffentlich wird die Welt uns in der Zeit der friedlichen Saat und Ernte ebenso einig sehen, wie wir es in dieser Zeit der Gewalt gewesen sind.

---

## Zu diesem Krieg

### Novalis

Die innerste Hauptstadt jedes Reiches liegt nicht hinter Erdwällen und läßt sich nicht erstürmen.

### Fichte

Durch diesen Krieg soll die Frage entschieden werden, ob dasjenige, was die Menschheit seit ihrem Beginne durch tausendfache Aufopferungen an Ordnung und Geschicklichkeit, an Sitte, Kunst und Wissenschaft und fröhlichem Aufheben der Augen zum Himmel errungen hat, fortbauern und nach den Gesetzen der menschlichen Entwicklung fortwachsen werde; oder ob alles, was Dichter gesungen, Weise gedacht und Helden vollendet haben, versinken solle in den bodenlosen Schlund einer Willkür, die durchaus nicht weiß, was sie will, außer daß sie eben unbegrenzt und eisern will! Die Entscheidung hierüber ist endlich demjenigen Staate in Europa anheimgefallen, der im Besitze aller derjenigen Güter der Menschheit, die auf dem Spiele stehen, am weitesten gekommen, und dem daher an der Erhaltung derselben am meisten liegen muß; gleichsam, als ob er recht eigentlich zu diesem Zwecke in der neueren Zeit sich entwickelt und seine Bedeutsamkeit erhalten hätte. Es ist die Frage, auf welche Weise die große Aufgabe siegreich gelöst werden könne. Unfehlbar dadurch, wenn alle, vom Höchsten bis zum ringsten, mit derselben eisernen Kraft, mit welcher der Feind will, iz wollen, was sie wollen, und nur dies und nichts anderes noch nebenbei: kurz, zum Wahlspruche haben, nicht, wie ehemals der Feind, leben oder Sterben, indem das letztere auch ohne unsern Voratz kommt, und der, welcher zu handeln hat, es nie wollen muß, sondern in Stegen schlechthin!



## Frank-Mannheim / von Julius Bab

Das mächtige Drama, das unter dem Titel 'Deutschland' heute auf der Weltbühne agiert wird, scheint auch in den Einzelheiten des Dialogs mit tragischen Epigrammen von wichtigster Schärfe gearbeitet zu werden. Daß der Zar als Beschützer des Fürstenmords und der französische Ministerpräsident als langjähriger Sozialistenführer die Kriegsfahne entrollten, das war gleich ein kräftiger Anfang. Nun steht auf der schon beklemmend langen Verlustliste des deutschen Heers zum ersten Mal ein Name von nationaler Bedeutung, und dieser erste Gefallene, dessen Tod unmittelbar nicht nur den Kreis seiner persönlichen Freundschaft, sondern die deutsche Öffentlichkeit trifft, ist der Führer der jüngern deutschen Sozialdemokratie: Ludwig Frank aus Mannheim.

•

Sie haben jahrzehntelang gesagt, daß sie das neue Reich bringen. Sie haben sich mit mächtigen Reden anheischig gemacht, für den Weltfrieden zu bürgen. Sie haben, mit einem Blick auf die vier Millionen Wahlstimmen und die mächtig wachsenden Gewerkschaften, das Versprechen abgegeben, am Tag der Kriegserklärung durch den Generalstreik in allen Ländern die Regierung matt zu setzen, die Heere aktionsunfähig zu machen. Da kam die Stunde — plötzlich, über Nacht war er da, der Krieg! — und wie Staub prasselte ihre ganze Herrlichkeit aus einander. Der Widerstand des einen Jaurès war dem Zarismus immerhin noch einen Schuß Pulver wert — aber die andern Führer sitzen heute in den französischen und belgischen Kampfministerien. In Deutschland wurden im ersten noch dunkeln Anfang einige harmlose Protestversammlungen in Berlin N. abgehalten; dann bewilligten die einhundertelf sozialdemokratischen Reichsboten die Kriegskredite, der 'Vorwärts' wurde auf den Bahnhöfen erlaubt — und der erste Deutsche von überprivatem Ruf, der in diesem Feldzug fiel, war der Kriegsfreiwillige Frank-Mannheim. Blut, Blut war wieder einmal unendlich viel dicker gewesen als Hirnwasser. Und die Ideologie hatte auf dem Altar der Wirklichkeit ein furchtbar prächtiges Sühnopfer gebracht. Des Opferbrands Rauch heißt uns in die Augen, daß sie übergehen.

•

Dieser Ludwig Frank war nicht ein sozialdemokratischer Partei-Obmann wie andere mehr. Dieser junge jüdische An-

walt mit der märchenhaften Lassalle-Ähnlichkeit war einer der ganz wenigen wirklichen Redner des Reichstags; er galt seit bald einem Jahrzehnt für das Haupt des Revisionistenflügels, und war bei Mannheims Arbeiterschaft in einem Grade persönlich beliebt, wie es außer Bebel in Berlin und Vollmar in München vielleicht kein Führer sonst in seinem Stammort war. Er leitete die Politik der badischen Fraktion und stand in Magdeburg an der Spitze der Budget-Bewilliger, die sich von der prinzipientreuen Majorität das Recht auf praktische politische Arbeit nicht nehmen lassen wollten. Wenn er sich nach Bebels Tode zuweilen ein radikaleres Mir gab, so war dies wohl nur, um jene allseitige Fühlung zu suchen, jene mittlere Stellung, die das künftige Parteioberhaupt braucht. Tatsächlich kam, dem Temperament und dem Talent nach, außer Frank kaum jemand für die wirkliche und endgültige Nachfolge Bebels in Frage. Und so hätte es ganz wenige Männer gegeben, die für die deutsche Entwicklung nach dem Krieg bedeutsamer gewesen wären. Kann nach dem großen Schiffbruch der Prinzipien das Braß der stärksten deutschen Oppositionspartei zwischen der Schlla der weiterhin maustoten marxistischen Prinzipienreiterei und der Charhbdis einer unschädlich sozialisierenden Regierungspartei noch hindurch gesteuert werden? Das wird im Augenblick nach dem Krieg eine Lebensfrage der nationalen Kultur sein. Der Abgeordnete Frank-Mannheim, der sie am allerehesten hätte beantworten können, liegt seit acht Tagen zu Bacarat bei Lunéville mit zwei andern badischen Landwehrmännern in der Grube.

Es fehlt nicht an Stimmen außer uns und in uns, die es wahnsinnig, auch grade im nationalen Sinne durchaus vertwerflich nennen, ein Leben von so nationaler Bedeutung dem Zufall der Kugeln preiszugeben, große, vielleicht nur ihm vorbehalten Aufgaben liegen zu lassen, um einen Platz zu füllen, den Tausende und Millionen andre grade so gut versehen hätten. Aber wer so spricht, hat doch die tragische Tiefe der Situation kaum in den Grund verfolgt. Hier gab es keinen Fehler und Irrtum, der zu vermeiden war: hier waltete Notwendigkeit. Wenn Naturgewalten die Stunde regieren, wenn Blut der Maßstab der Welt geworden ist, so liegt alles Entsetzliche, aber auch das Große, kurz: alles Tragische darin, daß „die Vernunft hört“, daß jede Möglichkeit, andre Werte in Rechnung zu legen, aufhört! Daß der Krieg schon, wie sein ältester Sohn: Tod, alle Menschen gleich macht: das ist seine schreckliche

Größe. Mit ihr ist nicht zu paktieren. Wer körperlich stark genug war und als Führer einer großen Partei eben für äußersten Kraftaufwand zum Schutz des Vaterlandes gestimmt hatte, der hätte ohne Sinn für die Konsequenz der Stunde sein müssen, wenn er nicht selbst die Waffen ergriffen hätte. Die vier Millionen Wähler konnten es so gut von ihm verlangen, daß er nicht daheim blieb, wie die sechzig Millionen Deutschen von ihrem Kaiser. Frank hatte in gefährlicher Nähe einer Theorie gelebt, die lebendige Unterschiede durch tote Prinzipien auszugleichen unternimmt — nun ihm in düsterster Gestalt die Gewalt des Blutes begegnete, die wahrhaft gleichmacht, mußte er zeugen. Mit seinem Blute zeugen. Und ward ein Blutzzeuge. Der Tod Ludwig Franks ist aus dem Gedächtnis der deutschen Arbeiter noch weniger wegzubringen als der vierte August. Und der tote Frank wird in der Entwicklungsgeschichte der Sozialdemokratie vielleicht eine größere Rolle spielen, als der lebendige das je vermocht hätte. Und das ist der tiefe versöhnende Sinn dieser Tragödie.

•

Dieser höchst ungewöhnliche Parteiführer hatte lebhaftes Interesse für ein Buch über Bernard Shaw, worin ich der deutschen Sozialdemokratie eine Reihe sehr bitterer Meinungen gesagt habe. So wurden wir bekannt. Und Ludwig Frank aus Mannheim ist heute zugleich der erste persönliche Bekannte, den mir der Krieg geraubt hat. Darum darf ich auch noch davon sprechen, wieviel rein menschlich Verbundene an diesem geistigen und lebenswürdigen, bescheidenen und heiteren, gebildeten und energischen Vierzigjährigen verlieren. Und deshalb darf ich jetzt, nachdem ich ohne mürrisch vernünftelnden Abstrich der Notwendigkeit dieses Schicksals gehuldiert habe, doch noch einmal herausschreien, wie entsetzlich, wie entsetzlich dies ist, dies eine unter abertausend wesensgleichen: da ging ein junger, starker, gesunder Mensch auf der Höhe seines Lebens und glücklichen Wirkens in die Kaserne, drei Wochen trug er Kasernenluft und ungewohnten Dienst mit Festigkeit und Laune, eines Tages ist Abmarsch, ein paar tausend mannheimer Arbeiter umdrängen den Wagen, werfen Blumen und rufen: „Frank wiederkommen!“ — und achtundvierzig Stunden danach ist ein schöner Morgen, die Sonne scheint auf Tau, und durch helle Luft und Wind geht das Regiment in sein erstes Gefecht, eine Weile liegen sie im Schützengraben, dann ein Signal: Zum Angriff!, sie springen vor, und seitwärts in der hohen Stirn, die so an Laffalle erinnerte, sitzt ein kaltes Stück Blei.

# Zopf und Schwert

Nur Zopf, nicht: Schwert. Urväter Hausrat, Lavendel und Spinnengewebe in einer Zeit, wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird, wo um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen. Jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne auch höhern Flug versuchen, ja, sie muß, soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen. Das Deutsche Theater läßt sich ruhig beschämen. Es wagt nicht, aus einer völlig unbegründeten Angst vor der Ungunst der zahlenden Menge, den Germanen mit dem englischen Namen Shakespeare zu spielen; aber es peinigt alle empfindlichen Nerven mit einer ganz und gar französisierenden Schartefe von anno Tobak und Tobakskollegium. Hier wird, von Anfang bis zu Ende, die geschichtliche, die menschliche, die künstlerische Wahrheit auf den Kopf gestellt. Friedrich Wilhelm der Erste: aus Wachs. Sein Schloß: ein Durchhaus. Die Art des höfischen Umgangs: unmöglich. Der Dialog: aus dem gesegneten Dramenjahr 1844. Die Personen: Namen, nichts weiter. Konrad Ekhof sagt auf, wie übermächtig es ihn zur Bühne treibe, der General Grumbkow kompromittiert den Soldatenkönig, und nicht einmal die Schauspielkunst hat Gelegenheit. König Diegelmann knurrt gutmütig; Dumde schreit, als ob sich der Erbprinz von Bayreuth hier nicht von Spionen umgeben wüßte; die Heims strebt behutsam, die Konstantin dreißter einen Marionettenstil an; Wackmann ist wieder bescheiden geworden, und Biensfeldt als Ritter Hotham bringt die Stichworte zu den Bosheiten gegen England, die faustdick unterstrichen und den Leuten von Geschmack allmählich den Theaterbesuch verleiden werden. Abermals sieht man nicht ohne Kummer, daß die Ergebnisse der Friedensarbeit für das Theater wie weggewischt sind; nicht ohne Ingrimm, daß ein Theater wie das Deutsche ohne Kampf mit den schlechten Instinkten des Publikums sich ergibt. Ohne Kampf: das ist so traurig und so aufreizend. Im Frieden hätte Reinhardt (oder hat vielleicht sogar) geschworen, daß ein minderwertiges Stück wie „Uriel Acosta“ niemals auf seine Bretter gelangen werde. Im Krieg ist sein erster Einfall ein viel minderwertigeres Stück desselben Autors. Hätte er auch nur einen Versuch mit guter Kunst gemacht und seine Bänke leer gesehen: es wäre ihm im Hinblick auf die Menge Menschen, für die er verantwortlich ist, manches durchgegangen. Dies aber wirkt wie Fahnenflucht eines Hauptmanns. Dies ist ein schweres Unrecht gegen die gebildeteren Berliner, die grade jetzt für einen wahren Kunstgenuß, für eine Entrückung in reinere Sphären unendlich dankbar wären. Dies ist ein miserales Beispiel für die Feldwebel und die Gemeinen unter den Theaterdirektoren, die sich daraufhin zu jeder künstlerischen Schandtats berechtigt fühlen werden. Möge es Kanonenfieber von Reinhardt gewesen sein, das sich wieder legt. Er kann sich nicht so lange tapfer gezeigt haben, um beim ersten Schuß davonzulaufen. Er kann seine Fahne nicht im Stich lassen. Er kann, der beste Theatermann, den Vorwurf nicht hinnehmen, daß sich in der Not alle Einrichtungen Deutschlands prachtvoll bewährt haben, und daß nur das Theater, das eine Aufgabe lösen sollte wie nie zuvor, vollständig versagt hat.



Größe. Mit ihr ist nicht zu paktieren. Wer körperlich stark genug war und als Führer einer großen Partei eben für äußersten Kraftaufwand zum Schutz des Vaterlandes gestimmt hatte, der hätte ohne Sinn für die Konsequenz der Stunde sein müssen, wenn er nicht selbst die Waffen ergriffen hätte. Die vier Millionen Wähler konnten es so gut von ihm verlangen, daß er nicht daheim blieb, wie die sechzig Millionen Deutschen von ihrem Kaiser. Frank hatte in gefährlicher Nähe einer Theorie gelebt, die lebendige Unterschiede durch tote Prinzipien auszugleichen unternimmt — nun ihm in düsterster Gestalt die Gewalt des Blutes begegnete, die wahrhaft gleichmacht, mußte er zeugen. Mit seinem Blute zeugen. Und ward ein Blutzeuge. Der Tod Ludwig Franks ist aus dem Gedächtnis der deutschen Arbeiter noch weniger wegzubringen als der vierte August. Und der tote Frank wird in der Entwicklungsgeschichte der Sozialdemokratie vielleicht eine größere Rolle spielen, als der lebendige das je vermocht hätte. Und das ist der tiefe verfühnende Sinn dieser Tragödie.

Dieser höchst ungewöhnliche Parteiführer hatte lebhaftes Interesse für ein Buch über Bernard Shaw, worin ich der deutschen Sozialdemokratie eine Reihe sehr bitterer Meinungen gesagt habe. So wurden wir bekannt. Und Ludwig Frank aus Mannheim ist heute zugleich der erste persönliche Bekannte, den mir der Krieg geraubt hat. Darum darf ich auch noch davon sprechen, wieviel rein menschlich Verbundene an diesem gescheiten und liebenswürdigen, bescheidenen und heiteren, gebildeten und energischen Vierzigjährigen verlieren. Und deshalb darf ich jetzt, nachdem ich ohne mürrisch vernünfteln den Abstrich der Notwendigkeit dieses Schicksals gehuldiert habe, doch noch einmal herauschreien, wie entsetzlich, wie entsetzlich dies ist, dies eine unter abertausend wesensgleichen: da ging ein junger, starker, gesunder Mensch auf der Höhe seines Lebens und glücklichen Wirkens in die Kaserne, drei Wochen trug er Kasernenluft und ungewohnten Dienst mit Festigkeit und Laune, eines Tages ist Abmarsch, ein paar tausend mannheimer Arbeiter umdrängen den Wagen, werfen Blumen und rufen: „Frank wiederkommen!“ — und achtundvierzig Stunden danach ist ein schöner Morgen, die Sonne scheint auf Tau, und durch helle Luft und Wind geht das Regiment in sein erstes Gefecht, eine Weile liegen sie im Schützengraben, dann ein Signal: Zum Angriff!, sie springen vor, und seitwärts in der hohen Stirn, die so an Laffalle erinnerte, sitzt ein kaltes Stück Blei.

## Zopf und Schwert

Nur Zopf, nicht: Schwert. Urväter Hausrat, Lavendel und Spinnengewebe in einer Zeit, wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird, wo um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen. Jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne auch höhern Flug versuchen, ja, sie muß, soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen. Das Deutsche Theater läßt sich ruhig beschämen. Es wagt nicht, aus einer völlig unbegründeten Angst vor der Ungunst der zahlenden Menge, den Germanen mit dem englischen Namen Shakespeare zu spielen; aber es peinigt alle empfindlichen Nerven mit einer ganz und gar französisierenden Schartefe von anno Tobak und Tobakskollegium. Hier wird, von Anfang bis zu Ende, die geschichtliche, die menschliche, die künstlerische Wahrheit auf den Kopf gestellt. Friedrich Wilhelm der Erste: aus Wachs. Sein Schloß: ein Durchhaus. Die Art des höfischen Umgangs: unmöglich. Der Dialog: aus dem gelegneten Dramenjahr 1844. Die Personen: Namen, nichts weiter. Konrad Ethof sagt auf, wie übermächtig es ihn zur Bühne treibe, der General Grumbkow kompromittiert den Soldatenkönig, und nicht einmal die Schauspielkunst hat Gelegenheit. König Diegelmann knurrt gutmütig; Dumde schreit, als ob sich der Erbprinz von Bayreuth hier nicht von Spionen umgeben wüßte; die Heims strebt behutsam, die Konstantin dreißter einen Marionettenstil an; Waßmann ist wieder bescheiden geworden, und Biensfeldt als Ritter Hotham bringt die Stichworte zu den Bosheiten gegen England, die faustdiß unterstrichen und den Leuten von Geschmaß allmählich den Theaterbesuch verleiden werden. Abermals sieht man nicht ohne Kummer, daß die Ergebnisse der Friedensarbeit für das Theater wie weggewischt sind; nicht ohne Ingrimm, daß ein Theater wie das Deutsche ohne Kampf mit den schlechten Instinkten des Publikums sich ergibt. Ohne Kampf: das ist so traurig und so aufreizend. Im Frieden hätte Reinhardt (oder hat vielleicht sogar) geschworen, daß ein minderwertiges Stück wie „Uriel Acosta“ niemals auf seine Bretter gelangen werde. Im Krieg ist sein erster Einfall ein viel minderwertigeres Stück desselben Autors. Hätte er auch nur einen Versuch mit guter Kunst gemacht und seine Bänke leer gesehen: es wäre ihm im Hinblick auf die Menge Menschen, für die er verantwortlich ist, manches durchgegangen. Dies aber wirkt wie Fahnenflucht eines Hauptmanns. Dies ist ein schweres Unrecht gegen die gebildeteren Berliner, die grade jetzt für einen wahren Kunstgenuß, für eine Entrückung in reinere Sphären unendlich dankbar wären. Dies ist ein miserales Beispiel für die Feldwebel und die Gemeinen unter den Theaterdirektoren, die sich daraufhin zu jeder künstlerischen Schandtats berechtigt fühlen werden. Möge es Kanonenfieber von Reinhardt gewesen sein, das sich wieder legt. Er kann sich nicht so lange tapfer gezeigt haben, um beim ersten Schuß davonzulaufen. Er kann seine Fahne nicht im Stich lassen. Er kann, der beste Theatermann, den Vorwurf nicht hinnehmen, daß sich in der Not alle Einrichtungen Deutschlands prachtvoll bewährt haben, und daß nur das Theater, das eine Aufgabe lösen sollte wie nie zuvor, vollständig versagt hat.

# Der Künstler und der Krieg /

von Fritz Reck-Malleczewen

Gewiß, das war einmal. Man war einmal ein Maler, ein Regisseur oder ein Buchfüllen im Intendantengestüt. Oder Dramaturg am Stadttheater zu Tirschtigel. Man war zum mindesten einmal Schriftsteller. Allerlei Anzeichen sprechen dafür; verstaubte Manuscripte, ein Schreibtisch in dem Zustand, wie man ihn vor fünf Wochen verlassen hat, ein angefangener grober Brief. Eine Täuschung ist auszuschließen. Man war einmal so etwas. Aber das ist doch wenigstens eintausenddreihundert Jahre her. Oder wagt jemand zu behaupten, die Zeit, die seitdem verflossen ist, könne, auch nur um einen einzigen Tag, kürzer sein?

Hier liegen bei mir ein paar Briefe. Der schriftliche Zank mit den beiden Theatern, die mein erstes Drama zur gleichzeitigen Uraufführung angenommen hatten. Irgendwo müssen sich auch die Kontrakte finden, die grade ins Haus kamen, als die Ereignisse draußen uns anempfahlen, Theater und Literatur bis auf weiteres mit Sorgfalt einzumotten.

Das ist bitter, nicht wahr? Nur ein lieber, ein tröstlicher Gedanke bleibt mir: an meine beiden Theaterdirektoren. Wie sie als Landwehrleute einhundertneunundvierzigsten Aufgebots eingekleidet werden. Wie fein Koppel ihnen passen will. Und wie sie nachher — oh, das zu denken, tut unendlich weh! — für einige Dauer verurteilt sind, in Ingolstadt oder in Potsdam den Kasernenhof zu fegen.

Es ist im übrigen nicht zu leugnen. Damals, als wir im Jährensalter waren, damals sah die Geschichte wesentlich einfacher aus. Das Jungenghirn träumte, schon der schnellern Beförderung wegen, von dem Tag, an dem es losgehen sollte. Damals ging es natürlich nicht los. Oder doch nur gegen Festungen, die wohl modern, aber nicht durch moderne Forts geschützt waren. Und heute, wo das Leben das alles in so meilenweite Ferne gerückt hat, heute....

Jeremiae Klagelieder? Keine Spur. Vor Pessimismus, lieben Freunde, denen das, was in diesen Tagen draußen geschieht, Pläne und Arbeit und Hoffnungen vor die Füße wirft — vor törichtem Pessimismus will ich grade warnen. Wenn dieser Krieg auch nur mit Ehre bestanden wird (worauf, mein ich, Deutschland ein Recht hat, weil der lange Friede es nicht mehr korrumpierte, als es immer tut, und weil es überdies auch auf unsern nun brach liegenden Feldern sauber ge-

hat) — wenn nicht gerade eine große Katastrophe uns in Atome zerstiebt, wird, ihr erlaubt mir das Börsenwort, auch unsre Konjunktur steigen. Grollt nicht dem Krieg, selbst wenn er jahrelang Gehegtes Euch zerstört. Einmal die Phrase der Zeitungsschreiber von dem aufgedrungenen, vom Gegner hinterhältig bereiteten Krieg beiseite. Haben nicht auch wir, grade wir, tagtäglich gespürt, daß für achtundsechzig Millionen das Haus zu eng war? Haben deshalb nicht grade wir täglich berechnete Wünsche unterdrücken, auf uns Gebührendes verzichten müssen? Hat der deutsche Künstler nicht täglich fühlen müssen, daß es bei denen, die unsre Bilder kaufen, unsre Theater füllen sollen, immer nur zum Notdürftigsten langte? Grollt, selbst wenn das Schicksal unsre Hoffnung zerbrechen sollte, nicht diesem Krieg. Ersticken sollten wir. Ist Zeit, das Haupt zu verhüllen und über gegenwärtigen Mangel zu klagen, weil wir uns, endlich, aufraffen, an den Stricken zu zerren?

Andere Sorgen mögen uns das Herz beschweren. Wird dieser Krieg, wenn er glücklich beendet werden sollte, uns ein unglücklicher werden, wie doch der glückliche vor vierundvierzig Jahren uns auf vielen Feldern unsres Lebens zum unglücklichen geworden ist? Hegt nicht mancher von uns schon heute die Sorge, man könnte, nach geschlossenem Frieden, auf andern deutschen Höhen ein Denkmal bauen, wie das auf dem Niederwald? Wieder Stud-Orgien feiern, Bierlieder dichten, Skat spielen und durchschnittlich über hundertundsiebzig Pfund wiegen? Alles das, was seit etwa fünfzehn Jahren in Deutschland wächst: die Emanzipation von einem bornierten Materialismus; das Verlangen nach echten Lebensformen; der Abscheu vor der Vorspiegelung falscher Tatsachen in Hausrat und Kleidung; die junge Qualitätsbewegung unsrer Industrie; der Widerwille gegen die tausend Unmanner, die uns draußen unbeliebt gemacht haben — das alles könnte dahin sein, unter Hurrahrufen begraben werden. An Klingers Stelle könnten wieder die aus Herrn Anton von Werners Geschlecht treten, den Jungen mit den Skiern wieder ein unappetitlich aufgeschwemmtes Corpsstudententum verdrängen.

Gemach: was wir mit Satire und Haß bekämpften, ist tot. Oder doch im Sterben. Und das alles, was wir seit der Jahrhundertwende wachsen, von Jahr zu Jahr machtvoller werden sahen: die ersten Anzeichen einer deutschen Kultur — ist keine vorübergehende Erscheinung. Mehr noch: nicht die Generation der Vierehrlichkeit, des Mafartkitts, der Bauernnehmerarchitektur und der Stammtischweisheit, nicht die igt diesen Krieg. Siegen wir, so siegt (auch in der Füh-



rung unsrer politischen Geschäfte hoffentlich) die junge Generation. In der aber ist der Wille, nicht nur ein reiches, sondern vor allem ein Herrenvolk zu werden, allzu stark, als daß sie sich, wie die nach Siebzig, am nie genossenen Gericht erkämpfter Goldfrüchte den Magen verderben könnte.

Steht nicht, auch wenn euch die Zeit und euer Körper zur Untätigkeit, zur Rolle des Zuschauers verdammt, klagend vor euern zerbrochenen Hoffnungen und euerm scheinbar entwerteten Können. Heute spricht das Geschick, morgen aber dürft, müßt wieder ihr sprechen. Und weil der Klang der Kanone Phrasen verstummen ließ wie die landläufige: das Fabrikproletariat lasse es nie mehr zum Krieg kommen; weil die fühlbare Völkernot fortspült, was, auch an uns, Schlamm war; weil auf den Schlachtfeldern neue Blöcke gefördert werden, die der Formung harren; weil wir von dem großen Entschluß, dessen Deutschland fähig war, uns, so oder so, Großes erwarten dürfen — deshalb seid heute bereit für die Aufgabe, die eurer, morgen schon, harret: das in die rechte Bahn zu leiten, was von Not oder Glück an eure Ufer strömen wird.

Ich für mein armes Teil werde bescheiden anfragen, ob man die selbstdienstunfähig gewordene alte Carcasse noch im Feld gebrauchen kann. Und mich im Notfall resigniert daran freuen, meine beiden Theaterdirektoren zu beaufsichtigen, wenn sie, als Landwehrleute einhundertneunundvierzigsten Aufgebots, in Ingolstadt oder in Potsdam den Kasernenhof fegen.

---

## Die gegenwärtige Bedeutung des Theaters / von Herbert Ihering

Die auseinanderstrebende Masse des Theaterpublikums muß jeden Abend von neuem geeint werden. Diese Einigung ist die Arbeit der Dichtung und der Aufführung. Man kann sagen: das Publikum existiert nicht, bevor der Vorhang aufgegangen ist. Es sind Offiziere, Beamte, Kaufleute. Künstler, Handwerker, die von einander durch Klüfte der Bildung, der Stimmung getrennt sind. Publikum sind sie erst geworden, wenn sie das Theater verlassen, wenn das Erlebnis der Vorstellung sich allen mitgeteilt hat. Dieser Kampf mit den Interessen und Launen des einzelnen Zuschauers ist für den Dichter und noch mehr für den Schauspieler entnervend und aufpeitschend zugleich. Indem er den Künstler nervös macht, treibt er ihn zur Hingabe seiner letzten Kräfte an.

Diese Spannung zwischen Theater und Publikum ist jetzt vermindert. Der Krieg hat dem künstlerischen Werk einen Teil seiner Arbeit vortweggenommen. Die Zuhörer sind geeint in dem Gefühl der Zeit. Das Verhältnis hat sich fast umgekehrt: das Publikum schmilzt aktuelle Anspielungen, also Einzelheiten aus seiner Grundempfindung heraus zu künstlerischer Einheit um. Das Publikum spielt, und der Schauspieler hat ihm nur die Stichworte hinzuzwerfen.

Die Grundempfindung, die lose Spruchwerke zusammenfügt, zerreißt gebaute, geschlossene Dichtungen. Das Gefühl des Zuhörers steht so vor der Entladung, daß es nicht Ruhe für den ‚Prinzen von Homburg‘ als Drama hat, sondern schon von den Minen einzelner Worte zur Explosion gebracht wird. Niemand wird sich einer solchen Stimmung entziehen können. Niemand wird sie auch im Ernste tadeln wollen. Aber die Besseren werden sich sagen, daß hierin für die Zukunft eine große künstlerische Gefahr liegt. Schauspieler und Publikum wird es gleichmäßig zu leicht gemacht. Der Schauspieler drängt zu Rampenwirkungen, und das Publikum wird aller indirekten Charakteristik entwöhnt.

Das Aktuelle ist immer ein nicht geringer Nebenswert des Theaters gewesen. Aber heute, wo alle Bühnen von den Beziehungen des Tages leben wollen, ist die ideale Forderung wenigstens an ein Berliner Theater zu stellen. Alle direkten patriotischen Stücke müssen allmählich aus dem Spielplan entfernt und durch solche ersetzt werden, die nicht stofflich, sondern geistig die Stimmung der Gegenwart ausdrücken. Dramen müssen gespielt werden, die kriegerischen, männlichen Klang haben, und es muß gleichgültig sein, wer der Feind ist, gegen den gekämpft wird. Wie der ‚Prinz von Homburg‘ gegeben wird, der die Schweden schlägt, so sollte ‚Wallenstein‘ gegeben werden, trotzdem der „Dank vom Hause Oesterreich“ verhöhnt wird, und ‚Egmont‘, trotzdem er für Belgiens Freiheit stirbt. Man sollte nämlich nicht glauben, daß diese Bedenken tatsächlich erhoben werden!

Der Dichter aber, der den Geist dieser Tage am herrlichsten ausdrückt, ist Shakespeare. Er ist kein Engländer. Es ist keine Ausländerei, wenn wir ihn aufführen. Es ist nationaler Stolz, in diesem Augenblick den Dramatiker zu geben, den wir erobert haben, und grade jetzt zu zeigen, daß er uns gehört. Die Bedeutung des Theaters ist heute: das eherner Antlitz der Zeit zu zeigen, und nicht: mit billigen Anspielungen billigen Beifall zu wecken. Es gilt, den Sinn der Tage und seine tiefen Zusammenhänge zu finden. Es gilt, neben der ‚Hermann-

schlacht', dem einzigen Werk, bei dem Tagesaktualität und tiefere Aktualität zusammenfallen, Shakespeares heroische Stücke zu geben, in denen menschlicher Adel und menschliches Heldentum ohne gleichen ist, in denen der Krieg mit tödlichem Ernst und wilder Heiterkeit lebt.

Eine neue Bedeutung wird dem Theater vielleicht später zufallen: eroberte Bezirke dem Deutschtum zu gewinnen. Auch hier heißt es: indirekt vorzugehen. Mehr mit der Tatsache zu wirken, daß deutsch gesprochen wird, daß deutsche Leistungen reden, als mit patriotischen Tendenzdramen die Gefühle zu verlegen. Hier könnten neutrale Tragödien wie der ‚König Oedipus‘ zur Geltung kommen, aber auch ‚Jedermann‘ wäre möglich. Neuerer Glanz bedeutet hier im Anfang mehr als innerer Wert, während im Konversationsstück harmlose Lustspiele, die mit deutschen Einrichtungen unauffällig bekannt machen, nicht abzulehnen wären. Ich glaube hier an eine Zukunft der Militärschwänke. Wenn man vermeidet, jetzt und später, bei uns und an den Grenzen, den Patriotismus allzu hemmungslos singen zu lassen, dann wird das Theater dazu beitragen, den selbstbewußten, aber unbetonten Deutschen zu erziehen. Und diesem Deutschen gehört die Welt.

---

## Prinz Friedrich von Homburg /

von Fritz Schiefert

Just zu der Stunde, da man in dem dramatischen Vermächtnis Kleists das Hohelied der ehernen Disziplin, der Subordination preußischen Geistes unter den kategorischen Imperativ der Staatsidee mit fiebernden Nerven und ungewöhnlich erweiterter Brust feiert, möchte es geraten scheinen, die beiden Schenkel des perspektivischen Schwinkels, den der Drang der Stunde und das Bestätigungsbedürfnis der augenblicklichen Impulse zu gewaltsamer Verengung zwang, vorsichtig auseinander zu biegen und den Umfang eines vollständigen Kreises da aufzuzeigen, wo nur das Bruchstück eines Segments sichtbar zu sein scheint. Kleists hellflingendes Drama, dieser olympische Gedanke „mit der Stirn des Zeus“ ist in der Tat reich an Umfang, als jemals das politische oder ethische Gegenüber von Individuum und Staat, Selbstherrlichkeit und Notwendigkeit ausfüllen könnte. Gewiß kommt der dichterische Gedanke auf dieser Vorderbühne eines im tiefsten Sinne politischen B.

gangs zur Darstellung (und sicherlich gibt es nur noch wenige Werke, etwa Menzels Malerei oder Schinkels Neue Wache, die preußischen Geist so makellos ausstrahlten): aber die großen dramatischen Dichtungen haben, wie das Theater zu Shakespeares Zeiten, mehrere Bühnen, und hinter dem Proszenium der sinnfälligen Gesten spielt sich jenes letzte Geschehen ab, dem alles Sinnliche nur Gleichnis ist.

Wenn Kleists Drama nichts als die — wenn auch freiwillige — Unterwerfung des selbständigen Einzelwesens unter die erkannte Pflicht gegenüber der Gesamtheit symbolisierte, so wäre es eben doch eine heimliche Tragödie mit forciertem Schluß: die Bestätigung der endgültig vernichteten, heroisch resignierten Persönlichkeit. Doch scheint mir diese Dichtung mit keiner über spartanischen Geblüts, sondern in ihrem ganzen psychischen System vom muntern attischen Geist zu sein und mit keinem Wort die Vernichtung der Persönlichkeit, sondern grade, wie einen überwältigenden Sonnenaufgang, ihre strahlende Geburt zu feiern. Und wenn man in Homburgs feelischem Geschick die Gebärde des emporflimmenden Heliosgottes wiederfindet, so gewiß in dem stabilen Ebenmaß des Kurfürsten die lockenschüttelnde Majestät des Göttervaters und in Nataliens mädchenhaftem Heldentum die durchsichtige Klarheit der stirnentsprossenen Pallas.

Freilich zirkelt der Umlauf der Dichtung zwischen Nacht und Nacht, aber dazwischen ist, von innen gesehen, ein ganzer leuchtender Tagbogen gespannt, und die ambrosische Dunkelheit der letzten Szene wetterleuchtet gleichsam metaphysisch. Der Homburg des Vorspiels hat die befangene Dumpfheit der Nacht in allen Gliedern. Es ist der Subjektivist mit ungehemmten Gelüsten nach Ruhm und Liebe, der aus den Impulsen des jeder Beherrschung baren Jünglings spricht. Durch das Nacht-erlebnis und seine Folgen wird der schrankenlose Individualismus auf einen Gipfelpunkt seiner Ausdehnung geführt und durch doppelte Bestätigung vonseiten der Wirklichkeit — Homburg gewinnt die Schlacht und nach der Schlacht Natalie: Ruhm- und Liebestrieb finden grenzenlose Erfüllung — zu einer fast unerträglichen Spannung hingeleitet. Auf diesem schwindelnd hohen Punkt seiner Existenz, dicht vorm Sturz in den Abgrund der feelischen Tyrannis, prallt das Individuum der Persönlichkeit zusammen. Ich wüßte keinen Charakter deutschen Dichtung, dem man mit so gutem Recht das Epigon des zeusstirnigen geben könnte wie Kleists Kurfürsten Brandenburg. Selbst Shakespeare hat einen so umfassenden Typus von heiterer Erhabenheit, Gigantentum und Vater-



güte, menschlicher Nahbarkeit und Genialität niemals geschaffen. Von großem Zug in seinen Gedanken und Mitteln, kann er sich mit Zug vermessend, das Leben zu korrigieren; nur muß er damit rechnen, daß der große Zug seines Motivs verkannt oder verringert wird. Das geschieht! Homburg, pathetische Pose und verkappten Despotismus wähnend (er überträgt die eigenen seelischen Kategorien in blinder Selbstverständlichkeit auf jeden andern), lehnt des Kurfürsten Vorgehen als eine brutale Grille ab und findet nichts als verachtendes Bedauern dafür. Nachträglich und auf einem Umweg konstruiert er sich eine Logik des Vorgefallenen zurecht, die beim ersten Schritt in die Tiefen der Ereignisse hinein kläglich splitternd zusammenbricht.

Dieser scheinbare Sprung von einem Extrem ins andere nimmt ohne Zwang die Form eines lückenlosen seelischen Fortschreitens an, wenn man in Homburgs vielbesprochener Todesfurcht den naturgemäßen letzten und beinahe katastrophalen Ausbruch seines heftig egozentrischen Empfindens und nichts anderes sieht. Dem hemmungslosen Individualisten ist das Leben wohl um Ruhm und Liebe, also um einen Preis, keinesfalls aber um eine Idee (der Disziplin unter jeder Bedingung) feil. Wohl kann er einen Heroismus auf seinem — wenn auch immer großzügigen — Selbstgefühl aufschichten, aber er wird der heldischen Persönlichkeit immer nur von außen ähnlich sehen. Damit verschiebt sich aber das Problem und lautet nicht mehr: Wie ist die Todesfurcht in dem tapferen märkischen Offizier auch nur als Möglichkeit nachzuweisen? — sondern so: Wie ist es dem Selbstling möglich, sich bis zum heroischen Altruismus durchzuschlagen?

Der Weg ist weit und beginnt mit den Worten einer Frau. Den gleichen ethischen Trick, den später der Kurfürst mit höchster Bewußtheit gegen Homburg anwendet, gebraucht schon vorher, von der richtig zielenden Stärke des Instinkts beraten, Natalie, indem sie dem fassungslosen Jüngling zwei Worte wie einen starken Labetrunk reicht: „Junger Held!“ Damit setzt sie ihm einen Wert, den er vorher in seiner rücksichtslosen Selbstbetonung gar nicht gekannt hat, und Homburg mußte nicht fleißig sein, wenn er auf diesen Anruf nicht wenigstens so weit reagierte, daß er sich mit dem Unvermeidlichen — freilich noch nicht aus überzeugter Parteinahme — flaglos abfände.

Nataliens flüchtige Vorarbeit war nötig, um den Boden für die Saat aufzufurken, die mit hundertfältiger Frucht gesegnet sein soll. Wenn aber Nataliens erzieherische Art eine kaum fühlbar zarte ist, ein Mahnwort, so leise gesprochen, daß es, vom Strom der Liebe mitgerissen, im Gefälle verhallt, so

faßt sich der Mann und Herrscher bedeutend robuster, und seine Methode hat die Wucht einer prachtvoll verschleierten moralischen Ohrfeige. Er ruft den jungen Siedekopf zu eigener Entscheidung auf, ob ihm Recht oder Unrecht geschehen, und gewinnt durch dies unendlich kluge und taktvolle Manöver unberechenbare Wirkungen nach zwei Richtungen hin. Wenn Homburg bis jetzt glaubte, daß das Recht der selbstbeschließenden Persönlichkeit mit der kategorischen Staatsforderung unvereinbar sei, so wird ihm durch diese Anheimgabe seines Schicksals an seinen persönlichsten Beschluß mit einem wahrhaft genialen Schachzug eins bewiesen: die Staatsidee kann in einem erlauchten Hirn so erhaben gedeutet werden, daß sie die freie Persönlichkeit (wohlgemerkt: nicht den verantwortungslosen Selbstling!) nicht nur duldbend in sich begreift, sondern geradezu züchtend zu produzieren imstande ist. Zweitens aber enthält diese SchiedsSpruchübertragung in Watte säuberlich eingepackten ätzend scharfen Vorwurf: Du hast aus meiner Ueberzeugung vom Rechten eine despotische Grille gemacht, und ich zeige dir, daß mir dein Rechtsgefühl in jedem Falle sanktioniert bleibt, ja, daß mir deine Persönlichkeit unbedingte Voraussetzung ist. Wie hast du mich dagegen verkleinert! Schäme dich! Nun muß der törichte Subjektivist zur reinigenden Anagnorisis gelangen, daß sich sein Individualismus fudelnd und befleckend gegen ihn selbst gekehrt hat, daß er sein Herz „in eine Pfütze“ geworfen hat. Aus siedendem Schamgefühl wird eine Willenskraft geboren, die alle selbstischen Gelüste mit sämtlichen Wurzelsfasern rodet. „Ich will ihm, der so würdig vor mir steht, nicht ein Unwürdiger gegenüberstehen.“ Dieses — dem Kleistschen Menschen schlechthin unerträgliche — Bewußtsein: unwürdig vor dem Würdigen stehen zu müssen, ist die unerschütterliche Grundlage seiner aristokratischen und heroischen Existenz. Wenn es gelingt, ihn bis zu dieser innersten Schicht seines Wesens zurückzuführen, so hebt er sich gewiß „an seiner eigenen Hand“ wieder empor, unbedürftig jeder fremden Hilfeleistung.

Mit seinem gewagten Manöver hat der geniale psychologische Stratege die beiden befestigten Positionen auf einmal eingenommen, die das ganze in Frage stehende Gebiet beherrschen: Homburgs überzeugte Anerkennung der Staatsidee und einen grundsätzlichen Respekt vor der Persönlichkeit. Zufrieden mit diesem Erfolg, überläßt er getrost den Rest der Arbeit dem Prinzen selbst: die notwendig zu vollziehende Synthesiz von Idee und Persönlichkeit. Wie Homburg den Kurfürsten ohne weiteres verachten würde, wenn er mit der

güte, menschlicher Nahbarkeit und Genialität niemals geschaffen. Von großem Zug in seinen Gedanken und Mitteln, kann er sich mit Zug vermessend, das Leben zu korrigieren; nur muß er damit rechnen, daß der große Zug seines Motivs verkannt oder verringert wird. Das geschieht! Homburg, pathetische Pose und verkappten Despotismus wähnend (er überträgt die eigenen seelischen Kategorien in blinder Selbstverständlichkeit auf jeden andern), lehnt des Kurfürsten Vorgehen als eine brutale Grille ab und findet nichts als verachtendes Bedauern dafür. Nachträglich und auf einem Umweg konstruiert er sich eine Logik des Vorgefallenen zurecht, die beim ersten Schritt in die Tiefeder Ereignisse hinein kläglich splitternd zusammenbricht.

Dieser scheinbare Sprung von einem Extrem ins andere nimmt ohne Zwang die Form eines lückenlosen seelischen Fortschreitens an, wenn man in Homburgs vielbesprochener Todesfurcht den naturgemäßen letzten und beinahe katastrophalen Ausbruch seines heftig egozentrischen Empfindens und nichts andres sieht. Dem hemmungslosen Individualisten ist das Leben wohl um Ruhm und Liebe, also um einen Preis, keinesfalls aber um eine Idee (der Disziplin unter jeder Bedingung) feil. Wohl kann er einen Heroismus auf seinem — wenn auch immer großzügigen — Selbstgefühl aufschichten, aber er wird der heldischen Persönlichkeit immer nur von außen ähnlich sehen. Damit verschiebt sich aber das Problem und lautet nicht mehr: Wie ist die Todesfurcht in dem tapferen märkischen Offizier auch nur als Möglichkeit nachzuweisen? — sondern so: Wie ist es dem Selbstling möglich, sich bis zum heroischen Altruismus durchzuschlagen?

Der Weg ist weit und beginnt mit den Worten einer Frau. Den gleichen ethischen Trick, den später der Kurfürst mit höchster Bewußtheit gegen Homburg anwendet, gebraucht schon vorher, von der richtig zielenden Stärke des Instinkts beraten, Natalie, indem sie dem fassungslosen Jüngling zwei Worte wie einen starken Labetrunk reicht: „Junger Held!“ Damit setzt sie ihm einen Wert, den er vorher in seiner rücksichtslosen Selbstbetonung gar nicht gekannt hat, und Homburg mußte nicht fleißig sein, wenn er auf diesen Anruf nicht wenigstens so weit reagierte, daß er sich mit dem Unvermeidlichen — freilich noch nicht aus überzeugter Parteinahme — flaglos abfände.

Nataliens flüchtige Vorarbeit war nötig, um den Boden für die Saat aufzufurken, die mit hundertfältiger Frucht gesegnet sein soll. Wenn aber Nataliens erzieherische Art eine kaum fühlbar zarte ist, ein Mahnwort, so leise gesprochen, daß es, vom Strom der Liebe mitgerissen, im Gefälle verhallt, so

faßt sich der Mann und Herrscher bedeutend robuster, und seine Methode hat die Wucht einer prachtvoll verschleierte moralischen Ohrfeige. Er ruft den jungen Siedekopf zu eigener Entscheidung auf, ob ihm Recht oder Unrecht geschehen, und gewinnt durch dies unendlich kluge und taktvolle Manöver unberechenbare Wirkungen nach zwei Richtungen hin. Wenn Homburg bis jetzt glaubte, daß das Recht der selbstbeschließenden Persönlichkeit mit der kategorischen Staatsforderung unvereinbar sei, so wird ihm durch diese Anheimgabe seines Schicksals an seinen persönlichsten Beschluß mit einem wahrhaft genialen Schachzug eins bewiesen: die Staatsidee kann in einem erlauchten Hirn so erhaben gedeutet werden, daß sie die freie Persönlichkeit (wohlgemerkt: nicht den verantwortungslosen Selbstling!) nicht nur dulgend in sich begreift, sondern geradezu züchtend zu produzieren imstande ist. Zweitens aber enthält diese Schiedsspruchübertragung in Warte säuberlich eingepackten ätzend scharfen Vorwurf: Du hast aus meiner Ueberzeugung vom Rechten eine despotische Grille gemacht, und ich zeige dir, daß mir dein Rechtsgefühl in jedem Falle sanktioniert bleibt, ja, daß mir deine Persönlichkeit unbedingte Voraussetzung ist. Wie hast du mich dagegen verkleinert! Schäme dich! Nun muß der törichte Subjektivist zur reinigenden Anagnorisis gelangen, daß sich sein Individualismus fabelnd und beslegend gegen ihn selbst gekehrt hat, daß er sein Herz „in eine Pfütze“ geworfen hat. Aus siedendem Schamgefühl wird eine Willenskraft geboren, die alle selbstischen Gelüste mit sämtlichen Wurzelsfasern rodet. „Ich will ihm, der so würdig vor mir steht, nicht ein Unwürdiger gegenüberstehen.“ Dieses — dem Kleistschen Menschen schlechthin unerträgliche — Bewußtsein: unwürdig vor dem Würdigen stehen zu müssen, ist die unerschütterliche Grundlage seiner aristokratischen und heroischen Existenz. Wenn es gelingt, ihn bis zu dieser innersten Schicht seines Wesens zurückzuführen, so hebt er sich gewiß „an seiner eigenen Hand“ wieder empor, unbedürftig jeder fremden Hilfeleistung.

Mit seinem gewagten Manöver hat der geniale psychologische Stratege die beiden befestigten Positionen auf einmal genommen, die das ganze in Frage stehende Gebiet beherrschen: Homburgs überzeugte Anerkennung der Staatsidee und einen grundsätzlichen Respekt vor der Persönlichkeit. Zufrieden mit diesem Erfolg, überläßt er getrost den Rest der Arbeit dem Prinzen selbst: die notwendig zu vollziehende Synthesis von Idee und Persönlichkeit. Wie Homburg den Kurfürsten ohne weiteres verachten würde, wenn er mit der



stoischen Pose eines Brutus nichts als die leichenstarre Pflicht des unbedingten Gesetzes zum Ausdruck brächte, so muß er ihm auch seinen unverbrüchlichen Beifall zollen im Hinblick auf die spontane Erkenntnis, daß die Staats- und Rechtsidee, die der Rurfürst vertritt, nichts als der Ausdruck seiner eiaenen verantwortungsvollen Persönlichkeit ist, daß nicht Zwang und Despotismus, sondern die Persönlichkeit selbst den Staat erschafft als einzige Entfaltungsmöglichkeit ihrer spielenden Kräfte. Staat und Persönlichkeit in völliger Reinheit ihrer Prägung sind durch die nämlichen gesetzlichen Verknüpfungen organisiert; die Persönlichkeit ist der Staat ins Individuelle, der Staat ist die Persönlichkeit ins Generelle projiziert. Indem sich aber Homburg auf diese Grundlage fest mit beiden Beinen stellt, hat er selbst das Niveau der Persönlichkeit bestiegen, die sich nicht von Interessen, sondern von Werten abhängig macht, und die das Leben nun mit dem gleichen Heldennut für die Idee opfern kann wie kürzlich in der Schlacht für Ruhm und Liebe. Damit ist jede weitere Operation des Rurfürsten müßig geworden und ein ehrenvoller Friede zwischen den Ebenbürtigen am Platz.

Hebbels Wort über die Dichtung ist bekannt. Gleichwohl will mir scheinen, daß hier nicht durch die Todesfurcht die tragische Katharsis bewirkt werde, wie sonst durch den Tod selbst, sondern durch die wundervolle Verknüpfung der menschlichen Beziehungen: nicht durch Angst vor einem unrühmlichen Sterben, sondern durch Furcht vor einem unrühmlichen Leben im Hinblick auf den Würdigen, der rühmlich lebt. Im Wechselspiel der menschlichen Beziehungen wird unversehens das Fundament der Persönlichkeit gelegt. Das aber scheint mir ein Gedanke so voll von frohem Glauben, daß er niemals eine Welt mit tragischen Nebeldünsten umwölken könnte. Wie wäre auch ein katastrophaler Zusammenbruch möglich in einem Bezirk, wo so viel Güte, Ueberlegenheit und wahrhaft kosmische Heiterkeit in eine einzige Menschenbrust hineingeschenkt ist! Wenn wir in andern Dichtungen die Marionetten des Herrgotts tanzen sehen: hier sehen wir den heiter erhabenen Gottvater selbst, wie er die himmlischen Hände an Schnüre und Figuren legt, und können die ganze Hauptaktion von seiner lächelnden Stirn ablesen. Wenn uns 'Prinz Friedrich v. Homburg' als schönste vaterländische Dichtung ans Herz wachsen ist, so wollen wir über seinem waffenklirrenden Er nicht vergessen, daß er mit dem viel unheimlicheren 'Herbrocken Krug' und Lessings pedantisch-heitern Soldaten-Lustst zu den herrlichsten deutschen Komödien zählt.

# Kriegstagebuch

## III.

Dienstag, am vierten August. Ein Tag, von Gott, dem hohen Herrn der Welt, gemacht zu süßerm Ding, als sich zu schlagen! Berlin soll andrer Meinung sein. Man schreibt mir, daß dort eine Begeisterung für den Krieg herrsche, die nicht erlebt und nicht geteilt zu haben ein Verlust für meine Seele bleiben werde. Nun, meine Seele ist im Zweifel, ob sie grade jetzt einen Aufschwung nehmen würde. Sie hat für ihre leuchtenden Stunden bisher wesentlich zarteren Anlaß und Inhalt gehabt als einen Krieg aller gegen alle. Sie neigt dazu, eine Veredlung der Menschen erstrebenswerter zu finden als ihre schreckensvolle Verminderung. Sie hat beklemmende, atemraubende, blickver-schleiernde Vorstellungen von dampfenden Gebeinen auf blutgenäßten Schlachtfeldern, von losgefügten Körperteilen zwischen umgestülpten Kanonen, von brüllendem Reid der Verwundeten auf die Toten, von jammernden Frauen und hungernden Kindern. Außerdem wärs mir zu bequem, für einen Krieg begeistert zu sein, in den ich, bei noch so langer Dauer, niemals zu ziehen brauche. Aber sind denn Die in der Hauptstadt wirklich begeistert? Ich denke an Fontane. Der war ein so gutes märkisches Herz wie irgeneins, konnte Pulver riechen, hatte Kriegsgefangenschaft kennen gelernt, Preußenballaden gedichtet und — und dadurch nicht die Gabe verloren, hinter den Schein jeder Sache zu blicken und zu horchen. Also zögerte er nicht, das Hurra, womit Batterien gestürmt werden, sich höchst unheroisch zu deuten: „Jubel aus Angst“. Sollte das nicht auch die Formel für den Rausch der Berliner sein? Ich glaube an eine Massenhypnose, der selbst ausgepichte Skeptiker nicht widerstehen können, an alle Erscheinungen einer Kriegs-psychose, an Scham vor dem Nebenmann, an schäumende Mut und zähneknirschenden Trost eines überfallenen Volkes, an Selbstbetäubung, an die Flucht vor den nächstliegenden Befürchtungen in ein Allgemein-gefühl, an was sonst ihr wollt — an Begeisterung im unverfälschten Sinn des Wortes glaub' ich nicht. Bringt die begeistertsten Berliner hierher zwischen unsre fünfzehn Bauernhäuser, und sie werden verstummen. Ich gehe herum zwischen den Sörensen, Söntsen, Hartwigsen, Christiansen, Bleiken, Callesen, Seiher Jepsen. Sie sind, trotz ihren Namen, nicht undeutscher, nicht dümmmer, nicht feiger, nicht schwächer als die Mehrzahl der achtundsechzig Millionen; im Gegenteil. Aber sie spüren kein Bedürfnis, darüber zu jauchzen, daß sie womöglich ihr Leben oder Väter, Brüder, Söhne, Entel und ihren kleinern oder größern Besitz verlieren werden. Ein seesturmfester Kerl von beträchtlicher Länge und Breite, den ich in sechs Sommern nicht habe lächeln n, dem ich freilich noch weniger eine Träne zugetraut hätte, ist wie gescheucht, hat feuchte Augen und beruhigt sich erst, als ich ihm itzlands Blüte nach Siebzig schildere und ihm fest verspreche, daß in den Milliarden der Kriegsschädigung beteiligt wird. Bringt e verzagten Insulaner nach Berlin unter die Linden, und sie werden sich umgewandelt sein. Massenhypnose. Die auch der Kaiser zu schau'n scheint. Sie möchten nach Haus gehen, weil er zu arbeiten

habe, hat er den Leuten auf dem Schloßplatz sagen lassen. Gestern ist ein Teil ihrer Führer bei dem Hoch auf ihn sitzen geblieben; heut erfüllen sie ihn mit der hohen Wonne ganz, Liebling des Volks zu sein; und morgen? Vielleicht sind ihm die Worte eingefallen, die vor vierundvierzig Jahren sein Großvater an seine Großmutter geschrieben hat: „Noch diesen Moment, halb elf Uhr, dauert das Schreien und Singen fort. Mich erfasst eine komplette Angst bei diesem Enthusiasmus, denn was für Chancen bietet nicht der Krieg, wo all dieser Jubel oft verstummen könnte und — mühte!“

Massenhypnose. Massenstimmung. Massenmeinung. Ich habe in einem Brief geschwärmt, daß ich noch nie so dankbar empfunden hätte, ein eigenes Blatt zu haben, wie grade jetzt, wo dies und das nicht länger verschwiegen werden dürfe. Und erhalte zur Antwort die Frage, ob ich endlich ganz verrückt geworden sei. Nichts davon kann heute gedruckt werden. Möglich ist: Gemeinplätze im Plakatstil zu deklamieren; der plattesten Zufriedenheit voll zu sein; dem Mob des Geistes die Worte von den Lippen zu nehmen — unmöglich: eine besondere Auffassung der Sachlage zu äußern. Erlaubt ist: Breitmäuligkeit; verboten: Unterscheidungsfähigkeit. Gekrönt wird: eine hemmungslose Kriegsdemagogie; gepönt: das Fragezeichen. Man wünscht eine feldgraue Uniform auch der öffentlichen Meinungsmacher. Deutsche Tageszeitung und Berliner Tageblatt sind tatsächlich nicht mehr auseinanderzuhalten. Aber müssen selbst die Wochenschriften...? Es wäre hart. Solde, freundliche Gewohnheit, das Dasein von mehreren Seiten zu betrachten, eine zerlegende Hirnkraft zu betätigen, für die Nuance das malende Wort an die rechte Stelle zu setzen — von dir soll ich lassen? Freiwillig: gern; wenns mir aus politischen oder kunstpolitischen Gründen nützlich erscheint. Gezwungen: in tormentis. Weswegen solch ein Zwang? Es ist ja nicht zu erwarten, daß ich die kindische Absicht haben werde, zum Widerstand gegen die Staatsgewalt aufzureizen oder durch kalten Spott einer unbedingt grandiosen Sache Abbruch zu tun — denn wem tät' ich damit mehr Abbruch als mir! Ein Staat jedenfalls, der diese Mobilmachung leistet, der sich furchtlos nach zwei Fronten wehrt, der es mit der Hölle selbst aufnimmt: der hat wahrhaft nicht nötig, die unschuldige Pressfreiheit eines kleinen Literaten einzuschränken, welcher nichts besitzt als sie. Ich werde mir in den nächsten Tagen vom Herzen herunterreden, was es bedrückt, und bin überzeugt, daß nichts gestrichen wird. Jetzt will der Portraitmaler seine beiden requirierten Pferde einliefern. Ich gehe mit.

Nachmittag. Eine neue Lücke. Man hat die Pferde behalten. Die Abschätzungskommission: ein Klempnermeister, ein Bäckermeister, ein Großbauer. Die Tiere werden vorgetraht. Der Fuchs ist vollendet schön: hoch, schlank, jung, nicht zu heiß und nicht zu zahm. Die Kommission: Achthundert Mark. Der Besitzer: Achtzehnhundert hat er gekostet. Der Offizier vom Dienst: Zweitausend ist er wert. Die Kommission bleibt fest. Man merkt den Brüdern an, daß sie den Zivilisten zu schädigen und bei der Militärbehörde sich lieb Kind zu machen wünschen. Es mißlingt. Der Offizier rät zu einer Beschwerde, der Käufer dem Verkäufer. Wie kommts, daß in diesen Tagen alle mensch-

lichen Tugenden ans Militär, alle Untugenden ans Zivil verteilt sind oder scheinen? Beispiel auf Beispiel. Die Wirtin unsres Gasthofs hat vor drei Tagen ein Kind gekriegt. Kellner und Küchenpersonal sind weg. Der Wirt setzt zu, indem er die letzten acht Fremden überhaupt noch beköstigt. Er bedient sie selbst. Seine Schwester kocht für uns und pflegt die Schwägerin. Und da hat heut ein deutscher Professor Krach gemacht, weil es keinen ‚Nachtisch‘ mehr gibt. Ohne Uebertreibung: Krach gemacht. Er verlange bis zum letzten Tage „seinen“ Nachtisch. Der Wirt hat seine Meinung nicht verschluckt; sonst hätte der Herr Professor an uns andern Gästen seine Freude gehabt. Es ist eine Kleinigkeit. Es ist, vielleicht, eine Ausnahme. Aber... Gestern las ich in meinem Lagarde: „Die Deutschen sind die am lebhaftesten gehagte Nation Europas. Der beste Mann Deutschlands, der Feldmarschall Moltke, hat die Tatsache, daß uns niemand in Europa liebt, von der Rednerbühne des Reichstags zugegeben.“ Gestern noch begriff ich das nicht ganz. Heut begreife ichs. Ursache dieses Kriegs ist keineswegs nur Neid der fremden Völker. Ursache ist auch dieser Herr Professor.

Ich rette mich an meinen Schreibtisch. Vorm Haus zwei Pflöcke mit einem Brett darüber. Gegen Westen eine Wand aus Segeltuch, im Süden der Leuchtturm, im Osten das schimmernde Watt. Vor ein paar Wochen habe ich in dieser nordischen Helle eine Philippika gegen die Unverständlichkeit mancher, vieler Schriftsteller entworfen. Jetzt sehe ich meine Notizen und Zitate durch. Es war ja, wollte ich beginnen, einfach nicht mehr auszuhalten. Während sich die Zauberkünstler im Varieté ihr Abrafadabra abgewöhnen und Laten sehen lassen, fängt der Deutsche an, seinem alten Ruf wieder einmal Ehre zu machen. Wie fängt ers an? „Es ist garnicht zu glauben,“ sagt Gustav Landauer in seinem prachtvollen ‚Sozialisten‘, „was für ein hanebücherner Unsinn jetzt geschrieben werden kann, ohne als solcher erkannt zu werden. Räumen solche Dinge in der festen Sprache der Männlichkeit zutage, man würde sich vor Lachen wälzen; aber sowie sie flüssig oder gar gasförmig duftig die Leser kindlich umschmeicheln, wird alles hingenommen oder eingeatmet wie Ambra.“ Er hat Recht. Das torkelt zwischen zwei Extremen hin und her: links schwächt der Schmod leichtsinnig und leicht, und rechts? Bierbaum hat einmal gedichtet, was rechts geschieht: „Doch das ist nun so: Dem deutschen Geiste, hat er sich satt gesehn Am Sonnenlicht und all der bunten Welt, Die uns umgibt, kommt es ihm gerne an, Zum eignen Nabel wieder seinen Blick Geheimnisvoll zu lenken und der Welt Abbild und Sinnbild in der Höhlung dort, In Ehrfurcht tief erschauernd vor sich selbst, Ein deuterischer Seher zu erschauen. Wir minder Tiefen stehn als Publikum Im Kreise um den Nabelseher rum Und hör'n mit Staunen, was er alles spricht — Doppelt erstaunt, verstehn wir ihn nicht.“ Aber wer nicht verstanden wird, hats leicht, sich herauszureden. Er laut sein Rotwelsch unverdrossen und blizt uns zornig an: Wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdet nicht erjagen. Gewiß nicht; gottseidank nicht. Dabei ist kaum am schlimmsten, daß man die Herenköche nicht versteht. Was am schlimmsten ist, hat Nietzsche gewußt: „Das Unglück scharfsinniger und klarer Schriftsteller ist, daß man sie für flach nimmt und deshalb ihnen keine Mühe zuwendet; und



das Glück der unklaren, daß der Leser sich an ihnen abmüht und die Freude über seinen Eifer ihnen zugute schreibt.“ Wir haben den Schaden. Über wessen Sätze man selten oder niemals stolpert, der wird allerdings nicht so viel wert sein wie die Brüder vom dunkeln Orden der orphischen Urworte. Bei ihnen ist gleichgültig, ob sie falsch oder richtig, von jedem oder keinem verstanden werden. Sie haben ja keine Kleider angefertigt, die einem einzigen Modell passen, sondern weite Gummimäntel, in die alle hineinschlüpfen können. Hinein und wieder heraus; drinnen gewesen zu sein, verpflichtet zu nichts. Wird man mich mißverstehen? Gott schütze uns vor den Materialisten! Aber denkt man bei diesen entsetzlich unmateriellen, knochenlosen, glibbrigen und quabbligen Sprachschändern nicht an den Handwerksburschen, der den Hühnern die verzauberten Brotkrumen weggegessen hatte? „Da ward ihm so miracelig, so titelig und katelig“; und dann legte er Windeier. Himmelddonnerwetter! Ist es ein Mangel an verecundia, gläserne Klarheit zu fordern? Wahrhaftig nicht. Dagegen ist's eine, unfasbare Dinge in eben solchen Worten wiederzugeben. Schweigt doch, wenn ihr nicht sagen könnt, was ihr sagen wollt. Nur wird es wohl leider so sein, daß ihr garnicht wißt, was ihr sagen wollt. Die Worte der großen Religionsstifter sind sicherlich mehrdeutig; aber jede Deutung ist für sich festzulegen. Erst ihr oder wieder ihr gebraucht Worte, die überhaupt nicht zu deuten sind. Es steht euch frei, schwarz oder weiß damit gemeint zu haben. Der selige Hartleben nannte euch: Mürbefleisch. „In klaren Worten kann dies Mürbefleisch nicht denken, Drum hat es sich bemüht, sie krampfhaft zu verrenken. Jetzt weiß man nicht genau: Ists ein urtiefer Rauner? Ist es vielleicht auch bloß ein ganz gemeiner Gauner?“ Ein Jammer. Das einheitliche Dogma der Tat ist uns längst verloren gegangen. Dafür hatten wir bisher die Worte. Jetzt verrutscht uns selbst dieser Boden, wie der wehende Sand an meinem Nordsee-Ufer, unter den Füßen. Bewundert wird, wer in Heniden denkt und lehrt. Verweibisches Geschlecht: Es müßten Männer kommen... Ein Umriß, kürzlich hingeworfen. Nun ist der Krieg gekommen. Mit dem verweibischen Geschlecht wird es ein Ende haben. Die Tat gilt wieder. Und nach dem Kriege soll gevierteilt werden, wer nicht in musterhafter Klarheit sagt, was er zu sagen hat.

(Fortsetzung folgt)

## Antworten

H. J. Hätten Sie mir den Artikel vor der Drucklegung gezeigt, so hätte ich Ihnen geraten, zu der Mobilmachung vom heute die Vergangenheit zu kontrastieren. Eines Tages wird Bismarck gleichzeitig als Landwehr-Offizier zu seinem Regiment und als Abgeordneter zu der bevorstehenden Kammeression einberufen. „Auf dem Wege über Berlin zu dem Marschquartier des Regiments meldete ich mich bei dem Kriegsminister von Stodhausen. Der sagte mir in der Hauptsache Folgendes: Wir müssen für den Augenblick den Bruch nach Möglichkeit vermeiden. Wir haben keine Macht, welche hinreichte, die Oesterreicher, auch wenn sie ohne sächsische Unterstützung bei uns einbrechen aufzuhalten. Wir müssen ihnen Berlin freigeben und in zwei Cent-

außerhalb der Hauptstadt, etwa in Danzig und in Westfalen, mobilisieren; vorwärts Berlin können wir erst in vierzehn Tagen etwa siebzigtausend Mann haben, und auch die würden nicht reichen gegen die Streitkräfte, die Oesterreich jetzt schon gegen uns in Bereitschaft hat.' Er klagte über die Verzettlung der Stämme, die in ihrer Friedensformation ausgerückt und verwendet wären und sich nun fern von ihren Ersatzbezirken und Zeughäusern befänden, teils im Inlande, zum großen Teil aber im Südwesten Deutschlands, also in Vertlichkeiten, wo eine schleunige Mobilmachung auf Kriegsfuß sich schwer ausführen lasse." Wann das war? Eigentlich ist's garnicht so lange her, wie man glauben sollte. Es war im November 1850.

**I. R.** Ihre Frage ist bereits in den Süddeutschen Monatsheften erhoben worden. Dort zitiert Josef Hofmiller aus einem Buch der Engländerin J. A. R. Wylie, das vor dem Krieg erschienen ist, folgende Sätze: „Alles, was zu gegenseitigem bessern Verständnis nötig wäre, ist, daß die Zeitungen entweder gänzlich aufhörten, zu existieren, oder daß sie nichts über einander schreiben dürften. Ein paar Jahre solchen Schweigens, und die zwei Länder könnten sich offen und ohne Vorurteil in die Augen sehen. In Deutschland wird die öffentliche Meinung von der Presse nur beeinflusst, nicht geschaffen. In England hat die Presse die öffentliche Meinung in der Hand. Ihre Verantwortlichkeit ist daher furchtbar.“ Hofmiller fährt ergänzend fort: „Wer ist für den gegenwärtigen ungeheuern Krieg verantwortlich? Ein paar Duzend Russen, Serben, Franzosen und Engländer, diplomatische und journalistische Kriegsheker: lauter Leute, von denen nicht ein einziger in den Krieg gezogen ist, sondern die ruhig in ihren Bureaux sitzen, weiter heken und lügen. Wäre es ein Wunder, wenn das erbitterte Volk die Redaktion der Times, des *Matin*, der *Nowoje Wremja*, aber auch die Herren Tswolski, Delcassé, Poincaré, Grey mit Leib und Leben für ihre verbrecherische Tätigkeit büßen ließe?“ Ach ja, es wär' ein Wunder — und es geschehen keine Wunder mehr.

**A. U.** Aufbemerken, sammeln und nach dem Krieg daran erinnern! So weit ist es bereits, daß man uns zu einem Nationalbund deutscher Kritiker' zusammenblasen will. „Mit dem Beitritt zu diesem Bund verpflichtet sich der Schriftsteller ehrenwörtlich, künftighin keine Uebersetzung literarischer Erzeugnisse der uns feindlichen Nationen, also der Engländer, Franzosen und Russen, keinen ihrer Romane, keines ihrer Gedichtbücher, keines ihrer Theaterstücke mehr kritisch zu besprechen. Der Bund wird sich auflösen, wenn die Literatur unsrer Feinde sich durch die Aenderung ihrer Haltung würdig gezeigt hat, wieder von der deutschen Kulturnation beachtet zu werden.“ Darauf gibt es nur eine Antwort. Nicht: Beitritt zum Bund; sondern: Haue für seinen Begründer. Der redigiert das Blatt des Verlags Staudmann, dessen Hauptautor — wer ist? Dies, deutsche Kulturnation, weder Kipling noch Flaubert noch Dostojewski. Dies diesen Hauptautor: Herrn Otto Ernst.

**Anonymus.** Und wenn Sie sich noch so sehr aufregen und es noch so „kleinlich in dieser großen Zeit“ von mir finden: ich werde vermutlich fortfahren, mir auf der Bühne kein Geschluder gefallen zu lassen. Warum ist diese Zeit groß? Weil wir erleben, daß Millionen Menschen, ohne mit der Wimper zu zucken, ihre letzte Kraft aufbieten. Wofür? Auch dafür, daß künftighin Theaterleute ihre mehr oder minder beträchtlichen Künste mehr oder minder üppig bezahlt kriegen. Und da soll es diesen Theaterleuten, Regisseuren wie Schauspielern, die nicht die kleinste Gefahr laufen, nicht vor Schmerzen brüllen, nicht Frau und

Kindern wegsterben — da soll es ihnen erlaubt sein, ohne Disziplin zu sudeln, wie sie es im Frieden niemals wagen würden? Ich sehe das nicht ein. Geht es etwa vor und in einer Schlacht so zu, daß hunderttausende von Menschen tun, was ihnen paßt? Nein: jeder tut an seinem Plaze, was er muß. Was jeder muß, ist wenig; aber diese Wenigs alle miteinander geben viel, ein einziges Ziel: den Sieg. Wer nun in seiner Kleinlichkeit für mehr als wünschenswert, nämlich für unbedingt nötig hält, daß auf den Sieg des Heers der Sieg einer weniger blutigen, aber nicht weniger guten Sache folgt, der wird genau so hinter jeder zivilen Verfehlung her sein, wie der Mann mit dem Treffen hinter jeder militärischen. Auf diese steht der Tod. Auf jene: ein Tadelstrich der 'Schaubühne', der noch Keinen umgebracht hat, und für den es immerhin die süße Rache eines anonymen Schmähbriefts gibt. Was Sie sonst in diesem Brief behaupten: daß die Situation der Schauspieler verzeifelster sei, als die Öffentlichkeit ahnt, weil die Direktoren sich zum Teil, feig, faul und frivol, ihren menschlichen und sozialen Verpflichtungen entzogen — darauf will ich Ihnen antworten, nachdem ich die Verhältnisse in beiden Lagern geprüft habe.

**Charlottenburger.** Die „eigenartige Bewegung“ gegen die Ausländer unter den Mitgliedern des Charlottenburger Deutschen Opernhauses, worüber der Lokalanzeiger zu berichten wußte, ist allerdings das stärkste Stück von Terrorismus, das sich Arbeitnehmer gegen Arbeitgeber jemals geleistet haben. Ich meine nicht die Tatsache, daß sämtliche Angestellte ihre Einmütigkeit kundgegeben haben, mit den Russen des Ensembles nicht weiter zu spielen. (Soviel ich weiß, hat die Direktion gleich bei Beginn des Krieges ihre Russen beurlaubt, was bei der Lage der Dinge verständlich und klug war.) Sondern ich meine die Unverschämtheit, daß das Personal die Leitung vor die Wahl stellen will, entweder dem „Drängen der Angestellten“ nachzugeben, oder es auf die Schließung ankommen zu lassen. Ist es vielleicht keine Unverschämtheit? Im biedern Lokalanzeiger liest man freilich, daß es nicht zweifelhaft sein könne, welchen Weg Herr Hartmann einzuschlagen habe, daß er nachgiebig sein müsse gegenüber „dem Verlangen seiner patriotisch gesinnten Mitglieder“. Warum wird solch ein Redakteur oder Mitarbeiter nicht sofort hinausgeworfen? Er beweist ja mit seiner Gedankenlosigkeit, daß er imstande wäre, dem Verlag seines Blattes, wenn der etwa einen fremdländischen Maschinenmeister beschäftigte, eine ähnliche Alternative zu stellen. Krieg ist allerdings nicht Frieden; aber selbst in Kriegszeiten dürfte kein Arbeitgeber eine solche despotische Forderung seiner Angestellten auch nur von fern an sich herankommen lassen. Wird sich das Deutsche Opernhaus richtig verhalten? Hier scheint die Bewegung gegen ein paar Ausländer die Frucht einer Intrigenwirtschaft zu sein, deren erstes Opfer der Kapellmeister Janak Waghalter werden soll. Mit ihm sollen Heinz Arensen und der Geiger Wladislaw Waghalter auf eine bequeme Weise „abgesägt“ werden. Wenn das gelänge, könnte man höchstens Mitleid mit dem Deutschen Opernhaus haben, denn es würde Kräfte verlieren, die ihm seit seiner Gründung viel genützt haben. Zuerst käme der Kapellmeister: ein urmusikalischer, ganzer Kerl, der temperamentvollste D... gent des Hauses, der alle andern in die Tasche steckt und überdies seiner Produktionskraft Beachtung verdient. Der Geiger ist ein schmachtvoller Solist und ein Ensemblemusiker, der, ohne sich vorzudrängen, immer auffällt. Auch der Tenor Arensen überragt den Durchschnitt der Charlottenburger Meistersinger beträchtlich. Alle drei, nebst andern, um die es sich bei dieser Bewegung handelt, sind Künstler.



seit langer Zeit in Deutschland und Berlin leben und, wie die Waghalter, einen mühevollen Aufstieg genommen haben. Daß sie zufällig in Warschau oder sonstwo in Rußland geboren sind, dafür können sie nichts. Jedenfalls sind sie keine Russen, sondern deutsche Musiker, die deutsch sprechen, deutsch empfinden und die deutsche Kunst ausüben, wie ihre Kollegen. Die wollen sich jetzt plötzlich gegen Leute, welche aus ihrer Mitte herausgeragt haben, barbarisch benehmen. Der Widersinn dieses falschen Chauvinismus ist zu offenkundig, als daß man nicht den schwefelgelben Neid von weitem phosphoroszieren sähe. Es geht hier nicht gegen die Russen, sondern gegen die bessern Künstler. Das ist die ganz große Gemeinheit, die festgenagelt werden muß, und die auch darum keinen Erfolg haben darf, weil sich ihr eine ganz große Unflugheit gesellt. Das Deutsche Opernhaus hat bei Beginn der Spielzeit einen fast wehmütigen Aufruf erlassen, worin es um Unterstützung durch seine Abonnenten bat. Die sollten trotz der Kriegszeit treu bleiben, weil sonst sechshundert Leute brotlos werden würden. Da man bis jetzt spielt, wird der Aufruf wohl verfangen haben, wird es wohl außerdem von Nutzen gewesen sein, daß die Stadt Charlottenburg der Betriebsgesellschaft Deutsches Opernhaus den Pachtzins gestundet oder gar erlassen hat. Und hier ist der Punkt, wo man einzusehen hat. Dieses Opernhaus besteht nur als Frucht der unermüdlischen Arbeit des Stadtverordneten Kaufmann und der Gemeinde Charlottenburg, die in nachahmenswerter Weise diesem Unternehmen jeden Kredit gewährt hat. Dadurch hat die Stadtverwaltung aber das Recht erworben, in diesem Konflikt ein Machtwort zu sprechen. Mehr noch: sie hat die Pflicht dazu, weil die Forderung der Angestellten, entweder ihrem „Drängen“ nachzugeben oder das Theater zu schließen, von einem erschreckenden Mangel an Disziplin zeugt. Die Rädelsführer dieser Bewegung müßten bestraft werden, daß ihnen für immer die Lust vergeht, durch unverschämte Forderungen sechshundert Menschen, die froh sind, daß sie überhaupt noch Arbeit und Lohn haben, in ihrem Erwerb zu gefährden. Der Direktor Hartmann ist kein großer Musiker, aber ein starker Charakter. Sollte er etwa doch wankend werden, dann müßte eben der Magistrats Charlottenburgs eingreifen und von seinem Aufsichtsrecht Gebrauch machen. Schließlich wird auch noch das Abonnenten-Publikum ein Wörtchen mitzureden haben. Denn diesem, das durch sein Geld die Offenhaltung des Theaters in hohem Maße ermöglichen hilft, wird es nicht gleichgültig sein können, ob im Deutschen Opernhaus eine solche Anarchie herrscht, daß drei Deutschen plötzlich den Direktor die Pistole auf die Brust setzen und schreien dürfen: „Entweder... oder wir machen die Bude zu!“ Das wären erst wahrhaft russische Zustände! Die zum Glück nicht eintreten werden. Denn als dies gesetzt war und gerade korrigiert wurde, kam die Nachricht, daß der Aufsichtsrat beschlossen hat, den Erpressungsversuch des Gesamtpersonals abzuschlagen.

G. F. Wer Emil Thomas war? Sie sind wohl so beneidenswert, Ihre Konfirmation noch vor sich zu haben. Sonst wüßten Sie, daß das von allen berlinischen Komikern einer der berlinischsten und komischsten war. Weil das Berlinertum, das dieser zugleich urwüchsige und treiche Schauspieler teils ausdrückte, teils parodierte, leider nicht mehr existiert, darum oder wenigstens: auch darum erinnert kein Kunstwerk der Gegenwart an ihn (aber Martin Kettner vom Metropol-Theater kann ihn erschreckend gut kopieren). Die Memoiren sind 1895 erschienen. Ein Jahr zuvor war ich, wie Sie heute, grade Dreizehn geworden und stand eines Vormittags in einem Zigarrenladen der



Jerusalemmer Straße. Es erscheint ein Herr, dem die Last von etwa sechzig Jahren die Beine ein kleines bißchen krumm gebogen hat, mit einem klugen, halbjudischen Vogelgesicht, auffallend feinen Knochenhänden, meliertem Haar, das sich sträubt, einem Organ, das nach chronischem Rachentatarrh klingt, und einer drolligen Beweglichkeit der Zunge, die sich bald in die rechte, bald in die linke Bادتentasche schiebt. Mein Herz klopft hörbar: Emil Thomas. Er raunzt. Der Verlag von Carl Dunder habe ihn aufgefordert, seine Memoiren zu schreiben, aber er kriege keinen Stenographen. Eine Frau, jede Frau lenkte ihn ab, und ein Mann sei zu massig; zudem leisteten sie nichts und verlangten dafür schwere Gelder. Ich fasse mein hörbar klopfendes Herz und biete mich dem Raunzer an. Der sucht die Stimme am Fußboden. Ja, erhebe ich sie nun: mich werde seine größte Geschwindigkeit nicht in Verlegenheit bringen; mich werde er kaum zu überzahlen brauchen; mich werde er garnicht sehen; mich werde er bloß lachen hören, wenn er ebenso komisch diktiere, wie er Theater spiele. Damit war er gewonnen. „Na, Aleena, denn kenn wa det ja mal vasuchen. Denn komm man gleich heit Nachmittag um Fümwe.“ Ich kam. Der Altmeister öffnete selbst, in Unterhosen und Pantoffeln, schlug sich einen Schlafrock um das klappernde Gebein, schritt ein paar Mal auf und nieder und begann, zu lügen, daß ich manchmal meinen Bleistift vor Entsetzen senkte. „Wat is denn, Aleena? Floobste det nich? Id floobs ooch nich. Also jehn wa weita.“ Was wir an einem Nachmittag geschafft hatten, mußte ich sofort übertragen — aus dem Stenogramm in die Kurrentschrift und aus einem saloppen Kauderwelsch in die deutsche Sprache übertragen — und am Abend auf die Bühne des Zentraltheaters bringen. Es war die glorreiche Ära der drei einsilbigen Soubretten: Cas, Goerk, Worm. Von denen fand ich eine so bezaubernd, daß sie mich sicherlich zu derselben Handlungsweise hingerissen hätte wie den jungen Christian Buddenbrook die Demoiselle Meyer-de la Grange, wenn — ja, wenn mein Brotherr mich in die Lage versetzt hätte, seinen Kolleginnen Sträuße zu kaufen. Aber, es muß gesagt werden: er zahlte nicht. Freilich: wie hätte er sollen! Wir waren zwar in der Münchhauseniade noch lange nicht bei der einzigen stil-ungetreuen Partie, bei der offenherzigen Darlegung seiner gigantischen Unterbilanzen, angelangt; aber ich wußte doch schon, wie die ganze Stadt, daß mein Thomas keinen Kontrakt persönlich abschloß, sondern sich von seiner Frau vermieten ließ, und in möblierten Zimmern wohnte, um nicht gepfändet werden zu können, und daß er von seinen Bier- und Weinwirten forderte und erreichte, als Attraktion für die Gäste durchgefüttert zu werden. Auch von mir erwartete er, daß mich die hohe Ehre für den reichlich mangelnden Gewinn entschädigen werde. Darin hatte er sich allerdings getäuscht. Ich quittierte bald, in Güte, meinen Dienst und empfahl einen Schulfreund. Erst als der alte Herr ans Königliche Schauspielhaus gegangen war und von mir öffentlich bescheinigt bekam, daß er Shakespeare ebenso herzerquickend menschlich spiele wie ehemals Julius Freund, erst da trafen wir wieder öfter zusammen. Jetzt waren Strielen sämtliche Zähne ausgefallen; aber das tat der Kraft seiner Lügengunst keinen Abbruch. Jetzt erzählte er, mummelnd und spuckend, die vita die wir anno dazumal für die Nachwelt gefälscht hatten, der staunenden Mitwelt seines Stammtischs in einer völlig neuen falschen Lesart. Dann hatte er eines Tages genug von der Hofluft, zog das Metropoltheater vor, ließ sich, fast ein Siebziger, jeden Abend aus der Kanone schießen und war trotzdem plötzlich tot. Seit neun Jahren lachen die Engel im Himmel über ihn.

## Vom Kriegsschauplatz

Sie traben. Sie marschieren.

Die erste Feldpostkarte, die ich erhielt: „Ich gehe mit den . . . Husaren (. . . Armeekorps, . . . Infanterie-Division, . . . Schwadron) und bin ‚voraedrunge‘ bis an die wallonische Grenze. Die Festung Wum-Bumm grüßt von dorten herüber. Wo Granaten wachsen und Walnüsse. Hoffentlich bringe ich mich heil wieder heim.“

Ein Artillerist schrieb, auch vom Westen, aber aus südlicheren Gegenden: „Die Zeiten sind schlecht und die Strapazen groß. Seit vier Wochen bin ich nicht aus meiner Hornbrille herausgekommen.“

Wogegen der Husarendoktor nach längerer Zeit mitteilte: „Gott sei Dank, daß unsre Pferdehintern der Wierkschen Höllebrut aus dem Gesicht sind. Teils benahmen sich die Belgier übel, teils brachten wir ihnen den Jammer bei. Beides gleich erstaunlich: daß wir noch so viel beisammen sind, und wieviel die Kerle aushalten. In Löwen haben wir nicht gelacht.“

Einige Tage später: „Tag um Tag fallen hier die rauen Krieger von den Röhlein und sind am Sterben und gequält. Ich warte ihrer. Dörfer rauchen, fränkische Bouteillen knallen, und die Sonne saugt an den grünen, grünen Wäldern. Die deutschen Kanonen haben eine welsche Festung zu wirbelndem Tanze geladen. . . . Ich wollte in diesen Wochen eine schmucke Demoiselle aus Frankfurt heiraten. Die!“

Von einem Chirurgen, der sechzehn Stunden Dienst tut: „Mit der Zeit werden wir wohl alle in Trübsinn verfallen. Die Gewehrschüsse sind nicht so schlimm. Aber die Maschinengewehre! Die Granaten! Wie muß es auf der andern Seite aussehen, wo sie mit drei Zielscheiben am Leib fechten, zwei roten Hosenbeinen und einem blauen Rock, und von unsrer viel stärkeren Artillerie gejagt werden? Denk ich dann noch an den Zustand der Spitäler in den französischen Provinzstädten, die ich seinerzeit besuchte — im Frieden! —, an den Mangel am nötigsten Personal — im Frieden! —, so tröste ich mich damit, daß unsere Lazarette hiergegen . . . .“

Dann bat der Artillerist um ein „anständiges“ Buch: „Fürs Herz... Als ich gestern mit meinem Burschen und dem Quartierzettel in den Vorgarten eines Landhauses trat, hörte ich, wie jemand im Haus die Mondscheinsonate spielte. Ich ging leise unters Fenster und blieb stehn, bis das unsäglich Schöne zu Ende war. Frau eines Kapitäns, der in Nancy steht; dessen Mutter; eine Schwester. Alle drei musikalisch. Am Abend haben wir zusammen musiziert. R., den ich geholt hatte, sang ihnen ein Stück aus den 'Béatitudes' von César Franck. Wir sprachen keine zehn Worte. Und unter den zehn waren sechs (von den Damen in den Pausen geseufzt): „Quel dommage!“ R. und ich bekamen das Fremdenzimmer. Wir gestanden einander, daß wir noch nie so glücklich gewesen seien, und schliefen wie im Himmel.“

Inzwischen hatte ich Zeitungen, Zeitschriften, illustrierte Blätter hinübergeschickt. Der Husar antwortete: „Danke. Ich kann das nicht lesen, nämlich, weil ich 1870 nicht mitgemacht habe. Vielleicht war das damals neu und begeisternd. Hier scheint's, daß die Würfel, die jetzt rollen, ein ganz anderes Geräusch machen. Aber mir soll's wurst sein. Wenn wir nicht gehauen werden, und wenn ich außerdem einen Rest meiner Schwadron nachhause bringe, will ich mitschreiben, daß mein Gaul auf die Dächer steigt.“

Sie traben, sie marschieren. Wir zuhause machen uns Sorgen, wie Kunst und Literatur „nachher“ beschaffen sein werden. Langelweile? Gewohnheit? Wenn unsre Schreibmaschinen auch im — entfernten — Donner der Kanonen nicht verstummen, so ist's recht tapfer von ihnen. Aber zu übereifrig und nicht klug, daß sie den großen Umschwung der schönen Dinge, von denen sie nachweisbar seit ihrer Erfindung gadern, und die Ankündigung des Erlösers, die schon ebenso lange auf der Tagesordnung der Literatenkonzile steht, nun plötzlich als Feuergeburten der großen Stunde beschwäzen. Was vor dem Krieg nicht reif oder, wenn ihr wollt, „aktuell“ war, wird es in diesen und den nächsten zehn Jahren nicht werden. Was ihr als Zeichen der Zeit anstaunt, das sind die ewigen Mitläufer, die plötzlich alle in derselben Richtung zusammenströmen. Oben schwimmen einige, die nie oder wenigstens jetzt nicht untergehn wollen. Andre geben in wilden, unlenken Stößen ihre letzte Kraft aus. Ich sehe eine Generation von Dichtern im Hochgefühl ertrinken. Und eine andre sich kaupten. Es ist dasselbe Geschlecht, von dem die *Nouvell* *Revue Française* einen Monat vor dem Krieg schrieb, m

solle sich nicht durch die freundschaftlichen Gefühle dieser kulturfrohen Kreise täuschen lassen, auch sie hätten den Traum von einem größern Deutschland im Herzen, ein Ideal, das, weil es gesittetere Züge trage, vielleicht Frankreich gefährlicher werden könne als die wenig verführerische Rasselei der Alldeutschen. Im Ernstfall war das ganze Deutschland einig.

Haben die, über deren Treue man sich wunderte, nicht immer gesagt, geschrieben, geschrien, daß sie im Ernstfall die Treue halten würden? Fortan wird man ihnen glauben müssen. Das ist's, was sich geändert hat, damit beginnt die Zeit — für die einen, zu ernten, für die andern, ernten zu lassen.

Mit diesem erlebten Glauben beginnt aber auch eine nationale Kultur, wie sie so hell und instinktsicher Deutschland seit dem Dreißigjährigen Krieg nicht mehr gekannt hat. Glücklicherweise werden wir nun weniger von Kultur zu reden brauchen, aus demselben Grund, weshalb wir früher soviel davon gesprochen haben. Es ist kein Zweifel, daß wir diesen Krieg von Anfang an, nach den Worten der Regierenden und im Geist der Masse, als Kulturkampf geführt haben.

Sie traben. Sie marschieren.

---

## Zu diesem Krieg

Bismarck

Es ist leicht für einen Staatsmann, sei es in dem Kabinete oder in der Kammer, mit dem populären Winde in die Kriegstrompete zu stoßen und sich dabei an seinem Kaminfeuer zu wärmen, oder von der Tribüne donnernde Reden zu halten und es dem Musketier, der auf dem Schnee verblutet, zu überlassen, ob sein System Sieg und Ruhm erwirbt oder nicht. Es ist nichts leichter als das, aber wehe dem Staatsmann, der sich in dieser Zeit nicht nach einem Grund zum Kriege umsieht, welcher auch nach dem Kriege noch stichhaltig ist.

Ich habe, was das Ausland anbelangt, in meinem Leben nur für England und seine Bewohner Sympathie gehabt und bin stundenweis noch nicht frei davon; aber die Leute wollen sich ja von uns nicht lieben lassen, und ich würde, sobald man mir nachweist, daß es im Interesse einer gesunden und wohlbedachten preussischen Politik liegt, unsre Truppen mit derselben Genugthuung auf die französischen, russischen und englischen feuern sehen.

Aufgabe der Heeresleitung ist die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte; Zweck des Kriegs die Erklämpfung des Friedens unter Bedingungen, die der von dem Staate verfolgten Politik entsprechen. Feststellung und Begrenzung der Ziele, die durch den Krieg erreicht werden sollen, die Beratung des Monarchen in Betreff derselben ist bleibt während des Kriegs wie vor demselben eine politische Auf-



gabe, und die Art ihrer Lösung kann nicht ohne Einfluß auf die Art der Kriegsführung sein. Die Wege und Mittel der letztern werden immer davon abhängig sein, ob man das schließlich gewonnene Resultat oder mehr oder weniger hat erreichen wollen, ob man Landabtretungen fordern oder auf solche verzichten, ob man Pfandbesitz und auf wie lange gewinnen will. Noch schwerer wiegt in gleicher Richtung die Frage, ob und aus welchen Motiven andre Mächte geneigt sein könnten, dem Gegner zunächst diplomatisch, eventuell militärisch beizustehen, welche Aussicht die Vertreter einer solchen Einmischung haben, an fremden Höfen ihren Zweck zu erreichen, wie die Parteien sich gruppieren würden, wenn es zu Konferenzen oder zu einem Kongresse käme, ob Gefahr vorhanden, daß aus der Einmischung der Neutralen sich weitere Kriege entwickeln. Namentlich aber zu beurteilen, wann der richtige Moment eingetreten sei, den Uebergang vom Krieg zum Frieden einzuleiten, dazu sind Kenntnisse der europäischen Lage erforderlich, die dem Militär nicht geläufig zu sein brauchen, Informationen, die ihm nicht zugänglich sein können.

\*

Der Meinung, daß es sich empfehle, einen Krieg, der uns früher oder später wahrscheinlich bevorstand, *anticipando* herbeizuführen, bevor der Gegner zu besserer Rüstung gelange, bin ich stets entgegengetreten in der Ueberzeugung, daß auch siegreiche Kriege nur dann, wenn sie aufgezwungen sind, verantwortet werden können, und daß man der Vorlesung nicht so in die Karten sehen kann, um der geschichtlichen Entwicklung nach eigener Berechnung vorzugreifen. Es ist natürlich, daß in dem Generalstabe der Armee nicht nur jüngere strebsame Offiziere, sondern auch erfahrene Strategen das Bedürfnis haben, die Tüchtigkeit der von ihnen geleiteten Truppen und die eigene Befähigung zu dieser Leitung zu verwerten und in der Geschichte zur Anschauung zu bringen. Es wäre zu bedauern, wenn diese Wirkung kriegerischen Geistes in der Armee nicht stattfände. Die Aufgabe, das Ergebnis derselben in den Schranken zu halten, auf welche das Friedensbedürfnis der Völker berechtigten Anspruch hat, liegt den politischen, nicht den militärischen Spitzen des Staats ob.

\*

Die Haltbarkeit aller Verträge zwischen Großstaaten ist eine bedingte, sobald sie in dem „Kampf ums Dasein“ auf die Probe gestellt wird. Keine große Nation wird je zu bewegen sein, ihr Bestehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, wenn sie gezwungen ist, zwischen beiden zu wählen. Das *ultra posse nemo obligatur* kann durch keine Vertragsklausel außer Kraft gesetzt werden; und ebenso wenig läßt sich durch einen Vertrag das Maß von Ernst und Kraftaufwand sicherstellen, mit dem die Erfüllung geleistet werden wird, sobald das eigene Interesse des Erfüllenden dem unterschriebenen Texte und seiner frühern Auslegung nicht mehr zur Seite steht.

\*

Dem Vorteile, den der deutschen Politik ihre Freiheit von direkten orientalischen Interessen gewährt, steht der Nachteil der centralen und exponierten Lage des Deutschen Reichs mit seinen ausgedehnten Verteidigungsfronten nach allen Seiten hin und die Leichtigkeit anti-deutscher Koalitionen gegenüber. Dabei ist Deutschland vielleicht die einzige große Macht in Europa, die durch keine Ziele, welche nur durch siegreiche Kriege zu erreichen wären, in Versuchung geführt wird. Unser Interesse ist, den Frieden zu erhalten, während unsre kontinentalen

Nachbarn ohne Ausnahme Wünsche haben, geheime oder amtlich bekannte, die nur durch Krieg zu erfüllen sind. Dementsprechend müssen wir unsre Politik einrichten, das heißt: den Krieg nach Möglichkeit hindern oder einschränken, uns in dem europäischen Kartenspiel die Hinterhand wahren und uns durch keine Ungeduld, keine Gefälligkeit auf Kosten des Landes, keine Eitelkeit oder befreundete Provokation vor der Zeit aus dem abwartenden Stadium in das handelnde drängen lassen; wenn nicht, plectuntur Achivi. Unsre Zurückhaltung kann vernünftiger Weise nicht den Zweck haben, über irgendeinen unsrer Nachbarn oder möglichen Gegner mit geschonten Kräften herzufallen, nachdem die andern sich geschwächt hätten. Im Gegenteil sollten wir uns bemühen, die Verstimmungen, die unser Heranwachsen zu einer wirklichen Großmacht hervorgerufen hat, durch den ehrlichen und friedliebenden Gebrauch unsrer Schwerkraft abzuschwächen, um die Welt zu überzeugen, daß eine deutsche Hegemonie in Europa nützlicher und unparteiischer, auch unschädlicher für die Freiheit andrer wirkt als eine französische, russische oder englische. Die Achtung vor den Rechten andrer Staaten, an der namentlich Frankreich in den Zeiten seines Uebergewichts es hat fehlen lassen, und die in England doch nur so weit reicht, als die englischen Interessen nicht berührt werden, wird dem Deutschen Reich und seiner Politik erleichtert, einerseits durch die Objektivität des deutschen Charakters, andererseits durch die verdienstlose Tatsache, daß wir eine Vergrößerung unsres unmittelbaren Gebiets nicht brauchen, auch nicht herstellen könnten, ohne die zentrifugalen Elemente im eigenen Gebiet zu stärken.

\*

Ich habe während meiner Amtsführung zu drei Kriegen geraten, dem dänischen, dem böhmischen und dem französischen, aber mir auch jedesmal vorher klar gemacht, ob der Krieg, wenn er siegreich wäre, einen Kampfpfeis bringen würde, wert der Opfer, die jeder Krieg fordert, und die heut so viel schwerer sind als in dem vorigen Jahrhundert. Wenn ich mir hätte sagen müssen, daß wir nach einem dieser Kriege in Verlegenheit sein würden, uns wünschenswerte Friedensbedingungen auszudenken, so würde ich mich, solange wir nicht materiell angegriffen waren, schwerlich von der Notwendigkeit solcher Opfer überzeugt haben.

\*

Auch in der Zukunft wird nicht bloß kriegerische Rüstung, sondern auch ein richtiger praktischer Blick dazu gehören, das deutsche Staatsschiff durch die Strömungen der Koalitionen zu steuern, denen wir nach unsrer geographischen Lage und unsrer Vorgeschichte ausgesetzt sind. Durch Liebenswürdigkeiten und wirtschaftliche Trintgelder für befreundete Mächte werden wir den Gefahren, die im Schoße der Zukunft liegen, nicht vorbeugen, sondern die Begehrlichkeit unsrer einstweiligen Freunde und ihre Rechnung auf unser Gefühl sorgenvoller Bedürftigkeit steigern. Meine Befürchtung ist, daß auf dem eingeschlagenen Wege unsre Zukunft kleinen und vorübergehenden Stimmungen der Gegenwart geopfert wird. Frühere Herrscher sahen mehr auf Befähigung als auf Gehorsam ihrer Ratgeber; wenn der Gehorsam allein das Kriterium ist, so wird ein Anspruch an die universelle Begabung des Monarchen gestellt, dem selbst Friedrich der Große nicht genügen würde, obschon die Politik in Krieg und Frieden zu seiner Zeit weniger schwierig war wie heut.

## Un Romain Rolland / von Gustav Landauer

**R**omain Rolland hat im Journal de Genève einen Brief an Gerhart Hauptmann veröffentlicht, den deutsche Zeitungen in Uebersetzung gebracht haben. Die Leser werden den Text und Hauptmanns Antwort kennen. Auch andre, die sich berufen fühlten, und vielleicht Hauptmanns Antwort ungenügend fanden, haben erwidert, wovon mir die Aeußerungen von Karl Wolfskehl und Norbert Jacques zu Gesicht gekommen sind.

Will ich mich nun äußern, so bin ich in einer gar sehr andern Lage als die Genannten. In meiner Heimat gab es zwei Juden-Gemeinden, nennen wir sie Ahausen und Beheim; als nun ein freundlicher Christ im Streit mit einem ahausener Juden schließlich seine Zuflucht dazu nahm, auszurufen: „Ihr habt unsern Heiland gekreuzigt!“, erwiderte der bedrängte Ahausener unter der Wucht dieser Anklage: „Nein, wir waren's nicht; das waren die Beheimer!“ In dieser grotesken Ausrede eines schlauen Hilflosen, der sich windet, kommt doch wohl zum Ausdruck, daß ein Glied eines Volkes wirklich nicht für alles verantwortlich ist, was irgendwann und irgendwo andre getan haben. Von dieser Stimmung haben die Männer, die Rolland geantwortet haben, nichts, wenn auch Hauptmann der einzige war, der sich ganz und gar offiziös gebärdete.

Romain Rolland schrieb an Hauptmann, wenn er schweige, obwohl er die Dinge, die Rolland anführte, ebenfalls nicht billige, so beweise er damit, daß er nicht in der Lage sei, gegen die Machthaber in Deutschland aufzutreten, daß er also fälschlich für Deutschland den Anspruch erhebe, die Sache der Freiheit zu vertreten. Das ist schief. Würde Hauptmann wirklich, wie er es nicht tut, die Entrüstung Rollands teilen, und würde er zur Aeußerung seiner Scham starker Worte bedürfen, so könnte er ruhig antworten: Lieber Rolland, wir haben sonst eine leidliche Freiheit der Meinungsäußerung, etwas eingeschränkter als ihr in Frankreich; aber immerhin verfassungsmäßig gewährleistet; die Kritik ist uns nicht unmöglich gemacht. Aber jetzt, da Kriegszustand ist, sind diese Verfassungsgarantien aufgehoben; die Kriegführung soll in keiner Weise behindert werden, auch nicht durch die Geistigen und ihre abweichenden Meinungen. Selbst wenn wir das nicht verstünden und billigten, müßten wir uns fügen. Aber wir verstehen es wir verstehen, was zum Kriegführen nötig ist; wir verstehe gar sehr, daß unser Schweigen zum Kriegführen nötig ist; wir unser Geist ist, so schwerfällig oder schwermütig er sein mag beweglich genug, um von der Voraussetzung ausgehen zu kö

nen, daß nun einmal Krieg ist. Wir Geistigen jedenfalls haben ihn nicht gewollt; wir sind nicht die Beheimer, sondern die Mhaufener; aber es ist Krieg.

Da sind wir an einem der Punkte, wo der sympathische Romain Rolland völlig Unrecht hat. Er wendet sich gegen Begleiterscheinungen des Krieges, die es geben wird, solange es Kriege gibt, statt gegen jeden Krieg überhaupt. Aus jedem Krieg läßt sich schließen, daß die kriegsführenden Völker Barbaren und Hunnen sind: gibt es denn einen Krieg, der nicht barbarisch und hunnisch ist? Damit meine ich keineswegs das Nämliche wie Gerhart Hauptmann, der mit einem leichten Achselzucken den Krieg ein Elementarereignis nennt. Das ist er nicht; weder eine Naturkatastrophe noch ein Verhängnis des Schicksals, sondern etwas von Menschen Gewolltes und Zugelassenes, von Menschen Getanes; diesen Zusammenhang mit Willen und Intellekt der Völker hat Rolland durchaus richtig hervorgehoben.

Warum also, wenn ihr ein freies Volk seid, könnte Rolland fragen, habt ihr dann diesen Krieg nicht verhindert? Ich für mein Teil habe garnicht gesagt, daß wir ein freies Volk sind; ich kenne in keinem Erdteil ein freies Volk, finde zwar, zum Beispiel, die Freiheit der Schweizer und Norweger beneidenswert größer als die unsre, wäre aber auch damit noch lange nicht zufrieden. Ferner aber hat keines der beteiligten Völker den Krieg verhindern können, weil sie es allesamt bisher weder zu der Einsicht noch zu dem Willen der krieglosen Zeit gebracht haben. Wir, die wir gar keinen Krieg, unter gar keinen Umständen wollen, sind in allen Völkern ganz Vereinzelte; und unter diesen Vereinzelten wissen die wenigsten, welche Neuorganisation der Menschheit notwendig ist, um die krieglose Kultur möglich zu machen.

So gibst du, könnte Rolland fortfahren, wenigstens zu, daß das deutsche Volk am meisten Grund gehabt hätte, diesen jetzigen furchtbaren Krieg zu verhindern, weil das Deutsche Reich die Schuld an seinem Ausbruch trägt? Nein, das gebe ich auch nicht zu. An diesem Krieg sind alle Großmächte, alle imperialistischen Staaten schuld; besser gesagt: sind alle Völker schuld, die für die ihrer Größe entsprechende Teilnahme an der Wirtschaftung der Erde und für ihre Unabhängigkeit und Ordnung keine andre Form des Schutzes wissen als das, was ein Staat nennt. Alle haben diesen Krieg vorausgesehen; und voraussehen enthält in diesem Fall allerdings das Element des Willens; alle aber haben diesen Krieg auch schließlich verhindern wollen, alle — am wenigsten allerdings Eng-



land, was daraus zu verstehen ist, daß das Motiv seines Krieges mehr in der Zukunft als in der Vergangenheit liegt. England führt einen Präventivkrieg, und den eigenen Präventivkrieg verhindern wollen, wäre ein Widerspruch in sich selbst.

Da bin ich nun an dem zweiten Punkt, wo Romain Rolland Unrecht hat, Unrecht sich selbst gegenüber. Steht es so, wie ich hier beschreibe, so müßte es ihm gegen den Geschmack gehn, in dieser Kriegszeit eine andre Regierung und ein andres Volk anzugreifen als seine eigene Regierung und sein eigenes Volk. Er begibt sich auf diese Weise in eine internationale Gesellschaft, in der man ihn sehr ungern sieht, und in die er nicht gehört. Will ich das nun motivieren, so bleibt mir kaum etwas andres übrig, als grade das nämliche zu tun, was ich eben that. Aber ich will etwas vorausschicken. Man wird mir glauben, daß ich Mut und Verachtung gegen den russischen Zarismus habe; aber selbst diese Gefühle jetzt zu äußern, wo ich vorübergehend in einer Gesellschaft von Journalisten wäre, der ich in diesem Punkt nicht dieselbe Aufrichtigkeit zutraue wie mir selbst, widerstrebt mir durchaus. *My home is my castle* — das sollte jetzt heißen: Range mit Schimpfen zu Hause an! Haben die Franzosen zur Zeit dazu die nötige Freiheit, so beginne Romain Rolland seine *Résonance* mit einem vehementen Angriff gegen die korrupte französische Börsen-Republik! Und will er in der Geschichte der Vergangenheit wühlen — warum wählt er sich grade jetzt die Geschichte des „Feindes seiner Nation“ dazu aus, wie es alle Chauvinisten tun? Jeder nach seinem Geschmack und seiner Ueberlegenheit; aber würde ich in dieser Zeit den Beruf in mir fühlen, einem Philosophen das Modestücklein der Berühmtheit herunterzureißen, so würde ich Deutscher dazu eher Wilhelm Wundt oder Rudolf Eucken wählen als grade Bergson, der so hoch über diesen Professoren steht, wie er hinter den ganz großen Philosophen zurückbleibt. Das sollte Romain Rolland verstehen, der uns einen ganz andern Aufruf an die Menschheit schuldig wäre; ganz anders sollte er sich, unbeschadet seines französischen Nationalgefühls, als Angehöriger einer neuen, noch werdenden, noch namenlosen, sehr kleinen Nation fühlen, die die kommende Menschheit repräsentiert, nicht eine Menschheit jenseits der Nationalität, nicht eine Menschheit, die sich äußerlich aus der Summe der Nationen zusammensetzt, sondern eine Menschheit in den Nationen, eine Menschheit, die jedem einzelnen Glied eines Volkes einverleibt und eingeseelt sein wird.

# Schauspieler und Direktor

**Direktor:** Wollen wir nun nicht endlich diesen Ton persönlicher Gereiztheit aufgeben und die Schimpfwörter auf ein Mindestmaß beschränken? Ich glaube, wir kommen schneller vorwärts, wenn Sie der Reihe nach aufzählen, welche Fragen und Wünsche Sie im Namen Ihrer Kollegen zu äußern haben.

**Schauspieler:** An mir solls gewiß nicht liegen. Also ist es, zum Beispiel, nötig, daß die Direktion, die uns, ohne Ausnahme, hundert Mark im Monat garantiert und einen Anteil an der Abendeinnahme verspricht, für sich selber an jedem Abend elfhundert Mark in Abzug bringt? Würden nicht fünf- bis sechshundert Mark genügen — und sogar mehr als genügen?

**Direktor:** Ja, sind denn in diesen elfhundert Mark Eure hundert Mark nicht drin? Dieß zahle ich, garantiere ich zweihundertdreißig Menschen. Das macht im Monat dreiundzwanzigtausend, also am Abend siebenhundertsechzig Mark. Somit bleiben für die Direktion dreihundertvierzig Mark. Davon bezahlt sie Miete und Beleuchtung und überhaupt alles, was im Theaterbetrieb Geld kostet. Ist es Euer Ernst, daß Ihr das ungebührlich findet?

**Schauspieler:** Ja. Denn es will uns nicht ein, warum ein so großes Theater, das jahrelang Riesensummen verdient hat und sie ohne uns nie verdient hätte, nicht jetzt einen Teil davon für uns hergeben — warum es nicht seine täglichen Unkosten tragen soll, ohne uns zu schädigen.

**Direktor:** Abgesehen davon, daß ein Theater niemals die Riesensummen verdient, die seine Mitglieder ihm vorwerfen, wird es jetzt vielleicht einen Teil seines Verdienstes zusehen. Vielleicht. Elfhundert Mark mal dreißig macht nämlich dreiunddreißigtausend Mark im Monat September. Wenn sich nun herausstellt, daß ich in diesem September, der an vielen Tagen ein Juli-Wetter hatte, sechzehntausend Mark eingenommen habe — was ist dann? Dann habe ich siebzehntausend Mark verloren, während Ihr immerhin jeder hundert Mark gehabt habt, die ich Euch übrigens seit dem fünfzehnten August zahle, trotzdem ich erst am achtundzwanzigsten August eröffnet habe.

**Schauspieler:** Aber hundert Mark sind zu wenig. Davon kann man nicht leben und nicht sterben. Davon kann man sich nicht im Stande erhalten, eine künstlerische Arbeit zu leisten.

**Direktor:** Deswegen habe ich eine Küche eingerichtet, die Euch für zehn Pfennige ein auskömmliches Mittagbrot gibt. Von den hundert Mark habt Ihr dann, wenn die Hauptmahlzeit des Tages bestritten ist, immer noch siebenundneunzig Mark übrig.

**Schauspieler:** Aber wir wollen nicht essen, wo und wann es der Direktion paßt. Wir wollen nicht unter Aufsicht essen. Wir wollen nicht Alle — Dicke und Dünne, Große und Kleine, Gesunde und Kranke — genau dasselbe essen. Wir wollen für unsre Tätigkeit so bezahlt werden, daß wir zum mindesten in dem Punkt unsre Freiheit behalten, die wir schon in so vielen Punkten einbüßen.

Direktor: Mit andern Worten: während im Felde Millionen Menschen tagelang keine Kruste Brot sehen, nicht aus den Kleidern kommen, ihre Gliedmaßen oder ihr Leben verlieren, wollt Ihr um Himmels willen nicht in Eurer Bequemlichkeit gestört sein. Ihr nehmt hin, daß andre sich für Euch opfern, aber Ihr selbst wollt nicht das kleinste Opfer bringen. Ihr wollt nicht bloß von den Schrecken des Kriegs verschont bleiben — Ihr wollt zugleich, mitten im Krieg, auf keinen Genuß verzichten, an den Ihr Euch im Frieden gewöhnt habt. Schön. Nur hättet Ihr dann auch im Frieden dafür sorgen sollen, daß keine Wechselfälle Euch Eure behagliche Existenz beeinträchtigen konnten. Warum habt Ihr nicht gespart? Schließlich hat mancher Junggeselle unter Euch jahrelang ein Einkommen bezogen, von dem zehn Bürgerfamilien zu ernähren waren. Ihr habt Euch davon einen guten Tag gemacht und an keine Zukunft gedacht. Jetzt aber herzugehen und von der ungeheuern wirtschaftlichen Umwälzung, die jeder Krieg bedeutet, allein unter allen Berufen nicht betroffen werden zu wollen — das ist mir zwar verständlich, weil Ihr keine Ameisen, sondern Grillen seid und sein müßt; aber das ist für mich kein Grund, mich von Euch als Sklavenhalter, als Ausbeuter, als Blutsauger behandeln zu lassen. Habt Ihr Euch einmal überlegt, was mit Euch geschieht, wenn ich eines Tags diese Zänkereien satt kriege und das Theater schließe? Da ich jetzt, wo der Uberschuß über jene elshundert Mark einzig unter Euch verteilt wird, in keinem Fall einen Pfennig verdiene, also für mein Teil ebenso gut feiern könnte — für wen spiele ich da eigentlich, wenn nicht für Euch?

Schauspieler: Das klingt herrlich — für Laien. Uns sollten Sie das nicht erzählen. Sie dürfen natürlich nicht schließen. Jahrelang hat das Publikum Sie mit Gold und Beifall überschüttet — da hat es wohl ein Recht darauf, jetzt ein Theater offen zu finden, das es immer bevorzugt hat. Und was würden Sie als Motiv angeben? Daß Sie sich mit uns zu sehr ärgern müssen? Ja, halten Sie für möglich, daß man es Ihnen jemals verzeihen würde, wenn Sie sich mit solcher Ausrede Ihren moralischen Verpflichtungen entzögen? Wir sollen uns den Gurt enger schnallen, sollen alle unsre Sorgen vergessen, sollen vergnügt oder gar begeistert unsre Schuldigkeit tun — und Sie wollen, weil wir durchaus nicht begeistert sind, die Flinte ins Korn werfen, statt sich gütlich mit uns zu verständigen? Ah, nein! Wir glauben schon, daß Sie eine Friedensexistenz sind, daß der Krieg an Ihre Nerven keine kleinen Anforderungen stellt, daß auch Sie nicht ohne Anlaß deprimiert sind. Aber seien Sie hinter unserm Rücken deprimiert. Klagen Sie nicht, daß es uns an Begeisterung fehlt — begeistern Sie uns! Wir sind ja im Frieden für Sie durchs Feuer gegangen, haben dreimal so viel gearbeitet, wie an jedem andern Theater gearbeitet wird, und täten es jetzt nicht weniger gern. Aber so geht es nicht.

Direktor: Und wie ginge es nach Ihrer Meinung?

Schauspieler: Zunächst dürfen nicht alle miteinander hundert Mark bekommen. Wer im Frieden hundert Mark hatte, ist ja ein Fürst; wer tausend hatte, ist ein Bettler. Das sind soziale Verschiebungen, von denen mindestens eine unnötig ist. Meinetwegen

sich der Chorist für einen Fürsten halten. Aber machen Sie uns nicht zu Bettlern. Es war ja schließlich erlaubt, daß wir im Frieden eine Wohnung nahmen, die unsrer Gage entsprach; es ist also kaum unsre Schuld, wenn viele unter uns mit den hundert Mark nicht einmal die Miete bestreiten können.

Direktor: Und der prozentuale Anteil am Ueberschuß, der sich doch nach der Höhe der Gagen abstuft?

Schauspieler: Vorhin prophezeiten Sie, daß Sie siebzehntausend Mark im Monat zusehen würden. Wie groß müßte da der Ueberschuß sein, damit wir auch nur die Hälfte der Friedensgage bekämen! Nein, es ist nicht anders zu machen, als daß mit gar keinem Ueberschuß gerechnet und uns trotzdem ein Existenzminimum garantiert wird. Selbst ein Theater wie Chemnitz hat die Gagen nicht tiefer als um fünfzig Prozent herabgesetzt, aber die kleinste Sologage mit hundertfünfzig Mark beziffert. Dortmund beginnt erst an den Gagen über zweitausend Mark zu kürzen, und geht da nach einem vernünftigen Staffelsystem vor. In Leipzig bleiben die ersten tausend Mark unberührt, von ein- bis zweitausend Mark kommen zehn Prozent in Abzug, von zwei- bis dreitausend Mark zwanzig Prozent, von je weitem tausend Mark je fünf Prozent mehr, aber auch die höchsten Gagen sollen höchstens um fünfzig Prozent verringert werden. Stuttgart zahlt, sogar wenn nicht gespielt wird, die ganze Gage, und den verheirateten Mitgliedern, die im Felde stehen, zwei Drittel. Das ist ein Hoftheater, gewiß. Danach können wir uns nicht richten. Aber ich möchte wissen, warum bei uns nicht ähnlich vorgegangen wird wie an den andern Theatern.

Direktor: Weil das Stadttheater sind, und weil die von dem Reichtum ihrer Städte profitieren, ohne den sie auch im Frieden keinen Winter überstehen würden.

Schauspieler: Und das Residenztheater von Wiesbaden, ein Privattheater, das die kleinen Gagen unberührt läßt und die mittleren und großen Gagen staffelweise verkleinert?

Direktor: Das hat es bei Beginn des Kriegs versprochen. Wir werden sehen, wie lange es sein Versprechen hält. Ich aber wollte keine leeren Versprechungen machen, sondern von vornherein eine Basis schaffen, auf der sich arbeiten läßt.

Schauspieler: Da sind wir so weit wie am Anfang; denn ich ging ja gerade davon aus, daß diese Basis fehlt. Zögern Sie keinen Augenblick länger, sie zu schaffen. Im Frieden hat man uns erzählt, daß der ärmste Ihrer Geldleute dreizehn Millionen besitze, daß sie allesamt glühende Idealisten seien, daß keiner Ihnen widerstehen könne. Bieten Sie jetzt Ihre Ueberredungskünste auf. Erklären Sie diesen Mäzenen, daß bisher alles Kinderpiel war, daß sie jetzt, erst jetzt sich zu bewähren hätten. Oder überreden Sie nicht und erklären Sie nicht, sondern fordern sie. Es ist nur in der Ordnung, wenn die Oeffentlichkeit mit Ihnen unzufrieden ist. Unsre Aufführungen sind schwach, weil wir ohne Freude spielen. Aber die Oeffentlichkeit wird mit Ihnen nicht eher zufrieden sein, als bis Sie sich entschlossen haben, uns allesamt zufriedenzustellen.



**Direktor:** Jedenfalls werde ich das ohne meine Geldleute versuchen müssen. Die sind nämlich übler dran als Ihr. Die haben entweder große Besitzungen mit Hypotheken, die in normaler Zeit eine erträgliche Belastung bilden, sich aber plötzlich in drückende Schulden verwandelt haben. Oder sie haben Warenlager im Wert von Millionen, die heute steif und starr daliegen und wer weiß wann wieder beweglich werden. Diese Leute hatten ihr Leben nach ihren Einkünften zugeschnitten, und haben die größte Mühe, es jetzt nach ihrem Mangel an Einkünften zuzuschneiden. Sie haben im Frieden für die Kunst bestimmte Summen à fonds perdu gegeben und würden das vielleicht sogar noch heute tun, wo die Kunst im kaufmännischen Kurs auf Null gesunken ist, wenn sie über irgendwelche Summen verfügten, wenn sie auch nur ahnten, wie sehr oder wie wenig ihr Vermögen zusammengeschmolzen ist.

**Schauspieler:** Das alles mag stimmen. Aber was uns betrifft, so ist es uns einfach nicht möglich, einen zweiten Monat lang in der Ungewißheit zu leben, ob wir am Ersten zu unsern hundert Mark noch fünfzig oder zweihundert oder selbst fünfhundert hinzubekommen werden. Sichere dreihundert Mark sind uns lieber als unsichere sechshundert. Wenn gar weiterhin versucht wird, diese Notlage auszunutzen, wenn man mit einzelnen Kollegen neue Verträge zu ungünstigen Bedingungen....

**Direktor:** Das ist eine alberne Verleumdung, die Sie gar nicht wiederholen sollten. Ich habe mit einem Mitglied, bevor es ins Feld zog, auf seine Bitte für die Zukunft verhandelt, aber nicht einmal mit diesem Mitglied abgeschlossen. Es setzt allem die Krone auf, daß ich nun gar noch zu einem Expreßer gemacht werden soll.

**Schauspieler:** Schon gut. Uns ist ja die Gegenwart auch wichtiger als die Zukunft. Für diese Gegenwart habe ich Ihnen unsere Wünsche geäußert — um nicht zu sagen: unsere Bedingungen gestellt.

**Direktor:** Und wenn ich diese Bedingungen nicht erfülle?

**Schauspieler:** Dann tun wir, was Sie angedroht haben. Dann warten wir nicht, bis Sie streifen. Dann streifen wir. Lieber will ich auf der Straße die 'Schaubühne' verkaufen, die mich so oft oerrissen hat, als einen zweiten Monat lang für hundert Mark Theater spielen. Seien Sie sicher, daß es keinen Streikbrecher unter uns geben wird. Ueberlegen Sie sich, ob die Verantwortung nicht vielleicht doch ein bißchen zu schwer für Sie ist. Sie haben unser letztes Wort gehört. Was ist Ihr letztes?

**Direktor:** Daß für mich selbst die Einheitsgage von hundert Mark ein Versuch war, weiter nichts. Sie sollte über die Schwierigkeiten des ersten Monats hinweghelfen. Wie ich sehe, bewährt sie sich nicht. Wahrscheinlich hätte ich auch ohne Eure Drohungen eine Aenderung getroffen. Ich werde jetzt in Ruhe einen neuen Vorschlag ausarbeiten, worin ich Eure und meine Erfahrungen verwerte und Euch so weit entgegenkomme, wie es irgend denkbar ist. Wird dieser Vorschlag nicht in Bausch und Bogen angenommen, so schließe ich am nächsten Tag. Die Verantwortung laßt mich gefälligst tragen. Das ist mein letztes Wort.

## Victor Arnold / von Herbert Ihering

Victor Arnold ist als ein Opfer des Krieges daheim gefallen. Er hat sich ausgelöscht, weil seine Nerven einer neuen Wirklichkeit nicht standhielten. Die Verwirrung der Welt hat einen Einsamen, Eingesperrten überrascht, der an der Frage nach dem Sinn der Schauspielkunst zu Grunde gegangen ist. Er glaubte, verhungern zu müssen, und dachte, nie wieder Rollen lernen zu können. Aber diesen entsetzlichen Angstzuständen konnte er nur darum erliegen, weil vorher der Boden untergraben war, auf dem er stand: der Glaube an seine Kunst. In jedem Künstler hat das Leben stillgestanden, als der Krieg vor die Welt ein eisernes Visier schob. Und die Vorstellung, zu malen, zu meißeln, zu schreiben, sich zu schminken, wurde gerade den Besten in Augenblicken unerträglich. Der Gedanke, in eingebildeten Reichen zu leben, wo die Wirklichkeit überwirklich geworden war, bekam etwas so Peinigendes, daß man sich in die Tat oder in eine andre Einbildung retten mußte. Die Starken haben zu sich selbst zurückgefunden — Victor Arnold ist in seinen Wahn geflüchtet. Er konnte es nicht fassen, daß er nach diesem Ungeheuerlichen niemals wieder seinen Ton, seine Gebärde entdecken würde. Er verlor das Gehör für sich selbst, als andre Laute über die Welt gingen. Er empfand sich ausgelöscht aus der Reihe der Berechtigten und löschte sich darum mit der Tat aus.

Eine lautlose, lyrische, schwebende Kunst ist mit ihm gestorben. Mit den Menschen, die sie schuf, entdeckte sie eine neue Welt. Es war eine Schönheitswelt der Komik. Dieser kleine, in sich zurückgekrochene Mann mit dem nasalen Stimmchen hatte eine jeelische Intensität des Humors, die trübe Narren leuchten machte. Als Arnold in seinen Anfängen war, überraschte er oft durch plötzliche Eingebungen: ein fröhlicher Laut, eine jähe Wendung des Körpers, ein stummer Blick zerriß die Situation und stellte sie unter Gesetze, die unkontrollierbar waren. Später verlor er diese blitzartig erhellende Komik nicht, aber die Gestalt nahm sie in sich auf. Für jede fand Arnold eine eigene Melodie. Diese Melodie der Komik war von solch zartem Glanz selbst da, wo sie unerbittlich grotesk wurde, daß die Menschen durchsichtig schienen, und eine verstörte Seele bloß lag. Arnolds Komik war ein Mittel, um behutjam Schleier von einem verkümmerten Herzen zu heben. Dennoch konnte man über ihn lachen, weil er, wie kaum ein Zweiter, immer die Mischung hatte. Er war von einer stilistischen Sicherheit ohne gleichen,

trotzdem er alles aus sich nehmen mußte. Denn die Realität gab keinen Maßstab für ihn. Seine Figuren konnten nur unter einander verglichen werden. Ihre Wirklichkeit wurde nur von einer neuen Gestalt ihres Schöpfers übertroffen.

Von Arnolds Ende aus empfindet man, daß am Beginn seiner Schöpfungen die Lebensangst stand. Dieser Künstler, der in seinen höchsten Leistungen Oscar Sauer näher war als irgend einem Komiker, schuf seine Menschen als eine Abwehr gegen die Welt, wie vielleicht auch seine Witze, von denen seine Freunde erzählen, Verteidigung waren. Seine Geschöpfe, die selbst eine unsichtbare Mauer um sich hatten, und deren Wirkung vielleicht gerade in ihrer seltenen Reaktion auf Außenvorgänge bestand, bildeten die Wand, hinter der sich der Künstler gegen das Leben behauptete. Als diese Wand zusammenbrach, sah er sich schutzlos. Und wie sich jemand erschießen könnte vor der Schlacht, nur weil er die Spannung nicht mehr erträgt, ob er fallen wird oder nicht, so machte auch Arnold ein Ende, weil er nicht wußte, ob er seine Kunst hinüberretten würde. Das deutsche Theater hat seit Rainzens Tode keinen schwereren Verlust zu tragen gehabt. Die deutsche Schauspielkunst aber lebt, durch diesen freiwilligen Tod eines ihrer Großen in neue Rechte gestellt.

---

## Nachruf / von Julius Bab

Das ganze Männchen scheint gewölbte Brust,  
geschwollter Muskel, fleischgewordne Phrase,  
die dummen Neuglein glitzern vor Ekstase —  
wie lebt das grundlos selig, selbstbewußt!

Und dann: ein ältlich Zittern an der Nase,  
trabt es betulich, daß du staunen mußt,  
das Alterchen, und tief aus Herzenslust  
schmakt, schwabbelt, schwillt sein friedliches Gequase.

Und dann: gedrückt, ein stiller, kleiner Mann,  
fast lachhaft zag — da packt das Leid ihn an:  
Er schreit — das war der Menschheit ewige Stimme.

Und Tränen schluckten unser Lächeln ein . . . .  
Ach, Victor Arnold, läßt du uns allein  
in dieser Tage gütelosem Grimme?!

# Mein Leopold

Kaßler trug, als Wertführer Starke, einen schwarzen steifen Hut, von dem man den Blick nicht wenden konnte, entwidelte eine Komik der Sprungbereit vorgelegten Füße und der großen Hände mit emporgestrecktem Daumen, daß man schrie, und hatte das Herz auf dem Fleck, auf dem es in diesem Volksstück mit Gesang früher oder später alle haben, und der nun einmal der rechte ist. Die Grüning performierte ein Dienstmädchen Minna, als hätte sie zeitlebens nichts wie gute alte berliner Pöffen gespielt. Herr Adalbert hieß Mehlmener, Klavierlehrer, und so war er auch. Zwischendurch sprach Einer (beiseite): „Er hört mich nicht. Er ist ein kalter, selbstsüchtiger Mensch. Aber das wundert mich nicht. Die blinde Liebe des Vaters hat ihn dazu gemacht.“ Dieser Affenvater war Tiedtke, und bester Tiedtke. Wie wohl tat das alles! Vor sechs Jahren war mir das Jugstück der berliner Theatersaison 1873/1874 mordsblöd erschienen. Jetzt begriff ich das garnicht mehr. Oder war ich nur dankbar, daß es keine Anspielungen auf den Krieg gab? Es hat doch was für sich, dachte ich, wenn ein Theater einen verflochtenen Kritiker zum Dramaturgen hat. Der hat seinem Direktor auseinandergesetzt, daß das hier nun bestimmt nicht geht. „Hier haben Sie, Herr Barnowsky, einen Autor, der sich um innere Lebenswahrheit zum mindesten bemüht. Freilich findet er sie nur in einzelnen Zügen. Freilich können sich manche seiner Personen nicht verkneifen, von Zeit zu Zeit aus ihrer Haut zu schlüpfen und Trottel zu werden. Von Kopf bis zu Fuß lebendig bleibt keine der Hauptfiguren. Macht nichts. Für den Theatererfolg kam ihnen anno dunne als zugute, daß sie dem Kommerzienrat in der Loge, dem Amtsrichter im Parkett, dem Dienstboten, dem Soldaten und dem Schuster hoch oben weniger sein Spiegelbild als seine Photographie so zurechtretouchiert zeigten, wie jeder sie zu sehen wünschte. Verlassen wir uns auf dieses Bedürfnis des Publikums, das sich in vierzig Jahren nicht verändert hat. Verlassen wir uns auf die gutbürgerliche Moral des Vaters L'Arronge, die grade heut wieder Geltung erhält. Verlassen wir uns auf seine Geschicklichkeit, gestaltungstarken Schauspielern Stoff zu halbwegs glaubhaften Menschen zu liefern. Wir haben solche Schauspieler. Stellen und setzen wir sie zwischen die Plüschmöbel der siebziger Jahre und vermeiden wir jedes Wort des Tages, das in den ursprünglichen Text nicht paßt und die bescheidene Kunstform zerstören würde.“ Aber selbst wenn Herr Glosier diese Rede gehalten hat: gewirkt hat sie nur anderthalb Stunden. Um Neun wurde es fürchterlich zeitgemäß. French, Nikolaus, Landsturm, Hauptquartier, Lüttich, Namur — von Geschmacklosigkeiten ein Gewehrfeuer, das zu allen andern noch den Fehler hatte, daß kaum ein Schuß saß. Wie sehr hat man manche Leute im Frieden überschätzt! Immerhin wird man sich für den neuen Frieden merken, daß sie im Krieg des Muts, des Urteils, ja, des einfachsten Taktgefühls ermangelt haben. Die Theaterstadt Berlin zählt heut ein einziges Theater, in das man ohne Gefahr gehen kann: das Königliche Opernhaus. Aus dem sind die Guckow und L'Arronge, nämlich ‚Mignon‘ und ‚Margarete‘ verschwunden. Dort ist man vor Extempores sicher. Dort hört man zu einfachen Preisen Frieda Hempel und Claire Duz, die zehnfache Preise wert sind. Dort hat man die Wahl zwischen Beethoven, Weber, Verdi und Mozart, von dem es ‚Figaro's Hochzeit‘ in vierzehn Tagen zweimal gibt. Aber es ist ja wohl nur in der Ordnung, daß der Staat, der diesen Krieg führt, auch eine Stätte bietet, in die man vor dem Kriege flüchten kann.



# Stimme des Kruzifixes in den Händen des toten Papstes / von Felix Braun

## I.

Hände des Bauernsohns — hier grub das Joch-  
des Ochsenpaares sich ein, des Pfluges Sturz,  
hier riß in euch sich Sonne, Holz und Erz  
und selbst der Körner Spuren seh' ich noch.

Hat je durch euch Begier und Lust gezücht  
im Tanz des Dorfes, in einsamer Nacht?  
O heiliges Herz, du hast auch dies gedacht.  
Ich aber hielt dich ja an mich gedrückt!

Was war dein Sonntag, wenn das ebne Land  
um dein Riëse feierte im Blauen,  
in meiner Lerchen, meiner Schwalben Schall?

Du standest, Jüngling, fromm und abgewandt.  
Nur dienen wolltest du und auf mich schauen.  
Du merktest kaum der Krone Niederfall.

## II.

Ihr schwachen Hände, in euch hab' ich mich  
geflüchtet, und nun ruh' ich endlich aus.  
Ihr seid ein altes, treues Bauernhaus:  
Drin wie in Josephs Heimstatt wohne ich.

Die Rechte, die zum Segen sich erhob,  
die Linke, die, ihr folgend, tiefer blieb,  
sie sanken beide bald. Doch mir zulieb  
bemühten sie sich stets zu neuem Lob.

Nun ruhst du blicklos, mildestes Gesicht,  
du schwanker Leib, du greiser, hast nun Halt.  
Was irdisch an dir schien, war längst verzehrt.

Was tu ich hier: nur Bild, doch Wesen nicht?  
Ich wollt', ich wäre wahrhafte Gestalt:  
hier knieend, auferstanden und verklärt.

# Kriegstagebuch

## IV.

Mittwoch, am fünften August. Das verwunschene Dorf. Als sei es von Epheu umwuchert. Als hielte es den Atem an. Eine feiertägliche, märchenhafte, nervenbegütigende Ruhe. Knudsen fährt mähen. Sonst johlten von seinem Letterwagen mindestens vier hamburger Jungens: der achtjährige Hertules, der ohne Kleider einundachtzig Pfund wiegt, sein Bäumlein wie eine Trophäe vor sich her trägt, „über Tiere forscht“, wie er es nennt, nie ohne den kleinen Brehm reist und darüber wacht, daß keinem Ohrwurm eine Zange gekrümmt wird; sein schlankerer und stillerer elfjähriger Bruder, der den russisch-japanischen Krieg von Anfang bis zu Ende schildert, als sei er dabei gewesen, und von den Bauern geholt wird, wenn irgendeine ihrer Maschinen entzwei ist; und die zehnjährigen Zwillinge Ernst Otto und Max Otto, Pfliffkisse und Preisschwimmer, die in der Badehose gegen die tollste Sturmflut ihre ‚Burg‘ so lange verteidigen, bis die Wellen über ihre sehnigen, gebräunten Körperchen schlagen, die wie kleine Ritter rechts und links von ihrer strohverwitweten Mutter schreiten, und von denen der eine neulich aus heiler Haut gesagt hat: „Wir haben beide denselben Vornamen wie die Ottomobile“. Sie alle sind jetzt weg. Knudsen fährt lautlos und allein. Im Sonnenglanz durch Morgennebel-dunst. Es ist sechs Uhr vorbei. Drüben malt der Portraitmaler den Pferdemaler, und dieser, dem man sein Schimmelmännchen auch weggekauft hat, das weiße Friesenhaus des Portraitmalers, das älteste Haus des Dorfs, von 1734, und das schönste, weil quer über eine ganze Wand Fenster aufs Watt gehen. Die beiden Maler — der junge, leise, nervöse Hafenstädter mit dem slavischen Gesichtsschnitt, den dunkelgelben Bartstoppeln, den Handbewegungen der aufrichtigen Bescheidenheit, und der alte, hagere, bärbeißige, aber schrecklich gutmütige Badenser, der so viele Schluß-As verschluckt hat, daß er keine mehr braucht und deshalb möglichst wenig spricht — die beiden haben den Krieg vergessen. Ich sei, gewährt mir die Bitte.... Ich korrigiere das dritte „Jahr der Bühne“. Soll ich es an Sorgfalt fehlen lassen? Soll ich auf die Anschaulichkeit eines Adjektivs weniger Wert legen, weil es Krieg ist, bedenke: Krieg, in den dein Nachbar zieht? Wer mich in zehn Jahren liest und an eine stumpfe Stelle gerät, wird sich nicht darum kümmern, daß im August 1914 die Weltlage meine Konzentrationsfähigkeit geschwächt hat, sondern wird mir unnachsichtig vorwerfen, daß sogar ich manchmal geschlafen habe. Und warum soll ich mich grade jetzt nicht quälen, wo es Millionen schlechter haben als ich? Wie viele werden ohnehin die allgemeine und ihre besondere Unruhe als Vorwand zur Faulenzerei benutzen! Arbeiten wir, jeder das Seine. Der Eine erlegt Menschen, der Andre Kunststeindrücke. Ich bohre meinen Blick fest auf das Ziel, bis mich die Stirn beinahe schmerzt, und drücke los, wenn sich die Hand beruhigt hat. Was ich im Winter nicht getroffen habe, muß mir im Sommer wieder vor den Lauf. Im Herbst erscheint der Straßenbericht. Diesmal findts zweihundertfünfundzwanzig Seiten. Ich bessere, säubere, feile, putze. Ich will, daß es leuchtet und blinkt wie um mich her das Land und das Meer, die mir in jedem

Sommer Kraft für jeden Winter geben. Jetzt lese ich, wie schwer im vorigen Jahr der Abschied war. „Da lag der Strand, da lagen die Wiesen des Watts, da lag die Heide, da lagen die Dünen. Auch heute und übermorgen und gewiß durch den ganzen September würde der Sand unterm Roten Kliff zur Badezeit glühen; würde der Birnbaum des alten Gasthofs breiten Mittagsschatten werfen; würde das Statziensfeld der beste Platz sein, um sich von der rätselvoll bleiernen Nachmittagsstille des verebbten Flachwassers Glieder und Sinne süß betäuben zu lassen.“ Ich streiche das alles. Wahrscheinlich habe ich bereits vom Krieg gelitten, und es ist ziemlich albern: aber ich kann meinen geronnenen Schmerz um das frühe Ende einer glücklichen Ferienzeit nicht stehen lassen, wenn Millionen....

Ein Wutschrei irgendwoher. Ein weher, wilder Schrei, schrill und schauerlich. Wir fahren aus unsern Träumereien, Pinselereien, Krizeleien auf, als hätte uns ein Steinwurf gemahnt, daß es härtere Dinge gibt, als wir hier treiben. Jemand schreit — nicht, um zu verkünden, daß England Deutschland den Krieg erklärt hat, sondern, um sich Luft zu machen. Was hat einer der Zwillinge von einem Schulkameraden gesagt? „Er ist ein guter und netter und kluger und fleißiger Junge. Aber er hat den Fehler, daß er in allen Lebenslagen ein bißchen zu anständig ist.“ Deutschland nicht auch? Es hat sich von diesem England übers Ohr hauen lassen. Es ist mit ihm umgegangen wie mit seinesgleichen. Es hats nicht hinter dem Busch gesucht, hinter den es sich selbst nie gestellt hätte. Es hat geglaubt, daß die Ehre, Shakespeare hervorgebracht zu haben, ein Land davor behüten werde, mit Asiaten gemeinsame Sache gegen Europäer zu machen. Ich laufe ans Wasser, ins Wasser. Man hat das Gefühl, daß man plötzlich beschmutzt worden sei und sich gründlich reinigen müsse. Regungen stellen sich ein, die man sich niemals zugetraut hätte. Man blinzelt heftig, um den roten Schleier zu zerreißen, der sich vor den Augen gebildet hat. Umsonst. Wer keinen Tropfen Blut sehen konnte, wünscht sich, das Blutbad zu sehen, das die deutschen Schiffskanonen unter dem Gesindel hoffentlich anrichten werden. Möge nach solchem Blutbad das Meer, dies friedlich gebreitete Meer sich empören und das Räuberpack bis zum letzten Armstumpf verschlingen! Aber das kühle Meer duldet nicht Hitze. Wie man hineinsprang, steigt man nicht wieder heraus. Das Volk hat ja keine Schuld. Es sind ja nicht die Engländer. Es ist „England“. Und was ist das? Das Firmenschild für einen Diplomatenladen, worin man der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt und deshalb ein Barbar ist, worin es keinen völkergeschichtlichen Weitblick, sondern nichts als Haß und Konkurrenzneid auf Deutschland gibt. „Es ist ihnen zu hoch gestiegen, möchten es gern herunterkriegen.“ Nun, das wird ihnen nicht gelingen. Was dort am Horizont Rauchsäulen in die Luft pufft, wird uns schützen. Die Uebermacht ist auf jener Seite? Der Gemeindevorsteher setzt mir auseinander, daß die Engländer ihre Kanonentrohre nach fünfundzwanzig Schüssen auswechseln müssen, die Deutschen erst nach zweihundert. Da ich keine Angst habe, braucht sie nicht beschwichtigt zu werden. Ammenmärchen wären dazu auch kaum tauglich. Dann hält er mir ein Blatt Papier vors Gesicht, das er sogleich irgendwo an-

schlagen wird: „Hiermit wird amtlich bekannt gemacht, daß spätestens morgen früh sämtliche Fremden die Ortschaft zu verlassen haben.“

Nachmittag. Die Ortschaft ist nicht die Insel. Ich bin entschlossen, mich erst nach energischer Gegenwehr zu ergeben. Am Sonntag las man in der abscheulichen Badestadt: „Das Gerücht, daß die Insel von den Fremden geräumt werde, entbehrt jeder Begründung.“ Vielleicht bleibt's dort dabei. Wenn man der einzige Fremde ist, wird sich auch dort ertragen lassen. Ich will noch nicht in eine Welt zurück, wo all das möglich ist. Ein Telegramm beschreibt die Reichstagsitzung und rühmt die hunderte Genossen. Warum? Daß sie dem Zaren schließlich unsern Kaiser, dem Standrecht einen Kugelregen vorziehen, der vielleicht neun Zehntel der bewaffneten Genossen heil und lebend läßt, ist selbstverständlich und nicht rühmlich. Rühmlich wärs gewesen, die Ideen der Partei von Abrüstung und Völkerfrieden vor dem Kriege, nicht erst nachher durchzusetzen. Zurück in diese Welt? Ich höre nicht auf, mich zu schämen, daß mich heut früh die Nachricht von Englands Kriegserklärung auf eine halbe Stunde zu einem blutdürstigen Raubtier gemacht hat. Wer weiß, wie mich in dieser Zeit das tobende Berlin verwandelt! Jedenfalls versuch' ich, mich in der Badestadt unterzubringen. Mich und die Hunde des Portraitmalers. Erst waren es zwei Schwestern, schöne, rassereine Greyhounds. Dann bekam die eine elf, die andre neun nicht minder rassereine Kinder. Sie wuchsen auf, zu unsrer und der Mütter Freude, einfarbige, gefleckte und gestreifte edle, zierliche, teils unternehmungslustige, teils artige Tiere mit rosigen Schnäuzchen, seidnen Oehrschen und Charakter. Die eine Mutter büßte ihre Bissigkeit mit ihrem Leben. Der andern, sanftern starben nach einander von den Kindern, Neffen, Nichten zwölf. Den Rest der Jungen will ich also in der Badestadt verschenken. Die Alte, Zetta, ist vielleicht nachhaus zu transportieren. Wir ziehen los. Ach, man nimmt weder sie noch mich geschenkt. Es ist so leer, menschen- und hundeleer, daß meine Schritte in den Straßen dröhnen. Weshwegen fehlt's trotzdem an Unterkunft, an Futter, an Interesse? Die militärische Kultur, die unser Dorf belebt, hat in erhöhtem Maß sich auf die Stadt erstreckt: von morgen früh an hat man jeden Raum und jeden Bissen für die Einquartierung nötig. Und überdies: englische Hunde? Man findet ja die Engländer so hündisch, daß man selbst ihre Tiere nur behalten würde, um sie zu vergiften. Aber brauchen wir dazu die Badestädter? Zuhause schlägt der Besitzer eins, zwei — nein, weiter keins der Tiere tot. Ihm graute, dies aristokratische Geblüt nicht mit der liebevollsten Sorgsamkeit gepflegt zu wissen. Mehr aber graut ihm, noch ein drittes Augenpaar... Wir hoffen, daß die Einquartierung unverroht genug vom schlachtenlosen Inselwachdienst bleiben wird, um so grazile Wesen gerne durchzufüttern, und lassen sie in ihrem Gatter. Baden. Nehmen ringsum Abschied. Treffen Abmachungen für den nächsten Sommer. Setzen uns an einen runden Tisch vor roten Wein. Sind, je nach Naturell, voll Sorge oder einer Zuversicht, mit der ich schließlich siege. Dann aber gehe ich heimlich und allein zum Strand hinunter, um unterm dicken Mond zum letzten Mal hinauszuschwimmen.

(Fortsetzung folgt)



## Ultimo / von Max Krell

Patrick Ward verbrachte die Nacht nach der japanischen Kriegserklärung an Amerika und den Vormittag in seinem Bureau, schwach, fast zusammengebrochen, stumpf. Er starrte auf die kahle Schreibtischplatte und wußte nicht, wohin die Hände legen. Denn mit einem Mal waren ihnen die Zügel entglitten, nein, abgenommen worden, an denen sie seine Welt gehalten hatten. Er war zwecklos. Niemand hatte ihn gefragt. Niemand hatte untersucht, was mit den Milliardenwerten geschehen würde. Man hatte nur der Weltwirtschaft eine knallende Ohrfeige versetzt. Aber man kümmerte sich nicht darum, daß ihre Zähne bluteten. Patrick Ward war ein Zahn, ein starker, kaukräftiger Backenzahn gewesen. Wenn er nichts mehr zu zermahlen hatte, würde er eingehen, absterben.

Als gegen elf Uhr die Nachricht vom Anrücken der japanischen Flotte auf Newyork eintraf, stand Ward auf und ging in die Stadt. Aber schon an der Ecke von Wallstreet und Broadstreet blieb er mit weiten Augen und Lippen stehen.

Das Portal der Börse war nicht geschlossen. Die beiden Flügel lagen zurück, wie vom Winde mächtig aufgebläht. Und aus der Tiefe scholl das Losen wie von der täglichen Schlacht.

Wer konnte heute an Shares, Aktien, Obligationen, an Blei, Terpentinöl, Baumwolle, Leder oder Transportmittel denken! Wer konnte Geld einsehen! Gab es überhaupt noch Geld? Ward starrte auf den dunkeln Torschlund. Gab es noch Geld? Ich muß sehen, was die Leute mit dem Gelde anfangen!

Er trat in den grauen Riesensaal, aus dessen gläserner Kuppel ein milchiges Licht und der Flächenschein zischender Bogenlampen strömte. Stand mitten im Schweißgeruch des Massenlokals und sah sich um.

Sie lachten. . . .

Sie bogen sich unter dem Krampf des Lachens. Ihre nackten Fleischgesichter glichen aufgeplakten Rosen. Sie sicherten und wieherten. reckten die Giraffenhälse. Stampften einen Mammut-Tanz. Und lachten. Sie brüllten Stürme von Lachen in den Saal.

In den kleinen Vogelfäfigen, die an den Wänden entlang nisteten, hockten die Schreiber der großen Banken, blaß, nervös, und doch mit gespannten Augen nach der tollen Hebe gewandt, stiarten, scheuerten die Zunge an den trocknen Lippen und stießen, erregt die Finger in den hohen Bergen von Ordres-

papieren herum. Niemand warf ihnen Telegramme, Befehle zu. Ihre Federn spießten in den Tintenfassern. Sie starrten nur auf den Wahnsinn, der dort tausend Arme flattern ließ.

Auf der Tribüne ragten die Mafler, mit toternsten Augen, fingen die Schreie der Männer auf, hörten und notierten, als sei es ein bitter wichtiges Geschäft. Der Tumult legte wilde Wellen gegen die Barrieren. Die Mafler riefen mit Bosaunenstimmen. Die Kurse wurden gelegt, und die Einzelschlachten begannen.

Leute, die nie über die ersten Millionen hinausgekommen waren, handelten mit Milliardenwerten. Sie kauften, verkauften. Sie verschacherten die ganze Welt. Und ließen großmütig eine goldene Sintflut erwarten. Bestellungen flogen umher, von deren Albernheit jeder überzeugt war. Jeder verdiente, sollte verdienen, durfte verdienen. Und keiner brauchte den Schaden zu bezahlen. Niemand wollte überborteilen. Das Wort 'Ruin' war ausgestrichen.

Agenten schrien, forderten, boten. Tausend Zollhändler respondierten einen fanatischen Kanon. Die Spannung wurde auf ungekannte Siedegrade geschraubt.

Papiersegen und Sämereienproben marmorierten die Steinfließen. Einzelne Männer saßen auf den nackten Steinen und hatten die wulstigen Finger wie zum Gebet über die Bäuche gefaltet. Oder wischten den Schweiß vom Gesicht.

Und lachten.

Die Mauern hingen voller Enthusiasmus. Es war eine Hochkonjunktur emporgeschwollen, aus der alle gewinnen und alle genießen konnten.

Von den unsichtbaren Warenstapeln, die täglich hier getürmt, verhandelt und in neue Hände gewälzt wurden, war heute ein undefinierbares, ungeheures Allgemeines angenommen und wurde in die großen Arme eines neuen Syndikats geworfen. Banken wurden gestürzt, alte renommierte Häuser. Und ein Universalinstitut mit unglaublichen Funktionen und Privilegien gegründet.

Sie häuften Werte in unermesslichen, unzählbaren Mengen an. Eisen, Kali, Hölzer, Kies, Kartoffeln, Kleider, Puppen, Lampen, Schiffe, Flaschen. Schließlich kauften sie Wasser. Sie kauften der Erde den Pacific, den Atlantic ab. Und die Japaner konnten mit ihren Schiffen fahren, wohin sie wollten. In zwei Minuten war ein Wassertrust gegründet.

Sie schrieben Millionscheß aus und bombardierten sich damit. Bauten Röhre und Flugzeuge aus papiernen Formularen. Geschäftsfeinde überschütteten sich mit Debilitationen.

Sie bildeten eine verrückte Spielbank, bei der alle Werte notiert wurden, die als Buchthausstapete brauchbar waren.

Die Stud-Amoretten unter der Kuppel grinsten in die blödsinnige Kreation der Panik. Es war ein Run auf die gesunde Vernunft.

Patrick Ward sah John Laverh an einen Pilaster gelehnt stehen, die Augen entsezt in die Höhe gerichtet, sodaß sie das weiße Email zeigten. Aber andre erkannten ihn und zerrten ihn mit harten Branken in den Lärm hinein.

Denn morgen sind wir tot — tot —!

Das Geld, wir, die Erzmacht schaffen den großen Ring, der die Erde umspannt. Warum sollten wir nicht den Trußt der Kapitalisten starten? He, warum nicht? Wir!

Und sie rasten und gründeten und lachten.

Und dann schichteten sie einen Haufen aus allem Papier, aus Ordres und Telegrammen und Effekten, Werten und Unwerten. Und sie entzündeten den Scheiterhaufen, daß die mächtigen Kuppelgläser von der Hitze plakten.

Jemand schlug die Bronzeportale ins Schloß. Der zweite Bau erschütterte von ihrem Dröhnen. Die Wahnsinnigen aber starrten sich erschrocken in die verzerrten Gesichter.

---

## Du mein Vaterland / von Detlev von Liliencron

Es schillert um mich glänzend bunt Gefieder,  
Im Palmwald lärmt der Affen lustig Heer,  
Der Indianer stützt die schlanken Glieder  
Aufs Rohr und starrt mit mir hinaus ins Meer.

Und kraftvoll hebt ein Adler seine Schwingen  
Und dreht in blaue Fernen sich empor,  
Als wollt' er trotzig in den Himmel dringen  
Und siegend einziehen durch das Sternentor.

In höchsten Höhen, Adler, mußt du stehen,  
Es schlägt dein Flügel an das Weltendach,  
Du mußt mein liebes Vaterland nun sehen,  
Ach, send' ihm Grüße, heiße Grüße nach.

Der Abend will das Hüttendach behüten,  
Wie ruhelos im Dorf die Schwalbe zieht,  
Die Kinder lärmen, und in Apfelblüten  
Singt eine Drossel noch ihr einfach Lied.

Die Bauern hängen schläfrig auf den Pferden,  
Still heimwärts kehrend vom gewohnten Pflug.  
In Wiesentiefen dampft es aus der Erden,  
Und über ihnen schwimmt ein Kranichzug.

Mein Vaterland, könnt' ich in deinen Feldern  
Nur einmal hören noch der Sense Schnitt,  
Und durch das welke Laub in deinen Wäldern  
Noch einmal rauschen hören meinen Schritt.

# Antworten

**Abonnent.** Was Sie vorschlagen, ist darum nicht durchführbar, weil kaum die Hälfte der Abonnenten das Blatt vom Verlag bezieht. Eine einheitliche Neuregelung der Zahlungsbedingungen würde an den Buchhändlern scheitern, die durch die Art ihrer Geschäftsgewohnheiten auf zu lange Zeit festgelegt sind. Das braucht aber den Verlag nicht zu hindern, jedem der sogenannten direkten Abonnenten, der eine besondere Vereinbarung über Teilzahlungen treffen will, nach Möglichkeit entgegenzukommen.

**S. W.** Natürlich ist nichts lustiger, als jetzt zu lesen, was die Zeitungen des Auslands noch wenige Wochen vor Ausbruch des Krieges geschrieben haben. Etwa der konservative Daily Graphic, am drei- undzwanzigsten Juni: „Während die ganze Welt sich darüber klar ist, daß der Besuch der englischen Kriegsschiffe in Reval und Kronstadt ein Zeichen der herzlichsten Beziehungen zwischen England und Rußland ist, herrschen in Bezug auf den britischen Flottenbesuch in Kiel noch viel Unkenntnis und viele Vorurteile. Die Welt sollte sich daher darüber klar werden, daß die gegenwärtigen Beziehungen zwischen England und Deutschland ausgezeichnet sind, daß die Souveräne und Staatsmänner wünschen, sie möchten so bleiben, und daß selbst auf dem Gebiet der entschiedensten Rivalität ein natürliches Gefühl gegenseitiger Bewunderung und Kameradschaft sie verbindet. Ist nicht der Deutsche Kaiser ein britischer Admiral ist, und zwar einer, auf den alle britischen Seeleute mit Recht stolz sind? Wir in England freuen uns über jede Gelegenheit, Seiner Majestät unsere Grüße zu senden, nicht nur als dem begeisterten Seemann und als dem Souverän eines stolzen Reichs, mit dem wir in Freundschaft zu leben wünschen, sondern als einem Muster von Gemein Sinn und Gerechtigkeit.“ Ein großes Muster weckt Nachahmung? Gott, schließlich ist von den Engländern nicht zu verlangen, daß sie unsern Schiller so gut kennen wie wir.

**Offiziers-Stellvertreter J. B.** Sie schreiben mir: „Genau heute vor acht Tagen wurde ich — in meinem sechsten Gefecht — leicht am Fuß verwundet und hierher transportiert, wo ich nun gute Tage lebe. Anfang nächster Woche hoffe ich transportfähig nach M. zu sein, von wo ich bald wieder an die Front gehe. In dem unsagbaren Frieden dieses bezaubernden Städtchens ist es fast unmöglich, sich in die schon erlebten und noch zu erlebenden Schrecken und Gräuel hineinzudenken — aber man sieht ja auch hier erst wieder, wofür man Härtestes auf sich nimmt, und was es zu schützen gilt! Wir haben, in unsrer Stellung zwischen L. und F. eine ganz undankbare, aber darum um so schwerere Aufgabe zu erfüllen. Glorreiche Siege, unaufhaltsames Vordringen haben wir nicht zu verzeichnen — das alles müssen wir vielmehr der ... Armee ermöglichen, indem wir mit unsrer Minderheit stärkste Kräfte des Feindes auf uns ziehen und festhalten. Am Morgen des fünften September hat unser Regiment fast alle Offiziere verloren! Da hats auch mich erwischt. Aber nur leicht und auf kurze Zeit.“ Hoffentlich. Und alles Gute!

**M. D.** Ja, die Sorgen, die eure Branche hat! „Wer findet ein endes, treffendes deutsches Wort für „Couplet“?“ Dichtet passende, fende deutsche Couplets, und diese Bezeichnung wird Keinen stören. enn sich Fräulein Auguste Zimtschmidt bis jetzt La belle Ferrona nte, so wird das nicht länger angehen.“ Warum eigentlich nicht? ollt ihr einen Decknamen aus diesen oder jenen Gründen, so sucht deutsch zu gestalten.“ Schöne Aussichten. Und wird Adelgunde



Niederwasch oder Brunkilde Siegerfranz wirklich so viel mehr Leute ins Varieté locken? Und wie ist es denn überhaupt mit diesem guten alten Varieté? Wird man nun sagen müssen: Gemischt-Bühne? Oder: Allerlei-Theater? Oder: Runterbunt-Palast? Und soll es keine Eccentrics mehr geben? Dann brauchet ihr allerdings erst garnicht wieder zu eröffnen.

S. P. Ich weiß wohl, daß man nie fertig wird, wenn man Stimmen gegen die Dunkelheit deutscher Schriftsteller zugunsten der guten Stilisten sammelt. Noch ein Wort von Nietzsche: „Das Leichtgesagte fällt selten so schwer ins Gehör, als die Sache wirklich wiegt — das liegt aber an den schlecht geschulten Ohren, welche aus der Erziehung durch das, was man bisher Musik nannte, in die Schule der höhern Tonkunst, das heißt: der Rede übergehen müssen.“ Kein Zweifel, daß an der undurchdringlichen Schwülstigkeit einer gewissen neuern Prosa ein Komponist wie Wagner mitschuldig ist. Hätte in den letzten Jahrzehnten Mozart ebenso viel oder, wie sich gehört, unendlich viel mehr gegolten: wir brauchten uns jetzt nicht zu quälen, wieder Leichtigkeit, Durchsichtigkeit, Sehnigkeit, Anmut durchzusehen. Die prächtige Grobheit eines Schopenhauer müßte uns zu Hülfe kommen. Ihn können Sie zu unserm Thema aufschlagen, wo Sie wollen. „Fichte hat wirklich eine große Entdeckung gemacht, die der Naivserie der Deutschen, vermöge welcher, wenn ihnen Einer led baren Unsinn vorschwätzt, sie, aus Furcht, ihr Verständnis zu kompromittieren, bodenlosen Tiefsinn darin finden und den Inhalt loben.“ „Um die Menschen zu mystifizieren, ist nichts tauglicher, als ihnen etwas vorzulegen, davon sie deutlich merken, daß sie es nicht verstehen: da werden sie, besonders Deutsche, die treuherziger Natur sind, sogleich annehmen, daß es nur an ihrem Verstande liegt, dem sie im Stillen nicht gar viel zutrauen: zugleich werden sie ihr Nichtverstehen Ehren halber verhehlen, wozu kein sicheres Mittel, als einzustimmen in das Lob der unverstandenen Weisheit, die nun eben dadurch immer mehr Autorität erhält, immer mehr imponiert und immer mehr Mut und Selbstvertrauen in Dem voraussetzt, der, seinem Verstande ernstlich trauend und aus eigenen Mitteln urteilend, das Ding für eine unsinnige Salbaderei erklärt.“ „Dieses Abrafakadabra, dieses Wischimaschi von Worten, welche in ihrer monströsen Zusammensetzung der Vernunft auflegen, unmögliche Gedanken zu denken, bewirkt eine gänzliche Lähmung des Intellekts.“ „Wann ich solches Zeug lese, dann frage ich mich verwundert: Ist das Dummheit oder Niederträchtigkeit? Schwätzt der Bursche so, weil er wirklich so stupid ist, den hohlsten Wortkram, den barsten Unsinn für Weisheit zu halten, oder weil er einen Botenlohn und Zehrpennig für das Verkündigen dieses Evangelii hofft?“ „Windbeutel schreiben unzusammenhängendes, unverständliches, ja widersprechendes Zeug hin, wobei der Leser meinen soll, der Autor habe nur ihm zuviel zuge- traut: er schämt sich, daher zu sagen, daß er bei dem Buche garnichts denkt, lieber gibt er vor, es vollkommen verstanden zu haben, und versichert, es sei tiefsinnig. Ein Anderer, der grade im selben Fall ist, stimmt mit ein: und so macht ein Windbeutel viele. So ein Schriftsteller mißbraucht den Kredit, den ihm der Leser schenkt, daß er Gedanken habe und mitteilen wolle: er gibt bloße Worte und Phrasen; käme es zur Realisation dieser Papiermünze, so würde er bankrott. Es würde offenbar, daß die vermeinte Tiefe Bodenlosigkeit ist. Aber so entstehen herrlich dunkle Bücher, aus denen kein Mensch klug werden kann.“ Sind entstanden. Hoffen wir wenigstens, daß der Krieg mit dieser Sorte von Schriftstellern aufräumen wird.

## Gestern und heute

Bismarck war Wilhelm dem Ersten, der die Königin in Baden-Baden zu ihrem Geburtstag besucht hatte, bis Jüterbog entgegen gefahren und erwartete ihn, im Dunkeln auf einer umgedrehten Schiebkarre sitzend, in dem noch unfertigen, von Reisenden dritter Klasse und Handwerkern gefüllten Bahnhof. Der Zug lief ein, Bismarck ließ sich von den „kurz angebundenen Schaffnern“ den Wagen zeigen, worin „der König allein in einem Coupé erster Klasse saß“. Es war der vierte Oktober 1859, und die Dinge lagen so, daß Bismarck der Budgetkommission in Berlin gerade den Standpunkt klar gemacht hatte. Vor den Wagen hatte er es den Herren im Bratenrock gestoßen — „was zwar nicht stenographiert, aber in den Zeitungen ziemlich getreu wiedergegeben war“ — daß Preußen nicht mit Baden, Vereinen und Majoritätsbeschlüssen geholfen sei, sondern daß es einen Kampf kosten werde, „der nur durch Eisen und Blut erledigt werden könne“. Nun wollte er den König, der von der Engländerin kam, nicht nach Berlin hereinlassen, ohne zuvor die Hand auf ihn gelegt zu haben. Ein Blick in das müde, verdrossene Gesicht: der König war „unter der Nachwirkung des Verkehrs mit seiner Gemahlin sichtlich in gedrückter Stimmung“. Raum hatte Bismarck den Mund geöffnet, da fuhr er ihn an:

„Ich sehe ganz genau voraus, wie das alles endigen wird. Da auf dem Opernplatz, vor meinen Fenstern, wird man Ihnen den Kopf abschlagen und etwas später mir.“

Es folgte ein Dialog, den ich, da ihn vielleicht doch nicht jeder kennt, wörtlich hierher setze. Natürlich hatte Bismarck erraten, und es ist ihm später von Zeugen bestätigt worden, daß der König während des achttägigen Aufenthalts in Baden-Baden mit Variationen über das Thema Polignac, Strafford, Ludwig der Sechzehnte bearbeitet worden war. . . . Jetzt:

„Als er schwieg, antwortete ich mit der kurzen Phrase: ‚Et après, Sire?‘ „Ja, après, dann sind wir tot!“ erwiderte der König. „Ja,“ fuhr ich fort, „dann sind wir tot, aber sterben müssen wir früher oder später doch, und können wir anständiger umkommen? Ich selbst im Kampfe für die Sache meines Königs, und Eure Majestät, indem Sie Ihre königlichen Rechte

von Gottes Gnaden mit dem eignen Blute besiegeln, ob auf dem Schafott oder auf dem Schlachtfelde, ändert nichts an dem rühmlichen Einsetzen von Leib und Leben für die von Gottes Gnaden verliehenen Rechte. Eure Majestät müssen nicht an Ludwig den Sechzehnten denken; der lebte und starb in einer schwächlichen Gemütsverfassung und macht kein gutes Bild in der Geschichte. Karl der Erste dagegen, wird er nicht immer eine vornehme historische Erscheinung bleiben, wie er, nachdem er für sein Recht das Schwert gezogen, die Schlacht verloren hatte, ungebeugt seine königliche Gesinnung mit seinem Blute bekräftigte? Eure Majestät sind in der Notwendigkeit, zu kämpfen, Sie können nicht kapitulieren, Sie müssen, und wenn es mit körperlicher Gefahr wäre, der Vergewaltigung entgegen-treten.' Je länger ich in diesem Sinne sprach, desto mehr belebte sich der König und fühlte sich in die Rolle des für König-tum und Vaterland kämpfenden Offiziers hinein... Er fühlte sich bei dem Portepée gefaßt und in der Lage eines Offiziers, der die Aufgabe hat, einen bestimmten Posten auf Tod und Leben zu behaupten, gleichviel, ob er darauf umkommt oder nicht. Damit war er auf einen seinem ganzen Gedankengange vertrauten Weg gestellt und fand in wenigen Minuten die Sicherheit wieder, um die er in Baden-Baden gebracht worden war, und selbst seine Heiterkeit... Er war der Sorge vor der „Manöverkritik“, welche von der öffentlichen Meinung, der Geschichte und der Gemahlin an seinem politischen Manöver geübt werden könnte, überhoben. Er fühlte sich ganz in der Aufgabe des ersten Offiziers der preussischen Monarchie, für den der Untergang im Dienste ein ehrenvoller Abschluß der ihm gestellten Aufgabe ist. Der Beweis der Richtigkeit meiner Beurteilung ergab sich daraus, daß der König, den ich in Jüterbogk matt, niedergeschlagen und entmutigt gefunden hatte, schon vor der Ankunft in Berlin in eine heitere, man kann sagen, fröhliche und kampflustige Stimmung geriet, die sich den empfangenden Ministern und Beamten gegenüber auf das Unzweideutigste erkennbar machte.“

Bismarck spricht dann, sozusagen in einer Regiebemerkung, sehr sicher von „ihren“, des Königs und seinen Verhältnissen und „ihrer Situation“, er sagt, daß die immerhin „ernst“ gewesen sei. Es waren noch keine zwei Monate verflossen, seitdem der protestantische Mephistopheles seinem Faust, der immerhin der „Kartätschenprinz“ gewesen war, das große Bündnis angetragen hatte. Im idyllisch gelegenen Babelsberg hatte er den König überzeugt — war es ihm „gelungen“, wie er sagt, den König zu überzeugen — daß es sich für ihn nicht um Konservativ oder Liberal in dieser oder jener Schattierung.

sondern um Königlichcs Regiment oder Parlamentsherrschaft handle, und daß diese unbedingt und auch durch eine Periode der Diktatur abzuwenden sei. „Ich sagte: „In dieser Lage werde ich, selbst wenn Eure Majestät mir Dinge befehlen sollten, die ich nicht für richtig hielte, Ihnen zwar diese meine Meinung offen entwickeln, aber wenn Sie auf der Ihrigen schließlich beharren, lieber mit dem Könige untergehn, als Eure Majestät im Kampfe mit der Parlamentsherrschaft im Stiche lassen.““

Bismarck ist später nicht müde geworden, zu erklären, daß diese Auffassung von seinem Beruf keine prinzipielle gewesen sei, wie sie etwa jeder Minister jedem Herrscher gegenüber betätigen müsse. Vielmehr solle man ihren Ursprung und ihr Ende in seinem ganz persönlichen Gefühl für Wilhelm den Ersten suchen.

Er konnte nicht hindern, daß die Auffassung, die dem Pakt von 1859 zugrunde lag, ihren Weg machte, über ihn hinweg, bis in unsre Zeit, der bis zum Monat August des Jahres 1914 allerdings die rechtfertigenden großen historischen Ereignisse fehlten. Als sie eintraten, zeigte sich die Luft, die unsre Zeit von der bismarckischen trennt. Zeigte sich, daß Deutschland längst ein imperialistisch gerichtetes Reich geworden war, bereit, seine weltpolitischen Fehden in voller Einigkeit auszutragen. Es gab keinen Widerstand der innerpolitischen Parteien, der erst gewaltsam hätte gebrochen werden müssen. Plötzlich sahen Millionen erstaunte Augen diesseits und jenseits der Grenze ein Volk, das erst vor vierundvierzig Jahren eine Nation geworden war, bis auf den letzten Mann einen der gewaltigsten Machtkämpfe beginnen, den die Weltgeschichte kennt. Dieses Volk hat seine politische Reife erlangt. So wenig, wie es jetzt zur Tat gezwungen werden mußte, ebenso wenig wird man es nach dem Waffengang in die gute alte Zeit zurückschicken können, wo es über ihm Herren gab, die sein Schicksal in ihren einzigen Händen hielten und seine Kraft fürchteten oder haßten, aber immer als eine fremde, ja, feindliche Anstrengung empfanden.

In Buschs Tagebuch, der Siebzig im Hauptquartier mitgemacht hat, findet sich am neunzehnten September folgende Notiz: „Abeken berichtete dann von der Predigt, die Rogge gestern in der Schloßkirche gehalten, und meinte, er habe zu viel aus der Reichstagsdeputation gemacht, woran er einige veringschämige Neußerungen über den Reichstag überhaupt nüpfte. Der Chef erwiderte: „Dieser Meinung bin ich doch nicht — garnicht. Die Leute haben uns eben wieder hundert



Millionen bewilligt, und sie haben haben trotz ihrer doktrinären Ansichten die Verträge von Versailles gutgeheißen, was manchem sehr schwer gefallen sein wird. Das ist doch anzuerkennen. Nein, ich kann nicht so urteilen. Ich bin bloß über Delbrück ärgerlich, der mir Angst machte, sie würden nicht darauf eingehen.“

Abekens gibt es zwar noch immer bei uns. Aber ihre Zelle sind ihnen in der großen demokratischen Welle der ersten August-Woche davon geschwommen. Auch der oben genannte Delbrück ist nicht der Delbrück von heute.

---

## Die deutsche Kraft / von Friedrich Gerber

Als ein Zeichen des Deutschen mußte bis vor kurzem gelten, daß es kaum möglich war, ihn zu bezeichnen. Kein anderes Volk in Europa hatte so wenig ein einheitliches, ein bestimmbares Antlitz wie das unsre. Der Angelsachse im Norden, der Romane im Westen und der im Süden, der Slawe im Osten: jeder von ihnen konnte mit einigen sichern Rügen und Umrissen vorgestellt werden, und mochten diese Bilder noch so kindlich und allgemein sein, es blieb ihnen allerlei Richtiges, das im Verkehr mit den Einzelnen der Nationen seine Geltung behauptete. Von dem Bewohner des heutigen Deutschland war ein solcher fester Begriff nicht zu geben. Nirgends schienen zwischen den einzelnen Volksgenossen ähnlich starke und tiefe Unterschiede zu klaffen wie hierzulande. Nirgends schien die Trennung nach Klasse, Gegend und Stand in ähnlichem Maße fühlbar. Wir waren an Arten fast so reich wie an Menschen, und dies bedingte eine Vereinsamung, die mancher von uns an manchem Tag seines Lebens mit Schmerzen empfunden hat. Eine Erfahrung für viele: ein Künstler steht vor Gericht, als Angeklagter oder als Zeuge; und mit aller Anspannung des besten und ehrlichsten Willens ist es nicht möglich, eine letzte Verständigung zwischen diesen Teilen herbeizuführen. Beide, Richter wie Künstler, sind so tief in ihre besondern Kreise versponnen, sprechen so sehr ihre eigene Sprache, denken ihre eigenen Gedanken, sind an eigenen Sitten und Vorstellungen unterrichtet, daß der eine den andern wie ein fremdes Geschöpf aus fremden Bezirken betrachtet, an dem er erstaunt und traurig vorbeizuwandern muß. Es ist nicht leere Ehrfurcht vor Stellung und Rang, daß man bei uns, im Gegensatz zu andern Ländern, die Menschen bei ihren Titeln anredet, Doktor, Geheimrat, Major. Denn mehr als irgendwo

anders wird in unserm Lande die Lebenshaltung des Einzelnen von seiner Stellung bestimmt. Man höre drei Deutsche, verschieden an Alter, Stand und Geburt, eine Landschaft beschreiben: jeder wird, mit besondern Worten, etwas Besonderes sagen, es werden drei Bilder entstehen, jedes vom andern unterschieden, jedes für sich von Wesen und Wert. (In England sagen sie alle nur: lovely, und: nice, und: I like it.) Man hat die vielfache Gliederung unsrer politischen Parteien beklagt; sie kann nicht beklagt werden, denn sie entführt dem gleichen Drange zu dem Besondern hin, der uns vor andern Völkern so reich und so räthselhaft gemacht hat.

Die große Gemeinsamkeit aller Deutschen, die plötzlich entstanden ist und heute gegen den Feind im Umkreise ihre eisernen Kräfte kehrt, das unerhörte Einswerden einer Nation von Individuen mußte darum so gewaltig wirken, weil es gegen jene Erfahrung ein Widerspruch schien. Das Volk der Franzosen war vier Jahrzehnte hindurch mit nationalen Vergeltungsgedanken gemästet worden. Der Engländer saß mit gepflegtem Hochmut auf seiner Sprache und seinem Imperium. Der Russe besaß seine Erde. Wenn diese Völker, welche sich täglich mit tausend Phrasen an ihre Einheit erinnerten, heute verschmolzen und jauchzend zu den Waffen geeilt wären: es hätte wohl Keinen verwundert. Wir aber, versessen jeder auf sich, verbissen in den Fußbreit Erde, auf dem er steht, gewappnet gegen den Nächsten, in stetem Kampf der Meinungen und Gefühle — wir sollten uns einen, und das über Nacht, mit jähem Schlage vor eine Unabänderlichkeit geworfen, an die noch gestern niemand gedacht hat?

Folgendes ist geschehen. In Frankreich — ich weiß es nicht nur aus Zeitungsberichten — hat der Ausbruch des Krieges ein lähmendes, ratloses Schweigen bewirkt. Unwillig, ohne Vertrauen gingen sie unter die Fahnen. In Großbritannien versucht die Redekunst horizontloser Redner vergebens, bequeme Bürger für einen Lebenskampf zu begeistern. Das große russische Tier macht traurige Anstrengungen, seine schlaffen Glieder aus einer Mitte her zu bewegen: es wird gebrochen zurücksinken in den Schlaf seines riesigen Leibes. Und Deutschland? Wir wissen, was hier geschah.

Nur auf den ersten, oberflächlichen Blick durfte diese Wendung der Dinge überraschen. Es gibt in Wahrheit an dem, was wir heute erleben, nichts zu verwundern, und nicht eine Wandlung hat stattgefunden, sondern eine große Enthüllung. Die Kraft, die uns heute zu großen Taten zusammenreißt, ist nicht als etwas Neues von irgendwo her in unsre Glieder ge-

fahren, sie ist die nämliche, die uns in friedlichen Tagen so heftig in unsre Sonderkreise hineinzwang. Die Vaterlands-  
 liebe unsrer Nachbarn erschöpfte sich in Parolen; sie blieb all-  
 gemein, und Allgemeines ist ohne Substanz. Nicht aus  
 Redensarten und hysterischen Ueberfällen auf harmlose Fremde,  
 nicht aus sattem Liegen in Macht und Besitz kann eine tätige  
 Liebe zum Lande erwachsen. Das alles zerfliegt, wo es ernst  
 wird. Der Deutsche kannte in Friedenszeiten nur Eines: die  
 Stelle, an die er gesetzt ist, mit seiner ganzen Person zu er-  
 füllen. Deutsch sein heißt: einer Sache gehören, und jeder  
 Deutsche gehört seiner Sache, eigensinnig, zuweilen verbohrt,  
 aber mit aller Intensität, deren der Einzelne fähig ist. Und  
 wenn diese Intensität manchen Zwist und manche Verein-  
 samung brachte, so wuchs aus ihr gleichzeitig die große, blut-  
 volle Liebe zu dem erkämpften Bezirk. Hier aber ist der  
 Schlüssel zu allem, was sich in diesen Tagen in Deutschland er-  
 eignet hat. Nur vom Besondern her wird das Allgemeine be-  
 griffen, nur die konkrete Beziehung zum einzelnen Teile schafft  
 die Beziehung zum Ganzen. Weil jeder in diesem Staats-  
 gebilde sich seine eigene besondere Sache mit Troß und Opfern  
 aufgebaut hat, darum ist jedes Einzelnen Sache bedroht, wenn  
 das Ganze bedroht ist. Hier allein wächst die einzia wertvolle  
 Vaterlandsliebe: die Liebe, die Kraft hat, weil sie Substanz hat.

Und noch ein Weiteres ist zu sagen. Was unsre Feinde  
 heute erfahren: die stürmende Macht eines Volkes, das, mit  
 dem Kopfe voran, keinem Tode ausweichend, in ihre Reihen  
 hineinfährt — es ist nur eine letzte Entladung jener Kräfte,  
 die sich in friedlichen Zeiten blutend und bedingungslos der  
 Sache des Einzelnen mitteilten. Intensität ist vier Jahrzehnte  
 hindurch das Kennzeichen Deutschlands gewesen. Nirgends  
 wurde, geistig und materiell, so heftig, so grundsätzlich gearbeitet  
 wie bei uns. Nirgends gewahrte man Menschen, die so ver-  
 fangen waren in ihren Kreis. Jugend, Schönheit, Leben  
 wurde geopfert. Wir waren erzogen, alles zu achten, nur nicht  
 das Halbe, nur nicht das hinkende Ungefähr. Heute wirkt  
 diese nämliche Intensität, das Land beschützend, wider den  
 Feind. Heute werden alle, noch so versprengten, Kräfte dem  
 Gemeinsamen dienstbar. Es zeigt sich, daß die Rüstung zu  
 diesem Kriege nicht nur auf dem Kasernenhofe geschah. Un-  
 Arbeit der Deutschen war eine Rüstung. Der Geist des Un-  
 dingen, in Kammern, in Jahren herangebildet, steht heute  
 ein gemeinsamer Geist in feldgrauer Uniform. Er kann, von all  
 Teufeln der Welt, nicht besiegt werden. Denn das Unbedin-  
 ist unüberwindlich.

## Vom Deutschen Theater

Vor Kleist braucht keine Nationalhymne deklamiert zu werden, weil Kleist selber eine ist; und Schillers hinreichend kriegerischer Poesie soll man nicht Schmidtbonn vorausschicken, wenn ihm so wenig eingefallen ist wie in seinem szenischen Prolog 1914'. Der besteht, schülmeisterlich gesprochen, nur aus Fehlern. Eine junge Frau wird aus dem Frieden ihres Feldes und ihres Herzens durch den Krieg in Person aufgeschreckt. Sie macht die üblichen Einwände. Ihr Mann, der Bauer, weiß es besser. Er vereint sich mit dem Arbeiter und dem Fabrikherrn zu einem Rüttschwur, dem auch die junge Frau nicht widerstehen kann. Wohl aber der Zuschauer. Er hört und sieht, wie schwach und überflüssig das alles ist. Es setzt mit dem Höhepunkt ein: schon in den ersten drei Minuten stürmt der blutbeschmierte Krieg heran, und nach seinem Abgang schleppt sich ein Gerede vorwärts, an dem schlimmer als die Unlebendigkeit und Gleichgültigkeit die Stillosigkeit ist. Entweder — oder. Entweder Allegorie oder Körperlichkeit; aber nicht beides durch einander. In einer Dichtung, worin kein beliebiger Krieger, sondern gleich Der Krieg auftritt, darf „das Entsehlliche, das in den Zeitungen plötzlich aufgestanden war mit ungeheuern Buchstaben“, grade so nicht bezeichnet werden, weil schließlich irgendein Bereich von den Zeitungen und ihren ungeheuern Buchstaben verschont bleiben muß. Dann ist Schmidtbonn zu Ende. Er hat nichts gesagt, was nicht selbstverständlich ist; und das hat er trivial und marklos gesagt. Er merkt selbst, daß er Keinen begeistert hat. Da, ohne Uebergang und ohne Ursach, rottet er die Rüttschwänner abermals zusammen, damit sie unisono folgendes Finale schmettern: „Auf deiner Insel, neidisches England, du bist der Feind! Wir lassen nicht von dir, bis du erwürgt hinfällst unter unsern Fäusten, und wir Luft haben unter dem Himmel und auf den weiten Wassern des Meers, endlich zu atmen. Wir gehen in die Schlacht als Richter über dich, Richter von Gott.“ Abgesehen von der tatsächlichen Unwahrheit und dem renommitistischen Ton dieser Tirade: so platt und prosaisch sollte man nicht einmal im Kriege dichten. Es ist kein Unglück, daß sieben Wochen nach seinem Beginn die Muse mit ihren Küßen noch zurückhält. Nur könnte, solange sie derartig wählerisch ist, ein maßgebendes Theater ihrem Beispiel folgen. Der Anblick der Höflich entschädigt für viel, aber nicht für alles.

Für alles wird hoffentlich der ganze große ‚Wallenstein‘ entschädigen. Vor acht Jahren, als das königliche Schauspielhaus ihn vorgeführt hatte, schrieb ich hier: „Es wimmelt von Nuancen, die im Moment der Erfindung ihre künstlerische Berechtigung gehabt haben mögen, die aber längst versteinert sind. Sie werden erst verschwinden, wenn einmal Einer mit jungem Auge vor dieses Gedicht treten und es einstudieren wird, als sei es heute entstanden. Dann wird es auch aus sein mit dem schematischen Aufsagetone, in dem Schillers unwiderstehlichste Worte ihren Schwung, ihren Klang, ihre Farbe verlieren. Der geborene Erneuerer ist Reinhardt.“ Der wird ja wohl halten, was er jetzt mit dem ‚Lager‘ versprochen hat. Nach Schillers Andeutung wählt er den Platz: den Bezirk der Gustel von Blasewitz. Ein Bach, ein kahler Baum, lebendige Pferde, Lagerfeuer, eine Trommelrampe, Fahnen, Kränze und Kanonen. „Im Zelt wird gesungen.“ Bei Reinhardt: Goethes Soldatenlied. Erst dann hört man Schillers, erst, bewundert man, wie eine schöpferische Phantasie Schillers Regiemerkungen ausgebeutet hat. Kleine Zwischenspiele verbinden unmerklich Szene mit Szene. Raufereien, Tanz, Musik, Aufzüge und



Gelärm. Aber da sieht mans! Der Saus und Braus, macht denn der die Regiekunst aus? Das Tempo macht sie, der Sinn und Schick, der Begriff, die Bedeutung, der feine Blick. Dies alles hat Reinhardt in einem Grade, für den man nach Wochen der Entbehrung doppelt empfänglich ist. Wie schön jedes Wort zur Geltung kommt! Wie gesättigt mit Leben es ist! Wie Nebenfiguren nicht bloß eine charaktervolle Maske, sondern ein menschliches Gesicht erhalten! Wie ehrfürchtig, zum Beispiel, der Trompeter ununterbrochen zu dem „Befehlshuch“, dem Nachtmeister, aufschaut! Mit wie zarter Lustigkeit der Rausch des Rekruten ausgemalt ist! Wie zwischen den Ankömmlingen und der alten Garde eine Kneipgemeinschaft und daraus ein kameradschaftlicher Zusammenhang entsteht! Wie dem Kapuziner seine Ermahnungen aus der Situation erwachsen! „Wieder ein Gebot ist: Du sollst nicht stehlen!“ — das etwa sagt er, weil ihm einen Satz vorher sein Schnupftuch gestohlen worden ist. Leider durchkreuzt Watzmann Reinhardts Absichten. Er bringt die Kapuzinerpredigt als die fertige Soloszene eines Komikers, dem weniger um die Besserung des Wallensteinschen Heers als um unser Gelächter zu tun ist. Der Kapuziner in Reinhardts Ensemble scheint mir Herr Krauß zu sein. Der Nachtmeister ist Diegelmann: die gravitatische Ruhe, die subalterne Ueberlegenheit selber. Der erste Jäger Herr Danegger: ein leichtes Tuch mit lachenden Augen und flinkem Maul. Der erste Kürassier Herr Ebert: Respekt vor Dem! So edel und nobel, wie er verlangt, daß man das Kriegshandwerk treibe, und ein so männliches, wettergebräuntes Temperament, das ich ihn an den folgenden beiden Abenden den Oberst dieses Kürassiers spielen ließe, damit Max Piccolomini zwar auch Theklas Geliebter, aber zugleich ein Reiterführer sei. Als dieser Kürassier im schwarzen Panzer mit dem ernstesten und kühnen Gesicht das herrliche Reiterlied zu Ende gesungen hatte, als die Schwerter aneinanderklirrten und der Chor brausend und jauchzend empfahl, das Leben einzusehen, weil euch sonst nie das Leben gewonnen sein wird: da fühlte man sich, wie in des Dreißigjährigen Krieges Mitte, in dieses großen Krieges Mitte gestellt und empfand Dankbarkeit für die erste Theatervorstellung, die sich seiner würdig erwiesen.

## Zu diesem Krieg

### Storm

„So leb' denn wohl, Regine“, sagte er und reichte ihr die Hand.

Aber sie trat vor ihm zurück und sagte zögernd: „Sage mir eins: Weshalb mußt Du in den Krieg?“

„Weißt Du es nicht, Regine?“

Sie schüttelte den Kopf. „Großvater spricht nicht davon“, sagte sie und sah wie ein Kind an ihm herauf.

Er verlor sich stumm in ihren Augen; eine Nachtigall schlug plötzlich neben ihnen aus den Büschen, die Blätter säufelten. Sie stand ihm gegenüber, ohne Regung, kaum belebt von lindem Atmen; nur in ihren Augen, im tiefsten Grunde, rührte sich die Seele; er wußte nicht, was so ihn anschaute.

„Sprich nur“, sagte er endlich.

Er ergriff einen Zweig, der ihr zu Häupten hing und brach ein Blatt herab. „Es ist für diese Erde“, sagte er, „für diesen Wald — — — damit hier nichts Fremdes wandle, kein Laut Dir hier begegne, den Du nicht verstehst, damit es hier so bleibe, wie es ist, wie es sein muß, wenn wir leben sollen — unverfälschte, süße, wunderbare Luft der Heimat.“

# Zum ‚Prinzen von Homburg‘

von Moritz Heimann

## Eine moralisch-dramaturgische Frage

Die Frage: Was bewegt den Kurfürsten, in dem Schauspiel von Kleist, den Homburg zu begnadigen?

Dichtungen zu befragen, ist am meisten dann von Interesse, wenn sie nicht schon selbst geantwortet haben.

Die Frage, warum der Kurfürst den Prinzen von Homburg begnadige, ist eine solche, die der Dichter nicht beantwortet. Wenn wirklich, wie einige Erklärer glauben, hier eine Unklarheit vorhanden wäre — so ist sie in der Seele des Kurfürsten und nicht im Geiste des Dichters und nicht im Bau seines Werks; so wäre die Unklarheit des Kurfürsten nur ein Motiv mehr und würde die Weisheit des Dichters noch hinreißender erscheinen lassen.

Denn keineswegs entsteht diese Unklarheit im Kurfürsten, weil er zu schwache Motive hätte, die seiner nicht Herr werden, oder zu starke, deren er nicht Herr wird: sondern es ist dieselbe Unklarheit, die die Natur walten läßt, wenn sie Leben zeugen und Leben fördern will: die Unklarheit der Luft, die wir atmen, des Wassers, das wir trinken, des Lichtes, das wir sehen — und die Unklarheit des Gefühls, als welches nicht ein dumpfer Zustand vor dem Denken, sondern eine reiche, trübende Verknüpfung der in ihrer Vereinzelung toten Gedanken ist.

Vor der Untersuchung aber müssen wir, in unserm Fall noch dringlicher als in jedem andern, feststellen, aus welcher Tonart Kleist sein Stück spielt. Der Ernst seelischer Konflikte im Drama ist etwas Relatives, und die großen Dichter verfügen über einen höchst eigentümlichen Takt, der sie vermeiden läßt, ihre Konflikte aus dem Rahmen des Kunstwerks herausgreifen und die Zuschauer unmittelbar beunruhigen zu lassen. Und so ist der ‚Prinz von Homburg‘ von vornherein ein helles Stück, leicht von einem goldigen, freudigen Leuchten, ein gegen die Sonne gehaltenes Gebilde. Die Stimmung des Zuschauers ist zuversichtlich von Anfang an, und, eine anbetungswürdige Kraft: die Zuversicht wächst in dem Maße der Beängstigung. Es ist, als wenn man ein elastisches Band auseinanderzöge und dann spürte, daß die Kraft, die den Zustand des Gewebes verändert, zugleich die Kraft erzeugt, die ihn wieder in seine Ordnung zurückbringt.

Dieses im Zuschauer erzeugte allgemeine Gefühl darf freilich der Meister nicht als Ersatz der Motivierung einschmeicheln

wollen. Kleist, als ein ganz großer Meister, nutzt die allgemeine Stimmung aus, indem er durch sie die Möglichkeit gewinnt, seinen Motivenbau höher, größer und leichter zu treiben, so daß der Zuschauer mit einem wachsend freudigen, ja, lachenden Gefühl die Szene aufnimmt.

Von den beiden Auseinandersetzungen, die der Kurfürst zu bestehen hat, ist die mit Rottwitz von jeher berühmt gewesen; die zweite, die mit Hohenzollern, ist in ihrer prinzipiellen Bedeutung nicht genügend erkannt.

Modern ausgedrückt, ist der Kampf zwischen dem Kurfürsten und Rottwitz ein solcher zwischen Kantischem und Bismarckschem Geist. Der Kurfürst läßt sich nicht genug sein an einem taktischen, einmaligen, zufälligen, auf dem Affekt beruhenden Erfolg. Gleich nach der Schlacht, als die Insubordination noch nicht dem Prinzen schuld gegeben wird, hat er es ausgesprochen:

Der Sieg ist glänzend dieses Tages,  
Und vor dem Altar morgen dank' ich Gott.  
Doch wär' er zehnmal größer, das entschuldigt  
Den nicht, durch den der Zufall mir ihn schenkt:  
Mehr Schlachten noch, als die, hab' ich zu kämpfen,  
Und will, daß dem Gesetz Gehorsam sei.

In dem Streit mit Rottwitz beginnt er nicht etwa wieder mit diesem staatsmännischen Gedanken, sondern spricht einstweilen nur aus der speziellen Lage heraus: der Sieg hätte ohne die  
• Eigenmächtigkeit des Prinzen vollständiger werden können. Rottwitz antwortet ganz als Realpolitiker, und Bismarck hätte es gegen die Professoren nicht schärfer getroffen:

Es ist der Stümper Sache, nicht die deine.  
Des Schicksals höchsten Kranz erringen wollen:  
Du nahmst bis heut noch stets, was es dir bot.

Und darauf erst stellt ihm der Kurfürst seine Anschauung entgegen:

Den Sieg nicht mag ich, der, ein Kind des Zufalls,  
Mir von der Bank fällt; das Gesetz will ich,  
Die Mutter meiner Krone, aufrecht halten,  
Die ein Geschlecht von Siegen mir erzeugt.

Rottwitz läßt sich nicht schlagen. Er setzt dem Kurfürsten den Zauber und die Fruchtbarkeit des nicht aus Ueberlegung und Gehorsam, sondern aus der Leidenschaft entspringenden Tuns entgegen. Er will von einem Götzen in des Menschen Hirn nichts wissen, der toter Werkzeuge bedürfte, sondern bringt auf die Realität der Herrschaft, die im Beherrschten einen lebendigen Willen, nicht den Sklaven nötig hat.

Der Kurfürst fühlt sich berührt. Durchdrungen davon, daß eine Idee ihn regiere, nicht Willkür, nicht auch Theorie, fühlt er, daß die Idee sich in ihrer Wahrheit nur erweise, wenn sie nicht allein in dem waltet, dem sie nützt, sondern in jeder zur Sittlichkeit geläuterten Brust; und so erklärt er, an die im Augenblick höchste Instanz — an den Prinzen selbst appellieren zu wollen und von ihm die Entscheidung zu verlangen.

Während man aber den Prinzen holt, tritt schon die Klärung ein.

Die Auseinandersetzung mit Hohenzollern bringt sie. Was jetzt gegen den Idealismus kämpft, ist, wenn wir uns schmeicheln wollen, nicht weniger modern als Kottwizens Bismärkertum: es ist die aus der Lückenlosigkeit der Kausalität entstehende Unverantwortlichkeit des einzelnen Menschen.

Hohenzollern hat dem Kurfürsten eine Schrift überreicht, in der er sich zu beweisen erkühnt, daß der Kurfürst selbst die Schuld an dem Vergehen des angeklagten Prinzen trage. Er kommentiert seine Schrift. Er erinnert den Kurfürsten, wie wie man — in der ersten Szene des Stückes — den somnambulen Prinzen im Garten getroffen, und wie der Kurfürst den symbolischen Scherz betrieben habe, den der Traumwandler als eine Verheißung künftigen Sieges, künftiger Größe aus der Hand Nataliens habe auffassen dürfen; und erst recht habe auffassen müssen, als er, erwacht, den Handschuh in den Händen gehalten und nachher gar bei der Ausgabe des Schlachtbefehls als den wirklichen Handschuh der Prinzessin erkannt habe.

Ein Stein ist er; den Bleistift in der Hand.

Steht er zwar da und scheint ein Lebender;

Doch die Empfindung, wie durch Zauberschläge,

In ihm verlöscht.

Er habe also in begreiflicher Verwirrung die Ordre des Feldmarschalls weder eigentlich hören, noch verstehen — wie also befolgen können?

Der Kurfürst versteht sogleich den Entwurf und seine Konsequenz:

Hätt' ich mit dieses jungen Träumers Zustand

Zweideutig nicht gescherzt, so blieb er schuldlos:

Bei der Parole wär' er nicht zerstreut,

Nicht widerspenstig in der Schlacht gewesen.

Nicht? Nicht? Das ist die Meinung?

Hohenzollern bestätigt. Aber der Kurfürst führt ihn mit seiner eigenen Argumentation ad absurdum:

Tor, der du bist, Blödsinniger! Hättest du

Nicht in den Garten mich herabgerufen,



So hätt' ich, einem Trieb der Neugier folgend,  
Mit diesem Träumer harmlos nicht gescherzt.  
Mithin behaupt' ich, ganz mit gleichem Recht,  
Der sein Versehen veranlaßt hat, warst du! —  
Die delph'sche Weisheit meiner Offiziere!

Doch Hohenzollern läßt sich nicht betäuben. Er antwortet:

Es ist genug, mein Kurfürst! Ich bin sicher,  
Mein Wort fiel, ein Gewicht, in deine Brust!

Und im Ton dieses Satzes, und aus der Stelle, wo er steht,  
wird der Leser, wird der Zuschauer die Entscheidung spüren.  
Hier winkt der Dichter.

Der Prinz kommt. Alle Kleinmütigkeit und der Wunsch  
der Kreatur sind von ihm abgefallen. Er steht auf dem Gipfel  
sittlicher Größe. Er erkennt sich selbst den Tod zu. Und wie  
zum Tode entläßt ihn, obwohl gerührt und gütig, der Fürst.  
Und nun erst, in dem Augenblick, wo die Freunde und Kameraden  
alles verloren glauben, spricht der Kurfürst, in einem  
künstlerisch unsagbar feinen, aber psychologisch ganz verhüllten  
Uebergang die Begnadigung aus.

Kein Monolog, kein dialektischer Kampf hat uns ver-  
raten, daß etwas in ihm vorgegangen ist.

Was ist in ihm vorgegangen? Er ist ein Herrscher, er  
hat eine große Pflicht, eine Idee zu vertreten. Der Mensch,  
zugleich Natur und gegensätzlich zur Natur, ja, Gegner der  
Natur, steht als Individuum zwischen diesen beiden Extremen.  
Leidend oder wirkend, erkennend oder handelnd, rückt er dem  
einen nahe oder dem andern. Es sind zwei Stimmen, und  
keine von ihnen schweigt jemals ganz: aber der Mensch über-  
hört die eine von ihnen, sobald sein Charakter, sein Wille und  
seine Einsicht ihn entschieden haben. Der Mensch der Idee sieht  
nicht Gesetze, sondern schafft sie. Er greift in die lückenlose  
Kette der Kausalität und schafft die Schuld. Er schafft Ver-  
antwortung. Er überläßt Gott dem Gott und schafft den  
Fetisch.

So der Kurfürst. In seinem Plan ist des Prinzen Ver-  
halten nichts weiter als Schuld. Was es in des Schuldigen  
Seele war, wie entstanden, das geht ihn nicht an. Der Mittler  
kommt, den Prinzen zu entschuldigen. Er erklärt die Tat; er  
deckt ihre nächste Kausalität auf; er wälzt sie nur vom einen  
auf den andern; er läßt den Fetisch unangetastet; er weiß hell  
nicht, wohin sein Gegenstoß zielt.

Der Kurfürst weiß es. Er fühlt, daß, den Prinzen fr-  
sprechen, heißt: den Schuldbegriff lockern. „Habe ich Schuld  
seiner Schuld, so du an der meinen“ — und so kann es so

gehen, endlos, ins Endlose. Ist das Tun der Menschen eine fest verzahnte Folge von Ursach und Wirkung, so hört die Verantwortung auf.

Und damit hört die Pflicht auf und sinkt die Idee mit zerschnittenen Sehnen gelähmt zu Boden. „Die delph'sche Weisheit meiner Offiziere!“

Wem aber einmal die Welt in der Erkenntnis der Notwendigkeit wie in einem Blicke dastand, der kann ohne Sünde den Anblick nicht mehr vergessen; der muß, will er sein Gleichgewicht behaupten, sich umwandeln, leise sich umwandeln, sich jänsftigen und trüben.

So ist Hohenzollerns Wort, wie ein Gewicht, in des Fürsten Brust gefallen.

Man würde den Dichter schlecht begreifen, wenn man des Kurfürsten anscheinende Sinnesänderung ein Kompromiß nannte. Es ist kein Kompromiß; denn die Idee hat ihren Sieg ausgefochten im Prinzen. Natalie ist ihm wirklich das geworden, als was sie zu ihm gesendet war: Nife aus der Hand des Zeus. Natalie — Nife, die Namenswahl verhüllt den Gedanken, und verrät ihn doch, mit dem Anfangsbuchstaben; Dichter lieben solche Scherze.

Hätten wir an der entscheidenden Stelle einen Monolog des Kurfürsten zu hören bekommen, Worte, Gründe für und wider, Resultat — dann müßten wir von einem Kompromiß reden. Im Unausgesprochenen aber liegt nicht Sinnesänderung, sondern Sinneswachstum; kein Kompromiß, noch einmal, sondern die Trübung der Synthese, die lebensvolle, lebensschaffende Trübung; und die sittlichen Mächte, die ursprünglich nur im Haupt des Fürsten gesammelt waren, haben sich verteilt, wie eine Wolke sich rhythmisch auflöst.

---

## Aufmachung / von Hans Natonef

Dieser Terminus einer sehr geschäftigen Zeit verdient eine eingehende Analyse. Sie sei, bei der Abschwächung der allgemeinen Betriebsamkeit, auf einen andern Zeitpunkt verschoben. Und festgestellt sei nur: Aufmachung ist die völlige Unterwerfung der Publikumssehnen unter den tyrannischen Schmach einer mißleiteten Menge; ist der Inbegriff und Summe der Einrichtungen und Unternehmungen zur Verbreitung der Phantasielosigkeit.

Dieses edle Ziel zu erreichen, wetteifert die illustrierte Zeitung mit jener, die nur mit Riesenschrift arbeitet. Ueber

das Bild, das den Text begleitet, hat schon Nürnberger gesprochen; man lese in den „Literarischen Herzenssachen“ nach. Aber von dem Text, der sich überschreit, weil er sich selbst nicht genug ist; der äußerlich zum Bild zu werden versucht, weil seine innere Bildkraft versagt; der sich zur körperlichen Gestalt zu Klumpen versucht, weil die Gestaltungsfähigkeit des Lesers versagt — von dieser Art „Aufmachung“ ahnte Nürnberger nichts, obwohl auch er Zeitgenosse eines großen Krieges war.

Künftige Kulturgeschichtsschreiber werden schon aus der Größe der Lettern in den Journalen ihre Schlüsse ziehen müssen. Je fetter die Überschriften, umso fetter die Gehirne. Je größer die Lettern, umso geringer der Geist. Auch frühere Zeiten hatten große Kriege und Zeitungen, die über sie schrieben. Man schlage doch einen Zeitungsband von 1870 auf: die Blätter schreiben nicht, weil sie reden. Ein Journalist von 1914, der in der modernen Zeitungsaufmachung firm ist, wird dafür nur ein mitleidiges Achselzucken haben.

Die Form der Aufmachung ist natürlich auf den Stil des Aufgemachten nicht ohne Einfluß. Die Journalisten strengen bei der Auffindung knallender Überschriften ihre Phantasie an, damit der Leser die seine schauen kann. Die schönste Nachricht ist ihnen noch nicht schön genug: sie müssen sie noch schöner machen; durch Aufmachung. Die wundervoll gedrängten Meldungen des Generalquartiermeisters von Stein, deren Stil Zurückhaltung und konzentrierte Schlichtheit ist, werden in die Orgien der Überschriften im Fettdruck hineingezogen. Soldatische Kommandosprache mit geschwätzigen journalistischen Überschriften im Plakatstil sind ein Widersinn und Greuel. Die Überschriften wollen die Wirkung, die dem Text gehört, vorwegnehmen; sie wollen steigern — und sie zerstören. Sie möchten alles ausdrücken, was im Text enthalten ist, selbst das, was sich nicht ausdrücken läßt und dessen Reiz darin besteht, daß es nicht ausgedrückt ist.

Wem es um Schreiben und Geschriebenes ernst ist, muß es in tiefster Seele verdrießen, wie die Zeitungsmache sich auf das leibliche Auge des Lesers stürzt, anstatt (elementarste Pflicht aller Schreibenden!) sein inneres auf den Geist des Textes zu lenken. Auch die Nachricht kann Geist haben; und die ihn enthält, hat es nicht nötig, ihn zu unterstreichen oder sonstwie aufzumachen; und die ihn nicht enthält, wird dadurch nicht besser, daß man ihr ein halbes Duzend klingender, daumen-dicker Überschriften gibt. Der Nur-Überschriften-Leser ist ein Geschöpf der modernen Zeitungsaufmachung. Und überhaupt ist der Leser so wie der Schreiber.

## Theaterbarbarei / von Herbert Jhering

Die berliner Theater haben den Mut zu sich selbst verloren und glauben ihre Existenzberechtigung nur beweisen zu können, wenn sie auf fremdem Gebiet pfuschen. Als Entschuldigung dafür, daß sie überhaupt zu spielen wagen, geben sie die materielle Not ihrer Mitglieder an und die Versicherung, sich der Zeit unterordnen zu wollen. Alle Künstler haben einen Augenblick an ihrem Beruf gezweifelt. Dann hat die Sachlichkeit der Gegenwart ihnen ihren Stolz zurückgegeben. Gerade heute hat jeder nur dann Bedeutung, wenn er in seinem Kreise das Höchste leistet. Der Theaterdirektor also, wenn er dem Theater gibt, was des Theaters ist. Wie soll sich Kunst gegen die gesteigerte Wirklichkeit behaupten können, wenn sie nicht eben Kunst bleibt! Das Theater aber hat so sehr das Vertrauen zu sich selbst verloren, daß es ein Recht auf Interesse nur zu haben glaubt, wenn es um Almosen bittet, und auf diese Almosen wieder nur, wenn es Abfälle der Wirklichkeit bietet.

Meinhard und Bernauer eröffneten das Komödienhaus mit einem Volksstück aus den Tagen der Mobilmachung 1914 von Hans Gaus: „Es braust ein Ruf!“ Der Kriegsbeginn vom Kleinbürger aus gesehen. Tränen fließen, Herzen schmelzen, Begeisterung schwilt. Kriegsfreiwillige und Kriegsbräute, Gutsbesitzer und Sozialdemokraten, Pfarrer und Krämer, Dienstmädchen und Kutscher: alle reden sie das, was wir vor einigen Wochen als Geschehen, als Rede, als Witz und als Anekdoten in der Zeitung gelesen haben. Bewundernswert ist der Drang nach Vollständigkeit, der weder die Spionensucht noch die versuchte Erhöhung der Lebensmittelpreise noch die Rede des Kaisers vergessen hat. Das Publikum soll alles wiederfinden und im Parkett noch einmal beklatschen, was es auf der Straße bejubelt hat. Es ist nicht zu schildern, welche körperliche Pein einen empfindlichen Menschen vor diesen Dingen befällt. Er wird einer Wiederholung von Ereignissen gegenübergestellt, deren erste Wirkung noch in ihm nachzittert. Und diese Wiederholung bringt dieselben Worte in anderer Situation, aus anderem Munde, ohne daß sie durch ein neues Gefühl hindurchgegangen wären. Das geringste künstlerische Taktgefühl verlangt Distanz zu den Dingen. Diese Distanz kann nur die Zeit oder die Gestaltungskraft geben. Die Geburt des Volksstücks aus dem Geist des Krieges ist erst nach seiner Beendigung zu erwarten. Dann ist vielleicht Hans Brenner der Mann, der auf einem nicht hohen, aber anständigen Niveau das Volksstück 1914 schreibt — nicht: indem er Tat-



sächliches wiederholt, sondern: indem er Selbsterfundenem die volkstümliche Bedeutung dieser Lage gibt.

Im Theater an der Weidendammer Brücke: Anfang gut — alles gut, ein vaterländisches Volksstück mit Gesang in vier Bildern von Gerhard Preuß, Musik von Max Roth. Ich habe immer ein Gefühl für die Notwendigkeit des Reizers gehabt und mich in Vorstadttheatern kritiklos über ihn amüsiert. Aber die Friedrichstraße ist nicht Vorstadt, der Krieg macht empfindlich, und auf die Mischung wurde auch in der Badstraße und in der Schallerstraße geachtet. Die Mischung dieses Stückes ist schamlos. Es ist nicht Aufgabe der Kritik, es ist Aufgabe einer Geschmackspolizei, die Dreistigkeiten des Autors und des Regisseurs zu kontrollieren. Ich will noch nicht darüber aufgebracht sein, wie hier Todesahnung und Sterben mit einer nach taktlosen Späßen doppelt widerlichen Sentimentalität zu Coupletwirkungen mißbraucht werden. Ich wende mich gegen den Jynismus, der sich nicht scheut, Patriotismus zur Deckung der ordinärsten Zoten zu verwenden, Lieder, die jetzt wieder etwas bedeuten, sexuell auszulegen und Etsch, Memel, Maas und Belt eindeutig auf weibliche Körperteile zu beziehen. Wenn eine solche Schmutzerei mit Lutherstrophen und 'Deutschland, Deutschland über alles' beendet wird, so gibt es dagegen nur ein Mittel: die Polizei, die man sonst in Theaterfragen nicht gern anruft.

Das Publikum wieherte. Aber gibt das der Direktion recht? Dasselbe Publikum würde auch gute Kost, wenn sie nur stark wäre, nicht verschmähen. Die Zeit hat den Menschen so umgegraben, daß jeder Same, der hineinfällt, aufsteht. Die die Saat in der Hand haben, haben die Verantwortung. Das Theater, das im Frieden eine Gewohnheit zu werden drohte, ist heute eine Notwendigkeit. Das Theater fast allein hat die Möglichkeit, die entfesselten Gefühle während der Dauer des Krieges vor Verrohung zu schützen. Das Theater hat die Macht, dem Volk den wiedergeborenen Idealismus zu erhalten und dem Gebildeten die Scham zu ersparen, daß die Begeisterung an den Böbel kommt. Darum, Deutsches Opernhaus: keine hinzugebichtete Hymne, kein 'Heil Dir im Siegerkranz' an der falschen Stelle der gepukten, beweglichen Aufführung des 'Feldpredigers'. Schillertheater: keinen verlogenen Pater wie 'Fröschweiler', sondern Wildenbruch. Die andern Theater: eine freie, entstofflichte Kunst. Wir wollen, noch einmal, i Geist der Zeit, oder Entrückung.

## Flucht aus Tunis / von Lion Feuchtwanger

Tunesien hat rund zwei Millionen Einwohner, darunter 35 000 Franzosen und 81 000 Italiener. Die Franzosen sind also dort von einer mehr als doppelten europäischen und einer mehr als fünfzigfachen eingeborenen Uebermacht bedroht. Die Hauptstadt Tunis, die drittgrößte Stadt Afrikas, hat nach den letzten Schätzungen eine Bevölkerung von etwa 150 000 Arabern, 27 000 Juden, 52 000 Italienern und nur 17 000 Franzosen. Die Mohammedaner sind schlecht gezähmt, in der Verwaltung des Landes bekleiden sie nur Ehrenstellen ohne jeden greifbaren Einfluß, ihr Haß gegen das französische Regiment tritt bei jeder Gelegenheit offen zu Tage. Dazu kommt, daß die französische Kolonie die Italiener mit ostentativer Verachtung behandelt, und daß die beiden französischen Zeitungen von Tunis, die *Dépêche Tunisienne* und die *Tunisie Française*, sich täglich in wüsten Sekartikeln gegen alles Nichtfranzösische ergehen — oder ergingen. Es ist charakteristisch, daß die Militärbehörde den Belagerungszustand, den sie im Mai 1912 bei der Araber-Revolte über Tunis verhängte, seither nicht aufzuheben wagte, sodaß also seit fast zweieinhalb Jahren der Belagerungszustand über der Stadt herrscht.

Wie mußte der Krieg alle diese Gegensätze verschärfen! 1870 hatte sich Algerien gegen Frankreich empört; der Haltung Italiens war man nicht sicher: was Wunder also, daß die französischen Behörden die schärfsten Einschüchterungs-Maßnahmen trafen. Von allen Höhen der Stadt, von der Kasbah, von Sidi Ben Hassan, vom Belvedere-Parc drohten die Kanonen. Und alle Deutschen männlichen Geschlechts von über achtzehn Jahren, etwa hundertundzwanzig, warf man kurzerhand ins Gefängnis. Die Bevölkerung schaute stumm und erschrocken zu und hätte am liebsten dagegen protestiert. Hatten doch viele Eingeborene mir ihre Freude über den Krieg ausgesprochen und die Hoffnung, jetzt das französische Joch abzuschütteln. Ich hatte meine liebe Mühe, die Leute von mir fernzuhalten, um mich nicht bei den französischen Behörden zu kompromittieren.

Das Zivilgefängnis von Tunis ist recht angenehm gelegen; aber leider merkt man davon nichts, wenn man drinnen sitzt. Oder vielmehr: drinnen liegt. Die Halle, in der man uns eingesperrt hielt, war nämlich für Araber bestimmt und ohne Stühle. Da lagen wir nun auf dem Steinboden und meditierten über die optimistische Ansicht des Baedeker: „Der Fremde kann sich im ganzen Land unbesorgt bewegen.“ Es waren

alte, gebrechliche Herren unter uns und Kranke, die nur um des Klimas willen Tunis aufgesucht hatten. Man hatte uns alles, was wir bei uns trugen, abgenommen und uns bis auf Hemd und Stiefel durchsucht. Was man uns zu essen gab, war schlecht und zu wenig. Die Verheirateten hielten, man möge wenigstens ihre Frauen, die in Angst und ohne Geld zurückgeblieben waren, verständigen, wo sie seien; es wurde abgeeschlagen.

Die Polizei hatte unter den Deutschen keine Unterschiede gemacht. Ansässige und Touristen, geachtete Geschäftsleute, die große Familien hatten, Fabrikanten, Ärzte, Advokaten, Arbeiter, Vagabunden: alles lag im Gefängnis! Zwei Italiener waren darunter, Angestellte einer deutschen Firma, ein arabischer Fremdenführer, der deutsch sprach; auch ein Luxemburger. Der wollte an Hand der Landkarte beweisen, er sei kein Deutscher. Aber man glaubte es ihm nicht.

Die in Tunis Ansässigen und von den Touristen alle diejenigen, gegen die man irgend einen Verdacht hatte, mußten im Gefängnis bleiben. Ihre Frauen und Kinder wurden ausgewiesen. Man erlaubte ihnen nicht, von ihren Männern, ihren Vätern Abschied zu nehmen. Ihre Papiere, Wertpapiere, Legitimationen hatte man größtenteils bei der Verhaftung der Männer konfisziert. Man zwang die Frauen, bevor sie sich einschifften, das Gold, das sie allenfalls besaßen, gegen algerische Banknoten umzutauschen, die in Palermo nur mit Verlusten bis zu fünfundsiebzig Prozent gewechselt werden konnten. Unter den Gefangenen befand sich ein Herr Wagner, ein fünfzigjähriger, dicker, gutmütiger Schwabe, der Besitzer der größten Bäckerei in Tunis, die auch im Hinterland Filialen hat. Da man ihn mit allen seinen deutschen Gehilfen ins Gefängnis geworfen hatte, fehlte es andern Morgens in der Stadt an Brot. Man führte nun Herrn Wagner mit seinen Gehilfen in sein Magazin, zwang ihn, unter Polizeiaufsicht zu backen, und brachte ihn dann wieder zurück ins Gefängnis.

Wir andern, die wir uns einwandfrei als harmlose Touristen ausweisen konnten, wurden nach zwölf Stunden gegen das Ehrenwort, als Gefangene in der Stadt zu bleiben, provisorisch freigelassen. Die konfiszierten Papiere behielt man zurück; ich verlor bei dieser Gelegenheit meine sämtlichen Manuskripte, die Frucht zweijährigen mühsamen Studiums im Innern Siziliens und Nordafrikas. Das Bargeld gab man uns wieder, zwang uns aber, unser deutsches und englisches Gold gegen algerische Banknoten umzutauschen. Ich für mein Person erhielt statt achthundert Mark in Gold tausend Franc algerische Noten, die ich in Italien gegen dreihundertfünfzig

Vire wechseln mußte, um die Heimreise bestreiten zu können.

Wir waren etwa dreißig, die freigelassen worden waren. Am vierten August erhielten wir den Befehl, binnen kürzester Frist das Land zu verlassen. Ein höchst willkommener Befehl! Schon am nächsten Morgen aber, angeblich wegen der Beschickung Bones und Philippevilles durch die 'Goeben' und die 'Breslau', gab man Gegenordre, und die Deutschen, die sich einschiffen wollten, wurden aufs neue verhaftet und diesmal gefesselt. Einen Bäckergehilfen traf bei dieser Gelegenheit der Schlag. Vier Touristen aus Köln hatten sich, trotzdem das Schiff erst abends neun Uhr abging, schon in aller Frühe eingeschifft, um so auf italienischem Boden und in Sicherheit zu sein. Sie wurden von einem in Diensten der französischen Polizei stehenden deutschen Hoteldolmetsch unter dem Vorwand, man wolle ihnen die konfiszierten Papiere zurückgeben, ans Land gelockt und von neuem verhaftet.

Von den etwa hundertzwanzig gefangenen Deutschen waren nur vier militärpflichtige auf das Schiff gelangt. Der Kapitän des Schiffes, der Città di Messina, sagte uns, wir sollten uns nicht auf Deck zeigen und unter keinen Umständen das Schiff verlassen; im übrigen seien wir auf neutralem Boden und in Sicherheit. Trotzdem besetzten ungeachtet des Protests der Schiffsmannschaft eine halbe Stunde vor Abgang des Dampfers französische Soldaten die Città di Messina um die vier militärpflichtigen Deutschen, „die entflohenen Gefangenen“, von italienischem Boden weg — denn das Schiff ist italienisches, also neutrales Territorium — zu verhaften. Einer wurde ergriffen und gefesselt abgeführt; ein zweiter nach den Aussagen arabischer Gepäckträger sofort im Hafen an der Mauer der Zolllhalle erschossen. Er soll von Anfang an keine Erlaubnis fürs Schiff gehabt und somit sein Ehrentwort, nicht zu fliehen, gebrochen haben. Mich fand man nicht. Mich hatten, sowie die Franzosen aufs Schiff kamen, zwei italienische Matrosen unter Seilen und Tauen in einer unbenützten Kajüte versteckt. Die Franzosen wußten aus der Passagierliste meine Kabinen-Nummer und konfiszierten mein Gepäck, soweit es in der Kabine war. Ich selbst lag unterdessen versteckt in der dunkeln Kajüte, in die mich die Italiener eingeschlossen hatten, und zählte die Minuten bis zum Abgang des Dampfers, die angstvollsten meines Lebens. Vom Kai her tönnten die Schreie des Böbels: A terre! A terre les Allemands!, und der mir, neben mir hörte ich die Soldaten, die mich suchten.

Die zurückgebliebenen Gefangenen wurden nach den Mitteilungen der tunesischen Blätter vom fünften August und nach



den Mitteilungen italienischer Passagiere, die sich erst spät abends einschifften, teils nach Alger, teils nach Bizerta, teils nach Biscra geschafft. Die Kasematten des Kriegshafens Bizerta sind berüchtigt; Biscra liegt in der Sahara, ist ein sehr angenehmer Winteraufenthalt, zur Sommerfrische indes kaum geeignet, da es Temperaturen bis zu siebenundfünfzig Grad hat.

Wir andern kamen glücklich nach Palermo, unbehelligt von den Engländern, die in den sizilianischen Gewässern kreuzten, die „Goeben“ und die „Breslau“ verfolgend. In Palermo fanden wir die Stimmung sehr gedrückt; man befürchtete eine Hungersnot. Die Konsulate der kriegführenden Mächte waren polizeilich bewacht. Das Volk war sehr deutschfreundlich. Eliche Schiffer, als sie hörten, es handle sich um deutsche Flüchtlinge, erboten sich, die unbemittelten Frauen umsonst überzusetzen, und versprachen, in Santa Maria della Catena für sie zu beten. In Neapel fanden wirs ähnlich. In Rom hingegen hat die feindliche Haltung des *Messaggero* und des *Giornale d' Italia* viel verdorben. Es war nicht angenehm, mehrmals des Nachts durch Zeitungsverkäufer, die die Kunde deutscher Niederlagen durch die Straßen schrien, aus dem Schlaf geweckt zu werden. Und das *Giornale d' Italia*, das jede Nachricht über die Mißhandlung der Fremden in Deutschland fettgedruckt brachte, weigerte sich, über die Behandlung der Deutschen in Tunis auch nur die bescheidenste Notiz aufzunehmen. Im übrigen hat der Präfect der Provinz Rom jede Kundgebung für oder gegen eine der kriegführenden Nationen verboten.

Die Fahrt durch Italien gestaltete sich äusserst langwierig und mühevoll. Die Regierung hat nämlich „wegen des verminderten Reiseverkehrs“ die meisten Züge aufgehoben. Wegen des verminderten Reiseverkehrs waren nun alle Züge überfüllt, und man mußte zeitweilig im Viehwagen fahren. Auf allen größern Stationen gab es einen Aufenthalt von drei, vier, wohl auch von sechs und acht Stunden. Zudem waren häufig die Wartesäle der Bahnhöfe entweder von den Militärbehörden oder von den Behörden zur Fürsorge für die rückkehrenden Emigranten in Anspruch genommen.

In Rom benutzten wir den Aufenthalt zu einem Besuch des kapitolinischen Museums. Diese wundervolle Sammlung hatte nach den Aussagen der Custoden seit Tagen keinen Besucher gesehen. Niemand hatte Lust und Muße, den sterbenden Gallier zu beschauen; und als ich die Statue der kapitolinischen Venus drehte, zerriß ein Spinnennetz, das sich vom Kopf der Göttin zur Decke wob.

# Kriegstagebuch

## V.

Donnerstag, am sechsten August. Nachts um Drei mach' ich auf. Von Kanonendonner. Also schon! Dann wars wirklich Zeit, die Frauen und Kinder und Greise abzuschieben. Aber auch mich? Mein altes Journalistenblut regt sich. Die Kriegsberichterstatter wissen gewöhnlich eine Kanone von einem Pferd nicht zu unterscheiden: die Tenorrolle in 'Jatinika' ist nicht ihre Karikatur, sondern ihr getreues Konterfei. Der einzige Binder-Kriegstein, wenn er diesmal überhaupt dabei ist, wird mit den Oesterreichern gegen die Russen gehen. Ich wollte hier über seine Bücher schreiben, die Keiner weglegt, bevor er die letzte Zeile verschlungen hat — diese unliterarischen Bücher eines tapfern Mannes, der ganz Auge ist und 'zwischen Weiß und Gelb' Krieg und Frieden, Land und Leute, Sitten und Gebräuche zu einer grauenvollen Anschaulichkeit bringt. Wärs nun nicht besser, als diese Anschaulichkeit zu rühmen: selber anzuschauen? Ich will morgen doch noch einmal fragen, ob jemand, der so lange herkommt, bis an sein Lebensende jedes Jahr herkommen wird und eines Tages Bürger- oder Bauernrecht erworben haben wird, als Fremder zu betrachten ist. Inzwischen spielen die Kanonen. Ein Feuerstreif fällt auf mein Bett. Ist es zu glauben, daß die fremden Schiffshaubigen unser Dorf erreichen, ins Strohdach eines Friesenhauses schlagen? Geprassel wie von Flintenschüssen. Aber das ist ja bestimmt nicht möglich. Sollte — denn Feinde können nicht gelandet sein — der brave Badewärter Jens, der gestern stolz in Uniform vorbeigeradelt ist, auf seine Vettern Jahn und Thams und Pahl und Kamp blutdürstig sein? Oh nö. Allmählich lassen die Erscheinungen sich unterscheiden: es donnert, regnet, blitzt — und jedem Angriff eines Donnerchlags antwortet ein Kanonenschuß. Dies ist die wahre Spüßzeit der Nacht. Ich setze mich ans offene Fenster. Ein Gewitter ist hier immer eine Seltenheit und meist ein Anblick ohne gleichen. Pechschwarz und riesenhaft und drohend ragt der Leuchtturm. Die Blitze vierteln und halbieren seine Form, verzerren seinen Umriß, vollführen über ihm und rechts und links gespensterhafte Fladertänze. Die Schafe neben mir im Stall bezeugen durch Geblöte und Gescharre ihre Todesangst. Auf's Zelt vorm Hause platschen Wassergüsse. Und immer wieder, wenn der Himmel sich sekundenlang verpustet, greifen die Geschütze ein. So geht es furchtbar prächtig, über eine Stunde. Bis daß der Morgen, angehen mit Purpur, betritt den Tau der hohen Düne dort. Auf meinem Vorplatz: eine kleine Schar Soldaten. Sie sind vorhin ins Dorf gerückt und schildern das Manöver, das zu ihrer eigenen Ueberraschung am späten Abend für die Nacht befohlen worden war. Ein Seegefecht zum Schein. Sogar die Minen mußte man erproben. Am Strand entdecke ich davon die Spuren. Ich darf nicht bleiben. Also will ich wenigstens zum allerletzten Mal ins Wasser. Ein Abschied für zehn Monate. Langsam und widerwillig trolle ich mich über meinen roten Klinkernweg zurück. An einem Punkt sieht man so dicht wie nirgends beide Meere aufeinanderstoßen, gehemmt durch einen schmalen Sandstrich: hier die große, grüne, brül-

lende, gesalzene Flut und drüben dieses stumme, schwarze, moorig brütende Gewässer zwischen Fest- und Eiland. So ist's im Augenblick. Mit Tageszeit und Witterung ändert sich das Bild. Keins gleicht dem andern. Aber noch das trübste, regenschwerste strahlt von einer Herrlichkeit, die zu verlassen... Schlachtfeld, Wundfieber, kein Schlaf Wasser, Nasgeruch — ich bin schon still.

Ordonnanzten sprengen durchs Dorf. Mit ihnen tolle Gerüchte. Attentat auf den Kaiser. Dem Kronprinzen hat man die Hand durchschossen. Siebzehn russische Kriegsschiffe — gibts überhaupt so viele? — sind in der Ostsee vernichtet worden. Die Dänen gehen über die Grenze und holen sich, eins, zwei, drei, Schleswig-Holstein zurück. Na, denn is man gut. Bleib Sönksen, elfjährig, zu meiner Linken, schiebt mit unverkennbarem Nationalhaß mein Handgepäck. Wundfieber hin, Schlachtfeld her: ich beneide ihn doch, daß er hierbleiben kann. Der Fuß klebt mir förmlich am Boden fest. Möwen, Möwen in weißen Flotten. Sonnenschein. Durchsichtige Wolken. Ueppig bestellte Wiesen, von denen ich vierzehn Tage zuvor mit den Zwillingen bunte Geburtstagsblumen gepflückt. Schön war der Friede, ein lieblicher Knabe. Meeresduft aus vier Himmelsrichtungen. Erste Blüte des Heidekrauts. Ernte-Arbeit im ganzen Bezirk. Wenn ich den Mut aufbringe, mich umzuwenden, liegt vor mir der Teil der Insel, den ich die griechische Bucht getauft — warum, weiß ich nicht; aber jedem scheint, daß es paßt. Dicht bei der griechischen Bucht der Platz, wo ich dereinst eine Hütte bauen, einen Wall herumziehen und von Jahr zu Jahr eine längere Frist vergessen werde, daß es einmal Menschen gegeben hat, die einander gehaßt, bekämpft, Bauchschüsse verabfolgt und niedergeritten haben. Wer hat seine Feindschaft wider den Krieg in die schlappenden Worte gefaßt, daß Reiche vergehen, aber ein guter Vers besteht? Wenn ich nicht irre: der Staatsminister Wilhelm von Humboldt. Den Rittern, die an uns vorübertraben, gehört ein Vierteljahr, ein halbes Jahr, ein Jahr — dann sind wir wieder an der Reihe, und auf nicht so kurze Zeit.

Der Osthafen. Elsmal war der Südhafen meine Ankunfts- und Abfahrtsstation — jetzt muß ich auf dem Landweg heim, wie alte Weiber. Ein Hauptmann nimmt uns höflich in Empfang und läßt uns für die Ueberfahrt zum Festland zwischen Motorboot und Segelfutter freie Wahl. Gibt es da eine Wahl? Vielleicht tritt eine Flaute ein, und statt zwei Stunden dauerts zwölf. Vielleicht auch wird man aus dem Watt ins offene Meer getrieben und landet irgendwo. Leider gehts ziemlich glatt. Der einzige Zwischenfall ist ein Gewitter, eine schwache Nachgeburt des nächtlichen Naturschauspiels. Ich halte rechts die Hündin Zetta, links einen Blondkopf von zwei Jahren, und Kind und Hund sind wieder für einander teils Beschützer, teils Beschützte. Im Süden gießt, im Norden ist's schon hell. Mehr und mehr Sonne fällt auf das Geschwader, das uns im Nordertief die Insel hütet. Der Ruß saust. Der Wind ist sprunghaft, böig. Ein Ureinwohner mit waltiger Schifferfräse läuft von Fock zu Klüwer und von Top zu Lühst, holt herunter, wendet, kreuzt, holt und holt abermals herunter. Die graue Wand im Osten lichtet sich jetzt auch. Die ganze Insel li

mit eins, in Glanz. Es duftig tangig, schaumig, feucht. Man wird durchweht, durchwühlt, auf eine Art durchfältet, daß man glüht. Die Wellen spritzen über Deck. Aus Wind droht Sturm zu werden. Ich lebe zwiefach. „Du meiner Jugend wilder Freund, so sind wir wiederum vereint.“ Noch einen Blick — und, nach dreistündiger Fahrt, wirft unser Rutter Anker.

Vier Stunden Aufenthalt. Ich lade, nach dem Mittagessen, Zetta in ein Boot und rudere einen Fluß hinauf. So viele reiche, blühende Provinzen — ein kräftiges, ein großes Land! Lachende Marschen. Fette Ackerweide. Gepflegte Bauernhöfe. Rühle, doppelt so schwer wie unsre märkischen. Ein Pferdeschlag, an Fülle und an Schönheit nicht zu übertreffen. Dies Volk wird nicht leicht auszuhungern sein. Windmühlen, Duzende, in Tätigkeit. Sogar die seine weiß zu streichen, hat jetzt ein Müller die Beschaulichkeit. Es ist ringsum so viel zu sehen, zu bestaunen, daß ich beinah den Zug versäume. Er geht kriegsfahrplanmäßig ab. Auf Regellofigkeit, das merkt man gleich, ist nicht zu zählen. Aus einer Stunde werden drei, weil für ein einziges Haus am Weg gehalten wird; das aber ist von vorn herein berechnet, und pünktlich um halb Sieben sind wir in der ersten Stadt. Die war einst dänisch und wird, den Gerüchten nach, in wenigen Tagen wieder dänisch sein. Na, denn is man gut. Zwei Stunden Aufenthalt. Spaziergang. Lauter kleine Häufelchen. Stumpfrothe Ziegelmauern. Erker ganz aus Glas. Freitreppen mit geschmiedeten Laternen von der höchsten Formenschönheit. Der Deichgraf wohnt, als würde jeder Deichgraf eines Tages Fürst mit Namen Bismarck. Marktplatz und Kirche, daß man sich verwundert fragt, warum man nie von dieser winzigen Stadt gehört, und obs hier oben überall so aussieht. Inzwischen hat die Straßenjugend mich entdeckt. Ich habe, sonnenstüchtig, wie ich bin, an jedem Tage meiner sieben Ferienwochen sechs Stunden lang im Sand oder vorm Haus gelegen und könnte einen Ethnologen bei der Wahl, welcher Völkerstamme er mich zuzuweisen habe, weidlich schwitzen machen. Die Straßenjugend, kurz entschlossen, jöhlt: „Ein Neger! Guckt doch bloß den Neger an!“ So geht es bis zum Bahnhof. Dann stehe ich, vor Abgang unsres Zuges, vorn bei der Maschine und unterhalte mich mit ihrem Führer, als ein halb Duzend Vaterlandsverteidiger, die mich bereits von fern beschnüffelt haben, nunmehr nicht länger zögern, auf mich einzudringen und — Muttersprache, Mutterlaut — die Frage zu erheben: „Wat sint 'n Sie for'n Landsmann?“ „Na, Ihra,“ sage ich, „Berlina.“ Damit ist dieser Angriff abgeschlagen, und der Zug darf fahren. Nach Hamburg nur neun Stunden, anstatt drei. Wir sitzen im Coupé zu Vieren. Ach, nach kaum einer halben Stunde kommen vierzehn Mann hinzu, die allesamt nach Hamburg wollen. Es wird allmählich unerträglich. Um halb Zwölf ist ein Städtchen fällig, das zwei großen deutschen Dichtern seinen Ruhm verdankt. Rasch, eh' die senmörderische Reichshauptstadt mit ihrem Kriegsgeschrei mich einlingt, ein paar Stunden reinere Luft. Ich schultere meinen Koffer, tappe in den dunkeln Ort so tief hinein, bis sich ein offener Gasthof auf dem Plaze findet, über den Storm und Hebbel oft und oft gegangen sind.

(Schluß folgt)



## Antworten

2. G. Man kann es auch anders sehen als Sie. Daß das Deutsche Theater an eine Anzahl teils wertvoller, teils berühmter Leute die Frage gerichtet hat, ob ein Theater, „das sich in diesen Tagen der allgemeinen nationalen Erhebung seiner nationalen Aufgabe im tiefsten Sinne bewußt ist“, Shakspeare spielen dürfe oder nicht: das wäre ein Scherz, wenn die Frage ernst gemeint wäre. Aus ihr spricht sicherlich keine Ratlosigkeit. Denn auch ohne die Autorität von Reicke und Roethe weiß der letzte Kulissenschieber, daß man Shakspeare in Deutschland an allen Orten und zu allen Zeiten — nicht etwa bloß spielen darf, sondern spielen soll und muß. Es ist nicht einmal mehr Feigheit, die sich nur hinter den Schilden echter und falscher Ritter des Geistes vorwagt. Denn oft genug seit Kriegsbeginn ist dem zaghaften Deutschen Theater abgeraten worden, von dem Chauvinismus der Berliner allzu törichte Vorstellungen zu hegen. Nein, es ist einfach in dieser Zeit der Geldknappheit eine billige Reklame, und eine legitime, durchaus löbliche Reklame, da sie der besten Sache gilt.



*Diese ein-  
getragene  
Schutzmarke*

*garantiert  
für trustfreie  
Cigaretten.*

# Salem Aleikum Salem Gold

## *Etwas für Sie!*

Preis № 3½ 4 5 6 8 10  
3½ 4 5 6 8 10 Pfg. d. Stück.

*Oriental Tabak-u.  
Cigaretten-Fabrik  
Veridze, Dresden.*



*Inh. Hugo Lietz  
Hoflieferant S.M.d.  
Königs v. Sachsen.*

# Trustfrei!

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 2.  
Verlag der Schaubühne, Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Druck: Felix Wolf, G.  
b. H., Berlin, Dresdnerstraße 43. Alleinige Inseratenannahme: Annoncen-Expedition  
Fachzeitschriften m. b. H., Berlin W 15, Fasanenstraße 68.

## Die geheilte Melancholia furiosa

Den politischen Beobachter der ‚Schaubühne‘, der sowieso am Schicksal aller in Deutschland zurückgebliebenen Kreatur doppelt trägt — als welches in der Tatsache zu finden wäre, daß sie nicht mit den andern kämpfen darf, aber auch nicht mit den andern aufhören kann, zu rasonnieren; daß sie vielleicht auf dem Papier mobilisiert, in Wirklichkeit immobilisiert ist; kurz: daß ihr der Gebrauch der Fäuste und der Gebrauch des Mundwerks gleicherweise untersagt bleibt — dem politischen Beobachter ist es gelungen, eine akute Verschlimmerung dieses für sich schon krankhaften Zustandes durch hinzugetretene Melancholia furiosa in letzter Stunde aufzuhalten. Da er sein Leid geklagt hat, will er auch sagen, wie ihm gelang, es zu heilen.

Das Erste und Entscheidende bei jeder ärztlichen Behandlung ist und bleibt die Diagnose. Tatsächlich kann gerade ein tüchtiger Arzt die Richtigkeit seiner Diagnose oft erst daran erkennen, daß der Patient stirbt. Ein solcher Fall erfüllt ihn mit Stolz und bietet eine Fülle Trost für den andern Fall, daß der Patient sich der bessern Einsicht seines Retters hartnäckig verschließt und am Leben bleibt. Wenn es je eine richtige Diagnose gab, so war es meine. Dieser Erkenntnis erfreue ich mich bei bester Gesundheit. Um die Wahrheit zu sagen: der Zufall war der Vater des Glücks. Derselbe Zufall, den schon viele große Dinge ans Licht gebracht, nicht zuletzt das jetzt wieder viel gebrauchte Pulver, dessen Laufbahn auf dieser Erde garnicht abzusehen ist. (Monsieur Turpin, zu Paris, der es schon bis zum Melinit veredelte, soll ihm neuerdings noch ganz ungeahnte Reize abgewonnen haben.)

Es waren einige schöne Tage. Die Böen fielen aus einer lieben, herbstlichen Sonne, die nicht mehr blendete, aber noch wärmte. Ich verbrachte diese Zeit auf dem Wasser. Das Segelboot stieg gegen den Wind und rannte ihm mit schlanker Kraft die Flanke ab. Nahm ich es, wie ein Pferd am Zügel, vor dem Wind herum und ließ es vor ihm herlaufen, so glitt es hnurgrade ohne eine schaukelnde Bewegung. Zuerst dachte ichabei noch immer an die fernen Schlachten, stellte mir die Landkarte vor mit den Positionen der Truppen und führte sowohl Umgehungs-märche aus, wie ich auch vor Durchbruch-

versuchen nicht zuriückschraf. Ich habe nun einmal eine entschieden kriegerische Veranlagung. Meine Gedanken beschäftigten sich auf diese Weise lebhaft mit Taktik und Strategie. Von den Feldgrauen, die schießen, kam ich auf die ebenfalls Grauen, die dazu schreiben. Sie schreiben, und was sie schreiben, das las ich, sorgfältig, Zeile um Zeile, jeden Tag. In der ersten Spalte, daß die englische Admiralität Verluste englischer Schiffe durch deutsche Minen, deutsche Torpedo- und Granatschüsse anzeige; dazu brauchte unser Marineamt nur seinen Segen in Gestalt der „amtlichen Bestätigung“ zu geben. Die Engländer schienen demnach auch ihre Verluste sofort mitzuteilen. Ja, es schien, als ob dort Minister und Ministergehilfen dem Unterhaus tagtäglich alle Neuigkeiten erzählen müßten. Es schien nur so. Denn in der zweiten Spalte wurde ich von der Verlogenheit dieses gemeinen Krämerpacks in einer Art überzeugt, die keinen Widerspruch zuließ. Wer auch hätte nicht gewußt, daß Albion entlegene Völker knechtet mit Mitteln, die jeder Zivilisation Hohn sprechen. Man brauchte nur an den verbrecherischen Krieg gegen die armen Buren zu denken... Die armen Buren? Der Teufel sollte sie holen! Der alte Botha selbst stellte sich, in der dritten Spalte, an die Spitze der Truppen, um dem britischen Reich unser Südwest in den Diebsack zu stecken.

Noch viel aufregender waren aber die Vorgänge bei unsern wackern Verbündeten. Die hatten's wirklich schwer. Die Russen — die Russen! — wollten partout auf Lorbeeren sitzen, wo doch der Platz bereits von unserm Kriegsberichterstatter Schulze belegt war. Weil es mit unserm Hindenburg kein Kackeln gab und ihre Retirade aus Ostpreußen sozusagen ganz Europa in die Nerven fuhr, warfen sie sich schnell in das Loch Galizien, um dort im Dunkeln den Helden zu spielen. Sie fielen mit der Nase auf Katwaruska, sie lagen mit ihrem verhungerten Maul auf Lemberg, aber mit den Beinen machten sie Reichen nach rückwärts, daß sie marschierten, „vorrückten“ — und der petrograder Telegraph bekam zu tun. Von den Serben, die doch ein Laufepack sind, was der Kriegsfreiwillige Wendel vor Jahr und Tag also mit Unrecht bestritt — von denen wurde ich krank, wenn ich nur die Namen ihrer Dörfer las. Dazu schossen Franzosen mit Dum-Dum-Kugeln, nicht nur die Engländer, von denen man's erwartet hatte. Ein Glück, daß wir die Vorräte in Longwy ausheben konnten, denn sonst hätten sie wer weiß wie lange weiter mit dem Zeug geschossen. Die letzte dieser Erschütterungen, der ich mich aussetzte, war der reißerische Protest des schnauzbärtigen Herrn Delcassé gegen die Beschie-



lung und Zerstörung der Kathedrale in Reims, die zwar beschossen, aber keineswegs zerstört worden ist.

Und dann las ich nur noch die dich gedruckten Wolff-Depeschen aus dem Hauptquartier. Nichts sonst. Keine Zeile. Suchte es mich in den Fingern, mußte ich das Papier in die Hand nehmen, so versenkte ich mich in die Inserate und hielt mich fröhlich in der Mitte zwischen „meiner Schwägerin, üppige, schlanke Erscheinung, vermögend, freidenkend“, für die der brave Schwager einen „ebensolchen Lebensgefährten“ suchte, und dem Wiederverkäufer für erstklassige Massenartikel (Patriotenknopf, drei Stück zehn Pfennige).

Seitdem geht es mir gut. Die wilde Wut über den Rückfall der ganzen gegnerischen Welt in Barbarei ist der milden Gewißheit gewichen, daß ichs grade so machen kann wie die Soldaten, von denen die meisten auch keine Zeitung lesen, und die sich doch ganz tapfer durch rote und schwarze Stunden schlagen.

Dies ist die wahrhafte Schilderung, wie ich, der politische Beobachter der ‚Schaubühne‘, in der Zeitung nach Aufregungen suchte und ein schlechter, gequälter Mensch war, bis ich im Inseratenteil Ruhe und Erquickung fand.

---

## Auf einen gefallenen Freund / von Klau und

Arm in Arm sind wir gegangen  
Durch das Himmelreich der Welt.  
Mit dem Lasso haben wir gefangen  
Schöne Frauen, die wie Rehe sprangen,  
Und wir wehten segelnd auf dem Belt.

Und in Stunden, die wie Schleier glitten,  
Sind wir durch den hellen Park geritten,  
Sonne regnete auf Rain und Ruf.  
Deine Lippen sprachen leichte schwere  
Verse, und die goldne Aehre  
Kauschte vor der Rappen Huf.

Große Stadt war unsre Mutter  
Nahm uns gern im dunklen Abend auf.  
O, nach Wolfenfahrten banden wir den Rutter  
Schwingend an des Kirchturms Aauf.  
Große Stadt ist unsre Mutter,  
In den niedren Straßen funktelt unser Lauf.

Stehn noch immer jener Kirche Türme?  
Sind noch immer Frauen einem lieb,  
Seit es dich in namenlose Stürme,  
In entbrannte Ozeane trieb?  
Deine Lippen schweigen leicht und schwer,  
Deine Stirn steht abendrotumwettert.  
Ein entseelter Franktireur  
Hat dein Herz, mein Herz zerschmettert.



## Die Ethik des Krieges / von Doris Wittner

Es ist auffallend, wie stark das ethische Moment als Begleiterscheinung dieses Krieges ins Gewicht fällt. Abgesehen von dem — nicht immer einwandfreien — Pathos der Gelegenheit, geht es wie ein Rausch der Veredlung durch Volk und Bürgerschaft. Zum ersten Mal seit Jahrzehnten durchbraust wieder einmal der Pulschlag Eines großen Gedankens, Eines reinen Gefühls die Nation. Idealismus aber, der opfern will und dienen und sich entzünden, ist immer mit Ehrfurcht zu begrüßen, gleichviel, auf welchen Altären, welchen Göttern zu Ehren, er seine Brandopfer darbringt.

Es gibt unendlich viele Menschen, die plötzlich jetzt erst ihr deutsches Herz entdecken. Das heißt: sie hatten es wohl immer und wußten es auch immer, bloß scheuten sie sich vielleicht, es unter dem Gejohl Alldentscher und überhitzter Nationalisten einzugestehen oder womöglich zur Schau zu tragen. Sie hatten vielleicht auch nur Angst vor übler Gesellschaft. Schien es doch zuweilen, als gehörten zur Erbpacht deutsch-nationaler Gesinnung Jägerwäsche und Vorhemdchen, neuerdings auch Schillerfragen, Volkslieder mit Lautenschlag und schlechte Manieren. Da flüchtete man lieber hinter die kühle, glatte Maske eines höflichen Weltbürgertums. Und nur zuweilen konnte es vielleicht geschehen, wenn man auf fremden Meeren fuhr und einem Kriegsschiff unter deutscher Flagge begegnete, daß man diese Flagge, das Wahrzeichen eines stolzen Reichs und eines reichen Stolzes, dem man sich in Ehren zugehörig fühlte, mit heißer und ehrerbietiger Inbrunst grüßte. Dort jedoch, wo in fremden Staaten unter fremden Bürgern mit aufdringlicher Taktlosigkeit sofort germanische Schutz- und Trutslieder gegröhlt, unverzüglich und unverzagt, ohne innere und äußere Nötigung die deutsche Nationalhymne angestimmt wurde, trat dann wieder das spöttische Lächeln der Abwehr und Abkehr auf die Lippen derer, die zu stolz und zu feuch waren, um mit Vaterlandsgefühlen hausieren zu gehen. Schließlich: lärmt man auf offenem Markt von seiner Mutter, von seiner Geliebten, von seinem Kind? Und ist die Liebe zu dem Boden, der uns zeugte, trug und nährte, der uns Körper und Seele schenkte, weniger Heiligtum, als die zeitlichen Gefühle von Mensch zu Mensch? Nein, viele von uns haben in der ernstesten Selbstverständlichkeit ihres Deutschtums nicht nur nicht auf allen Gassen geprunzt, sondern sie haben sich au ehrlich geschämt, wenn sie solche Brahlhänje überall umhziehen und den deutschen Namen durch Geschmacklosigkeit u

rüpelnde Unkultur beleidigen sahen. Und heißer nur schoß ihnen das Blut in Wallung, wenn irgendwo auf fremder Erde unter fremdem Himmelsstrich fremde Zungen deutsche Art anzutasten, deutsches Wesen zu bemakeln suchten. Daheim aber saß ihnen der selbstzersehnende Spott wieder locker; übte Kritik sich mit scharfer Sonde an Mißständen und Mißheiligkeiten, die von liebendem Auge mit der Unfehlbarkeit empfindsamer Reigung erkannt wurden. Und leicht geriet, wer zu sehen und zu tadeln wagte, bei der großen Firma Jedermann & Co. in Ruf und Verruf antinationaler Gesinnung. Eigener Sinn und eigener Wille, gemeinhin Ruhmestitel des Menschen, schieden darum der Besten viele aus dem großen Strom nationalen Wunsches und Erreichens.

Heut ist das alles vorbei. Der leichtverletzliche Hochmut derer, die gern auf eigener Straße, abseits der Herde und Horde, ziehen; die Schamhaftigkeit jener, die lieber verkannt und geschmäht werden, als daß sie auch nur ein Zipfelchen des Vorhangs ihrer geheimsten Herzkammern lüften: kurz, Dünkel wie Zartheit sind in diesem Augenblick vergessen, und es ist, als wären sie nie gewesen. Beide starben sie in der großen Stunde, wo des deutschen Volkes Not aus unzählbaren Vielheiten eine unlösliche Einheit schuf. Und es ist schön und tief ergreifend, zu sehen, wie die heterogensten Geister auf eine Formel gebunden werden; wie Gläubige und Zweifler, Verehrende und Mörgler, Verneiner und Positivisten sich heute von den entgegengesetzten Polen ihrer Weltanschauungen auf gleichen Wegen zu dem gleichen Ziel zusammenfinden. Aus feurig glühenden, wie aus leidenschaftslosen Augen, von zuversichtlich lächelnden, wie von hart geschlossenen Lippen spricht heute nur ein gemeinsamer Ausdruck, der den Eindruck der Stunde wiedergibt, und der heißt: sittlicher Ernst. Es ist gesagt worden: es gibt viele Sitten, aber es gibt nur eine Sittlichkeit. Dieses Wortes ist man unwillkürlich eingedenk, wenn man heute gewahrt, wie jäh und herrschgewaltig der moralische Imperativ über allem Deutschtum steht und Forderungen stellt, die zu erfüllen weder Gesamtheiten noch Einzelne mehr Anstand nehmen.

Der Verzicht auf Eigenleben, Eigenglück, Eigenerfolge ist Selbstverständlichkeit geworden. Und zwar keine harte, nur im Zwangsweg erreichte und errungene Selbstverständlichkeit. Sondern freie und freudige Gewähr jedes Einzelnen. Das Aufgehen des Persönlichen im Allgemeinen, des Individualwohl's im Volkswohl: das ist nicht die große Gebärde, sondern der große Sinn unsrer Zeit. Ein eiserner Sinn, der

Rücken steift und Fäuste panzert, der Augen „Dolche reden“, geschwähige Lippen aber verstummen macht. Es gibt keine Sonderschicksale mehr; es gibt nur noch ein Volksschicksal. Verzweiflung, trübste und erniedrigendste Gefährtin des Menschen, wo sie dem Einzelnen in verschwiegenem Leid aefellt ist, wirkt reinigend, erhebend und erhaben, wo sie sich der Gemeinschaft bemächtigt, wo sie als Leiterin und Lenkerin der Masse auftritt. Schlacken fallen ab. Lösen sich in läuterndem Fluß. Von jedem unter uns. Kleine Liebe und kleiner Haß, kleines Leid und kleine Freude, kleiner Trug und kleine Täuschung, kleiner Wunsch und kleine Eitelkeit sterben. Die Lüge scheidet. Und langsam gewinnt das Große Macht über uns. Das Große, das Wollen heißt und Wahrheit ist, und das den Tod besiegt, weil es das Leben verachtet.

Wir alle haben im Frieden den Krieg bekämpft. Und wir wissen, daß dieser Kampf ein guter und gerechter Kampf war. Gerade die Stunden, durch die wir jetzt schreiten, lehren uns, daß wir Recht hatten. Und hoffentlich wird eben dieser Krieg des Kriegs (als „Ding an sich“) bester Vernichter sein. Aber ebenso, wie wir mußten und wissen, welche Schrecken und Gefahren, welche moralische, wirtschaftliche, kulturelle Schädigungen der Krieg, jeder Krieg und dieser insbesondere, mit sich bringen muß — ebenso wollen wir nicht verkennen, daß dieser Krieg uns auch noch etwas anderes gebracht hat, was wir vielleicht nicht alle von ihm erwartet haben: das ist ein Ethos, wie man ihm nur in heroischen Zeitläuften der Menschheitsentwicklung begegnet. Und darüber wollen wir uns, trotz Pein und Trauer, freuen. Zu sehen, wie ein Volk aufsteht, Mann an Mann, Frau für Frau, zusammengeschweißt vom Geist der Pflicht, ein jeder und eine jede getragen und gestützt vom Vertrauen in die eigene — selbstgeschmiedete — Kraft, ein Volk, das vom obersten Herrn bis zum niedersten Diener nur die eine Losung kennt: „In Bereitschaft sein ist alles“; zu sehen, wie ein solches Volk singend zum Sterben schreitet und lächelnd vom Leben läßt: das ist ein Erlebnis, so groß und großartig, so heilend und heiligend, daß man ihm Ehrfurcht und Dankbarkeit nicht versagen darf.

Untrennbar von diesem Erlebnis aber ist die Erkenntnis: das Deutschtum kann nicht überwunden werden. Denn seine Kräfte und Säfte sind rein, gesund und unverbraucht. O. Volk, das die Nibelungenlage, die Reformation, Goethe und die Freiheitskriege erschuf, ist nicht zu besiegen, und erstünd (wie sie erstehen) ihm auch die Feinde zu Haus. Der schlafende Riese ist wieder einmal erwacht.

## Schrei nach dem Zensor

Wo steht Herr von Glasenapp? Wenn er nicht vorm Feinde ist — auf seinem Posten ist er keinesfalls. Sonst würde er verbieten, was sich jetzt auf den Theatern seines Amtsbezirks begibt. Die temporale Konjunktion für die Kritik an den berliner Kriegsstücken heißt: während. Während tausende von deutschen Leutnants zu Krüppeln geschossen werden, darf auf einer deutschen Bühne in einer richtigen deutschen Leutnantsuniform nicht ein junger Schauspieler, sondern ein Mädel Couplets singen und dazu Balletthopser machen — in einer richtigen deutschen Leutnantsuniform. Während die Leichen unsrer besten Männer sich zu Bergen häufen, darf, zwischen einer handfesten Kriegs-Polka und einem Ruß-Duett mit den üblichen Kotetterien eines Soubrettenleibes, der Erste Operettentenor bei violetter Abendbeleuchtung eine Schmalzarie anstimmen, ohne die wir nicht wüßten, daß augenblicklich „auf dem Kampfesfeld mancher bleiche Held...“. Während die Oesterreicher mit den Deutschen zusammen gegen die Russen und unsre übrigen Feinde stehen, darf in der Hauptstadt des Deutschen Reiches ein Possenautor, dem wahrscheinlich einmal ein wiener Theaterdirektor die Lantime schuldig geblieben ist, eine Mißgeburt seiner Gehirnrudimente zu der andern sagen lassen: „Unsre österreichischen Bundesbrüder — na, die können wir uns sauer tochen.“ Während... Aber das genügt ja wohl. Worte wie „Freiheit“, „Ehre“, „Vaterland“ werden in Mäuler genommen, die zwei Minuten zuvor versucht haben, eine Frau zum Ehebruch zu überreden. Deutsche Fahnen werden da geschwungen, wo soeben ein Friseur eine Zofe lüstern besingert hat. Vergleichen treibt man stundenlang. Nicht in einem Haus, sondern in einem halben Duzend. Ohne daß es erlaubt ist, diese Häuser an allen vier Ecken anzuzünden. Dabei hat man keineswegs in jedem den Trost, den, wenigstens für Minuten, das Theater am Rollendorfsplatz bietet: Claire Waldoff den Dutt, die Kleedahje und die Musprixe einer berliner Portierfrau mit eingeborener Frechheit tragen und stärkste Komik mit den feinsten Kunstmitteln, nicht bloß mit den dünnsten Stimmitteln, erreichen zu sehen. Viel ärger, zum Beispiel, und überhaupt am ärgsten geht es im Deutschen Künstlertheater zu, das sich zumindest schamhaft seines Namens entledigen sollte. Aber was weiß Der von Scham, der dieses widerlich und ohnmächtig wickelnde Zeug auf seine Bühne gelassen hat! Hier ist aus Taktlosigkeit, Stumpfsinnigkeit und Ranzigkeit ein Gemengsel geworden, das beschreiben mag, wer sich nicht lange vor dem letzten Bissen an ein Speibeden geflüchtet hat. Darf man heute Shakespeare spielen? hat Reinhardt zum Scherz und zum Schein gefragt. Darf man ‚Gewonnene Herzen‘ und ‚Immer feste druff‘ spielen? — das müßte in bitterem Ernst gefragt werden. Es ist... Da ich mir nie wieder ein Erzeugnis dieser Gattung gönnen werde, so will ich ein einziges Mal das Wort gebraucht haben, das nicht recht literaturfähig ist, aber schon manchen Tatbestand erschöpft hat: es ist eine Schweinerei. Es ist eine Schweinerei ohnegleichen, daß eine Lache ohnegleichen auf solche Weise verhunzt, beleidigt, entwürdigt wird. Der Zensor, wie immer er heiße, hat gar keine Entschuldigung. auch die nicht, daß für die Schauspieler gesorgt werden muß. Denn erstens hat keine von diesen Bühnen einen Versuch mit anständiger Nahrung gemacht, und zweitens ist nicht erwiesen und wird nicht zu erweisen sein, daß es in dieser Zeit möglich ist, die Theaterbesucher, so zugleich die Schauspieler, mit Unflat zu sättigen.



# Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht /

von Julius Bab

Der berliner Verlag von Morawe & Scheffelt läßt in Hefen diejenigen Kriegsgedichte erscheinen, die nach Babs Meinung aufhebenswert sind. Hier folgt eins der Gedichte und Babs Vorwort zum ersten Hef, das den Titel „Aufbruch und Anfang“ trägt (und, wie alle übrigen, fünfzig Pfennige kostet).

Die große Schicksalsstunde des deutschen Volkes fand und findet in tausend und tausend dichterisch erregten Gemütern poetischen Widerhall. Wer die Kunst, diese ernsteste Klärungs-, Befreiungs-, Erhebungsarbeit aus dem Ganzen lebender Menschen nie mit dem gewissenlosen Spiel eitler Individuen verwechselt hat, dem wird dies Schauspiel ebenso schön wie selbstverständlich scheinen: was wäre ein deutscher Dichter, den nicht die Stunde singend erheben machte, da sein deutsches Sein in die furchtbarste Frage gestellt wird? Ein andres freilich ist es noch, den Antrieb einer großen Stunde rein fühlen und die Kraft besitzen, die diesem Gefühl das wirklich deckende Wort gibt. Nicht viele von den zahllosen Dichtern dieser Stunde vermochten den allgemeinen Gehalt der Zeit so mit menschlicher Eigenart zu durchdringen, daß das Besondere, Konkrete, Sinnlich-Lebendige einer künstlerischen Form zutage trat. Die meisten mußten sich mit Variationen altüberkommener Formen begnügen und konnten deshalb auch nicht das Neue sagen, das zu hören es uns drängte. Aber es kommt auf die Wenigen an! Die habe ich aus der großen Masse zu sammeln versucht, deren Wort dem schweifenden Gefühl die feste, beglückend neue und selbstverständliche Form zu geben vermag, deren menschliche Eigenart und Stärke dem Sinn Aller nicht nur ein Echo, sondern eine Bereicherung, Führung, Mehrung gewährt. Auf diese Weise entsteht nicht etwa eine lückenlose Verschronik der Ereignisse — aber der innerste Lebenskern des handelnden Volkes wird sichtbar.

Die kleine Zahl dieser Gedichte wird einmal — mehr als alle Weißbücher und Zeitungen! — vor den Völkern zeugen für das, was die Deutschen empfanden und wollten in der Stunde, da eine Welt gegen sie aufbäumte. Diese Gedichte aber werden schon heute im Erleben des großen Kampfes Vielen eine Quelle innerer Kräftigung und Klärung sein können. Deshalb wurde ihre völlige Sammlung und Ausgabe nicht verschoben bis ans Ende all der großen Dinge; sondern schon jetzt, wo die einzigartige Zeit des Aufbruchs heendet, ein bestimmter Stimmungskreis geschlossen ist, mag das erste Hef

hinausgehen. Die andern werden in Abständen folgen, die der Ereignisse nicht vorherzuwissender Gang bestimmen muß.

Daß ich neben der eigentlichen Kunst-Dichtung wenigstens eine kleine Zahl im Volk entstandener handfest rüstiger Stücke aufnehmen konnte, war mir eine besondere Freude; diese ruppigen, aber vollebendigen Verse treffen wahre Massenlaune sehr viel besser als die große Zahl der um rechte Vulgarität bemühten Literaten. Sie gestalten ihre Sängerepik vor uns und sind deshalb Kunst, wo jener Mühe nur Spiel bleibt. Daß ich schließlich zu den reichsdeutschen Dokumenten eine Anzahl in Oesterreich-Ungarn entstandener deutscher Verse gesellt habe — das braucht heute viel weniger noch als sonst ein Wort der Rechtfertigung.

\* \* \*

## Deutsches Lied / von Rudolf Alexander Schröder

Heilig Vaterland  
In Gefahren.  
Deine Söhne stehen,  
Dich zu wahren.  
Von Gefahr umringt,  
Heilig Vaterland,  
Schau, von Waffen blinkt  
Jede Hand.

Nord und Süd entbrennt,  
Ost und Westen,  
Dennoch wanken nicht  
Deine Festen.  
Heilig Herz, getrost,  
Ob Verrat und Mord  
Dräuen West und Ost,  
Süd und Nord.

Ob sie dir ins Herz  
Grimmig zielen,  
Ob dein Erbe sie  
Dreist beschien,  
Schwören wir bei Gott  
Vor dem Weltgericht:  
Deiner Feinde Spott  
Wird zunicht.

Bei den Sternen steht,  
Was wir schwören.  
Der die Sterne lenkt,  
Wird uns hören.  
Oh der Fremde dir  
Deine Krone raubt,  
Deutschland, fallen wir  
Haupt bei Haupt.

Heilig Vaterland,  
Heb zur Stunde  
Rühn dein Angesicht  
In die Runde.  
Sieh uns all entbrannt  
Sohn bei Söhnen stehn:  
Du sollst bleiben, Land!  
Wir vergehn.

# Krieg und Schauspielkunst /

von Herbert Jhering

Vor dem Dreißigjährigen Kriege war Deutschland zum ersten Male daran, eine dramatisch-theatralische Kunst zu erhalten. Nach dem Kriege waren alle Ansätze zertreten. Andre Feldzüge haben die Entwicklung der Bühnenkunst niedergehalten, unberührt gelassen oder beschleunigt, aber es blieben zerstreute Wirkungen, die niemals entscheidend wurden. Wird der Krieg von 1914 den schauspielerischen Stil berühren?

Es ist schwer, die Möglichkeiten einer Kunst vorauszusehen, die an den menschlichen Körper gebunden ist. Aber je eindringlicher die Herrschaft des Geistes in den Jahrzehnten des Friedens wurde, desto enger wurde auch die Schauspielkunst an die Bestrebungen der Zeit geschlossen. Erst in den letzten Jahren kam ein Widerspruch auf, der Unsicherheit war. Die Schauspielkunst, unruhiger, gieriger als alle andern Künste, hatte den Inhalt der Epoche schneller bewältigt. Sie überstürzte sich und griff ins Leere. Sie wollte etwas fertig ausdrücken, was im Leben selbst noch im Werden war. Sie wurde vordringlich. Das Massengefühl, das sich noch nicht durchgesetzt hatte, die Körperkultur, die der Sport ankündigte: die Schauspielkunst nahm beides als vollendet hin und strebte ohne inneres Recht in das Theater der Fünftausend. Sie wollte den Ausdruck des neuen Pathos, bevor das neue Pathos selbst da war, und verleugnete ihre realistischen Anfänge.

Der Krieg hat der Zeit das Pathos gegeben. Der vorausgefühlte Inhalt ist da. Die Darstellung wird also beeinflusst, nicht: indem sie in ihrem Grunde erschüttert wird, sondern: indem sie diesen Grund gewinnt. Weil sie das Recht zu ihrem Ausdruck erhält, kann sie sich steigern und entwickeln. Die mimische Kunst wird durch den Krieg viel eher beäugt als aus sich herausgeführt. Sie wird geeinigt und auf den Ausgleich zwischen Pathos und Realismus gebracht. Der Realismus wird Pathos und das Pathos Realismus.

Die Möglichkeiten eines schauspielerischen Stils, die gering geworden waren, werden sichtbar. Individualitäten können groß sein, indem sie höchster Ausdruck ihrer Epoche sind, aber auch, indem sie zeitlos über ihrer Epoche stehen. Von ihnen wird weniger zu reden sein als von den Ensembleschauspielen, die typisch sind. Bevor das Schwanken und Taften der letzten Jahre begann, war der typische Schauspieler der Interessante. Er mußte interessant sein als Erscheinung und interessant sein in der Verwendung der Erscheinung. Der Kultus des A

sonderlichen, das an die Stelle des Persönlichen getreten war, führte dazu, Dilettanten zu begünstigen, wenn sie nur auf-  
fielen. Das ließen Frauen=Engagements am deutlichsten  
spüren. Und das ist das Merkwürdige: auf dem Theater  
werden wir die große Umwandlung zuerst bei den Frauen  
merken. Die mondänen, hysterischen, nervösen werden von den  
schlichten, gesammelten, verhaltenen verdrängt.

Die gebändigten Persönlichkeiten verbürgen den Gesamt-  
stil, die unbetonten Originale das Ensemble. Es ist vielleicht  
kein Zufall, daß die berliner Schauspieler, die in der vorigen  
und in der kurzen gegenwärtigen Saison den größten Erfolg  
hatten, Jacob Tiedtke und Friedrich Rahßler waren; beherrschte  
Individualitäten, das heißt: persönliche Ensemblespieler. Das  
Echte, Verwurzelte triumphiert. Man kann sagen: es kommen  
Schauspieler hoch, die bei aller Intensität ihrer Persönlichkeit  
in ihren Mitteln so streng sind, daß sie nicht kopiert werden  
können. Allem Epigonentum wird so sehr der Krieg erklärt,  
daß nicht nur die Epigonen selbst, sondern schon die Möglich-  
keiten epigonenhafter Nachfolge getilgt werden. Die jungen  
Schauspieler waren bis vor kurzem Rainz-, Moissi- und  
Bassermann-Nachahmer. Heute ist der jugendliche Liebhaber,  
Held und Charakterspieler zu selbständiger Männlichkeit ge-  
kommen. Viele Namen auf einmal tauchen auf: Lothar  
Müthel, Karl Ebert, Bruno Decarli, Werner Krauß und, für  
konzentrierte Sprechrollen, Alfred Breiderhoff. In ihnen  
meldet sich der neue Stil: Breite der Wirkung ohne Verzicht  
auf Tiefe.

Natürlich wird von dieser Strömung ein großer Teil der  
Schauspieler unberührt bleiben. Das sind, wenn nicht große  
Individualitäten, die unentwegten Deklamatoren, die immer  
außerhalb der Entwicklung gestanden haben und nie ver-  
schwinden. Aber vielleicht werden sie doch geringer. Die  
Friedenszeit hatte ein Uebermaß der theoretischen Beschäfti-  
gung mit mimischen Dingen gebracht, daß die Schauspieler sich  
als Mittelpunkt der Welt fühlten, und die Schauspielschulen  
die Masse der Andringlinge kaum bewältigen konnten. Wo-  
gegen die Bühnengenossenschaft sich vergeblich wandte, wird der  
Krieg erledigen: die Zunahme des schauspielerischen Proleta-  
riats. Jeder, der öffentlich wirken wollte, drängte zur Bühne.  
Nach dem Kriege werden mit der Stärkung des politischen Le-  
bens die öffentlichen Berufe vielfältiger. Das Theater wird  
entlastet. Der Krieg hat für die Bühne neben der ideellen auch  
diese praktische Folge.



## Kriegsoperette / von Klaus Pringsheim

Kein Zweifel: bevor noch der Krieg Tatsache geworden war, hatten die rührigen Vertreter der Operettenbranche schon begonnen, auf ihre Art mobil zu machen. Neue Zeiten, neue Bedürfnisse — der Markt darf nicht stillestehen; Gesinnung ist vorhanden, also: nicht lange überlegt, sogleich an die Arbeit. Bald wird es tagen: zwei Monate Krieg — und noch besingt kein Walzer-Couplet die Erstürmung von Lüttich, noch besitzen wir kein Torpedo-Duett, keine Flieger-Gabotte, kein masurisches Trinklied. Diesmal aber ist den immer Geschäftigen Einer zuvorgekommen, dem es ganz gewiß weder um Geschäft noch um Aktualität zu tun war. Eine Kriegsoperette — so sollte Humperdinck's neues Bühnenwerk benannt werden, dessen erste berliner Aufführung man im Deutschen Opernhaus erlebte.

Ein Operettenlibrettist kennt, wie man weiß, nicht den Begriff künstlerischer Verantwortung; den Stoff gestaltet er nicht — er nimmt ihn, und nimmt von ihm nur eben so viel, wie ihm genehm ist. Von je hatte jeder von uns irgendeine Vorstellung von Krieg, wußten wir, was ein Feldwebel, und was ein Feldkoch ist. Wie könnte ein Librettist — in unserm Falle Robert Misch — sich unterfangen, uns über derlei erst aufklären zu wollen! Er beauftragt den Regisseur, die im Theater gebräuchlichen Kriegssituationen zu stellen, heißt den Baß-Bruffo die Maske eines härbeißig-gutmütigen Feldwebels annehmen, der Tenor, der für den Feldkoch bestimmt ist, bekommt irgendwelches Küchengerät in die Hand; und, im übrigen läßt man den Feldkoch Tenor, den Feldwebel Baß-Bruffo — und den Krieg Operette sein. Eine Kriegsoperette, in tiefstem Frieden vollendet (dies ist ihre Rechtfertigung), wohl als heitere Festgabe für die Jahrhundertfeier 1913 gedacht: eine Operette, die den Krieg im Grund nicht viel ernster nahm als Offenbach seine Griechen. Nun aber ist Krieg geworden, und die Operette soll als Zeitbild, als Organ der Zeitstimmung herhalten (richtiger: die Zeitstimmung muß zum Aufpuß der Operette herhalten). Also ein paar fette Zeitartikelfrasen, die der Tenor ins Publikum schleudert, ein paar zeitgemäße ‚Wiße‘, mit denen der Baß-Bruffo seine Proßt spickt; zum Ueberfluß, als unvermeidlicher Repräsentant des ‚seriösen‘ Elementes, noch Einer, den das Personenverzeichnis Blücher nennt, und, ganz natürlich, Blücher spricht wie ein Heerführer von 1914: so sind wir in der Welt des Weltkriegs; um im nächsten Augenblick wieder in den Frohsinn der ewig veranüaten Operettenwelt getaucht zu werden. Solches Hin und Her zwischen

Operette und aktueller Wirklichkeit (das übrigens echt operettenhaft ist), nie könnte es unerträglicher sein als heute. Noch immer vermögen wir die ganze Wirklichkeit dessen, was jetzt in der Welt geschieht, nicht recht zu fassen — und sollten vor dieser unbegreiflich großen Wirklichkeit derselben Elastizität mächtig sein, womit wir vielleicht ehedem Bühne und Leben vermengen und gleich wieder unterscheiden mochten: wenn wir etwa zuließen, daß in Eisensteins „fidelem Gefängnis“ über Personen gewickelt wurde, die wir am nächsten Tag auf der Straße treffen konnten? Das einzige Wort „Franctireur“ genügt, um uns in die Gegenwart zu rufen, die Vorstellung von ungeheuerlichen Dingen lebendig zu machen — und wir sollten belustigt sein, wenn jemand auf der Bühne seine Frau beschuldigt, sie sei eine „Franktiröse“, und ihr verspricht, daß man sie mit preußischer Pünktlichkeit hängen werde, „schmerzlos ohne Morose“? So jähen Wechsel der Einstellung kann der Beweglichste nicht vollziehen.

Eine Kriegsoperette: darum eben ist sie heute unmöglich. Unmöglich grade auch da, wo sie ernst genommen werden will. Der Verfasser mag sich auf das Vorrecht des Operettenschreibers berufen, all die Gefühle zu verwerten, die der Theaterbesucher mitbringt: hier liegt ja erfahrungsgemäß das stärkste Mittel seines Erfolgs. Auf nach Paris! Vivat Hohenzollern! Vivat Deutschland! und gleich darauf deutsche Soldaten, die in den Krieg gegen Frankreich ziehen, während Frauen und Kinder ihnen begeistert zujubeln — wer von uns, der die erste August-Woche miterlebt hat, würde von solchem Bild nicht ergriffen werden! Das muß wirken! In der Tat, hat es gewirkt? Vor allem, meine ich, es wirkt höchst fragwürdig, wenn das Größte der Zeit eben gut genug befunden wird, um einer Operette zu einem wirkungsvollen Abschluß zu verhelfen, höchst fragwürdig auch auf solche, denen es nicht an Neigung fehlt, aus platter Operettenlaune den Weg in die großen Gefühle der Zeit zurückzufinden. Uebrigens: hatte man ernstlich erwartet, daß es heute, grade heute besondern Effekt machen werde, wenn ein paar Statisten, die man in deutsche Uniformen gesteckt hat, einmal quer über die Bühne gehen und gleichzeitig ein bißchen Hurra rufen? Man hatte zum mindesten vergessen, einen wichtigen Faktor in Rechnung zu ziehen: den Willen zur Illusion. In diesen Kriegstagen wird auch der Naivste, Empfänglichste nicht an das armselige Kriegsspielen glauben, das vor einem Vierteljahr vielleicht anspruchslose Zuschauer gefesselt hätte (so viel auch über die angeblichen Bedürfnisse des Theaterpublikums von heute geflunkert wird). Erinnern wir uns daran, daß Bizets ‚Carmen‘ überall in der Welt, nur nicht in Spanien

— im wirklichen Spanien — sich durchzusetzen vermochte. Kein Wunder: denn die Echtheit des Lebens ist stärker als die Echtheit der Bühne. Die Kunst des Theaters möge, wie alle Kunst, vom Leben lernen, niemals aber — soll ihre Wirkung nicht ins Grauenhaft-Lächerliche umschlagen — versuche sie, mit dem wirklichen Leben zu konkurrieren. In Wahrheit: soll auch heute das Theater berufen bleiben, Organ der Zeitstimmung zu sein — nur ein Bühnenwerk von allergrößtem Schlage könnte solcher Riesenaufgabe gewachsen sein, eines, das, wie die ‚Hermannschlacht‘, vom Geist gleich großer Zeit eingegeben ist, nicht aber eines, das ihr äußeres Geschehen mit kleinlicher Genauigkeit in ein paar lebende Bilder zu zwingen versucht.

Trotz dem herzlichen Beifall, der Verfassern und Mitwirkenden dankte, und ungeachtet der sehenswerten Inszenierung bestätigte die Premiere im Deutschen Opernhaus meine Meinung, daß Humperdinck's harmlos-freundliche Kriegsidylle nur in tiefstem Frieden aufgeführt werden darf; und allein das würde der ursprünglichen Bestimmung des Werkes gerecht werden. Da es aber, dank einer verunglückten Spekulation, nachträglich zum repräsentativen Zeitsymbol umgestempelt wurde, muß es sich billigerweise gefallen lassen, vor allen Dingen in seinem Verhältnis zur Zeit und unter ihren Gesichtspunkten betrachtet werden. Ein andres ist die Frage nach seinen absoluten Qualitäten. Wenn von der ‚Marktenderin‘ die Rede sein soll, geht es nicht an, sich an ‚Hänsel und Grete‘ oder an die ‚Königsfinder‘ zu erinnern; denn Humperdinck hat diesmal andres gewollt, er hat weniger gewollt, er hat nicht allein auf jegliche dramatische Prätentation verzichtet. Sein erstes Verlangen scheint heute: anspruchslos anzumuten. Das Streben nach primitiver Volkstümlichkeit, das schon in der Musik zum ‚Mirakel‘ ein wenig akademisch berührte, tritt jetzt noch fühlbarer zutage — zu fühlbar, als daß unser Gefühl überall ohne Vorbehalt zu folgen vermöchte; beinahe scheint die Schlichtheit der Empfindung Prinzip geworden, und es kann geschehen, daß der Eindruck der Ursprünglichkeit ausbleibt. Doch hätte man Unrecht, dies jüngste Werk Humperdinck's gering zu bewerten; denn es läßt keine seiner Absichten unerfüllt und bewahrt diejenigen Eigenschaften, die von je das Beste seiner künstlerischen Art bedeutet haben: Bornehmheit und Unantastbarkeit der musikalischen Gesinnung und die ruhige, erschöpfende Sachlichkeit des deutschen Meisters.

Heute ist die Erwägung müßig, wie vielleicht unter and. Verhältnissen Humperdinck's Singspiel — aus dem eine Drette geworden war, noch ehe der Musiker seine Arbeit begon

hatte — aufgenommen werden sollte. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die ‚Marketenderin‘ die ‚Regimentstochter‘ verdrängen wird. Wohl aber könnte eine erfreuliche Wirkung auf dem Gebiet der Operette noch einmal wahrnehmbar werden — keine unmittelbare Wirkung: denn die moderne Operette ist keiner Veredlung fähig; sie reformieren, müßte heißen: sie auströten. Noch fehlt unsrer Bühne der Typus, der diese Operette ersetzen könnte (soweit, sie zu ersetzen, Sache unsrer Bühnen sein müßte): was wir brauchen, mag dem ähnlich sein, das dem Komponisten der ‚Marketenderin‘ vorgeschwebt hat. Doch dies sind Wünsche und Hoffnungen, von denen in unsern Tagen füglich nicht weiter die Rede sein darf.

## Zu diesem Krieg

Goethe

Der Krieg ist in Wahrheit eine Krankheit, wo die Säfte, die zur Gesundheit und Erhaltung dienen, nur verwendet werden, um ein Fremdes, der Natur Ungemäßes zu nähren.

Wenn ich des Morgens so erwache und mit der dampfenden Sonne auf meinen schönen Schloßberg gehe und mir denke, daß in diesem gottgesegneten stillen Tale nur die Herzen der Kinder noch ruhig schlagen, während die Kultur von Jahrhunderten, möchte ich sagen, sowie die Ruhe und der Friede aller andern Bewohner bedroht und gestört sind, so möchte ich gerne dem gigantischen Helden unsres Saeculums, um ihm Friedensgedanken einzuhauchen, auch nur den hundertsten Teil jener Empfindungen eingeben können, welche mich jeden Morgen für die Menschen in diesem Paradiese durchströmen.

Ich habe den großen Vorteil, daß ich zu einer Zeit geboren wurde, wo die größten Weltbegebenheiten an die Tagesordnung kamen und sich durch mein ganzes Leben fortsetzten, sodaß ich vom Siebenjährigen Kriege, sodann von der Trennung Amerikas von England, ferner von der französischen Revolution und endlich von der ganzen napoleonischen Zeit bis zum Untergang und den folgenden Ereignissen lebendiger Zeuge war. Ich fürchte, wir kommen so bald nicht zur Ruhe. Es ist der Welt nicht gegeben, sich zu bescheiden: den Großen nicht, daß kein Mißbrauch der Gewalt statfinde, und der Masse nicht, daß sie in Erwartung allmählicher Verbesserungen mit einem mäßigen Zustande sich begnüge. Könnte man die Menschheit vollkommen machen, so wäre auch ein vollkommener Zustand denkbar; so aber wird es ewig herüber- und hinüberschwanke, der eine Teil wird leiden, während der andre sich wohlbefindet, Egoismus und Neid werden als böse Dämonen immer ihr Spiel treiben, und der Kampf wird kein Ende haben. Das künftige ist immer, daß jeder sein Metier treibe, wozu er geboren und was er gelernt hat, und daß er den andern nicht hindere, das ige zu tun. Der Schuster bleibe bei seinem Leisten, der Bauer hinter n Pfluge, und der Fürst wisse zu regieren. Denn dies ist auch ein tier, das gelernt sein will, und das sich niemand anmaßen soll, der nicht versteht.



# Kriegstagebuch

(Schluß)

## VI.

Freitag, am siebenten August. Ich stehe um Sechs auf und schaue mir die Dichtermiege an. Ein Hafenstädtchen. Hafen und Städtchen wie aus der Spielzeugschachtel. Nicht viel kleinere Schiffchen haben die Zwillinge und ihre Freunde bei Ostwind im Meer, bei Westwind im Watt schwimmen lassen. Masten wie Spazierstöcke, Segel wie Kinderbettlaken und eine Bemannung, die mir auch nicht recht ausgewachsen erscheint, aber freundlich und umständlich, in einem harten Platt, erklärt, wie ich zu Fuß an die Nordsee gelange. Drei Kilometer. Dort kann man baden. Ich marschiere durch das Schloßgärtchen, an Storms Denkmal vorbei, durch den Stadtpark, über Wiesen und Acker und — schon tut das Meer sich mit erwärmten Buchten vor den erstaunten Augen auf. Rechts eine Insel, links eine Insel; weit draußen Halligen. Ach, wär doch ein Zaubermantel mein, und trüg' er mich... Aber ich muß, nach dem Bad, zum Stationsvorsteher, der wissen wird, wann man nach Hamburg fährt. Um den Bahnhof ist's schwarz. Ganze Rudel von Reservisten. Gesumm und Gebrumm und Musik und Tränen. Wie ich mich erkundige, tritt ein Mann an uns heran und sagt in bedrohlichem Ton zu dem Beamten, von mir: „Leute, die so aussehen, werden bei uns in Flensburg sofort auf die Wache gebracht.“ Keine Antwort. Ich marschiere weiter. Nach zwei Minuten hinter mir: tapp, tapp, tapp, tapp. Soldatenschritte. Rechts ein Bajonett, links ein Bajonett. „Halt! Wer sind Sie? Was sind Sie? Woher kommen Sie? Wohin wollen Sie? Haben Sie einen Ausweis?“ „Ja, eine Visitenkarte.“ „Das ist kein Ausweis.“ „Sonst habe ich nichts.“ „Dann müssen wir Sie verhaften.“ „Weshalb?“ „Uns ist befohlen... russische Spione...“ „Halten Sie jeden Deutschen, der an der See ein bißchen verbrannt ist, für einen russischen Spion?“ „Man weiß ja nicht... In diesen Zeiten...“ „Aber glauben Sie, daß russische Spione so berlinisch reden wie ich, Ihr Zefangna?“ „Gott, Schufte gibt es überall, und schließlich kann sich Rußland auch Berliner kaufen.“ „Dann wird es sich wohl weniger auffällige Exemplare aussuchen. Ich schlage Ihnen also ernstlich vor, mich gehen zu lassen.“ „Krischan, wollen wir ihn gehen lassen?“ „Ja. Er kommt ja doch nicht weit.“ Ich komme immerhin bis ins Hotel, ohne ärger als von verwunderten, forschenden, feindseligen Blicken der Bevölkerung behelligt zu werden. Nachdem ich mein Bündel geschnürt, ist bis zum Abgang des Zuges noch Zeit für Storms Geburtshaus. Auf der Straße Patrouillen. Eine umzingelt mich. „Wer sind Sie? Was sind Sie?.....?“ „.....“ „Zum Unteroffizier.“ Ins Hinterzimmer eines Gasthofs. Hochnotpeinliches Verhör. Krieg: das hat man im Frieden so hingefagt. Wahrscheinlich hat Keiner, der Siebzig ein Säugling oder nicht einmal das war, eine deutliche Vorstellung mit dem Wort verbunden. Die ist erst allmählich zu gewinnen. Wie man mich jetzt, weil ich ein paar Wochen die Sonne nicht gemieden habe, in dem Lande, wo ich geboren und aufgewachsen bin, und dessen Sprache ich schließlich nicht allzu viel schlechter spreche und schreibe als die Mehrzahl dieser mutigen

Krieger, für einen lästigen, verdächtigen, gefährlichen Ausländer nimmt und herumstößt: das ist gewiß ein Kinderspiel gegen die Leiden unzähliger Volksgenossen und auch an sich ein Nichts; aber es trägt durchaus nicht dazu bei, meine Kriegsbegeisterung zu erhöhen. Seelenruhig — weil ja diese Psychologen Ungeduld für Schuldbewußtsein halten würden (während wahrscheinlich gerade der berufsmäßige Landesverräter, ha, eiskalt sein wird) — also eiskalt enthülle ich dem Unteroffizier meine Gefühle. Er schiebt alles auf die Ordre und auf seine und seiner Leute Ueberreiztheit. Sie seien seit drei Tagen nicht aus den Stiefeln gekommen. Zudem sei es besser, zehn 'Spione' zu viel als einen zu wenig zu fangen. Und da ich keine Legitimation habe, müsse ich eben doch auf die Wache. Dort werde ich von einem Soldaten, einem Gendarmen und einem Amtschreiber mit freudigem Halloh empfangen. Man merkt wieder, wie draußen, daß Militär und Zivil vor Tatendrang fiebern. Das Vaterland ist in Gefahr. Sie werden es retten. Sie wollen an den Feind. Sie haben gelobt, ihn in irgendeiner Gestalt zu fassen, und wärs in meiner. „Wenn Sie nichts weiter als Ihre Visitenkarte haben, dann werden Sie wohl in den nächsten drei Tagen nicht wegkommen.“ Ich habe für mehr als drei Tage Arbeit im Koffer und könnte sie hier so gut erledigen wie anderswo. Aber die Sicherheit dieser subalternen Herrschaften reizt mich. „Wetten, daß ich um halb Zwölf im Zug nach Hamburg sitze? Sie brauchen mich nur zu Ihrem Bürgermeister zu führen.“ Nie hätt' ich einer Stadt von achttausend Einwohnern einen solchen Bürgermeister zugetraut. Kultiviert, geistig, verbindlich, heiter, jeder Zoll kein Bureaukrat. Ich biete ihm an, meinen Koffer holen zu lassen und sich aus den Büchern, Manuskripten, Korrekturen und Briefschaften zu überzeugen, daß ich bin, wofür ich mich ausbebe. Er verzichtet. Er für sein Teil glaube mir alles. „Aber wie werden Sie aus der Stadt herauskommen? Sie sehen ja wirklich doll aus. Als Sie heut nacht im Hotel aus Versehen die Tür zu unserm Honoratiorenzimmer aufmachten, fuhren wir bei Ihrem Anblick genau so zurück wie Sie bei unserm. Man wird Sie nie auf den Bahnhof lassen.“ „Doch. Wenn Sie mir einen Passierschein ausstellen.“ „Das ist, da Sie gar keine Legitimation in unserm Sinne haben, und da ich eigentlich nicht jemand legitimieren kann, mit dem ich mich fünf Minuten unterhalten habe, immerhin ein Risiko.“ „Nehmen Sie es auf sich. Wo Millionen Menschen Kopf und Kragen wagen...“ Er ruft seinen Sekretär und diktiert: „Der Vorzeiger dieses: der Zeitschriftenverleger Siegfried Jacobsohn aus Berlin-Charlottenburg befindet sich auf der Reise von der Insel X. nach Hamburg. Gegen seine unbehinderte Weiterreise sind Bedenken nicht zu erheben. Die Polizeiverwaltung von N. Der Bürgermeister Z.“ „Heißen Dank.“ „Glückliche Reise.“ Aber es ist noch nicht so weit. Am Eingang zum Bahnhof versuche ich zum Spaß, ohne meinen Passierschein durch die Bajonette zu dringen. Nicht dran zu denken. Als dann der Zug einfährt, sinkt eine schwere Hand auf meine Schulter: „Halt! Wer sind Sie? Was sind Sie?“ — die alte Leier. Ich sitze kaum auf meinem Platz: schon wieder zwei Soldaten. Endlich ist die Türe zu. Die Lokomotive soll anziehen. Ein schallendes „Halt!“ Vier Soldaten. Der ganze Frage-

bogen. Mein Passierschein. Abfahrt. Uff! Immer wieder hatten Zivilisten, irrsinnig vor Angst um ihr Vaterland, die bewaffnete Macht auf mich gehehrt.

Die Fahrt ist lang und anfangs schön. Ein Flützchen wie die Eider. Ackerbau und Viehzucht. Kofferuntersuchung vor dem Kaiser-Wilhelms-Kanal, von dessen Brücken möglichst wenige durch Bomben zerstört werden sollen. Zwei Confratres, die belehrende Abhandlungen über den Unterschied zwischen römischem und morgenländischem Katholizismus reden. Zeitungsaustausch. In der Nummer vom dritten August, die mitteilt, daß deutsche Truppen in Kalisch und Czestochau stehen, daß Luxemburg besetzt ist und Libau vom Wasser aus bombardiert wird, findet sich auch die Notiz: „Zu Ehren Paul Lindaus ging im neuen Kurtheater von Binz sein Lustspiel ‚Die beiden Leonoren‘ in Szene. Das Publikum brachte Paul Lindau, der nach dem zweiten Akt auf der Bühne erschien, lebhafteste Huldigungen dar.“ Lieb Vaterland, magst ruhig sein. Allmählich ist es im Coupé geworden, wie der Gassenhauer der berliner Stadtbahn für den Sommersonntag nachsingt: Zehn sitzen, elf liegen und die andern, die stehen. Allein auf jedem meiner Füße zwei. Die Sonne bleibt mir ehern treu. Bis Hamburg scheint es eine Ewigkeit. Nach Sechs wirds sichtbar. Um Sieben sind wir auf dem Hauptbahnhof. Rauch, Teergestank, Gepseife, Menschenmassen, Großstadt, Regen, Autos und die Abendzeitung. „Ein Handstreich auf die modern ausgebaute Festung Lüttich ist nicht geglückt. Natürlich wird die gesamte Presse des feindlichen Auslands diese Unternehmung, die auf den Gang der großen Operationen ohne jeden Einfluß ist, zu einer Niederlage stempeln.“ Mag sie. Ins Hotel. Ans Telephon. Hat man je im Frieden eine Hamburgerin aus guten Kreisen jauchzen gehört? Die Mutter der Zwillinge jauchzt, „Was ist denn, um Himmels willen?“ „Lüttich ist genommen.“ „Ich hab's eben anders gelesen.“ „Das gilt nicht. Mein Mann ist beim Telegraphen-Kommando und hat mir vor fünf Minuten die offizielle Mitteilung durchgesagt. Also kommen Sie schnell. Das wird gefeiert.“ Eine Villa zwei Schritt von der Alster. Leise plätschert sie an das Canoe der Zwillinge. Fern heult der Hafen. Hängeweiden. Epheu um das ganze Haus. Veranden. Weiße Möbel in den hohen Zimmern. Beweise musikalischer Betätigung. Bücher über Bücher. Eine Atmosphäre von Ruhe und Reinheit, die nach dem Radau, dem Staub und den Verhaftungen der Reise meine Nerven förmlich liebkost. Ein bremer Herr, der hier Rekruten drillt, gesellt sich zu. Die Rheder sind auf einige Zeit nicht gut daran. Murrst einer? Dieses Lüttich? Wie geschwind! Wie muß das drüben wirken! „Ihr wolltet stören meinen Herd. Ich zeigte euch die Mannessehne. Und lachend trockne ich mein Schwert An meines Rosses schwarzer Mähne.“ Wir sind voll Dank und froher Zuversicht. Nein, nein: mit diesem Land kann es nicht schief gehn.

S o n n a b e n d, a m a c h t e n A u g u s t. An, in und auf der A.

S o n n t a g, a m n e u n t e n A u g u s t. Der Zug wird dreißig Stunden fahren. Nachdem der Bahnhofsschutzmann einen letzten Aufbruch gemacht hat, mich, dieses Mal als „Südfranzosen“, zu verhaften, e vor der Durchschlagkraft meines Passierscheins kapituliert hat, steh

endlich auf dem Bahnsteig. Wie anders war dir's, als du vor zwei Monaten, am Derby-Sonntag, hier auf diesem Bahnsteig eintrafst. Flaggen über Stadt und Hafen. Der Kaiser wie das Wetter: strahlend. In Autos, Equipagen, Dogcarts Tausende und Ubertausende mittags nach Horn und abends wieder heim. Seit einer Woche gönnen sich dieselben Millionäre nicht die Butter für ihr Runds-tück, weil kein Schiff hereinkommt, keins hinausgeht, jeder Wechsel protestiert wird und das sicherste Papier entweder als Tapete oder sonstwie besser zu gebrauchen wäre denn für Geschäfte an der Börse, die geschlossen ist. Muß dies Erlebnis nicht doch Früchte tragen? Wird solch ein Zwang zu Sparsamkeit und Einfachheit nicht den und jenen von der Torheit seines frühern Erdenwandels überzeugen? Worum sie jahrelang von früh bis in die Nacht sich abgerackert, worum sie Frau und Kind und Kunst und Schönheit übersehen, worum sie sich erhitzt, gerauft, zerträgt, gemordet haben: das ist — vielleicht — für immer hin. Dieser Krieg wird für manch eine Lüge tödlich sein. Während in ganz Deutschland auf höhern Befehl ein Betttag stattfand, sind die Kirchen Helgolands und meiner Insel gesprengt worden, weil sie dem Feind Zielpunkte waren. Ist eine tiefere Ironie zu denken? Wenn das Geld nicht mehr vor Armut und Gottes Haus nicht mehr vor England schützt, so ist es vielleicht an der Zeit, Götzen und Götter zu pensionieren, sein Herz weder an irdische noch an himmlische Güter zu hängen, sondern sich auf sich selbst zu verlassen, auf seine offenen Augen, sein helles Hirn, seine starken Hände. „Ich kenne nichts Aermers unter der Sonn' als euch, Götter! Wer half mir wider der Titanen Uebermut? Wer rettete vom Tode mich, von Sklaverei? Hast du nicht alles selbst vollendet, heilig glühend Herz? Hat nicht mich zum Manne geschmiedet die allmächtige Zeit? Hier sitz' ich, forme Menschen nach meinem Bilde...“ Die behalten hoffentlich auch nach dem Krieg die Eigenschaften, die plötzlich überall sichtbar geworden sind und sich auf dieser dauerhaften Fahrt bewähren: Güte, Milde, Nachsicht, Nächstenliebe, Tapferkeit, Geduld. Als ob nur ein bestimmtes Maß von Feindseligkeit in der Welt sein dürfte, scheint in dem Augenblick, wo draußen der Kampf begonnen hat, drinnen der Kampf aufgehört zu haben. Ich stehe von früh um Elf bis nachts um Zwölf auf einem Fleck des Ganges, kann mich selten rühren und finde märchenhaft, was ich hier sehe. Keiner drängt, Keiner schimpft, Keiner klagt, Keiner wird müde. Jeder ist höflich, jeder ist lustig, jeder teilt mit jedem, was er zu essen bei sich hat oder auf den Stationen geschenkt bekommt — vom Oberlandesgerichtsrat bis zum Laufburschen. In Ludwigslust wird ein mächtiger Korb voll frisch gepflückter Kirichen, etwa fünfundzwanzig Pfund, weniger hereingereicht als hereingeworfen. Ich fange ihn. Meine schöne, weizenblonde, knusprig braun gebrannte Nachbarin holt aus meinen Zeitungen Lüten, ich fülle sie, ein Dritter verteilt sie, als nach dieser erquickenden Mahlzeit eine Lehrerin ein humoristisches Danklied anstimmt, singen alle mit. Der Krieg wird nicht ver- en. Jeden Bahnhof schützen würdige Privatpersonen mit einer nte über der Schulter des schwarzen Sonntagsrocks. Andre tragen isbedeckungen und Wehrgehänge, die den Dreißigjährigen Krieg er- zu haben scheinen. Familien nehmen Abschied von den Ihren.



„Adjüs, min Korl,“ ruft Better Michel irgendwo vor Wittenberge, „auf Wiedersehn im Massengrab!“ Dr Rufer ist so drollig, daß nicht einmal dieser hanebüchene Satz verlegt. Auch die berlinischen Humore blühen. Zwei siebzehnjährige Bengels schildern, wie sie, durch ein Papier als Kriegsfreiwillige beglaubigt, seit einer Woche kreuz und quer herumtarjolen, von Regiment zu Regiment, nichts tun, das Deutsche Reich befehlen, unterwegs mit Liebesgaben überschüttet werden und manchmal gar noch bares Geld erbeuten — schildern das mit einer Drahtik, die der Peinlichkeit des Unternehmens einen Teil von ihrer Schärfe nimmt. Dem Volk wird jeder Tag zum Fest und selbst ein Riesentrieg zur Industrie. Daneben lehnt ein Fähnrich der Marine. Wie aus den Büchern von ... Verdammtes Kritikermetier! Umschattet. Spricht in den dreizehn Stunden keine Silbe. Lächelt nur manchmal, wenn den Witz wirklich nicht zu widerstehen ist, ernst, beinahe bitter. Man hat genügend Zeit, sich eine Kindheit, einen Landsitz, eine Mutter, Schwestern, andre Frauen auszumalen. Abzig, als wäre dieses Wort auf ihn geprägt. Voll Zucht in jeder Handbewegung. Bescheiden und doch selbstbewußt. Antinoos aus Holstein. (Verdammtes...!) Seine Gegenwart ist wie ein Hauch von wundervoller Schwermut über aller Ausgelassenheit. Man wird in solchen dreizehn Stunden doch wohl müde. Denn ich denke mir, als wäre ich die Gartenlaube: Wenn dieser eine Mensch von zweiundzwanzig Jahren, dies Abbild der Gesundheit, Schönheit, Kraft, nicht aus dem Krieg zurückkehrt, ist der Gewinn des Kriegs zu hoch bezahlt. Zwölf Uhr. Der Lehrter Bahnhof. Extrablätter: Viertausend Belgier gefangen. Der ganze Höllenlärm und Herrensabbat meiner teuern Vaterstadt. Ich bin da, wo ich doch nun einmal für die schwärzere Hälfte jedes Jahres hingehöre, und gehe morgen früh an meine Arbeit. Gute Nacht!

## Antworten

Erich J. Kein schöner Tod ist in der Welt, als wer vorm Feind erschlagen ... Nun auch der Hauptmann Alfred Schmieden. Du verlangst, daß ich dem Toten abbitte, was ich dem Lebenden zugefügt? Das würde ich schwerlich tun, weil der Soldatentod eines mutigen Mannes kein Grund ist, seine künstlerischen Leistungen neu zu werten. Aber war es denn überhaupt so schlimm? Wahrscheinlich; obgleich nicht durchweg. Vor dreieinhalb Jahren wurde ein Stück von Schmieden aufgeführt: „Mein erlauchter Ahnherr!“ Gelinde und schmeichelnd lullte es in eine Stimmung, die durch die Ortsnamen Neustrelitz, Putbus, Calbe an der Saale ungefähr bezeichnet wird. Das waren für diesen Fall keine Synonyma von Langweiligkeit, sondern von Harmlosigkeit. Das Lustspielchen arbeitete mit reinlichen Mitteln und vermied jede Sentimentalität, und beides war in unserer unterhaltenden Theaterliteratur so selten geworden oder geblieben, daß man sich als Kritiker nicht einmal Mühe geben mußte, den sanften Schmieden zu ermutigen. So oft er an den Altschlüssen erschienen war, hatte durch die Düsterei seines Mienenspiels offenbar dartun wollen, daß er nicht Schnock der Schreiner, sondern ein Löwe sei, und daß man sich von ihm auch ernsterer Schwänke als dieser Kleinstädtereier zu versprechen

habe. Sie schien eine Art Selbstbekenntnis. Aehnlich wie Wolfgang Goethe in Antonio und Tasso, und doch auch wieder anders, hatte Alfred Schmieden als Dramenheld sich zerteilt: in einen Hoftheaterintendanten, der er eines Tages zu werden hoffte, und in einen Herzog, den freilich nicht sein Naturell, sondern nur seine Herkunft von diesem Intendanten unterschied. Was die beiden mit einander und mit den übrigen Typen trieben, war unmöglich. Aber diese Unmöglichkeiten wurden nie Geschmacklosigkeiten, waren fast immer ulkig und äußerten sich in einer Sprache, um derentwillen allein Schmiedens Scherz eine gewisse Beachtung verdiente. Solche Scherze wurden nämlich vor dem Kriege — und werden sie nicht auch während des Krieges? — in einem Jargon vorgetragen, der nur dann ungefährlich ist, wenn das Nachwerk durchfällt. Andernfalls hilft es mit, die Umgangssprache mancher Schichten noch klobiger, häßlicher, unsauberer zu machen. Schmiedens Dialog war ein bißchen wässrig, aber eben deshalb niemals unappetitlich und verstieg sich sogar hier und da zu einem Sprit von angenehmer Unauffälligkeit. Dafür erteilte ich (nicht an dieser Stelle) Herrn Schmieden ein paar Lobstriche. Vielleicht zu viel; vielleicht übertrieb ich, weil es meiner schwarzen Seele ein Vergnügen war, ihm nach so manchen und so argen Unfreundlichkeiten ein paar Freundlichkeiten sagen zu können. Jedenfalls stand wenige Stunden, nachdem diese Freundlichkeiten erschienen waren, der Theaterdirektor, Dramatiker, Regisseur, Schauspieler, Doktor der Philosophie und Hauptmann der Landwehr Alfred Schmieden, mit Pelz und Cylinder angetan, in meinem Arbeitszimmer. Nie hab' ich unter den berliner Theaterleuten einen nettern, frischeren, unverwickelteren Kerl gefunden als diesen ihren Renommier-Christen. Er erzählte gleich, in einem militärisch abgehackten Ton, sein ganzes Leben, blauäugig und vertrauensselig, und fragte, ob es nicht vernünftig von ihm wäre, sich aus meinen Fängen an ein Hoftheater wie Schwerin zu sehnen. Ich stimmte unumwunden zu. Dann bot er eine Studie über den Mephisto an, der ihm niemals zu Dank gespielt worden sei, und den er sofort und schonungslos vorimite. Man fühlte sich lebhaft an den Grafen Lerma, den Klosterbruder und ähnliche Orgiasten der Biederkeit erinnert. Genau so war die Studie. Aber das machte der Freundschaft kein Loch. Auch aus Schwerin gab er noch ab und zu ein Lebenszeichen. Man hatte, alles in allem, von dem Mann den Eindruck, daß er das Todeszeichen, wenn es nur ein Tod in der Schlacht war, seinen Bekannten nicht weniger fröhlich und zuversichtlich gegeben haben würde.

A. S. Ich kann Ihnen das auch nicht erklären. Mit dem Krieg ist in Berlin eine Lumpen- und Lügenpresse entstanden, wie man sie im Frieden, der weiß Gott liebliche Blüten der Publizistik hervorgebracht hat, doch kaum für möglich gehalten hätte. Zu allen Tages- und Nachtzeiten werden durch die Straßen aufregende Ueberschriften geschreiet, unter denen dann die vertrauensvollen Gemüter eine unendlich harmlose und meist nicht einmal neue Meldung finden. Groschen kommt zu Groschen; und ganz sicher sieht sich hier das Publikum auf die Dauer um richtige Summen betrogen. Warum wird von der Zensur Oberkommandos nicht dieser Unfug beendet? Warum erlaubt sie, solche Kadaver- und Schwindelblätter, wenn sie wegen einer besonders trassen Unanständigkeit auf acht Tage verboten worden sind, bereits am nächsten Tage von denselben Schmierfinken zusammenleiert, von demselben Verlag gedeckt, in denselben Räumen verteilt — und nur unter einem andern Namen, einem schnell gefundenen Not-Namen, ausgebrüllt werden? Warum erstreckt die Zensur ihr

Verbot auf den belanglosen Namen des Blatts und nicht auf die schuldige Firma? Warum läßt sie sich von dem widerwärtigsten Schiebergesindel, das an diesem Kriege schmarrt, fortgesetzt dumm machen? Warum? Ich kann Ihnen das auch nicht erklären.

**Verlag S. Fischer.** Sie bitten, für Ihre Sammlung von Feldpostbriefen „alle geeigneten“ einzusenden. Da ich nicht weiß, was Sie für geeignet halten, werde ich alle, die ich dafür halte, hier veröffentlichen. Also Nummer Eins: „Wenn ich Dir alles schreiben wollte, was ich sehe und erlebe, würde ich Stunden und Stunden schreiben müssen. Wirklich schildern könnte das wohl nur ein Zola oder Dostojewski, oder von den Malern Goya, van Gogh, der Höllenbruighel. Mein Pathologenherz bleibt ja kühl und ruhig, auch wenn es in die menschliche Hölle sieht. Und in dieser Hölle gibt es auch gute Engel: die Frauen. Was die Schwestern leisten, ist einfach unglaublich. Unter den unglaublichsten Verhältnissen immer gleichmäßig ruhig, freundlich, sanft lächelnd. Nie denken sie an sich. So schaffen sie Ungeheures. Und sie kochen gut; das heißt: was da ist. Viel ist es nicht. Aber es schmeckt allen, Grafen, Hauptleuten, Oberstabsärzten und so weiter. Eben saß mir beim Mittag ein verwundeter Major gegenüber. Vorstellung: Graf K. Wir unterhielten uns lange. Ein Prachtferl. Siebenundsechzig Jahre, freiwillig mitgegangen, mit dem Gaul gestürzt. Lag tagelang im nassen Schützengraben, auf Vorposten. All diese Leute haben eine Ruhe und Sicherheit, die sie auch auf dem Totenbette nicht verläßt. Ich sah schon viele sterben. Das Lazarett ist ein Kleinstadttheater. Die Bühne Verband- und Operationsraum. Auch auf der Galerie Verwundete. Dazu in angrenzenden Baracken. Wenn ich hier nachts, gehüllt in einen Soldatenmantel, den mir ein dankbarer Leutnant geschenkt hat, in strömendem Regen Verwundetentransporte sortiere, so ist es zwar anstrengend, aber auch beglückend.“

**F. K.** Wie Victor Arnold als ‚Mensch‘ war? Schauspieler sind ja geschminkt häufig anders als ungeschminkt. Dümmlingspieler sind Intelligenzen, und Spezialisten für Geistigkeit Idioten; Genoveva hat vierzig Liebhaber, und Messalina waltet als züchtige Hausfrau; Hamlet berlinert, und Humoristen sind garnicht fidel, sondern höchst griesgrämig. Dieser Humorist, dessen Bedeutung kaum zu überschätzen ist, war beides: ausgelassen lustig und über die Mäßen hypochondrisch; phantastisch und nüchtern; essiglauer und sentimental; bohemisch ungebunden und pedantisch trotz einem Oberlehrer. Vor dreizehn Jahren lernte ich ihn kennen. Ich wohnte, ein junger Kritiker, zusammen mit einem jungen Schauspieler von Reinhardts jungem Kleinen Theater dicht neben diesem. Ab und zu schleppte der Schauspieler ein Rudel seiner Kollegen zu mir herauf. Das waren dann ziemlich tolle Nachmittage oder Abende oder Nächte des Winters 1901 zu 1902. Arnold spielte in meinen vier Wänden seinen Serenissimus weiter und äußerte unaufhörlich seine Unzufriedenheit, daß er nebenan nicht reichhaltiger beschäftigt würde. Es kam; aber es kam für Arnolds Ansprüche viel zu langsam. Engels war noch da, und Arnold stand zu ihm in einem ähnlichen Verhältnis wie einstmals drüben am Gendarmenmarkt Ernst Krause zu Theodor Döring, der eines Abends, als Krause aus der Kulisse mit besonders gierigen Augen den Argan des ältern Rivalen verfolgte, mitten im Spiel auf ihn losschritt und ihm zuzischelte: „Herrrr Rrrrrause, ich sterrrrb‘ auf derrrr Bühne!“ Auch nach dem Abgang von Engels rückte Arnold zu langsam vor, weil es ja eben ein Irrtum — des Schauspielers wie seiner Direktion — war, daß hier ein Ersatz für Engels heranreife. In Rollen von Engels versagte Arnold



vollständig: als Wirt in „Minna von Barnhelm“, womöglich noch mehr als Wirt in den „Mitschuldigen“. Trotzdem man seinen eigenen Ton bereits 1903 in Tolstois „Früchten der Bildung“ hätte erhörten können, erkannte man doch nicht früher als 1909, in Gogols „Heiratsgeschichte“, an der Zartheit eines vorüberhuschenden Kammers den komischen Chargenspieler, den verwendbaren Drahtzieher als Menschendarsteller von nicht gewöhnlicher Herzensschönheit. Ein Jahr später brauchte man nur zu hören, in wie weichem, wie verschämtem Ton Sganarell von seiner Sehnsucht nach Kindern sprach, nur darauf zu achten, mit wie hilflos traurigen Augen er es aufnahm, daß seine Dorimene sich gegen Kinder erklärte — das brauchte man nur, um Arnolds ganze künstlerische Zukunft zu wissen. Aber wie langsam ging es noch immer! Wieder dauerte es anderthalb Jahre, bis Arnold Peter Hansens Mogensen war: ein anspruchslos zufriedener, dumpf ahnungsloser Bürger von ergöglicher Kurzsichtigkeit, umschimmert von der Glorie derer, deren das Himmelreich ist. Es folgte gleich der Besitzer einer pariserischen Margot, der auf sie pfeift, solange sie ihm nach seiner Meinung sicher ist, und um sie heult, sobald sie ihm abhanden zu kommen droht. Da mußte man Arnold sehen: erst seine pfiffige Beschränktheit und seine ohnmächtige Energie; und dann seinen Uebergang vom Scherz zum Ernst. Es war gar kein Uebergang, sondern ein Uebersprung. Unser Gelächter über einen Narren wurde haarscharf abgeschnitten, und wir saßen bekümmert vor einem Menschen, der irgendwie litt, aus niedrigen Motiven, aus Eitelkeit, Bequemlichkeit, veränderter Rachsucht litt — aber litt. Es rüttelte uns durch und durch. Uns; nämlich höchstens hundert Leute. Erst drei Wochen später, am dreizehnten April 1912, war endlich, endlich Arnolds großer Abend da, der größte in seinem Leben. George Dandin erregte bald Mitleid, bald Grauen und niemals Heiterkeit. Er hatte ergreifende Augenblicke des Schmerzes, Augenblicke im wörtlichen Sinne, und durchdringend lautlose Töne des Hasses wider ein Geschlecht, das ihm ungleich, und dem er nicht überlegen war. Im ungeschlachten Hanswurstkörper schluchzte eine Seele. Jeder im Haus spürte, daß ein Kerl ersten Ranges da oben stand; und am nächsten Morgen war Arnold ein gemachter Mann. Man beschäftigte ihn, man bezahlte ihn, man beklatschte ihn, man photographierte ihn, man umwarb ihn. Das alles tat ihm unendlich wohl. Er verlor nicht von seiner Bosheit. Er hätte noch immer zu seinem Regisseur sagen können: „Warum heißen Sie eigentlich nicht Berliner und leben in Holland?“ Aber sein Wesen wurde harmonischer. Die Widersprüche milderten sich. Bestimmte Züge von Rauzhaftigkeit schrumpften ein. Ich hatte ihm einmal von den drei Sommern vorgeschwärmt, die ich hinter einander in einem schwedischen Fischerdorf verbracht. Darauf erschien er jahrelang im Mai bei mir, erkundigte sich nach den Bahn- und Schiffsverbindungen, den Wohnungs-, Strand- und Badeverhältnissen, den Preisen, den Sprachschwierigkeiten und allen möglichen und unmöglichen Dingen, schrieb sich jede Kleinigkeit sorgfältig auf und ging dann nach Misdroy. Der zweite Grund seines obligatorischen Frühlingsbesuchs war der gewesen, daß er sich für das ganze Jahr an einem fühlenden Busen über die ungenügende Beschäftigung ausweinen wollte. Das heißt: er weinte nicht, sondern machte sich von einer so genialen Niederträchtigkeit, daß ein Redakteur schon sagen konnte, sie nicht drucken zu dürfen. Als die Beschäftigung nahm, verschwand der Drang nach Schweden. Dafür hat er mich her zu sich, um mir Raritäten zu zeigen, die er in irgendwelchen Wein- und Kellern aufgebahrt hatte. Nur noch einmal kam er zu mir.



Das Burgtheater hatte ihm einen Antrag gemacht. Er strahlte. Er erinnerte an unsre Jugend und bemerkte, daß ihm die dreizehn Jahre, von denen er den weitaus längsten Teil mit solcher Ungeduld ertragen habe, plötzlich wie ein einziger Tag vorkämen. Jetzt sei er am Ziel: eine Riesengage und, für die Lehrtätigkeit am Konservatorium, nach drei Jahren den Titel Professor. Man denke, sagte er: ein Analphabet Professor. Ob es nicht lohne, dafür die dankbarste Rolle herzugeben. Ob er annehmen oder bei Reinhardt bleiben solle, der natürlich die heftigsten Anstrengungen mache, um ihn zu halten. Ich unterstützte diese Anstrengungen, schilderte das Burgtheater als die Hölle, das Deutsche Theater, wenn auch nicht als den Himmel, so doch als eine leidliche Wohn- und Kunstübungsstätte für Menschen und hörte erst auf, nachdem Arnold mir versprochen hatte, den Antrag abzulehnen. Als er starb, war er vierzig Jahre — und hatte seit zweieinhalb Jahren das Gefühl gehabt, zu leben.

B. G. Sie wissen nicht, wer Krieglstein war? Das ist schlimm genug und Ihr eigener Schaden, den Sie hoffentlich auf der Stelle reparieren werden. So höret denn: der Reichsfreiherr Eugen von Binder-Krieglstein ist einer von denen, deren allgemeine Schreibfaulheit Walter Rathenau so bedauert, eine dieser Naturen, wie sie sicherlich zu Hunderten auf der Welt herumlaufen, Gemsen schießen, die Mädels ins Gras werfen, mit den Matrosen raufen — und die vielleicht einmal, in der Kneipe oder auf einer Station meiner Insel-Kleinbahn, wenn wir zusammen auf das Zügele warten, richtig auspacken. Allwelche Berichte unsereinem dann immer wieder die alte Ansicht verstärken, daß niemand so gut seine Meinung auszudrücken versteht, wie der, ders nicht berufsmäßig tut. Krieglstein hat als Korrespondent die Mandschurei besucht, damals 1904, als es hoch herging. Und wie dieser Mensch begriffen hat, daß weitaus die meisten unsrer Maßstäbe relativ sind, daß alles durcheinanderpurzelt, wenn sich nur die paar Breitengrade verschieben: das sticht so wohligh von der unbedingten Sicherheit unsrer Schreibgewerbler ab, daß man ordentlich aufatmet. Er hat das Ding rein menschlich genommen: die Hinrichtung eines japanischen Spions (welches Volk er übrigens schon damals einigermaßen richtig bewertet hat); die slawische Hysterika; seinen wundervollen chinesischen Diener; und was Sie sonst noch in den beiden Bänden: „Aus dem Lande der Verdammnis“ und „Zwischen Weiß und Gelb“ lesen können. Und lesen sollten, wie ich es diesen ganzen Sommer gelesen habe. An wen ich die Bände dann weitergab, der hat sie verschlungen und mir gedankt. Lesen Sie sie; und lesen Sie sie grade jetzt. Sie werden schnell merken, daß Krieglstein nicht „schreiben“ kann, aber daß er alles gesehen hat. Er ist, und das ist die Hauptsache, einer der Wenigen, die genau wissen, daß man die Kluft zwischen Weiß und Gelb, ja, auch die zwischen Weiß und Weiß, zwischen Slawen und Germanen nicht überklettern kann, nicht mit den schönsten Aphorismen und nicht mit der Historie und garnicht. Lesen Sie diese beiden einzigen Bände, sehen Sie, wie es an der schmutzigen Nordwestecke Asiens, am Stillen Ozean zugeht, und begreifen auch Sie, daß der Potsdamer Platz und der neue Wedekind letzten Endes nicht weit weg sind. In Krotoschin gibt es kleine und in Berlin große Klüftstädter — werden Sie keins von beiden, sondern lernen Sie, daß Welt viel größer ist, als im Atlas zu lesen steht, und daß man n glauben muß, das Chaos jemals mit Clichés und Schlagworten fangen zu können.

## Der tote und der lebende Pazifist

In Italien hat sich ein bekannter 'Pazifist' aus Verzweiflung über die Weltlage eine Kugel ins Herz geschossen. Ein italienisches Blatt nannte die Tat eine bedauerliche Voreiligkeit des Friedensfreundes und meinte, der ebenso gelehrte wie menschenfreundliche Herr hätte ruhig auf Nobels Friedenspreis warten sollen, der diesmal nach Italien und dort auf ihn, den nun leider Verschiedenen, fallen mußte; mit dem Geld hätte der Gefrönte eine Kommission finanziert ähnlich der, die Carnegie auf den Balkan geschickt habe. Der Selbstmord aber sei eine selbstsüchtige Handlung gewesen, ohne jede Wirkung auf die Allgemeinheit, sie hätte niemand und keiner Sache genützt.

Was mich betrifft, so dachte ich, daß der Professor, der seine ausländischen Freunde und Parteigänger plötzlich alle in den Krieg ziehen sah, sehr tapfer gehandelt habe, als er beschloß, den Selbstmord der Friedensbewegung am eigenen Leibe zu vollziehen. Daß diese symbolische Handlung gerade in Italien geschah, mochte daran liegen, daß es eines der wenigen europäischen Länder ist, wo die Friedensfreunde Zeit zum Nachdenken behalten haben.

Indes, wie ich bald erkannte, gab es auch in den Straßen Berlins zum mindesten noch einen Pazifisten. Ich traf ihn, wie er, das milde Gesicht gefrägig über ein Abendblatt gebeugt, die Kaiserallee hinaufging. Wir begrüßten einander. Er schien keineswegs verlegen. Hier muß ich einschalten, daß ich die Friedensbewegung immer für einen Sport der Sportegner und die Tagungen ihrer Apostel für die Olympischen Spiele der Spielfeinde gehalten habe, weswegen der blonde Herr mit dem Abendblatt mich seinerseits als einen „stellungslosen Landsknecht“ zu verschreien liebte.

„Wie denken Sie über den Krieg?“ fragte ich ihn jetzt.

„Ein großes Uebel“, antwortete er. „Alle, die einen Sohn, einen Bruder, einen Gatten im Felde stehen haben, werden meiner Meinung sein, und die draußen kämpfen, erst recht — also alle, die von Rechts wegen mitsprechen dürfen. Fragt sich nur, ob das Uebel notwendig ist...“

„Nun, dieser Krieg...“

„Diesen Krieg hat Deutschland zu vermeiden gesucht, solange es schien, daß er vermieden werden könnte. Den Krieg mit England und Frankreich sogar noch ganz zuletzt, als die Militärzüge schon bereitstanden. Daß wir dann gegen Frankreich die Offensive ergriffen, war eine rein militärische Angelegenheit, die mit der Entscheidung über Krieg und Frieden nichts zu tun hat. Wir haben die Entscheidung gesucht, weil wir zu einer Zeit, wo jede versäumte Stunde die Sicherheit des Landes gefährden konnte, Klarheit haben mußten. Dieser Krieg war ein notwendiges Uebel. Aber das beweist noch nicht, daß der Krieg nun auch immer und unter allen Umständen dieses notwendige Uebel bleiben müsse.“

„Sondern —? Glauben Sie an Schiedsgerichte? Glauben Sie, daß Deutschland, zum Beispiel, jemals ein Schiedsgericht über die Zugehörigkeit Elsaß-Lothringens urteilen ließe. Daß...“

„Ich glaube, daß, vorläufig einmal in Europa, ein Zustand herbeigeführt werden könnte, der die schwersten Konfliktstoffe beseitigt, daß ein Besitzstand hergestellt werden kann, der die möglichen Reibungen zwischen den Nationalitäten auf ein Mindestmaß beschränkt. Dazu wird dieser Krieg ganz gewaltig beitragen. Den Pazifisten wird die Lösung ihrer Aufgaben nach dem Krieg viel leichter fallen als bisher — ja, ich möchte sagen, daß der Krieg uns ein groß Stück Arbeit abgenommen hat.“

Ich sah den Mann forschend an. Er machte ein ernstes Gesicht.

Am Ende hat er Recht? Am Ende, sagte ich mir, als meine Schadenfreude sich gelegt hatte, am Ende haben beide Recht, der Italiener und der Deutsche, der Tote und der Lebendige. Sache des Temperaments. Der eine versteht dem Leben, das sich offenbar nicht zähmen läßt, einen Rücktritt. Der andre glaubt, das Tier werde, wenn es sich erst ordentlich ausgebissen habe, wieder doppelt gern aus der Hand fressen.

Also drückte ich dem Mann die Hand und sagte: „Recht so.“

Zehn Schritte weiter war ich aber von der Ueberflüssigkeit der Friedensfreunde überzeugt denn je.

Zwar hält das Leben, das Tier, manchmal still und leckt sich die Pfoten, andre Male wieder wird es böse — aber es kümmert sich niemals, soviel steht fest, und was es auch immer Interesse seines Appetits unternehme, um die Wünsche und Meinungen der Pazifisten. Der lebende Pazifist ist grade tot, wie der Tote nie gelebt hat. Es gibt verschiedene Mittel den Frieden zu sichern, aber solange Menschen mit Gewalt n

Vorteilen trachten, die andre schädigen, werden diese mit Gewalt antworten oder an ihrer Schwäche zugrunde gehen. Blut ruft Blut. Der die Friedensbotschaft zuerst in die Welt brachte, mußte mit seinem Blut dafür zeugen. So du etwas willst, mußt du bereit sein, mit dem höchsten Preis zu bezahlen, und der ist, unter den Menschen, das Leben. Wir zeugen nicht für eine Sache, Professore, wenn wir uns selbst unterdrücken, auch nicht, Mann mit dem Abendblatt, wenn wir andre, mit den ihren, so nebenbei auch unsre Angelegenheiten führen lassen, sondern indem wir dafür kämpfen. Teils stehen die Pazifisten unter Waffen, teils sind sie Fürsprecher des Krieges geworden, ein „neutraler“ hat sich erschossen.

Dieser Bankrott ist vollständig.

---

## Herbstliche Saat / von Karl Bachmann

**N**ieber des Spätsommers kornschwere Mehren  
schwingt seine Sense ein eifriger Knecht,  
schneidet und schneidet und leidet kein Wehren,  
heißhungerg übt er sein Ernterecht.

Rastlos tagsüber und nächtlicher Stunde  
zißt seine Sense und frißt sich nicht stumpf,  
aufatmend schickt er den Blick in die Runde  
auf seine Beute in erstem Triumph.

Sattes Getreide erliegt seinen Streichen,  
kraftstrotzend, reif, wie es nie noch gedieh:  
Männer und Jünglinge brechen als Reichen  
tausendfach unter der Sense ins Knie.

Heiß ist die Sense, wenn herzblutrot,  
dampfend sie ausgreift zu neuem Sieg,  
denn der geschäftige Schnitter heißt Tod.  
Seine zweiseidige Sense heißt Krieg.

Urheune Erde reißt auf ihre Speicher,  
kloffende Gruben in endloser Flucht,  
Dreschkönig Zeit, der Ewigkeitsgleicher,  
reißt selbst die Spreu in den Gräbern zur Frucht.

Schnitter wird Saemann, die Sense zum Spaten.  
Ernte wird Samen, und Blut tränkt die Erde,  
daß aus den kostbaren herbstlichen Saaten  
Friede, der Frühling der Frühlinge, werde.



## Die Piccolomini

Ich merkte selbst, als ich fallen ließ, ob Schillers 'Wallenstein' denn etwas wirklich Lebendiges, ein Werk des dramatischen Genius sei, daß über Goethes Gesicht ein Erröten der Ueberraschung fuhr, ein Ausdruck, der gutmütig fragte, warum man ihm seine geheimste Ueberzeugung entlocken wolle." Das erzählt Voltmann aus dem Jahre 1801. Aus demselben Jahre Goerik: „Goethe überzeugt sich nun immer mehr, daß Schiller nie etwas Erträgliches in diesem Fach liefern wird.“ Aber sieben Jahre später sagt Goethe zu Falk: „Es ist mit diesen Stücken des 'Wallenstein' wie mit einem ausgelegten Meine. Je älter sie werden, je mehr Geschmack gewinnt man ihnen ab.“ Es kann Einem auch umgekehrt gehen. Als ich, vor sieben Jahren, den 'Wallenstein' zum letzten Male sah, war ich im Jahre 1808 und machte für den schwachen Eindruck das Königliche Schauspielhaus verantwortlich. Heute würde ich — auf die Gefahr, nach lieber alter Gewohnheit die heiligsten Gefühle des Abonnenten zu verletzen — wahrscheinlich eingestehen, daß ich mich ins Jahr 1801 zurückentwidelte habe, wenn es nicht schicklich wäre, Autor und Regisseur wenigstens erst ausreden zu lassen. Dann soll ruhig, als wäre Frieden, und wie zum ersten Mal auf das Werk von 1799 mit den Augen von 1914 geblickt werden; dann soll untersucht werden, obs nicht vielleicht doch und durch welche und wessen dramaturgische Arbeit möglich wäre, die drei Teile auf einem einzigen Theaterabend zu bringen, was in dieser Zeit der allgemeinen Sparsamkeit neben der künstlerischen seine praktische Bedeutung haben könnte; dann soll zu Ende geschildert werden, in welchem Grade das Deutsche Theater die dramaturgischen, bühnentechnischen und schauspielerischen Probleme des 'Wallenstein' bewältigt hat. Nur in diesem dritten Punkt würde mich der Kriegszustand zu einem Gewissensopfer bewegen. Vor sechs Wochen schiens mir nötig, grade jetzt überall den höchsten aesthetischen Anspruch zu erheben. Damals hielt ich eine unzulängliche Aufführung des 'Prinzen von Homburg' für ein Verbrechen an der grauenvollen Größe dieser Gegenwart. Aber nachdem fast alle berliner Theater in der schmachvollsten Weise versagt haben, mußte man eins, das überhaupt noch von der Existenz klassischer Dichterverse weiß, auf jeden Fall und mit jedem Mittel unterstützen. Die Fachkritik wäre tatsächlich bis nach dem Frieden von Rom oder von Madrid zu vertagen. An die Stelle des gesetzeskundigen Eiferers träte der sanftere Vorbeter, der mit dem ganzen Schmelz seiner Stimme dafür zu sorgen hätte, daß die Völkerscharen herbei, herein in den Tempel strömten.

Zum Glück verlangt Reinhardt gar kein Gewissensopfer (das überdies ein schöner Vorsatz bliebe, weil ja die Wahrheit doch zwischen die Zeilen geriete). Reinhardt hat für solche Vorstellungen keinen Rivalen als sich selber. Oder etwa den Regisseur des Hoftheaters? Dort ist der Gesamteindruck des 'Wallenstein' völlig schablonenhaft. Das kann ein dänischer 'Egmont' im bayrischen Erbfolgegeplänkel, daß muß weder Wallenstein noch Böhmen noch das siebzehnte Jahrhundert sein. Dabei wird nicht etwa einer slavischen Gesichtslichkeit das Wort geredet. Gewünscht ist die Stimmungsechtheit, die spezifische Atmosphäre dieses dramatischen Gedichts. Auf einem finstern Zeitgrund male ich nicht bloß der verwegene Charakter des Helden ab, sondern auch ein Unternehmen kühnen Uebermuts. Im Hoftheater wird der finstere Zeitgrund durch düstere Tapeten, mottige Vorhänge und altersschwache Mobiliar hergestellt; wird der Dreißigjährige Krieg zum dreißig-

tägigen Manöver verniedlicht. Nicht ganz ohne Schillers Mitwirkung. Sich dieser zu entledigen, braucht es Mut zum Mord. Ob in Reinhardts Kürzungen der 'Piccolomini' System liegt, wird Wallensteins Tod' erweisen. Magens lyrisches Lob des Friedens hat man vielleicht nur jetzt nicht angetastet, weil uns zwischen den Schlachten ein artistischer Fehler nicht so weh, wie ein bißchen Zukunftsmusik wohl tut. Im dritten Akt fallen solche Rücksichten und damit viele Verse weg. Theklas getragener Schlußmonolog ist auf ein sachliches Minimum gebracht, und ihm wie Theklas Lied und den Liebeszenen kommt es zugute, daß die einzige Beleuchtung das Kaminfeuer ist. Das wird die Tante Terzky für ein Stellbischein ihrer herzoglichen Richte nicht recht passend finden; aber wenn eine undramatische Wortfülle sich in der Dunkelheit entfaltet, so entfaltet sie sich eben nicht, sondern gibt kaum mehr als ihren zweckdienlichen Inhalt an uns ab. Im fünften, besten Akt ist dieser Inhalt nicht künstlich aufgetrieben. Der Akt ist immer die Freude der feinern Zuhörer. Hier mehr als je, weil Reinhardt aus dem Hinweis, daß es gleich Morgen ist, das Recht zu einer fahlen, beklemmenden, spätherbstlichen Vortagsstimmung nimmt, in der die schmerzliche Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn einen gedämpften, aber umso eindringlicheren Klang bekommt. Was sieht und hört sich denn bei Reinhardt nicht frisch und jung und stärker an! Für die Audienzscene des zweiten Actes heißt es, daß Questenberg dem Herzog grade gegenüber Platz nimmt, und daß die andern nach dem Range folgen. Hier setzt Wallenstein die beiden Piccolomini rechts und links hinter sich — und der Zuschauer auf wie vor der Bühne weiß Bescheid. Eine Kleinigkeit. Hundert solcher Kleinigkeiten, und neues Leben blüht aus den Ruinen. Für das Bankett heißt es, daß die ganze vordere Bühne den aufwartenden Pagen und Bedienten freibleibt. Also zerteilt Reinhardt Schillers großen, festlich erleuchteten Saal, mit der reich ausgeschmückten Tafel in der Mitte, durch drei, vier Säulen, hinter denen auf einem Podium das Gelage lärmt, und vor denen die Vorbereitungen zu dem Betrug mit der Klausel eigentlich erst möglich werden. Es geht mächtig betrunken zu. Der Weindunst wird zusehends dicker. Die Masse dieser entfesselten Menschen und Bestien stampft und tanzt und gröhlt und wogt wie ein einziger ungeheurer Klumpen hin und her. Trotzdem zeigt sich belustigend, daß jeder eine andre Art Rausch hat. Reinhardts Freude an der Nuance ist bekannt. Diesmal scheint er sich durch sie, durch die Wollust der Arbeit auch noch für die verringerten Einnahmen entschädigt zu haben. Wenn die Vorstellung leidet, so leidet sie vor allem an dieser Ueberfracht von Nuancen. Questenberg wird bei der Audienz von den Generalen verhöhnt, grimmig verhöhnt, burlesk verhöhnt. Es würde wenig schaden, daß das nicht im Buche steht. Aber die Figur ist Schillern mißlungen. Er wollte ja nicht sagen, daß selbst große Reiche winzige Diplomaten haben können. Er wollte das Prinzip des Staates, zu dem Wallenstein ein anarchisches Gegengewicht bildet, irgendwie verkörpern. Wird aber Questenberg von Regisseur und Darsteller gar zu lächerlich gemacht, so klappt der Bruch, der auf der Bühne grade geheilt werden sollte. Ich habe das herausgegriffen, il Questenberg nicht wiederkehrt. Von allen übrigen Figuren hat n erst die Hälfte oder noch weniger gesehen. Wenn des Einen Arm lang anmutet, so wird sich vielleicht herausstellen, daß auch sein in ungewöhnlich lang ist, und daß der ganze Kerl die rechten Maße t. Aber das sieht man schon jetzt: die ganze Vorstellung wird die hten Maße haben. Reinhardt hat die Fahne nicht im Stich gelassen. ömt herbei...

## Bühnenmaler / von Herbert Jhering

Die friedliche Kultur Deutschlands ist in kriegerischen Zeiten geschaffen worden; Goethe und Schiller haben den Frieden kaum gekannt. Wenn auch heute der Krieg alle stärker angreift, weil er ungewohnt und ein Krieg des Volkes ist, wenn er alle Interessen zerschneidet, weil die Kultur international war, so erhebt sich doch auch heute wieder die geistige Menschheit in Deutschland und erörtert ihre Probleme. Sie erkennt den andern Zustand, umgibt sich mit neuen Energien und geht, gewandelt, konzentriert an die unterbrochene Arbeit.

Den szenischen Fragen des Theaters galt in den letzten zehn Jahren die Aufmerksamkeit der Künstler aller Berufe. Man erstrebte die Uebertragung des dichterischen Stils nicht nur auf die Schauspielkunst, sondern auch auf die Dekoration. Das erforderte Vielsältigkeit und Elastizität. Man konnte das dekorative Problem nicht für alle Stücke lösen, weil jedes Stück einen andern Stil offenbarte. Und wie es keine einmalige Lösung des Problems gab, so ergab sich auch für jedes Drama die Notwendigkeit eines neuen Malers. Die Gegenjählichkeit der szenischen Versuche war Unsicherheit, aber eine durch die Sache gegebene, eine fruchtbare Unsicherheit.

Diese Unsicherheit schwand mit der wachsenden technischen Vollkommenheit der Bühneneinrichtungen. Als man die Mittel in die Hand bekam: den Rundhorizont, den Kuppelhorizont, die Drehbühne, die Schiebebühne, glaubte man auch die Lösung des Stilproblems gefunden zu haben. Man beging eine Verwechslung. Man hatte den Stil seiner Mittel, aber nicht den Stil der Dramen. Denn die plastische Dekoration, die zuerst von einzelnen Dichtungen und einzelnen Malern verlangt wurde, wurde jetzt vom Rundhorizont und von der Drehbühne verlangt. Und der Zwang der Technik nötigte zur Beschäftigung eines Malers, dem diese praktischen Bedingungen künstlerische Bedingungen waren.

Lehrreich wurde die Aufführung des 'Blauen Vogels' bei Reinhardt. Dieses Märchen verlangte phantastische, hängende, verschlungene, krause, farbige, gemalte Dekorationen. Früher hätte es sie im Deutschen Theater erhalten, und Karl Walser wäre ihr Schöpfer gewesen. Jetzt bekam es harte, steife, grade, feste, plastische Dekorationen von Ernst Stern. Ernst Stern fehlt Naivität, Weichheit, Humor und jetzt auch Farbensinn. Hervorragend ist er in der Gliederung des Raumes, in der Ausnutzung des letzten Bühnenvinkels für szenische Zwecke. Er ist eine Notwendigkeit für das Deutsche Theater. Aber es ist ein



Fehler, ihm alle Stücke zu geben. Im Shakespeare-Zyklus standen Werke, die früher Orlik und Walser gehört hatten: 'Der Kaufmann von Venedig', 'Romeo und Julia'. Stern hatte ihnen das Geheimnis, die Atmosphäre genommen. Diese Straßen und Paläste und Zimmer standen da, fest umgrenzt, mit ausgezeichneten Spielmöglichkeiten, bestimmt, grell und immer bedacht, mit ihren seitlichen und rückwärtigen Abgrenzungen die Seiten- und Rückendeckung der nächsten Szene zu geben. Stern ist ohne Thrik, und darum fehlen ihm die Möglichkeiten für atmosphärische Dichtungen. Er bewältigt sie mit seiner und seiner Bühne Technik. Aber diese Technik läuft leer. Sie gestaltet nichts, sie ist sich selbst genug. Es entsteht ein kaltes, frostiges, ja, bisweilen geschmackloses Werk, das vorzüglich nur als Präzisionsarbeit ist. Stern verliert in solchen Fällen alles malerische Gefühl und setzt im 'Hamlet', dessen dunkle, vergleitende Welt in ihm keine Antwort findet, einen rosaroten Abendhimmel hinter eine gelbe Palastwand.

Sterns Bedeutung liegt im Karikaturistischen und im Historischen. Also da, wo seine Phantasie Anhalte des Wirklichen und des Ueberlieferten findet. Hier wird sie schöpferisch und schafft für geschichtliche Dramen nicht nur den Hintergrund der Zeit, sondern den Geist der Zeit. Im Lustspiel ist 'Der Widerspenstigen Zähmung', im Schauspiel 'Don Carlos' und 'König Heinrich der Vierte Zweiter Teil' sein Bestes. Aber auch diese Aufführungen könnten mit denselben Dekorationen jetzt nicht mehr so wirken wie ursprünglich, weil die Beleuchtung eine andre geworden ist.

Die Scheinwerferbeleuchtung Reinhardts und Sterns scheint mir ein Irrtum zu sein. Sie ist aus der Absicht entstanden, den Schauspieler herauszuheben, aber sie steht damit im Widerspruche zu den übrigen Bestrebungen der Regie. Diese Bestrebungen sind: die Szene als organisches Ganze durchzuarbeiten, ihr ihre Lust, ihre Stimmung, ihren Rhythmus zu geben. Darauf wird die Darstellung und die Dekoration eingerichtet. Der Scheinwerfer aber zerreißt den Gesamtton, beleuchtet nur den Teil der Bühne, auf dem gespielt wird, nötigt zu heraustretenden Sondergruppen, zerstört die Beziehungen zum Ganzen und betont das Einzelne. Das ist keine Förderung des Schauspielers: er wird nicht aus den Fesseln der Dekoration befreit und auf sich selbst gestellt, sondern im Gegenteil ein neuer malerischer Punkt, ein Lichtfleck, ein Gruppenteil. Die Scheinwerferbeleuchtung zwingt zum Rampenstil, aber zum Rampenstil gegen den Willen des Schauspielers. Sie ist Hoftheater auf Umwegen.



Die dekorativen Absichten des Theaters sind in den letzten Monaten erstarrt, weil sie einseitig geworden sind. Die Technik hat die Malerei eingeschnürt. Was ich im Reich gesehen habe, ist entweder die Kopie Berlins oder, wo es originell ist, müde und ausdruckslos. Und Berlin selbst ist, seitdem Orlik, Walser und Gjeska abseits stehen, verarmt. Ewend Gade, den Baranowski beschäftigt, ist ohne Selbständigkeit. Er sucht alle Stile zusammen, vermischt Reinhardt und Königliches Schauspielhaus, hat weder Raum- noch Farbensinn und ist technisch hilflos. Er wird umso dilettantischer, je größer die Bühne ist, für die er arbeitet. Rochus Gliese, der Maler des Deutschen Künstlertheaters, hat Ansätze zu Neuem im ‚Wilhelm Tell‘ gezeigt und etwas Vollendetes im ‚Zerbrochenen Krug‘ geschaffen. Er versagt vor modernen Zimmern und plastischen Landschaften. Er hat einen Regisseur zum Berater nötig und muß da wieder ansetzen, wo er im ‚Tell‘ begonnen hat. Die Vorherrschaft der plastischen Dekoration muß gebrochen werden. Sie soll nicht beseitigt werden, aber die gemalten Prospekte sollen für gewisse Werke gleiches Recht haben. Die Forderung ist: Freizügigkeit in der dekorativen Regie. Wir wollen wieder Farben sehen. Wir wollen Abwechslung und die Anregungen des russischen Ballets nicht verlieren. Die Zukunft liegt auf dem Wege Hodler, Bakst, Beckstein.

## Die Perser des Aischylos /

von Lion Feuchtwanger

1

Am Anfang der dramatischen Literatur der Europäer steht, riesengroß und einzigartig wie die Pyramiden der Ägypter, das Siegedrama des Aischylos, das einzige uns erhaltene historische Theaterwerk der Alten: Die Perser. Der Einfluß, den dieses Drama auf unsere Anschauungen über hellenische Art und hellenische Geschichte ausgeübt hat und wohl auch für alle Zukunft ausüben wird, ist unermesslich. Wir alle sind gewohnt, die Perserkriege als einen der wichtigsten Abschnitte der Menschheitsgeschichte, als den wundervollen Sieg einer winzigen Minderheit über eine ungeheure, rohe und barbarische Masse anzuschauen. Es steht aber zu vermuten, daß in Wirklichkeit diese Kriege nur eine keineswegs belangvolle Episode der persischen Geschichte waren, und daß diese Expedition gegen Athen ihren Zweck zum mindesten teilweise erreichte; denn schließlich wurde ja Athen zerstört und

großer Teil der griechischen Wehrmacht vernichtet. Jedenfalls steht fest, daß, selbst wenn diese Expedition mißlang, die Kernmacht der Perser dadurch nicht getroffen wurde.

Das Uebermenschliche und Heroische an den Kämpfen der Griechen scheint im Wesentlichen literarische Mache. Wir sehen diese Kämpfe so, wie die Späteren nach zweitausend Jahren unsern Krieg sehen müßten, wenn etwa nur patriotische Dichtungen der Franzosen und die Berichte des Temps erhalten blieben. Nur eben mit dem Unterschied, daß die ‚Perser‘ des Aischylos und die von ihnen gefärbten Erzählungen des Herodot eine viel eindringlichere und wichtigeren Sprache sprechen, als sie irgend einem der Heutigen erreichbar ist.

„Die Poesie der Griechen“, sagt Friedrich Schlegel, „steht insofern unerreichbar hoch über allem, was von den nachgriechischen Völkern gedichtet wurde, als sie in sich vollendet ist. Sie ist objektiv schön; ihre Schönheit ist die Schönheit der Blume oder irgendeines natürlichen Organismus, der sich nach innern Gesetzen makellos entfalten muß. Das Bewußtwerden aber hat die organische Triebkraft im Menschen gestört. Vom Bewußtsein ausgehend, fehlt der modernen Poesie das Abgeschlossene, Einheitliche, was im Organischen so selbstverständlich ist: der sondernde Verstand zerteilt immer wieder, was sich zum Ganzen schließen will.“

Wenn Schlegel recht hat, dann erhellt ohne weiteres, warum unsre patriotische Dramatik nie und nimmer erreichen kann, was dem Griechen so selbstverständlich glückte. Ist doch schon unser Patriotismus begrifflich; zum mindesten, soweit er imstand ist, sich literarisch zu äußern. Hassen wir die Insel Wight? Das Britische Museum? Bernard Shaw? Herrn Smith oder Herrn Johnson? Nein, wir hassen England. Den Begriff, den Staat. Wie aber soll ein solcher Haß literarisch etwas anderes als Phrasen, wie soll der Haß eines höchstens begreifbaren, aber nie greifbaren Begriffs eine Dichtung gebären?

Es ist eminent charakteristisch, daß in der wichtigsten vaterländischen Dichtung aller Zeiten, eben in den ‚Persern‘, das Wort Persien überhaupt nicht vorkommt. Aischylos spricht von persischem Boden, von persischen Kriegern, Frauen, Heeren, Helden, von persischer Sprache und persischem Brauch: aber er spricht nicht von Persien. Sein Patriotismus ist eben nicht begrifflich, sondern naiv, gegenständlich. Auch das Wort Vaterland, mit dem die hellenischen Redner und Geschichtsschreiber gern um sich werfen, kommt in den ‚Persern‘ nur ein einziges Mal vor. Der Patriotismus des Aischylos ist, so voll-

lönend er klingt, nicht rednerisch, sondern bildkräftig, gestaltend. Und wie seine Götter greifbar sind, wie er seine Religion, sobald sie ins Uebersinnliche schweifen will, soaleich wieder ins Wahrnehmbare zwingt, so ist auch sein mit Religion durchsetzter Patriotismus keine Angelegenheit des philosophierenden Verstandes, sondern der Sinne. Daher seine maßvolle, zuchtvolle Stärke, seine Gestaltungskraft, seine überzeugende Ueberzeugtheit.

2

Die ‚Perſer‘ ſind techniſch ziemlich ungeſchlacht und wollen ſich den ſtrengen und ſchönen Regeln der griechiſchen Tragödie nicht recht fügen. Das Stück iſt aus dem Epiſch-Œriſchen noch nicht völlig ins Dramatiſche hinausgewachſen. Man hat das Werk mit Recht jenen altertümlichen Statuen veralichen, die die Beine geſchloſſen und die Arme anliegend haben. Auch ſonſt iſt das Stück prachtvoll naiv. Zeitereigniſſe, die der Dichter und ſeine Zuſchauer am eigenen Leib groß und gräßlich verſpürt haben, läßt er weg oder dreht ſie gradezu um, wie es ihm eben in die Oekonomie ſeines Stückes paßt. Er ſelber hat in der Schlacht bei Marathon mitgefochten, und nur dies, nichts von ſeinen Siegen im tragiſchen Algon, wollte er auf ſeinem Epitaph vermeldet wiſſen: aber er tut, als hätte Dareios niemals einen unglücklichen Feldzug gegen Hellas geführt. Dareios hatte den thrakiſchen Boſporus überbrückt und hatte ſelber das Heer auf dem unſeligen Zug gegen die Skythien befehligt: der Dichter tut, als ſeien dieſe bedeutſamſten Ereigniſſe nie vorgefallen. Die Königin Atossa war nach den griechiſchen Berichten eine gefährliche Intrigantin, eine Art antiker Kaiſerin Eugenie, die eigentliche Anſtifterin der helleniſchen Kriege: Aſchylus verwandelt ſie in eine ehrwürdige, ſchier göttliche Frau; denn nur ſo paßt ſie ſeinen Zwecken. Auch ſonſt iſt er voll unbekümmerter Treuherzigkeit. Seine Perſer bezeichnen ſich ſelbſt unentwegt als Barbaren, was freilich im Griechiſchen milder klingt, und ihre Sprache als Mißgetön.

In prachtvолlem Gegenſatz zu dieſer im Grund harmloſen Subjektivität ſteht ſeine Objektivität in der Auffaſſung der großen Zuſammenhänge. Da iſt überall Maß und nirgends Ueberheblichkeit. Eine Flut perſiſcher Namen wird genannt, fremdartiger, um das orientaliſche Kolorit zu kennzeichnen; aber kein einziger Griechename. Selbſt nicht der des bewunderten Lieblings des Aſchylus, des Ariſteides. Kein Einzelner hat, nicht Liſt, nicht Tapferkeit, nicht überlegene Strategie den Sieg errungen, ſondern die Gottheit. Die Perſer werden nicht geſchmäht, es iſt nirgends vom perfiden Perſien die Rede: im

Gegenteil, sie sind tapfer; ja, selbst der göttertrogende Uebermut des Xerxes wird mit des Königs Jugend entschuldigt, und der alte Dareios gar wird — gegen das bessere Wissen des Dichters — als milder, erhabener, gottgleicher Herrscher geschildert. Es ist kein trunkenes Hurra-Schreien in dem Stück, sondern überall starkes, stolzes, selbstverständliches Vertrauen in die Fügung der Götter. „Rein Grieche“, schrieb vor hundert Jahren Heinrich Voß, „hat die Idee der den Uebermut strafenden Nemesis so groß und so tief gefaßt wie Aischylos, und Napoleon, der im Wahne stand, sich als Kaiser des Orients krönen zu lassen, und jetzt auf der Insel Elba sitzt, wäre so recht ein Gegenstand für seinen Pinsel gewesen. Es muß eine furchtbare Wirkung getan haben, wie seine ‚Perser‘ in Athen sind aufgeführt worden. Ein Bote tritt auf und berichtet der Mutter des Xerxes vom klagenden Piano an bis zum schaudervollen Fortissimo hinauf die Niederlage der vielen Millionen; und jedes seiner Worte wird zum Preis- und Ehrenlied des winzigen Griechenhaufens, der, den Göttern vertrauend, und voll heiligen Willens, den Sieg über die rohe Masse davontrug. Bei dieser Gelegenheit wurde das Bild der Nemesis geschaffen aus einem Marmorblock, den der Perserkönig zu einem Siegesdenkmal für sich mitgebracht hatte.“

Man kann den ‚Persern‘ Mangel an Handlung vorwerfen. Man kann sagen, das Stück sei nichts als eine Folge von Variationen über das Thema: Weh! Wir armen Perser sind geschlagen! Schön, aber was für eine Folge! Da ist der grandiose Bericht der Schlacht von Salamis, da ist das seltsame, klagende, einprägsame Lied, das den toten Dareios aus dem Hades beschwört, da ist die trübe, resignierte Weissagung des alten Königs, da ist die altertümlich schlichte, fast behagliche Verherrlichung der frühern Zeit, da ist schließlich die orientalistisch wilde, naturalistische Trauer-Orgie am Schluß, dieses wirre, wimmernde, winselnde, schreiende, heulende, sich immer mehr heraufschende, sich zu Boden werfende, die Brust zerfleischende, das Haar zerrauende Bacchanal erotisch trunkenster Trauer.

Und dies in der Sprache des Aischylos, in der alles Bewegung, Bild, Anschauung, Leben, Seele wird. In seinen langhin gewitternden Senaren, in dem einprägsamen Wechsel seiner Chorstrophen, die bei aller Wucht jeder Stimmung sich anschmiegen. Die Kühnheit seiner Alliterationen, seiner Tonmalereien läßt sich nicht übersehen. Seine naturalistisch orientalistischen Interjektionen jagen den Jammer der Perser durch alle Tonleitern bis zum Grotesken, jobaß Aristophanes ihn drum



verspottet. Aber Mischlos darf wagen, bis zur Grenze zu gehen, und wir Heutigen bewundern die sichere Rucht seines Geschmacks. Wo ist der Regisseur, der dieser orientalischen, in hellenische Rhythmen gebändigten Trauer-Draie das rechte Bühnenmaß zu finden weiß?

3

Die ‚Perser‘ sind die wichtigste Kriegs- und Siegesdichtung aller Zeiten. Die naivste, geschlossenste, ihres menschlichen und künstlerischen Rechtes sicherste.

Und die überzeugendste. Dieses Werk wirkt Wunder. Es ist vom Anfang bis zum Ende erfüllt vom Leidensüberschwang der Besiegten. Kein Hellenen tritt auf. Kein jauchzender Ruf erschallt. Und dennoch strahlt ein helles Pathos von ihm aus, und es klingt durch alle Verse wie Fanfaren.

Ich habe eine Neuübersetzung der ‚Perser‘ versucht. Sie wird vollständig in den folgenden Nummern der ‚Schaubühne‘ erscheinen.

---

## Die Millionen der Genossenschaft /

von Marg Epstein

Während viele Schauspieler entweder für ein Fixum von hundertfünfundzwanzig Mark, oder, was keineswegs vorteilhafter ist, gegen Gewinnbeteiligung mit einer Garantie von hundert Mark spielen, hat ein großer Teil von ihnen mit schweren Nahrungsforgen zu kämpfen. Ihnen zu helfen, ist aus zwei Gründen schwer. Einmal leiden ihre Arbeitgeber wohl am stärksten von allen Berufsarten des kriegsführenden Deutschlands. Dann aber wird beim großen Publikum wenig Bereitwilligkeit sein, den Bühnenmitgliedern zu helfen. Man nimmt die Leute leider auch in ihrer Not nicht ernst. Jahrelang hat man von den übermäßigen Gagen unsrer Sänger und Schauspieler gehört und in den vielen wirtschaftlichen Zusammenbrüchen von Direktionen einen großen Teil selbstverschuldeten Unglücks gesehen. In dieser Notlage sind die Schauspieler natürlich auf sich und die ihnen nahestehenden Kreise angewiesen, und es ist erklärlich, daß sie nach der Hilfe desjenigen Verbandes ausschauen, dem sie jahrelang Geld und Interesse geopfert haben. Man weiß, daß dieser Verband viel Millionen verfügt, und man fragt nun allgemein: Sind denn diese Millionen? Warum werden sie nicht in dieser außerordentlichen Zeit ordentlich verwendet? Kann eine stärkere Notlage eintreten als diese? Man soll selbst in Krie-

zeiten nicht ungerecht sein. Es wird von dem Verband der organisierten Schauspieler etwas verlangt, was er nicht leisten kann. Diese geheimnisvollen Millionen sind tatsächlich vorhanden, aber nicht an einer Stelle, an der sie zur Linderung unmittelbarer Not des ganzen Schauspielerstandes verwendet werden können.

Die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger ist gegründet als eine Vereinigung, welche die Fortentwicklung des deutschen Theaters sowie die Sicherung und Hebung der geistigen und materiellen Interessen der deutschen Bühnenmitglieder zum Zwecke hat. Diese Genossenschaft, welche am siebenundzwanzigsten November 1882 die Rechte einer juristischen Person erlangt hat, ist keineswegs identisch mit der Pensionsanstalt der Genossenschaft. Die Pensionsanstalt ist vielmehr eine von ihr gesonderte Einrichtung, welche neben einer Reihe von Anstalten und Fonds den materiellen Schutz der Bühnenmitglieder bezweckt. Da sind außer ihr: die Witwen- und Waisen-Pensionsanstalt, die Sterbekasse, der Genossenschaftsfonds und die fünfzehn durch Stiftungen entstandenen Hilfsfonds. Die Pensionsanstalt ist also nicht die Genossenschaft, sondern ein von ihr gegründeter, aber unabhängig gewordener Versicherungsverein auf Gegenseitigkeit. Diese Anstalt hat allerdings ein Vermögen von 9 810 532 Mark, aber dieses Vermögen darf von der Genossenschaft nicht verwendet werden. Es ist ein Guthaben der Versicherten, welches dazu dient, den Mitgliedern im Alter oder im Fall der Dienstunfähigkeit nach Maßgabe des Statuts eine Pension zu gewähren. Die Pensionsanstalt hat nun etwa fünftausend aktive Mitglieder. Man muß, um Mitglied zu sein, zugleich Mitglied der Genossenschaft sein, aber keineswegs ist jedes Mitglied der Genossenschaft auch Mitglied der Pensionsanstalt. Die gleichzeitige Tagung der Delegierten hat im Publikum und wohl auch in beteiligten Kreisen über diese Verschiedenheiten der Anstalten Unklarheit verbreitet. Die Genossenschaft aber hat keine Millionen. Im Geschäftsjahr 1912/13 hatte sie Einnahmen von 58 954 Mark, welchen Ausgaben von 56 046 Mark gegenüber standen. Nach der Bilanz bestand das Vermögen von insgesamt 233 688,57 Mark aus folgenden Teilen:

Konto: Genossenschaftsfonds . . . . .	175 544,93 Mark
Solidaritätsfonds . . . . .	57 138,64
Rechtsschutzbureau . . . . .	1 000,—
Pensionsanstalt . . . . .	4,50
Zeitungskasse . . . . .	0,50

Insgesamt wie oben 233 688,57 Mark.

verspottet. Aber Mischlos darf wagen, bis zur Grenze zu gehen, und wir Heutigen bewundern die sichere Rucht seines Geschmacks. Wo ist der Regisseur, der dieser orientalischen, in hellenische Rhythmen gebändigten Trauer-Draie das rechte Bühnenmaß zu finden weiß?

3

Die ‚Perjer‘ sind die wichtigste Kriegs- und Siegesdichtung aller Zeiten. Die naivste, geschlossenste, ihres menschlichen und künstlerischen Rechtes sicherste.

Und die überzeugendste. Dieses Werk wirkt Wunder. Es ist vom Anfang bis zum Ende erfüllt vom Leidensüberschwang der Besiegten. Kein Hellene tritt auf. Kein jauchzender Ruf erschallt. Und dennoch strahlt ein helles Pathos von ihm aus, und es klingt durch alle Verse wie Fanfaren.

Ich habe eine Neuübersetzung der ‚Perjer‘ versucht. Sie wird vollständig in den folgenden Nummern der ‚Schaubühne‘ erscheinen.

---

## Die Millionen der Genossenschaft /

von Max Epstein

Während viele Schauspieler entweder für ein Fixum von hundertfünfundzwanzig Mark, oder, was keineswegs vorteilhafter ist, gegen Gewinnbeteiligung mit einer Garantie von hundert Mark spielen, hat ein großer Teil von ihnen mit schweren Nahrungssorgen zu kämpfen. Ihnen zu helfen, ist aus zwei Gründen schwer. Einmal leiden ihre Arbeitgeber wohl am stärksten von allen Berufsarten des kriegsführenden Deutschlands. Dann aber wird beim großen Publikum wenig Bereitwilligkeit sein, den Bühnenmitgliedern zu helfen. Man nimmt die Leute leider auch in ihrer Not nicht ernst. Jahrelang hat man von den übermäßigen Gagen unsrer Sänger und Schauspieler gehört und in den vielen wirtschaftlichen Zusammenbrüchen von Direktionen einen großen Teil selbstverschuldeten Unglücks gesehen. In dieser Notlage sind die Schauspieler natürlich auf sich und die ihnen nahestehenden Kreise angewiesen, und es ist erklärlich, daß sie nach der Hilfe desjenigen Verbandes ausschauen, dem sie jahrelang Geld und Interesse geopfert haben. Man weiß, daß dieser Verband über viele Millionen verfügt, und man fragt nun allgemein: Wo sind denn diese Millionen? Warum werden sie nicht in dieser außerordentlichen Zeit ordentlich verwendet? Kann eine stärkere Notlage eintreten als diese? Man soll selbst in Krieg

zeiten nicht ungerecht sein. Es wird von dem Verband der organisierten Schauspieler etwas verlangt, was er nicht leisten kann. Diese geheimnisvollen Millionen sind tatsächlich vorhanden, aber nicht an einer Stelle, an der sie zur Vinderung unmittelbarer Not des ganzen Schauspielerstandes verwendet werden können.

Die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger ist gegründet als eine Vereinigung, welche die Fortentwicklung des deutschen Theaters sowie die Sicherung und Hebung der geistigen und materiellen Interessen der deutschen Bühnenmitglieder zum Zwecke hat. Diese Genossenschaft, welche am siebenundzwanzigsten November 1882 die Rechte einer juristischen Person erlangt hat, ist keineswegs identisch mit der Pensionsanstalt der Genossenschaft. Die Pensionsanstalt ist vielmehr eine von ihr gesonderte Einrichtung, welche neben einer Reihe von Anstalten und Fonds den materiellen Schutz der Bühnenmitglieder bezweckt. Da sind außer ihr: die Wittwen- und Waisen-Pensionsanstalt, die Sterbekasse, der Genossenschaftsfonds und die fünfzehn durch Stiftungen entstandenen Hilfsfonds. Die Pensionsanstalt ist also nicht die Genossenschaft, sondern ein von ihr gegründeter, aber unabhängig gewordener Versicherungsverein auf Gegenseitigkeit. Diese Anstalt hat allerdings ein Vermögen von 9 810 532 Mark, aber dieses Vermögen darf von der Genossenschaft nicht verwendet werden. Es ist ein Guthaben der Versicherten, welches dazu dient, den Mitgliedern im Alter oder im Fall der Dienstunfähigkeit nach Maßgabe des Statuts eine Pension zu gewähren. Die Pensionsanstalt hat nun etwa fünftausend aktive Mitglieder. Man muß, um Mitglied zu sein, zugleich Mitglied der Genossenschaft sein, aber keineswegs ist jedes Mitglied der Genossenschaft auch Mitglied der Pensionsanstalt. Die gleichzeitige Tagung der Delegierten hat im Publikum und wohl auch in beteiligten Kreisen über diese Verschiedenheiten der Anstalten Unklarheit verbreitet. Die Genossenschaft aber hat keine Millionen. Im Geschäftsjahr 1912/13 hatte sie Einnahmen von 58 954 Mark, welchen Ausgaben von 56 046 Mark gegenüber standen. Nach der Bilanz bestand das Vermögen von insgesamt 233 688,57 Mark aus folgenden Teilen:

Konto: Genossenschaftsfonds . . . . .	175 544,93 Mark
Solidaritätsfonds . . . . .	57 138,64
Rechtsschutzbureau . . . . .	1 000,—
Pensionsanstalt . . . . .	4,50
Zeitungskasse . . . . .	0,50

Insgesamt wie oben 233 688,57 Mark.



Man sieht also, daß die Genossenschaft größere Summen für die augenblickliche Notlage nicht bereit halten könnte.

Die Pensionsanstalt könnte es ebenfalls nicht tun ohne einen ordnungsmäßigen Beschluß sämtlicher Mitglieder und eine Zustimmung des Kaiserlichen Aufsichtsamts. Es bedarf wohl keiner Auseinandersetzung, daß eine Zustimmung aller Mitglieder oder auch nur des größten Teils keinerlei Aussicht auf Erfolg hätte. Die schwere Kriegszeit darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß eine Zeit kommen wird, wo die Pensionsanstalt wieder eine der wichtigsten wirtschaftlichen Anstalten der Genossenschaft ist. Die dreizenhundert lebenden Pensionäre und Altersrentner werden wahrscheinlich dauernd zahlmäßig bleiben, aber der Kriegszustand wird bald vorübergehen. Von 1882 bis 1912 hat die Pensionsanstalt annähernd sieben Millionen Mark Pension und Renten bezahlt. Diese Wohlfahrtseinrichtung muß in ihrer Stärke erhalten werden. Trotzdem hat die Anstalt sich an das Aufsichtsamt wegen einer andern Verwendung der Gelder in der Kriegszeit gewandt. Am achten September 1914 wurde aber von dem Kaiserlichen Amt für Privatversicherung gewünscht, daß das Vermögen ausschließlich den satzungsmäßigen Verwendungszwecken zu dienen habe, und daß nach Lage der Verpflichtungen der Anstalt ein Ueberschuß, welcher etwa zur Verwendung für Darlehen oder Unterstützungen bereit gestellt werden könnte, nicht als vorhanden anzusehen sei. Hiernach darf also die Pensionsanstalt von ihren Millionen nichts herausgeben.

Soweit die Genossenschaft selbst helfen kann, hat sie das offenbar bisher getan. Sie hat sich an die Städte und Höfe gewandt, um die Aufnahme des Theaterbetriebes zu erreichen. Eine Reihe von Mitgliedern hat sie in andre Stellen gebracht. Es ist ein Zeitungs- und Bücherverkauf eingerichtet worden, der vielen Schauspielern lohnenden Verdienst verschafft hat. Die Zeitschrift der Genossenschaft teilt mit, daß an manchen Stellen Tagesüberschüsse bis zu fünfzehn Mark für den Einzelnen erzielt worden seien. Von manchen Familien sind möblierte Zimmer zur Verfügung gestellt und teilweise ist auch für Beföstigung gesorgt worden. Ein in Theaterkreisen bekannter Arzt hat seine große Wohnung zur Unterkunft von Schauspielern hergegeben, und fünfzig Bühnenmitglieder haben dort Obdach und Verpflegung gefunden. Speisemarke wurden zur Verteilung gebracht. Dann wurde ein Notstandsfonds gebildet. Bis Anfang September wurden 15 000 Mark kleine Unterstützungen ausgezahlt. Die von der Genossenschaft veranstalteten patriotischen Aufführungen sind recht erfolgreich

gewesen. Für Mütter und Säuglinge, für Leidende und Flüchtlinge wurden besondere Mittel aufgebracht. Die Hilfskasse für die Angehörigen der im Felde stehenden Bühnenkünstler besaß Anfang September gegen 3000 Mark, und die Notstandskasse, welche durch Spenden und Ersparnisse bei der Umwandlung der Genossenschaftszeitung geschaffen wurde, gegen 9000 Mark.

Soweit also die beteiligten Kreise dazu imstande sind, ist geholfen worden und wird geholfen. Wichtig aber wäre es, den Direktoren zu helfen. Denn nur, wenn die Theater spielen und nach ihren Einnahmen spielen können, ist ein größeres Elend zu verhüten.

---

## Die geschändete Heimat /

von Fritz Red-Malleczewen

Durch den Morgennebel des ostpreussischen Herbstes trägt mich die kleine Stute. Als mir der alte Daniel — ach, wie so manches andre Mal zu froherm Ritt — den Bügel hielt, sah ich auf seiner runzeligen Hand, auf dieser Hand, die mich auf meinen ersten Rindergängen geführt hatte, eine Perlschnur kreisförmiger, schlechtverheilter Wunden. Und langsam geht mir die Erinnerung auf an das erste Mal, daß ich solche Wunden sah: das war in jenem Jahr, als Rußland drüben in den baltischen Ostseeprovinzen die Revolution niederwarf, als man täglich das Gausen der Kosakenpeitschen hörte, deren eingeflochtene Bleistücke eben diese Wunden schlugen.

„Die Tochter wollten sie nehmen,“ hat mir der alte Daniel auf meinen fragenden Blick gesagt, „und ich wollte das nicht lassen.“

„Und haben sie sie genommen?“

Da schweigt der Alte mit finstern Blick. Und ich weiß genug.

Ich reite fort von dem Hof, der verwüstet liegt, den sie zusammengeschoffen haben, obwohl er friedlich dalag, auf dem sie in sinnloser Roheit das angefettete Vieh mit Lanzen durchrannten, das edle Trakehner Blut niederknallten, die hochgezogene Mutterstute und die fröhlichen Herden edler Füllen auf den weiten, grünen Koppeln.

Ich reite ins nächste Dorf. In andern Herbstmonden brannten dort vor den geschnitzten Giebeln masurischer Bauernhäuser die Geranien, kletterten derbe Bauernblumen hinauf bis zu den Pferdeköpfen der Firste, trieb in die freundlichen

Gassen der Herbstsind den süßen Duft reifender Kartoffelfelder, und mit ihm dem Heimatfremd gewordenen immer die Lust zu fröhlicher Rebhuhnsuche unter der wehmütig-goldenen Pracht unsres Herbsthimmels. Dieser September hat mit anderm Rot gemalt, hat den Rauch von andern Feldern hergeweht, als von denen fröhlicher Kartoffelgräber. Die Mühle liegt, wie alle fast, zerhossen da. Die Eisenteile ihrer Maschinen ragen in die Luft, wie das Gerippe eines verwesten Tiers der Vornwelt. Der Müller soll unter dem Schutt liegen. Soll. Wer weiß es? Wer weiß, wo alle die geblieben, die hier noch vor ein paar Wochen eine wie zum Hohn doppelt und dreifach reiche Ernte borgen?

Durch die Trümmer treibt der Wind ein Zeitungsbblatt, ein längst zerknittertes: „Es wird herzlich gebeten, alle Nachrichten über den Verbleib der Frau... und ihrer drei kleinen Mädchen an... kommen zu lassen.“ Ich kannte die Frau. Und wenn ich denke, daß dieses schlanke, braune Geschöpf dem berittenen Vieh von drüben in die Hände gefallen ist, überläuft mich. Der Mann, der sie und seine armen drei kleinen Mädels sucht, kommandiert eine preußische Feldbatterie. Ich weiß, daß seine Geschütze so leicht ihr Ziel nicht fehlen werden.

Dort drüben am Fluß steht das Haus eines alten Sonderlings, der sich vor Jahren aus der großen Stadt in diesem einsamen Winkel in eine Welt seltsamer Bücher eingeschlossen hatte. Das Haus selbst ist unversehrt. Von dem Bewohner erzählt nur eine vertrocknete, von Fliegen umschwärmte Blutlache. Sie haben ihn erschossen, weil er zornig seine Welt verteidigen wollte und den Eindringlingen den Eintritt wehrte. Möglich, daß sie ihn grade im Studium von Hartknocks dickleibigen Chroniken oder von Christian Garbes „Gesellschaft und Einsamkeit“ störten. In den Zimmern ist alles unversehrt. Reihen alter Bände auf einfachen Brettern. Ich greife aufs Geratewohl hinauf: „Ueber die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern“ von Hufeland. Hier am Ort der Toten. Ich lache nicht. Ich habe an andern Orten erfahren, daß der Knochenmann solch grausame Scherze liebt.

Ein paar Brandstätten weiter war einmal das Forsthaus. War einmal. Jetzt ist's ein Haufen schlecht verkohlter Grubalken, der die Luft mit dem heizenden Geruch angebrann Kadaver verpestet. Im Garten steht ein frisch genagel Holzkreuz. Die Frau und zwei Kinder. Ihr Verbrechen so daß sie die Sprache der Nahrung heischenden Russen nicht stand und nicht das Gewünschte brachte. Gut so. Schlimmeres ist ihr erspart geblieben.

Ich reite zum nächsten Waldhügel. Vor Jahren sah ich die ernteschwere Ebene zum letzten Mal. Und wie ich sie heute sehe, diese lange, lange Reihe rauchender Stätten ehemaliger Edelsitze und Dörfer, diese nun von unserm letzten Kampf zerwühlte Grenzmark, diese tausendfach blutende, geschändete Mutter: da erst steigt mir die große Wut auf, der Horn, den ich in meinem heimatfernen Häuschen drüben auf der bahrigen Hochebene nicht kannte und nicht begriff; die Leidenschaft, die tausendmal blutigere, tausendmal grausamere Rache dieser Schmach zu erleben.

Hinter dem Hügel liegt ein kleiner See, ein abgrundtiefer. Einer von unsern tausend. Unter den Buchen ringsum liegen riesige Steine. „Opfersteine“, sagt der Volksmund. „Götterhain“, flüstert eine uralte Sage. Rauch steigt durch die goldgelben Herbstgipfel. Ostpreussische Landwehr lagert hier. Ich kenne doch diese Gesichter und kenne sie heute doch nicht wieder. Kenne heute im Antlitz des Volkes, das meines Blutes ist, nicht den grimmen, finstern Zug: Nehmt euch in acht, die ihr hier branntet und schändetet! Keine Mär flüstert, sondern die Briefe derer, die es sahen und schauernd erlebten, berichten, daß in der Wut der Befreiungskriege die alten Götter wieder lebten, daß auf dem Leipziger Schlachtfeld ostpreussische Landwehr keinen Pardon gab, um das Feindesleben den abgeschiedenen Geistern der eigenen gefallenen Offiziere zu opfern. Nehmt euch in acht: auf diesem Boden wächst seltsames Volk mit dunkler Seele. Und noch heute könnte aus diesem Dickicht, aus diesen grundlosen Sümpfen die Riesenfaust der alten Götter fahren und Taten zeugen, vor denen selbst diese Tage in Grausen erstarrten.

Den Hügel hinab in kurzem Galopp. Einmal springt an einem Gebüsch die Stute beiseite. Ein Brodem schlägt uns entgegen, eine furchtbare Wolke von Leichengeruch. Wie viele mögen dort liegen in dem kurzen Unterholz?

Das nächste Dorf, eingebettet in weite, weite Torffelder, versinkend unter den Horizont der Riesenebene, hat kein Feind gesehen. Der Bauer hat unter dem Geschützdonner friedlich geerntet. Und sät nun in den fargen, kalten Boden, als lägen dort, ein paar Kilometer von ihm nicht Hunderte, die nie mehr säen und ernten werden. Kinder spielen, und über das Feld, 3 Hügel nur und Wald trennen von der Totenebene, die ich schritt, brennen die roten Farbtupfen der Weiberröcke. Ist möglich; unabänderlich wahr, daß die, die dort drüben ummern, die in ihren verwüsteten Höfen modern, einmal gefressen werden von denen, die nach ihnen kommen? Daß der



nämliche Boden wieder gebären wird, der heute ihre gemarterten Leiber barmherzig verzehrt? Daß dieses Dasein in unabänderlichem Schritt vorbeiziehen wird an all diesem Jammer, an denen, die waren?

Auf dem weichen Boden greift mein Fuchs zu gestrecktem Galopp aus. Der geliebte Herbstwind, der mir entgegenschlägt, und die Sonne wissen nur vom Leben.

Ach, das Leben und immer das Leben.

---

## Feldpostbrief

Die gütige Gattin eines Kameraden, der mit mir im selben Quartier haust, sendet die „Schaubühne“ nach M. Das ist eine ganz besondere Kriegslazarett-Lektüre. Auch wir haben hier, erleben hier Theater. Zum Beispiel muß das Vorspiel zu unserm Einzug in M. Stoff für eine Komödie im Westentaschen-Format sein. Exposition: der Zar meldet seinen Besuch an; M. wird mit Stachelndraht umgürtet. Zweiter Akt: Der Zar kommt nicht; er läßt sich entschuldigen (ist aber nicht zu Schiff nach Frankreich), daß er nicht ganz „mobil“ sei. Dritter Akt: Schuß aus einer deutschen Kanone. Ehe die Kugel sikt, wird die weiße Fahne gehißt. Vierter Akt: Der von der Auflösung des Reichstags her bekannte Leutnant geht mit zehn Mann in die Citadelle und holt aus schmutzigen, stinkenden Kellerlöchern, aus Waldverstecken die Besatzung heraus. Schlußakt: Groß Reinemachen. Die feldgrauen Jungens feiern in der unfesten Feste Feste. Aber feste!

Tragikomisch wirkt es auch, wenn dieselben Franzosen, die den Tunnel sprengten, Stunden lang am Tage daran arbeiten müssen, ihn wieder auszuheben. Wenn sie kaum den zehnten Teil der Arbeit hinter sich haben, bleiben sie stehen, während unsre braven Eisenbahner die Umgehungsbahn schon fertig haben. Die Stadtbahn von M.! Das Nest ist Großstadt geworden.

Sie schreiben über den „Prinzen von Homburg“. Wir fühlen hier von der Romantik dieses weichen Helden nur einen Moment stündlich nach: das Grauen und die Furcht vor dem visionären Anblick des Grabes. Keiner unsrer Leute, der nicht mit Lust und Hang seine Brust, sein Leben der feindlichen Kugel stellt; keiner, der nicht zur Front zurück rasen möchte. Wen aber das Unglück traf, halbtot, verkrüppelt hergebracht zu werden, der ahnt wohl in lichten Stunden die ganze Tragik des Sterbens in Feindesland, der fühlt den Abschied von Welt und Lieben schmerzvoll. Der Tod war wohl seine Sehnsucht, als ihn die Granate traf. Jetzt aber, das schwarze Grabesloch vor stierem Auge, schwebt ihm nur ein einzig Wort, eine einzige Bitte, ein einziger Trost in die Seele: Heimat, Heimat! Diesen Wahn den Ärmsten zu erhalten oder zu festigen bis zur Stunde ihres Ablebens — nichts ersetzt für so frommen Trug den dankbaren Händedruck. „Die Sense faßt im Wehrenseld, er sieht sein Dorf im Arbeitsfrieden. Ade, ade du schöne Welt! Und beugt das Haupt — und ist verschieden!“ Du schöne Welt — —!

Von einer ganzen Welt der Schönheit ist Victor Arnold abgetreten. Schmerzvoll nimmt man von diesem Komiker mit der wehmütig zitternden Seele Abschied. Denn wir finden unter unsern Komikern keinen mehr, bei dem alles, was gesprochen, gedacht, ausgedrückt

und agiert wird, so unter der Herrschaft beschwichtigender Sanftmut und herzlicher Güte stünde. Ein gutes Herz hatte dieser schlichte Schauspieler, der so leblos und eintönig schwachen, der so plump gehen und stolpern konnte. Man lachte nicht mehr über ihn, der aus aller Komit Lebensweisheit, aus allem Unsinn Lehren modeln konnte, sondern besann sich im besten Gelächter, wenn seine kleinen Augen staunend diese Verwirrung sahen, darauf, daß alle Schnurrigkeit und Possierlichkeit hier nur Vorwand war, um das Reife, Gefühlte, Echte der Herzensbildung zu erweisen; daß aller Wirrwar und alles Blöde hier deutlich zur Antithese wurde zu allem Durchdenken, Korrekten, Lebensklugen. Ohne seine dem Pathos ungefüge Sprache, ohne die humoristische Monotonie im Klang seiner Stimme, ohne das Zitterig-Bewegliche seiner Gestalt wäre Arnold ein ganz und gar tragischer Darsteller geworden.

Wenn solchem Manne unter der Wucht eines großen Ereignisses die Diskrepanz zwischen Wollen und Vermögen, zwischen Erlebnis und Ausdruck klar wird, wenn er in pathologisch zugespitztem Insuffizienz-Gefühl einem hypochondrischen Kleinheitswahn verfällt, so ist das bei der Selbstzerfaserung, die ein denkender und empfindender Künstler wie Arnold tagtäglich mit seinen Nerven vornimmt, kein Wunder. Das Mimentum ist Disposition für allerhand Krankheiten des Gemüts und der Seele. Dieses alles überwuchernde und jede Kritik ausschließende Insuffizienz-Gefühl führt in ausgesprochenen Fällen zu schwerer Depression, zur Melancholie. Die Melancholie aber ist heilbar; sie rezidiert als Gesamterscheinung leicht — der einzelne Anfall geht unter guter Behandlung vorüber. Die große Gefahr liegt darin, daß die Melancholischen ihrem Leben ein Ende zu machen versuchen. Daher ist das erste und entscheidende Gebot in jedem solchen Falle: Internierung in eine geschlossene Anstalt. Nur hier ist durch dauernde Beobachtung und Bewachung die Möglichkeit gegeben, den Selbstmord zu verhindern. Oft scheitert eine solche ärztliche Forderung an der Weigerung der Familie, oft übersieht der Arzt selbst die Anzeichen, oft ist es dann schon zu spät, wenn das Krankheitsbild deutlich geworden ist. Ein gewöhnliches offenes Sanatorium ist jedenfalls kein Ort für Melancholiker. Soweit ich orientiert bin, ist Arnold nicht in eine geschlossene Anstalt gebracht worden. Das macht seinen Tod noch tragischer, weil die Möglichkeit da war, ihn dem Leben, der Bühne, uns allen zu erhalten.

Krieg und Nerven — ein eigenes Kapitel. So mannigfach und bunt fast wie das Kapitel Krieg und Theater. Die Nerven werden allgemein härter gegen Unbill und Trauer. Der Mime hält in seinem aufreibenden Geschäft weniger leicht stand. Ein Hauch kann ihn umwerfen. Um wie viel schneller solcher Welt-Orkan! Man sollte mehr als je darauf achten, daß all diese Anfälle von „schwachen Nerven“, „Schwermut“ und dergleichen schleunigst vor den Psychiater kommen. Der Fall Arnold verlangt das gebieterisch, denn er ist typisch für eine Unzahl von Fällen dieser Zeit, die nicht in die Öffentlichkeit dringen.

Meine abendliche Ruhestunde ist zu Ende. Bald gehts wieder zum Dienst. Auch da noch findet sich ein leiser, allerdings schmerzlicher Zusammenhang mit der Schaubühne. Das Theater von M. ist in ein Lazarett verwandelt worden. Im Parkett liegen die Verwundeten; auf der Bühne hinter wallendem Vorhang wird operiert: „Theater-Lazarett“. Aber hier gibts keine Komödie mehr, auch keine ernste. Mit ehernem Tritt schreitet der Rhythmus des Trauerspiels durch diese Räume.

nämliche Boden wieder gebären wird, der heute ihre gemarterten Leiber barmherzig verzehrt? Daß dieses Dasein in unabänderlichem Schritt vorbeiziehen wird an all diesem Jammer, an denen, die waren?

Auf dem weichen Boden greift mein Fuchs zu gestrecktem Galopp aus. Der geliebte Herbstwind, der mir entgegen schlägt, und die Sonne wissen nur vom Leben.

Ach, das Leben und immer das Leben.

---

## Feldpostbrief

Die gütige Gattin eines Kameraden, der mit mir im selben Quartier haust, sendet die 'Schaubühne' nach M. Das ist eine ganz besondere Kriegslazarett-Lektüre. Auch wir haben hier, erleben hier Theater. Zum Beispiel muß das Vorspiel zu unserm Einzug in M. Stoff für eine Komödie im Westentaschen-Format sein. Exposition: der Zar meldet seinen Besuch an; M. wird mit Stacheldraht umgürtet. Zweiter Akt: Der Zar kommt nicht; er läßt sich entschuldigen (ist aber nicht zu Schiff nach Frankreich), daß er nicht ganz „mobil“ sei. Dritter Akt: Schuß aus einer deutschen Kanone. Ehe die Kugel sikt, wird die weiße Fahne gehißt. Vierter Akt: Der von der Auflösung des Reichstags her bekannte Leutnant geht mit zehn Mann in die Citadelle und holt aus schmutzigen, stinkenden Kellerlöchern, aus Waldverstecken die Besatzung heraus. Schlußakt: Groß Reinemachen. Die feldgrauen Jungens feiern in der unfesten Feste Feste. Aber feste!

Tragikomisch wirkt es auch, wenn dieselben Franzosen, die den Tunnel sprengten, Stunden lang am Tage daran arbeiten müssen, ihn wieder auszuheben. Wenn sie kaum den zehnten Teil der Arbeit hinter sich haben, bleiben sie stecken, während unsre braven Eisenbahner die Umgehungsbahn schon fertig haben. Die Stadtbahn von M.! Das Nest ist Großstadt geworden.

Sie schreiben über den 'Prinzen von Homburg'. Wir fühlen hier von der Romantik dieses weichen Helden nur einen Moment stündlich nach: das Grauen und die Furcht vor dem visionären Anblick des Grabes. Keiner unsrer Leute, der nicht mit Lust und Hang seine Brust, sein Leben der feindlichen Kugel stellt; keiner, der nicht zur Front zurück rasen möchte. Wen aber das Unglück traf, halbtot, verkrüppelt hergebracht zu werden, der ahnt wohl in lichten Stunden die ganze Tragik des Sterbens in Feindesland, der fühlt den Abschied von Welt und Lieben schmerzvoll. Der Tod war wohl seine Sehnsucht, als ihn die Granate traf. Jetzt aber, das schwarze Grabesloch vor stierem Auge, schwebt ihm nur ein einzig Wort, eine einzige Bitte, ein einziger Trost in die Seele: Heimat, Heimat! Diesen Wahn den Ärmsten zu erhalten oder zu festigen bis zur Stunde ihres Ablebens — nichts ersetzt für so frommen Trug den dankbaren Händedruck. „Die Sense faßt im Aehrenfeld, er sieht sein Dorf im Arbeitsfrieden.“ Ade, ade du schöne Welt! Und beugt das Haupt — und ist verschieden!“ Die schöne Welt — —!

Von einer ganzen Welt der Schönheit ist Victor Arnold abgetreten. Schmerzvoll nimmt man von diesem Komiker mit der wehmütig zitternden Seele Abschied. Denn wir finden unter unsern Komikern keinen mehr, bei dem alles, was gesprochen, gedacht, ausgedrückt



und agiert wird, so unter der Herrschaft beschwichtigender Sanftmut und herzlicher Güte stünde. Ein gutes Herz hatte dieser schlichte Schauspieler, der so leblos und eintönig schwachen, der so plump gehen und stolpern konnte. Man lachte nicht mehr über ihn, der aus aller Komik Lebensweisheit, aus allem Unsinn Lehren modeln konnte, sondern besann sich im besten Gelächter, wenn seine kleinen Augen staunend diese Verwirrung sahen, darauf, daß alle Schnurrigkeit und Possierlichkeit hier nur Vorwand war, um das Reife, Gefühlte, Echte der Herzensbildung zu erweisen; daß aller Wirrwar und alles Blöde hier deutlich zur Antithese wurde zu allem Durchdenken, Korrekten, Lebensklugen. Ohne seine dem Pathos ungefüge Sprache, ohne die humoristische Monotonie im Klang seiner Stimme, ohne das Zitterig-Bewegliche seiner Gestalt wäre Arnold ein ganz und gar tragischer Darsteller geworden.

Wenn solchem Manne unter der Wucht eines großen Ereignisses die Diskrepanz zwischen Wollen und Vermögen, zwischen Erlebnis und Ausdruck klar wird, wenn er in pathologisch zugespitztem Insuffizienz-Gefühl einem hypochondrischen Kleinheitswahn verfällt, so ist das bei der Selbstzerfaserung, die ein denkender und empfindender Künstler wie Arnold tagtäglich mit seinen Nerven vornimmt, kein Wunder. Das Mimentum ist Disposition für allerhand Krankheiten des Gemüts und der Seele. Dieses alles überwuchernde und jede Kritik ausschließende Insuffizienz-Gefühl führt in ausgesprochenen Fällen zu schwerer Depression, zur Melancholie. Die Melancholie aber ist heilbar; sie rezidiert als Gesamterscheinung leicht — der einzelne Anfall geht unter guter Behandlung vorüber. Die große Gefahr liegt darin, daß die Melancholischen ihrem Leben ein Ende zu machen versuchen. Daher ist das erste und entscheidende Gebot in jedem solchen Falle: Internierung in eine geschlossene Anstalt. Nur hier ist durch dauernde Beobachtung und Bewachung die Möglichkeit gegeben, den Selbstmord zu verhindern. Oft scheitert eine solche ärztliche Forderung an der Weigerung der Familie, oft übersieht der Arzt selbst die Anzeichen, oft ist es dann schon zu spät, wenn das Krankheitsbild deutlich geworden ist. Ein gewöhnliches offenes Sanatorium ist jedenfalls kein Ort für Melancholiker. Soweit ich orientiert bin, ist Arnold nicht in eine geschlossene Anstalt gebracht worden. Das macht seinen Tod noch tragischer, weil die Möglichkeit da war, ihn dem Leben, der Bühne, uns allen zu erhalten.

Krieg und Nerven — ein eigenes Kapitel. So mannigfach und bunt fast wie das Kapitel Krieg und Theater. Die Nerven werden allgemein härter gegen Unbill und Trauer. Der Mime hält in seinem aufreibenden Geschäft weniger leicht stand. Ein Hauch kann ihn umwerfen. Um wie viel schneller solcher Welt-Orkan! Man sollte mehr als je darauf achten, daß all diese Anfälle von „schwachen Nerven“, „Schwermut“ und dergleichen schleunigst vor den Psychiater kommen. Der Fall Arnold verlangt das gebieterisch, denn er ist typisch für eine Unzahl von Fällen dieser Zeit, die nicht in die Öffentlichkeit dringen.

Meine abendliche Ruhestunde ist zu Ende. Bald gehts wieder zum Dienst. Auch da noch findet sich ein leiser, allerdings schmerzlicher Zusammenhang mit der Schaubühne. Das Theater von M. ist in ein Lazarett verwandelt worden. Im Parkett liegen die Verwundeten; auf der Bühne hinter wallendem Vorhang wird operiert: „Theater-Lazarett“. Aber hier gibts keine Komödie mehr, auch keine ernste. Mit ehernem Tritt schreitet der Rhythmus des Trauerspiels durch diese Räume.



# Zu diesem Krieg

Wilhelm der Erste (an Bismarck)

Danzig, 10. September 1879. — Stettin, 12.

Anbei sende ich Ihnen den Schluß der Aufzeichnungen meiner Unterhaltung mit Kaiser Alexander... Der Kaiser bedauert, den Brief geschrieben zu haben, da er zu Mißverständnissen Anlaß gegeben habe. Er erkannte vollständig an, daß unsre Politik während des Krieges im Orient die größte Wohltat für Rußland gewesen war, was die höchste Anerkennung für Sie selbst einschließt. Ich konnte ihm versichern, daß Sie „bis jetzt“ Ihre alten Gefühle für Rußland bewahrt hätten, wie 1877 und 1878 genügend bewiesen hätte. Bei dieser Gelegenheit drückte der Kaiser seine Ueberzeugung aus, daß der Friede für Europa nur durch unser Zusammenhalten, à trois erhalten werden könne, wie wir es seit der berliner Zusammenkunft 1872 getan hätten. Erfüllt von der gleichen Ueberzeugung konnte ich ihm nur zustimmen. Da die drei Personen, Adlerberg, Giers und Miljutin, genau in demselben Sinne sprachen, so ist die Aufklärung, die ich von dieser Zusammenkunft in Alexandrowo über die Gesinnungen des Kaisers und seiner nächsten Vertrauten erwartete, zutagegetreten, soweit als ich betroffen bin. Niemand von ihnen hat auch nur im geringsten den Wunsch, einen Krieg mit uns zu wagen. Die großen Verstärkungen des russischen Heeres, die als Reserve des türkischen Krieges aufgeboten wurden, werden als eine fortwährende wachsende Masse beibehalten, weil Rußland sich von einer europäischen Koalition bedroht glaubt und deshalb in einem Zustande der Vorbereitung sein muß, der es befähigt, „allein“ ihr entgegenzutreten.

Daher erscheinen mir die Prämissen in Ihren Denkschriften haltlos — nämlich, daß wir infolge der von Rußland drohenden Gefahr die bisher Rußland gegenüber befolgte Politik aufgeben und eine europäische Koalition defensiver Natur gegen Rußland nicht nur suchen, sondern wirklich schließen sollten — und kann ich mich daher diesem Plane in seinem gegenwärtigen Umfange nicht anbequemen....

Ich konnte deshalb Ihre Feindseligkeit gegen Rußland, die mit jeder Denkschrift wächst, nicht verstehen und konnte auch die eben angeführten Ausdrücke keineswegs als eine bloße leere Phrase erklären. Ebenso sehr verwundeten mich Ihre Worte, daß wir äußerlich eine freundschaftliche Haltung gegen Rußland beibehalten sollten, gleichzeitig aber mit Oesterreich, England und vielleicht Frankreich einen Bund gegen Rußland schließen. Ja, Sie haben den Abschluß dieses Bündnisses schon so fest ins Auge gefaßt, daß Sie nicht nur Ihren Plan dem Grafen Andrassy mitteilten, sondern ihm auch erlaubten, mit seinem Kaiser darüber zu sprechen, der ihn auch sogleich annimmt. Dann ersuchen Sie mich auf Ihrer Rückkehr über Wien, Ihnen Instruktionen zu senden, um dort mit Oesterreich ein Schutzbündnis gegen Rußland zu schließen, dem der größere Bund folgen würde. Versehen Sie sich für einen Augenblick an meine Stelle. Ich bin mit einem persönlichen Freunde, einem nahen Verwandten und einem Verbündeten zusammen, um über einige übereilte und wirklich mißstandene Briefstellen ins Klare zu kommen, und unsre Besprechung führt zu einem befriedigenden Resultat. Soll ich jetzt gleichzeitig ein feindlichen Bunde gegen diesen Herrscher beitreten, mit andern Worten hinter seinem Rücken in einer Weise handeln, die im Gegensatz zu steht, an der ich mit ihm gesprochen habe?

Ich will durchaus nicht bestreiten, daß die Gefahren, die Sie in Ihre Denkschriften hervorheben, eines Tages entstehen können, besonders wenn ein Wechsel der Regierenden in Petersburg eintritt. Ich bin jedoch vollständig außerstande, einzusehen, daß irgendeine drohende Gefahr vorliegt. Wie oft haben Sie mich vor Verträgen mit andern Mächten gewarnt, durch die man sich die Hände binde, wenn kein bestimmter Fall, sondern nur Mutmaßungen über eine unsichere Zukunft vorliegen. Mein Bruder und Minister Manteuffel besonders haben sich durch den dreijährigen Vertrag mit Oesterreich, der nach Olmütz geschlossen wurde, die Hände verbrannt und den Ablauf des Termins ungeduldig erwartet. Der jetzige Fall ist ganz ähnlich. Es ist gegen meine politischen Ueberzeugungen und mein Gewissen, daß ich meine Hände um einer „möglichen Eventualität“ willen binde.

Gleichzeitig darf ich indessen Sie und die Schritte nicht desavouieren, die Sie bei Ihrer Unterhaltung mit Andrássy und seinem Herrn schon unternommen haben. Deshalb mögen Sie in Wien, wohin Sie, wie schon alle Zeitungen sagen, gehen, von der „Eventualität“ einer Mißhelligkeit mit Rußland sprechen, die sich zu einem Bruche entwickeln könnte, und in „Pourparlers“ über die dann mit Oesterreich zu treffenden gemeinsamen Maßregeln eintreten. Ich ermächtige Sie aber nicht — und ich folge dabei meinem Gewissen — eine Konvention, geschweige denn einen Vertrag abzuschließen.

Auf diese Weise, hoffe ich, werden unsre Ansichten wieder übereinstimmen. Sollte das nach Gottes Willen der Fall sein, so kann ich mit Vertrauen in die Zukunft blicken, die sonst für mich sehr dunkel sein würde, und eine ungetrübte Fortdauer der Beziehungen mit Rußland erwarten, die schon anfangen, freundlicher zu werden.

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie schmerzlich mir der Zwischenfall gewesen ist, da wir zum ersten Mal seit siebzehn Jahren uns nicht einigen zu können schienen. Ich erwarte ungeduldig Ihre Antwort auf die obige Vollmacht und bin überzeugt, daß wir zu einer Uebereinstimmung kommen werden. Gott gebe, daß es so sein möge!

Ihr treuer und ergebener Wilhelm.

\* Baden-Baden, 2./4. Oktober 1879.

Aus Ihrem Brief sowie aus der beigelegten Denkschrift, den Protokollen Ihrer Verhandlungen in Wien und dem Vertragsentwurf, der auf sie gegründet wurde, ersehe ich mit Bedauern, daß meine Ansichten über diesen Vertrag keine Annahme gefunden haben...

Deutschland und Oesterreich wünschen denselben Zweck zu erreichen: Sicherheit gegen nicht herausgeforderte Angriffe auswärtiger Feinde. Aber infolge der besondern Erwähnung Rußlands als des in Betracht kommenden Feindes kann ich weder den jetzigen Vorschlägen noch dem sofortigen Abschluß eines Vertrages zustimmen. Nachdem ich dem Kaiser Alexander nach Beseitigung von Mißverständnissen (in Alexandrowo) wieder in Freundschaft die Hand entgegengestreckt habe, soll ich da jetzt gegen ihn ein Bündnis selbst defensiven Charakters schließen, worin er allein als der mutmaßliche Angreifer betrachtet wird, und diese Absicht vor ihm geheimhalten? Ich kann mich nicht einer solchen Unredlichkeit schuldig machen. Zur Milderung dieses Einwandes ist vorgebracht worden, daß, le cas échéant, Rußland von der Existenz eines Bündnisses unterrichtet würde, sobald Anzeichen eines Krieges gegen uns offenbar würden. Dieser sehr unsichere Ausdruck ist so beghrbar, daß die Nachricht entweder zu spät käme oder noch

größere Gereiztheit zur Folge hätte. Es wurde ferner angeführt, daß bei dem Zustande der jetzt in den innern Angelegenheiten Rußlands herrschenden Gärung die Kenntniss des betreffenden Bündnisses die zur Bewältigung der Gärung notwendige Hebelkraft und Selbstüberwindung geben würde. Aber sicher ist für diesen Zweck amtliche Kenntniss der ehrenwerten Absicht notwendig. Und doch ist es natürlich unmöglich, amtliche Kenntniss von der Tatsache zu geben, daß Rußland als der einzige Feind betrachtet wird. Deshalb muß, damit es möglich ist, den Vertrag Rußland mitzuteilen, der Hinweis auf diesen Staat darin ausgelassen und der Feind nur in allgemeinen Worten bezeichnet werden, während gelegentlich die Bemerkung vorkommen muß, daß beim Eingehen des Vertrages die Parteien eine ehrenhafte Absicht vor Augen hatten. Dies ist es, was ich wünsche.

Ich betrachte die Auslassung von Abschnitt 2 als notwendig, zunächst, weil er ausschließlich gegen Rußland gerichtet ist, und ferner, weil in Ihrem Briefe ausdrücklich angegeben ist, daß für den Fall eines Angriffes Frankreichs auf Deutschland Oesterreich von der Pflicht entbunden sein würde, uns Beistand zu leisten und nur gebunden wäre, eine wohlwollende Neutralität zu beobachten. Das heißt soviel, als daß wir Oesterreich gegen Rußland beistehen sollen und mit unserer ganzen Kraft (Abschnitt 1), während Oesterreich der Aufgabe enthoben ist, uns einen gleichen Dienst zu leisten, wenn Frankreich uns angreifen sollte. Und doch ist dieser Fall unzweifelhaft möglicher und sicherlich wahrscheinlicher als ein russischer Angriff, wenigstens noch jetzt, weil dort das Verlangen nach der Revanche nur schlummert, niemals aufgegeben ist und sich wieder kundgeben wird, sobald eine passende Gelegenheit erscheint.

Hinsichtlich unserer — Deutschlands — Stellung in einem Kriege mit Frankreich weiche ich von Feldmarschall Moltke ab, insofern ich seine Meinung nicht teilen kann, daß unsere Streitkräfte ausreichen, einen solchen Krieg ohne Verbündete zu führen. In einem solchen Falle würden wir uns einer Armee gegenüber befinden, die sich von der von 1870 wesentlich unterscheidet, da der Fortschritt, den sie gemacht hat, sich nicht bestreiten läßt. Außerdem müssen wir in Betracht ziehen, daß die französische Grenze fast hermetisch abgeschlossen ist, indem sie von der Schweiz bis nach Belgien eine ununterbrochene Linie von Festungen und Forts bildet, die, selbst wenn sie durchbrochen würde, es unmöglich machte, Verstärkungen an die Front zu senden, und überdies den strategischen Fortschritt unserer Kräfte enorm erschweren würde. Auf einem so beschränkten Felde müssen wir nach der Ansicht des Feldmarschalls Moltke die Schlacht liefern. Wenn wir siegreich sind, können wir den geschlagenen Feind nicht verfolgen wie 1870, da wir durch diesen Gürtel von Festungen aufgehalten werden, die wir, anstatt uns auf eine Verfolgung einzulassen, sofort belagern müßten. Monate könnten vergehen, bevor wir eine von ihnen einnehmen, und das würde der geschlagenen Armee Zeit lassen, sich hinter dieser Linie wieder in aller Ruhe zu sammeln und uns wohl vorbereitet entgegenzutreten, falls wir sie auf die Gefahr, unsere Verbindungen mit unserer Basis zu stören, durchbrechen sollten. Wenn dagegen die deutsche Armee in der ersten Schlacht besiegt wird, ist das linke Rheinufer sofort verloren, und wir müssen uns über den Strom zurückziehen.

Aus diesem Grunde darf Oesterreich nicht in einem solchen Kriege neutral bleiben, sondern muß im Gegenteil vertragsmäßig verpflichtet werden, uns mit seiner ganzen Macht beizustehen, gerade so wie der Vertrag uns verpflichtet, dasselbe gegenüber Rußland zu tun. . . .

Wiße!



## Antworten

**A. B.** Sie dürfen sich nicht wundern, denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht. Warum soll in Bayern nicht geschehen, was in Berlin geschehen ist? „Meine Kollegen“, schreiben Sie, „verlangen von unserm Direktor meine Entfernung aus dem Theater, an welchem ich seit fünf Jahren erfolgreich und in höchst ehrenvoller Stellung tätig bin. Dabei bin ich gar kein Russe, sondern nur russischer Staatsangehöriger. Riga ist mein Geburtsort, und ich bin mit Leib und Seele Deutscher, der nie eine russische Schule besucht hat, russisch weder sprechen noch lesen noch schreiben kann und seit frühester Jugend in Deutschland lebt. Meine Rivalen behandeln mich wie einen Verbrecher. Man kehrt mir auf der Straße den Rücken zu und erklärt, sofort das Theater zu verlassen, wenn der Russ“ es wagen sollte, die Bühne zu betreten.“ Das ist, selbstverständlich, unsagbar verworfen. Aber von Berlin wird Ihnen schwerlich Hilfe kommen können. Ihre Instanzen sind: Ihr Direktor, der den Herrschaften den Standpunkt klar machen, und die Lokalpresse, die ihm den Nacken steifen und das Publikum gegen die niedrig-neidische Sippenschaft aufbringen muß.

**B. G.** Es fragt sich eben nur, ob mans so sehen darf. Der „Tannhäuser“ wirkt nach der „Margarete“ wie reinste Gotik, nach dem „Don Juan“ wie abscheulichstes Barock. Georg Engels „Herrentessel“ ist, darin haben Sie recht, neben unsern aktuellen Kriegspossen das Paradies selber; aber wer zufällig aus dem „Freischütz“ und aus „Figaros Hochzeit“ — die mit „Fidelio“ und „Aida“ das Repertoire unsres Königlichen Opernhauses augenblicklich so preis- wie preisenswert machen — in ihn hineinfällt, der reißt sich ziemlich mißvergnügt die schmerzenden Gliedmaßen. Eine Romanhaftigkeit, die umso schrecklicher ist, als sie sich in Preußens schwerster Zeit, im Jahre 1806, begibt. Die Liebesnacht eines Bauernmädchen und eines „todgeweihten“ Majors, auf die man sich schon im ersten Akt freut, wird mit den übelsten Mitteln einer spannungsgierigen Theatermacherie bis ans Ende des zweiten Akts geschoben. Doch das Stück ist neunzehn Jahre alt, im Kleinen Theater auf die vierte berliner Bühne gelangt und keiner Ablehnung mehr bedürftig. Herr Altman wird sich energischer um Originalität bemühen müssen. Daß er die Schauspieler dazu hat, bewies am besten der berühmte Gast, Herr Harry Walden, der das Ensemble wahrscheinlich überragen sollte, dessen gefallsüchtiges Phlegma aber erheblich weniger angenehm berührte als die dunkelblonde Schlichtheit von Fräulein Leonore Ehn, die eigenbrödlische Knurrigkeit Lupo Pids und die hitzige Nervosität Paul Bildts, die alle drei menschenähnliche Dichtergestalten verdienen.

**Hans J.** Sie schreiben mir: „Ich las die Artikel ‚Theaterbarbarei‘ und ‚Schrei nach dem Zensor‘, die mir und, wie ich weiß, vielen andern, sogar solchen, denen die Kunst nur Unterhaltung ist, aus dem Herzen sprechen, und ich möchte Sie fragen: Läßt sich nicht etwas tun — läßt sich nicht wirksamer als mit Worten dagegen kämpfen? Soll der Krieg denn das berliner Theater auf das Niveau der londoner Music-Halls herabdrücken, und soll es nicht mehr den Vorrecht sein, mit Begriffen wie Patriotismus, Heldentum, Vermut das vom nachmittäglichen Fußball angeregte Publikum zu geistern und eine Geistesverfassung zu schaffen, die eine Unterscheidung von Echt und Falsch, von Wahr und Unwahr ausschließt? Es doch unser Stolz, daß bei uns der Kreis Derer, die diese Unternehmung treffen können, immer größer geworden ist. Hier heißt es



machen! Wenn eine Gefahr der Kultur droht, ist es hier! „Geißeln“ Sie diese Vorstellungen nicht nur — machen Sie sie unmöglich! Viele werden Ihnen danken.“ Aber mir bleibt zu tun fast nichts mehr übrig. Ich habe nach dem Zensor geschrien, und ich schreie jetzt noch einmal nach dem Oberkommando. Das sollte den Zensor vorfordern und garnicht mit ihm verhandeln, sondern ihm einfach befehlen, die neun — jetzt sind es schon neun! — berliner Theater, welche sich dieser Schändlichkeit schuldig machen, so lange zu schließen, bis die Leiter in der gesamten Literatur ein sauberes Stück gefunden oder sich eins haben schreiben lassen. Scheut das Oberkommando vor dieser erlaubten, dieser gebotenen Zwangsmaßnahme zurück, dann weiß ich nur noch ein Mittel: daß sich Dinter verduzendacht. Dann müßte jeden Abend in jedem Theater ein Kerl aufstehen mit einer Lunge, daß das Orchester verstummte, und einer Zunge, daß die Anstifter, die Teilnehmer und die Zuschauer dieses ruchlosen Unfugs sich eben doch zu schämen begönnen. Vielleicht wird das erste, das zweite Mal ein Schutzmann einschreiten. Beim dritten Mal wird das Oberkommando einsehen, daß es so nicht weitergeht, und wird uns von dieser eklen Landplage befreien.



*Diese ein-  
getragene  
Schutzmarke*

*garantiert  
für trustfreie  
Cigaretten.*

## Salem Aleikum Salem Gold *Envas für Sie!*

Preis №  $3\frac{1}{2}$  4 5 6 8 10  
 $3\frac{1}{2}$  4 5 6 8 10 Pfg. d. Stück

*Oriental Tabak-u.  
Cigaretten-Fabrik  
Veridze, Dresden.*



*Inh. Hugo Lietz  
Kostümlieferant, S. M. A.  
Königs v. Sachsen.*

## Trustfrei!

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 26.  
Verlag der Schaubühne, Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Druck: Felix Wolf, G. m.  
b. H., Berlin, Dresdnerstraße 43. Alleinige Inseratenannahme: Annoncen-Expedition für  
Fachzeitschriften m. b. H., Berlin W 18, Fasanenstraße 68.

## Das Ganze halt!

Dem Himmel sei Dank: es wird sichtlich besser. Man trifft immer mehr Leute, die sich die Nase zuhalten, wenn sie auf einen jener Manifestantenzüge stoßen, die Edward Greh oder Poincaré in effigie mit Rot bespülen, und von einem Oberkommando kam die Nachricht, die Soldaten an der Front verbieten sich die Zusendung von Uffkarten, auf denen breithosige Franzosen vor einem schmunzelnden Landsturmmann davonlaufen, der nur einen kräftigen Zug aus seiner Porzellanpfeife zu tun brauchte, um diesen Erfolg zu erzielen.

„Ich habe keinen einzigen Offizier getroffen“, schrieb mir ein Freund aus einem Kellerloch vor der Nisne-Linie, „der dem rabiaten Uebermut zugänglich gewesen wäre, wie er bei Euch an der Tagesordnung zu sein scheint.“

Mutig, ja, bis zum letzten. Sogar guter Laune. Vom Hirjaren-Doktor, der unterdessen bis in die Gegend von Laon vorgerückt ist, kam die Botschaft: „Die Entscheidungsschlacht! Donnerndes Geschütz hält alle Weiten umfassen. Der Himmel hängt grau. Es ist der vierzehnte September: denk dran. Eben sind wir vor welschen Langgranaten ausgekratzt. Ueber unsern Häupten singen Geschosse. Gestern wäre ich ums Haar in die Gefangenschaft kommen, der Herr Kollega sitzt darinnen.“ Es war noch immer nicht die Entscheidungsschlacht! „Wir werden halt unsre Sprüche klopfen, langsam oder schnell, bis wir in Paris das Amen sagen. Vermutlich fängt dann die Vitanei von vorn an.“

Der Artillerie-Offizier, von dessen wenig idyllischem Aufenthalt man weiter unten lesen wird, hat noch Zeit zu Klagen: „Auf allen Seiten scheint jeder Gerechtigkeitsinn, jedes Gefühl für fremden Wert, jede Achtung vor dem andern abhanden gekommen. Daß die ‚Intellektuellen‘ das alles mitmachen, statt hier im Namen einer höhern Menschlichkeit einzugreifen, ist kläglich. Aber manchmal frage ich mich: Ist es nicht vielleicht notwendig, daß auch die Dichter jetzt zu Militär-Instrukteuren werden? Ich bin mir zu stark der Höhe des Einsatzes bewußt, fühle mich überdies zu gut deutsch, als daß ich nicht die absolute Notwendigkeit unsres Sieges in jeder Faser empfinde. Kämpfen! Aushalten! Bei uns hier sind die patriotischen

Spiegelfechtereien, wie sie die Presse jetzt für nützlich hält, unbekannt, ebenso die dumme Selbstüberhebung, die Geringschätzung des Gegners, die leichtfertig und im tiefsten frivole Siegeszuversicht, die enttäuscht ist, wenn nicht alle drei Tage zwanzigtausend Franzosen gefangen werden."

Der dies schreibt, sitzt nicht in Berlin an seinem Schreibtisch, sondern: „noch immer in Gh. Der Ort ist völlig zerstört. Nur noch die Gerippe der Außenwände stehn aufrecht. Dieser Trümmerhaufen wird nun bei Tag und Nacht, in regelmäßigen Zwischenräumen, von französischer Artillerie unter Feuer gehalten. Meine Batterie soll in den Kampf nur eingreifen im Fall eines französischen Infanterie-Angriffs. Also liegen wir, wenn wir nicht gerade alarmiert werden, in den Kellern auf nassen und trotzdem recht harten Matratzen, die von allerhand Tierchen wimmeln, und hören auf das Sausen der feindlichen Artilleriegeschosse, die in die Häuser und auf die Straße schlagen. Auf die Dauer ist das schlimmer als der hitzigste Kampf. Diese paar Wochen hier haben meine Nerven mehr mitgenommen als die täglichen Gefechte im Auaußt." Der brave Kerl hat diese Woche das Eiserne Kreuz erhalten.

Vielleicht wäre es wirklich das Beste, wenn alle Dichter und Denker zu Militär-Instrukteuren würden, wie der Feldartillerist in seinem Keller dachte. Haben wir nicht auch hier die Phrase verteidigt und sie als eine nationale Notwendigkeit gefeiert? Als Kampfgeschrei und Militärmusik? Als die Biblia Pauperum, das Bilderbuch für alle, die in der Erregung der Stunde keiner eigenen Verstandesregung fähig seien?

Das alles galt für die Tage der Mobilmachung. Die Zeit dafür ist vorüber. Die Absagen kommen von der Front, nicht von den zurückgebliebenen „Aestheten“ (die übrigens, tausend Kilometer hinter den Fronten, gefallen sind wie die Fliegen, Beine und Arme in der Luft, und in allen Bieren schwarzweißrote Kinderfahnen).

Wagt doch zu sagen, was die Wahrheit ist, und was auszusprechen die Zeit fordert: Die Franzosen kämpfen ebenso tapfer, wie einst die Griechen in den Thermopylen, und von den Engländern braucht kein Deutscher gemeiner zu denken, als Kleist in der „Hermannsschlacht“ von Varus, den er ausrufen "

„Da sinkt der Plan, die Welt zu unterjochen,  
Vor eines Wilden Wiß zusammen,  
Und kommt, die Wahrheit zu gestehn,  
Mir wie ein dummer Streich der Knaben vor!  
Rom, wenn, gebläht vom Glück, du mit drei Würfeln  
Nicht neunzehn Augen werfen wolltest."



Und der, von des Preußendichters Gnaden, mit den Worten untergehen darf:

„Kom, wenn du fällst wie ich: was willst du mehr!“

Die Absagen kommen von der Front. Merkt's Euch. Schimpf- und Hohnkolonnen: Halt! Ein strenger Winter ist im Anzug.

---

## Zu diesem Krieg

Laube

Eine Frage von großer Bedeutung ist es: ob Uebersetzungen in das Repertoire eines deutschen Theaters aufzunehmen seien. In solcher Ausdehnung kann die Frage nicht verneint werden. Allerdings muß es die Haupt Sorge des Leiters sein, das deutsche Drama unter allen Umständen zuerst und zuletzt zu fördern; aber bei der geschichtlichen Entwicklung, welche das deutsche Drama erfahren, ist es ohne blinde Gewaltthat gar nicht möglich, jegliche Uebersetzung vom deutschen Theater auszuschneiden. Mit Shakespeare hat sich unsre Tragödie befruchtet, er ist sogar von uns früher und höher zu Ehren gebracht worden als von seinen Landsleuten. Sogar die Franzosen, deren innere und äußere Welt uns viel ferner abliegt als die der Engländer, haben unser versiechendes Lustspiel so lange unterstützt, daß am Ende wesentliche Teile ihrer Komödienform, europäisch eingebürgert, auch bei uns ganz und gar geläufig geworden sind. Da kann nicht mehr von einem völligen Abweisen die Rede sein: es ist von England und Frankreich Wesentliches in unsre Gewohnheiten und in unsre Sinnesweise und Formen übergegangen. Aber wenn wir auch nicht völlig abweisen können, so können wir uns doch jetzt emanzipieren. Der Zeitpunkt stark erwachten deutschen Nationalgefühls ist dafür günstig, ein deutsches Nationaltheater kann ihn kräftig benützen. Das flüchtige gedankenlose Aufführen aller möglichen Uebersetzungen, welches durch gleichgültige Masse unsern Sinn für eigentümliche Form und Anschauung ausschwemmt, dies Handwerk treiben kann nicht nur aufhören und auf das beschränkt werden, was nur wirkliche Bereicherung des Repertoires genannt werden darf, sondern der ganze Begriff des bloßen Uebersetzens kann gestürzt werden. Was das Ausland Gutes liefert, soll benützt, aber in unserm Stile benützt, es soll soviel wie möglich deutsch, also wenigstens bearbeitet werden. Für die gedruckte Literatur, welche auch die fremden Stilarten zur Vergleichung und Bildung braucht, mag das blank Uebersetzte nötig sein, für das Theater selbst sollen wir nicht zu literarhistorischen Zwecken wiederholen, was ohne das Theater gesichert wird. Ich weiß, wieviel gerechten Widerspruch dieses finden kann; ich weiß aber auch, daß in all dem eine dichterische Diskretion sehr viel ausgleicht, und daß schon das Wesentliche gewonnen wird, wenn wirkliche Autoren und nicht literarische Handwerker die Verpflanzung fremder Produkte in unsern Oden übernehmen. Ich weiß ferner, daß nur in so energischer Anagnung das nationale Schauspiel gesichert und gefördert werden kann, welches viel mehr, als zugegeben wird, durch wörtliches Herbeiziehen z Fremden, auch des besten Fremden, zerrüttet worden ist, und ich ich endlich, daß man unter den bisher angegebenen Wegen und abregeln ein solides und ausreichendes Repertoire für unser Nationaltheater begründen und erhalten kann.



## Figaros Hochzeit

Jetzt? Gerade jetzt. Vor der Abendkassse stehen die Leute bis auf die Straße unter den Linden, deren Gelb heute nicht die einzige Mahnung an die Vergänglichkeit ist. Hilfts? Schreckt das ab von einer komischen Oper? Drinnen sieht man — wie immer an Wochentagen bei Beethoven, Mozart, Weber, Verdi und Gluck — das beste Menschenmaterial Berlins: von den Berühmtheiten aller Berufe bis hinauf zu der Elite der Namenlosen im Vierten Rang. Augen, Hände, Stirnen. Menschen der Kunst und des Geistes, sei es, daß sie diesen haben und jene ausüben, sei es, daß sie als Resonanzboden vom feinsten Stoff unentbehrlich sind. Hier, und nirgends sonst in Berlin, verwirklicht sich noch der Begriff des Stammpublikums, das dem Theater so wichtig ist. Seit Jahren kennt jeder jeden, ohne seinen Namen, seine Stimme jemals gehört haben. Man stellt fest, wen der Krieg verschreckt hat. Sicherlich Keinen, der nicht mitkämpft. Sind die übrigen leichtsinnig und oberflächlich, da sie im Opernhaus lachen, während im Felde...? Vernünftig sind sie. Sie wissen, daß ihre Trübsal Keinem nützt und sie selber herunterbringt. Sich herunterbringen zu lassen, ist unpatriotisch, weil nach dem Krieg ein Mann zehn Männer ersetzen muß. Oder ist, umgekehrt, eine Stählung, den Blick unverrückbar auf die Fürchterlichkeiten des Krieges gerichtet zu halten? Keine Gefahr, daß sich verweichlicht, wer einmal wegschaut. Man vergift ihn ja doch nicht, den Krieg. Aber Tod der andern, wo ist dein Stachel, wenn er nicht dazu dient, uns erst recht auf das Leben zu hegen! „Wir, wir leben, unser sind die Stunden, und der Lebende hat recht.“ Hat recht und hat das Recht, ja, die Pflicht, sich mit der tiefsten Lebensfreude zu erfüllen, mit jener pantheistischen Lebensfreude, die springlustig, stürmisch, bejahend, irgendwie schöpferisch und niemals im banalen Sinne übermütig macht. Der größte künstlerische Verkünder dieser wahrhaft frommen Lebensfreude ist Mozart, ihr höchster Ausdruck ‚Figaros Hochzeit‘. Um mich her die strahlenden Mienen einer rauschartigen Beglücktheit zeigen, daß alle das fühlen. Ich selber fühls wahrscheinlich garnicht stärker, aber ohne Zweifel häufiger als irgendeiner. Dies heute ist meine hundertfünfunddreißigste Aufführung. Zugleich ist es die beste. Da will ich mir endlich einmal zu erklären versuchen, was eine so unwiderstehliche Macht auf mich übt.

Ich glaube, es ist die makellose Vollkommenheit, die kein zweites Bühnenwerk hat. Gewaltigere mag es geben — runder, schöner, zarter, leuchtender ist keins. Keins hat diese Spiegelflarheit bei so viel Würzigkeit. Keins hat diese Allgegenwart des Genies in jedem Teile. Keins hat diese himmlische Harmonie aller Teile. Bei Daponte fängts an. Immer wieder, wenn man seinen Text mit der ‚Folle journée‘ vergleicht, bestaunt man eine Anpassungskraft, die haarscharf erkannte, worum Beaumarchais für Mozart verkürzt, worum er für ihn bereichert werden mußte; und eine Gestaltungskraft, die der Erkenntnis entsprach. Der Figaro des Beaumarchais ist nicht bloß die Kritik und Negation der bestehenden, der herrschenden Gesellschaft: er ist auch schon die positive Zukunft, der Anmarsch des vierten Standes, der über Leichen geht, der höchst unwählerisch ist, wo es das Ziel von 1789 gilt. Dies drohende Gewitter, wenns selbst in Mozarts Mitteln ist: in seinem Wesen ist es nicht. Für ihn läßt Daponte es ein-, zweimal wetterleuchten, aber nicht blitzen und donnern. Der französische Figaro will von unten nach oben, der Proletarier. Der Figaro für Mozart spricht mit Zug von seinen adligen Eltern. Der französische Figaro

beschmuht sich unbedenklich, wenn ers nötig findet. Mozarts Figaro ist ein Windhund, aber von edler, reiner und reinlichkeitsbedürftiger Rasse. Seine Suzette heißt in der Oper Susanne, und diese beiden Namen bezeichnen den Unterschied: aus einem flinken Geraschel ist eine fernige Süßigkeit geworden, ein Stück Deutscherkeit. In einem ganz und gar deutschen Stück. Es erhebt sich von der Erde zu den Wolken. Aus seinen blanken Augen strahlt ein schwärmerischer Glanz. Auf seinem göttergleichen Antlitz liegen Träume, in denen Heiterkeit und leise Wehmut wechselt. Sein mystischer Zusammenhang mit allen Elementen macht es voll und dicht und schwer. Und es läuft doch auf Zehenspitzen.

Ich hab's in manchen Städten und Ländern laufen, gleiten, schweben sehen: in Dresden, Hamburg, Köln, München, Wien, in Kopenhagen, Paris und der Hauptstadt Italiens, das sich unbegreiflicher Weise aus Mozart nichts macht. Ich habe Meister-, Gesellen- und Lehrlings-Aufführungen durchaus studiert mit heißem Bemühen. Ich habe verglichen, was Mahler, Gregor, Strauß, Carré, Weingartner, Mottl und Possart und andre große Regisseure und Dirigenten über Figaros Hochzeit beschlossen hatten. Ich weiß, welch ein Raum für unheroische Musik das kostbare kleine Residenztheater am Maximiliansplatz ist. Aber die berliner Aufführung dieser letzten Jahre, deren Wert gewiß an jedem neuen Abend von den Zufällen der Besetzung und Orchesterleitung bestimmt wird — in ihrer Absicht ist sie mir die liebste. Einfach, weil sie die absichtsloseste ist. Weil sie sich nicht die Zähne zerbeißt, wo ihr gar keine Ruß, sondern eine Erdbeere in den Mund geschoben ist. Hier wird kein Dekorationsproblem gelöst. Karl Waller in Ehren. Luft und Licht und Linie: wir wollen nicht wieder verlieren, was wir gewonnen haben. Aber wenn es der Sinn der neuen Ausstattungskunst ist, ohne Anspruch auf Wirklichkeitsillusion in anderm Material zu wiederholen, was der Autor ausgedrückt, oder zu Ende zu führen, was er angestrebt hat: so ist für Mozart zu sagen, daß er auf Dapontes Text seine musikalischen Pläne eben bis zur letzten, unbegreiflichen Vollendung vokalisiert und instrumentiert hat, und daß eine dekorative Wiederholung dieses Wunderwerks nur wagen dürfte, wer als Maler ein Mozart wäre. Solange der fehlt, ist die unauffälligste Szenerie die angemessenste. Rokoko-Zimmer, ein Rokoko-Park. Gold, Stuck, Gobelins, ein bißchen Spanien und kein anderer Ehrgeiz des Spielleiters, als die schlagendste Komödie der Weltliteratur zur schlagendsten Wirkung zu bringen. Das ist bei uns in sechshundert Aufführungen erreicht worden. Eine Generation hat an die nächste das Geheimnis weitergegeben, wie man keine Pointe umkommen läßt, nicht die drastischste und nicht die intimste, und doch im Stil eines Rokoko bleibt, das also durch Mozart deutsch geworden ist. Bei der Premiere von 1786 sind sämtliche neun- und zwanzig Nummern wiederholt worden. Beneidenswerte Wiener! Aber kann die Aufführung besser gewesen sein als unsre? Hier würde eine einzige Wiederholung nicht genügen. Knüpfers Figaro ist zu massiv? Höchstens äußerlich. Er ist überlegen, quecksilbern, dreist, boshaft nach oben und gut nach unten. Hoffmanns Graf ist nicht allzu gräflisch? Was ist „gräflisch“? Wie er zum Schluß seine Frau um Verzeihung bittet: diesen schwellenden Klang von Empfindung überbietet auch Orsell nicht. Aber den Vortritt haben die Soprane. Das ist ja der Hauptunterschied zwischen Mozart und Beaumarchais: daß die „Folle urnée“ mehr von den Männern, Figaros Hochzeit mehr von den Frauen begangen wird, ohne daß die weltliche Komödie je unheroisch, die deutsche Oper je weichlich wird. Ein neuer Paris nun, der vor die Susanne der Hempel, die Gräfin der Dux und den Pagen der Artôt

gestellt würde, müßte den Apfel in drei gleiche Teile zerschneiden. Jede mag da oder dort ihresgleichen haben, trotzdem auch das schwer zu glauben ist — wie sie einander ergänzen, wie die Temperamente zusammenstimmen, wie von der Schwermut ein Schatten auf die Ausgelassenheit fällt und die Blüte der Braut mit den üppigsten Dolben zwischen reifer Frucht und herb-süßer Knospe prangt: das ist einzig, das ist ein Glücksfall. Blech heßt mir den Schluß des ersten Aktes zu sehr. Dann habe ich keinen Einwand mehr. Wenn nicht so herrlich gesungen würde, wünschte man manchmal, daß garnicht gesungen würde, weil man unabgelenkt dem Orchester zuhören möchte. Dreieinhalb Stunden lang tönen die Engel Gottes aus ein paar Geigen, Flöten und Hörnern. Sie verschmausen nicht einen Augenblick. Es gibt keinen toten Punkt. „Im Feld, am Bach, am Baume“ Cherubins glaubt man Dryaden und Nymphen lebhaftig vor sich zu sehen. Die Quellen des Lebens rauschen. Eine weite, sanfte und doch majestätische Landschaft ist von einem Streifen flüssigen Mondlichts deswegen rätselhaft verzaubert, weil von der andern Seite her die Sonne scheint. Wie hat ein Kunstwerk unter Tränen verklärter gelächelt. „Ist's Ernst, oder ist es nur Scherz?“ fragt der Dummkopf Don Curzio. „Ist's Wahrheit? Ist's Traum?“ fragt der Dummkopf Antonio. Ich Dummkopf habe auch keine Antwort. Was ist es? Das Mysterium des Daseins selber — gewiß. Ein Haß, eine Ahnung der Ewigkeit — gewiß. Eine Welt des Friedens, der Versöhnung, der lösenden Milde, des innigsten Einklangs — gewiß. Aber sind das nicht klappernde Phrasen? Ist das alles? Ich quäle mich seit zwanzig Jahren, mir zu erklären, was es ist, und kanns heute noch nicht. Ein schwacher Trost, daß die andern ebenso hilflos stammeln. Wo faß' ich dich, unendliche Natur eines überirdischen Wunderbaus? Ich lasse nicht ab. Vorläufig weiß ich nur eins:

Wenn ich hundertundsechzig Jahre alt sein werde; wenn bis auf mich alle Zeugen des letzten Völkerkriegs erloschen sind und ich selbst ihn vollständig vergessen habe; wenn nicht einmal mehr ein Mensch lebt, den ich liebe, und der mich liebt; wenn ich in einer Bodenkammer ohne Ofen hause; wenn ich halbbblind, schlagflüssig, gichtgeschwollen und verfallt bin; wenn ich nichts weiter besitze als eine Kruste trocknen Brots für jeden Mittag, die zweihundertzweiundsiebzig roten Halbjahrsbände, mein geronnenes Herzblut, der 'Schaubühne' und eine erbettelte Anweisung der Königlichen Intendantur an die Schließer des Opernhauses, mich bei jeder Aufführung von 'Figaros Hochzeit' auf dem Stehplatz des Vierten Ranges zu dulden — und wenn dann eine mitleidige Haut zur gefälligen Auswahl einen Strich, ein Giftpulver, ein Federmesser und ein ganz kleines Schießgewehr auf meine Bettdecke legt und mir einzureden versucht, daß es in dem Himmel, den ich mir redlich verdient habe, unbedingt wohmlicher sei als unter solchen Umständen auf Erden: so werde ich Strich, Gift, Dolch und Geschütz mit einer gelassenen Bewegung von der Bettdecke streifen, dem freundlichen Helfer mitteilen, daß die Musik des Himmels und der Sphären unmöglich so schön sein könne wie Susannens Garten-Arie, und ihn ersuchen, nicht früher wiederzukommen, als bis ich taub geworden sei. Und wenn ich dann eines häßlichen Tages, wider meinen heftigen Willen, wirklich gestorben bin; wenn eine stärkere Macht die klammernden Organe, womit ich mich an die Welt dieses Mozart gehalten habe, nicht ohne Anstrengung losgerissen hat; wenn endlich doch meine unsterbliche Seele sich traurig in die Höhe schwingt: so soll dazu wenigstens die Stelle gespielt werden, wo das Andermenuett des dritten Akts in den Fandango übergeht.



# Der deutsche Shakespeare /

von Julius Bab

Und während sie uns Barbaren nennen, weil wir an dem militaristischen Laster der gesamten modernen Zivilisation teils ein bißchen mehr, teils ein bißchen weniger Schuld haben als die andern Nationen alle — und während sie gerade uns Barbaren nennen, weil wir in einem Krieg, den die Gewalthaber aller Länder verantworten müssen, der aber gerade für Deutschland eine Existenzfrage aller Bürger geworden ist, das tun, was kriegsgemäße Notwehr fordert — währenddessen werden wir nicht aufhören, uns und allen, die noch einsehen wollen, den Beweis zu erbringen, daß kein Volk mit der Gesamtleistung der europäischen Kultur vollständiger, hingebender, liebevoller vermählt ist als das deutsche. Wir werden uns, zum Beispiel, erinnern, daß Deutschland seit fünf Menschenaltern unablässiger als irgendein Volk der Erde um den Besitz des größten Dramatikers ringt, der nicht in Deutschland geboren ist, der aber freilich nach Hebbels Wort „so wenig ein Briten wie Jesus Christus ein Jude“ war. Dies Wort hat in der Höhe, auf welche größte Menschheitserscheinungen zielen, seinen Sinn; aber es ist für die Tiefe, aus der sie kommen, falsch. So gewiß das Auftreten Christi im Hegelschen Doppelsinn alle spezielle Größe des Judentums „aufhob“, so gewiß hat Shakespeare englisch geschrieben, und für seine Sendung an den deutschen Geist wird die Frage nach seiner zureichenden Uebersetzung in deutsche Sprache immer von entscheidender Bedeutung sein. So scheint es mir durchaus zeitgemäß, daran zu erinnern, daß fünf Jahre vor Beginn dieses englisch-deutschen Krieges in Deutschland das große Werk einer neuen Shakespeare-Uebersetzung unternommen wurde. Und zeitgemäß scheint es mir, eben jetzt die gewaltige Arbeit zu betrachten, die der allertichtigste Band dieses Werkes enthält. Er ist wenige Wochen vor Kriegsbeginn, in Georg Bondis Verlag, erschienen und enthält, neben einem revidierten ‚Hamlet‘, von Friedrich Gundolf ganz neu verdeutscht den ‚Macbeth‘ und den ‚König Lear‘. Die großen Kernstücke von Shakespeares tragischer Heroendichtung, diese größten Harmonien aus menschlicher Tat- und Leidenskraft, von einem neuen Künstler auf dem Instrument der deutschen Sprache gespielt zu hören: das dürfte ein Genuß sein — nicht außer dem Geist dieser Tage.

Schon in der Revision des ‚Hamlet‘ ist manches wichtig genug; zum Beispiel, daß nicht mehr das moralisierende „Gewissen“, sondern das „Bewußtsein“, diese höchst elementare



Tatsache „Feige aus uns Allen“ macht. Vortrefflich die Lösung, die Gundolf der alten, schwer verdaulichen Stelle gibt, nach der Hamlet „fett und kurz von Atem“ sein soll; die Aeußerung geht, nach Gundolfs höchst wahrscheinlicher Deutung, nur auf Hamlets momentanen Zustand: er ist im Gefecht geschwitzt und außer Atem. Allerdings dürfte Gundolf bei solcher Auffassung das uns in diesem Sinne ganz unverständliche „fett“ nicht stehen lassen. Er traut der deutschen Sprache hier wie manchemal mehr zu, als sie leisten kann, behandelt sie allzu sehr als einen Stoff, den man kneten kann, während sie tatsächlich ein Lebendiges ist, das über die, welche sich ihrer bedienen wollen, die strengen Gesetze seiner Organisation aufpflanzt.

Zuvörderst aber geziemt es sich, den ganz überwiegenden Verdiensten gerecht zu werden, die sich Gundolf in der Uebersetzung des ‚Macbeth‘ erworben hat; der war bisher am schlechtesten von allen Dramen Shakespeares übersetzt. Nach wir vor wurzeln alle Tugenden von Gundolfs Uebersetzung (freilich auch manche ihrer Schwächen) in seiner gewissenhaften Treue, in seiner eng an das Original geklammerten Wörtlichkeit. Er hat einen Eid im Himmel, nie für eine Rede eine Zeile mehr zu brauchen als Shakespeare, und er erzielt deshalb eine Straffheit, eine Energie des Ausdrucks, die alle seine Vorgänger weit übertreffen muß. Und er ist entschlossen, niemals nur ungefähr den Sinn, sondern immer ein Bild durch ein Bild, eine Sache durch eine Sache wiederzugeben; und er ist deshalb auch hundertfach richtiger als irgend einer seiner Vorgänger. Daß er mehrfach rein äußere Mißverständnisse der frühern Uebersetzungen berichtigt — nicht das ist entscheidend. Immerhin will ich erwähnen, daß ein Unsinn der deutschen Uebersetzung, den ich schon vor langem angezeigt habe: daß Tied aus Northumberland und Siward, dem Herzog dieses Landes, zwei Männer macht, durch Gundolfs Korrektheit sich von selbst einrenkt. Es handelt sich darum, daß der englische König den Herzog des Grenzlandes aufbietet gegen Schottland. Das heißt bei Shakespeare: „To wake Northumberland and warlike Siward“. Früher war „wake“ liederlich mit „senden“ übersetzt, und so entstand der Unsinn; Gundolf übersetzt richtig mit „spornen“, und sogleich ist alles in Ordnung: denn man kann natürlich ein Land und seinen Beherrscher anspornen; aber man kann nur einen Mann und nicht ein Land senden. Häufiger noch als das sachlich Richtige wird durch Gundols Wörtlichkeit das dichterisch Schöne herausgestellt. Wenn Gundolf aus Tieds banaler und eindruckloser „dunkler Nacht“ wieder eine „dicke Nacht“ macht, so ist das nur eine win-

Kleinigkeit, aber eine von denen, die in hundertfacher Wiederholung doch den ganzen Stil einer Dichtung umfärben können. Ein stärkeres Beispiel schon ist, daß Lady Macbeth nicht ihren Mut, sondern — phantastischer, anschaulicher und größer — „ihre Geister“ dem Mann einflößen will. Wenn Macduff bei der Kunde von der Ermordung der Seinen den Hut in die Augen zieht und Malcolm ihm zuspricht, so hieß es bisher: „Gram, der nicht spricht, preßt das beladene Herz, bis daß es bricht.“ Im Englischen steht aber nichts von „pressen“, es steht: *whispers* — und indem Gundolf nun wieder richtig übersetzt: „zischt ins beladene Herz“, kommt der Shakespearesche Sinn von fast medizinischer Klarheit, der Gegensatz von Sich-Ausschreien und Sich-nach-innen-bohren, erst richtig zum Vorschein. Ganz selten, daß eine Stelle durch größere Shakespeare-Treue verliert. Des Tiedeschen Macbeth Wort: „Ich habe mit dem Grau'n zur Nacht gespeist“ ist nicht ohne Grund berühmt geworden, und Gundolfs „Satt gespeist mit Gräueln“ ist nicht entfernt so stark. Aber es ist zweifellos richtig, es steht so bei Shakespeare: „Sapp'd full.“ Dafür wird in hundert andern Fällen die größere Treue auch durch viel größere Schönheit belohnt. Shakespeare läßt etwa den Macbeth zu den Mördern wörtlich sagen: „Euer Mut scheint durch euch.“ Das war bisher banalisiert: „Aus euren Augen leuchtet der Mut“, während Gundolf fast wörtlich und sehr stark übersetzt: „Mut blizt aus euch.“ Dichten muß wirklich irgendwie von dicht machen, zusammen-drängen herkommen, denn immer wieder geht die größere Kürze mit der größeren Schönheit Hand in Hand. In der Schreckensnacht nach dem Mord lösen sich auf einen Augenblick alle zeremoniellen Bande — Banquo ruft dem Macduff zu: „Dear Duff“. Bisher hieß das fünfsilbig: „O lieber Macduff“. Gundolf setzt mit einem kleinen Meisterstrich „Mein Duff!“ hin und hat die zwei Silben und zugleich eine kostbare Nuance der Stimmung gerettet.

(Fortsetzung folgt)

---

## September 1914 / von Edward Saenger

Sau-blauer Tag, du bist so gut,  
Wer darf dir wehe tun?  
Der Sommer spinnt ein Seidentkleid,  
Im sanft im Tod zu ruhn.

till, Wind, zerreiß die Fäden nicht!  
Was stöhnst du auf im Traum?  
Ich horche, horche durch die Luft —  
Es furt kein Blatt im Baum:

Und dennoch stöhnt es fern und laut,  
Als läg' ein Gott in Qual.  
Es stirbt das Jahr, es stirbt das Herz —  
Doch andres stirbt zumal.

Sau-blauer Tag, dein Friede stieg  
Aus Früh- und Abendrot —  
Doch ward der Mensch des Menschen  
Und schlug den Frieden tot. [müd

## Briefe von Gustaf af Geijerstam

Dieser Tage führt das Deutsche Künstlertheater den „Großen und den kleinen Klaus“ auf. Es war eine Sehnsucht des Dichters, sein Märchenspiel auf einer berliner Bühne zu sehen. In der schmerzlichen Erinnerung an ihn, an das weichste Herz, das ich kennen gelernt, habe ich seine Briefe vorgenommen und darin Sätze gefunden, aus denen das ganze Wesen des Mannes abzulesen ist, und die deshalb vielleicht auch andre Leute interessieren als den Empfänger.

Arild, am 7. September 1904

... Jetzt, da wir nicht mehr immerzu mit Ihnen Whisky und Schwedischen Punsch und Pilsner kneipen, lese ich mehr. Welch ein herrliches Buch ist nicht dieser „Grüne Heinrich“! Ich habe es beendet und schreibe Ihnen sofort. Denn Sie, lieber S. J., sind selber ein rechter grüner Heinrich. Aber vor allem noch einmal: herzlichen Dank für diesen ganzen langen guten Sommer! Wir haben jetzt so wunderbares Wetter, wie es niemals bisher gewesen ist. Es ist ein Bad, nur auszugehen. Wenn Sie noch hier wären, sollten Sie schöne Herbstrosen von uns kriegen — so aber wenigstens ein Blatt davon. Dazu leg' ich das Gegenteil eines Rosenblatts: eine Kritik. Der Autor schreibt: „Wenn die große Menge an Geijerstam nur geringes oder gar kein Interesse nimmt, so — hat sie eigentlich recht. Er darf nicht Bücher schreiben ohne Programm.“ Glaubt man auch in Kulturländern, daß die Menge immer ein Programm braucht? Ich liebe die Menge nicht. Gewiß nicht. Aber so dumm ist sie doch nicht. Mein neues Buch habe ich Maria und Gösta vorgelesen und damit einen großen Erfolg erreicht, was ich kaum gehofft hatte. Es scheint wirklich, als hätte ich, ohne es zu wissen, etwas nicht allzu Schlimmes zustande gebracht.

Lund, am 10. Oktober 1904

Endlich sitze ich einen Augenblick an meinem alten scheußlichen, aber doch meinem eigenen Schreibtisch in Ruhe, und diesen Augenblick benutze ich, um Ihnen für das „Theater der Reichshauptstadt“ zu danken. Was ich darüber zu sagen habe, das nächste Mal. Um mich lärmten die Handwerker, und so will ich Sie heute nur daran erinnern, wie wir drei Monate lang neben einander, jeder an seinem Buch, gearbeitet haben, und wie schön das war. Sie standen vier Stunden früher auf als ich, ein Vierteljahr hindurch jeden Morgen um Fünf — was ich niemals begriffen habe und niemals begreifen werde —; aber dafür tranken Sie abends umso mehr. Vor unsrer Veranda lag das Kattegat. An die Klippen schlug die Brandung. Meistens war Sternenhimmel. Wir hattens so gut. Und wir hatten ein Ziel: wir wollten beide an Goethes Geburtstag fertig werden. Und wir wurden fertig. Haben Sie noch das Gedicht, das ich Ihnen zu dem Tage gemacht habe, und worin ich Sie zu unserm ältesten Sohn ernannte? Ich erinnere mich an die kleinste Einzelheit dieses köstlichen Vierteljahrs, und ich erinnere mich bei Ihrem Buch an die Worte, die vor zwanzig Jahren Jonas Lie zu mir sagte: „Ich beneide Sie darum, daß Sie zwanzig Jahre jünger sind als ich.“

Lund, am 21. März 1906

Ich habe in diesem Winter nicht nur Bücher geschrieben, sondern auch an andern Dingen ein wenig teilgenommen, was bei mir selten

der Fall ist. Aber es ist nicht zu sagen, wie ich unter unsern politischen Verhältnissen leide. Derentwegen habe ich in der letzten Zeit zwei Reisen nach Stockholm gemacht und bin von der zweiten soeben zurückgekommen. Reicher bin ich auf diesen Reisen geworden, das fühle ich dankbar und im Ernst. Jetzt gehe ich hier herum und genieße mein Leben. Das heißt: ich arbeite nicht, warte nur ruhig, bis ich muß, vermeide es, Briefe zu schreiben, weil mir das immer schwieriger wird, verkehre am meisten mit der Jugend und habe einen neuen Schreibtisch, den Sie bewundern sollten.

Lund, am 19. Mai 1906

Unerhört ist das, was Björnson in seiner Rede gesagt hat. Es zeugt von einer krankhaften Ueberschätzung des eigenen Ich. Hoffentlich glaubt man doch nicht in Deutschland, daß wir andern nordischen Dichter ganz und gar verrückt sind. Wir schätzen weder Wagner so falsch ein, noch uns selbst so dumm. Du lieber Gott: Wagner sentimental! Und das sagt Björnson! Ich bin wütend.

Jonsered, am 9. Juni 1906

Ich sende Ihnen jetzt, was ich geschrieben habe, nachdem ich von Ibsens Beisezung heimgekommen war. Es freut mich herzlich, etwas Persönliches über meinen großen Meister vor allem in Ihrem Blatt sagen zu dürfen. Jetzt fragt es sich, ob die Uebersetzerin meine gräßliche Schrift lesen kann. Senden Sie mir jedenfalls Korrektur. Ich selbst bin nicht zufrieden. Ich finde, daß ich das Neueste, was ich bisweilen zu ahnen glaubte, doch nicht ausdrücken konnte.

Jonsered, am 12. Juni 1906

Es freut mich, daß wenigstens Ihnen der kleine Artikel gefallen hat. Daß ich so schnell schreiben konnte, worüber Sie sich als Schriftsteller gewundert und als Redakteur gefreut haben, rührt daher, daß ich mit diesem Gedanken schon beschäftigt war, als Ihr Brief kam. Nun lesen Sie selber noch einmal Revision, als ob es Ihre eigene Arbeit wäre. Nehmen Sie es als persönliche Angelegenheit. Ich gebe Ihnen carte blanche. Das Gestrichene muß weg. Wo ich glaube, daß die Uebersetzerin mich nicht richtig verstanden hat, da habe ich es dabei geschrieben — wenigstens, was ich meine. Auf der dritten Seite steht ganz unten: „dem ich nahe gekommen“. Hier hätte ich gern eine Nuance, kann es aber deutsch nicht ausdrücken. Ich wollte ungefähr sagen: den ich ein bißchen in der Nähe gesehen. Paßt es so? Ich wünsche nicht, mit Ibsen zu prahlen. Auch nicht den Schein davon könnte ich ertragen. Bitte, finden Sie das richtige Wort. Es ist entsetzlich, in fremder Sprache Korrektur zu lesen.

Jonsered, am 2. Juli 1906

Wie Ihnen „Andreas Bir“ gefällt, wird mich sehr interessieren zu erfahren. Sie wissen ja, daß dies kleine Ding in Florenz entstanden ist — in unserm gelben Zimmer, wo wir mit Ihnen so viel gelacht haben. Uebrigens klingt es immer, als entschuldigten Sie sich, wenn Sie mir was Gutes über meine Dinge mitteilen. Ich will Ihnen ein Geständnis machen: in diesem Punkt bin ich ein schwacher Mann. Hier in Schweden wird so viel gegen mich gesagt und geschrieben, daß ein wenig Gegengift mir nur nützlich sein kann. Leider gehöre ich zu den Naturen, die viel Sonnenschein und Wärme nötig haben — ganz im Gegensatz zu Ihnen, den nichts auf der Welt in seiner Arbeit stört, und den Mut und Haß und Neid und Hohn der andern nur immer stärker und unverwundbarer machen. Hätte ich nicht in diesen Jahren die Aufmunterung aus Deutschland gehabt, so hätte ich mir sicherlich mehr als die Nase verfroren. So was passiert hier bisweilen bei besonderer Kälte.



Sonjered, am 17. Juli 1906

Unter uns gesagt: der Artikel der Monatschrift hat mir, trotz allem Lob, keine Freude gemacht. Es tröstet mich aber, daß der Kritiker jung ist. Da findet er vielleicht noch einmal Zeit, das 'Haupt der Medusa' zu lesen. Vielleicht erfährt er daraus, daß ich doch kein Naturkind bin, und daß das, was ich gegen moderne Kultur geschrieben habe, nicht aus so primitiven Quellen stammt, wie er sich einbildet. (Unglückseliger Weise nicht; sonst wäre ich ja viel mehr, als ich bin.) Der Mann ist von einer entzückenden jugendlichen Naivität. Damit hängt seine Neigung zu Konstruktionen zusammen. Aus meiner Benichtigkeit hat er ein wahres Kamel zurecht konstruiert. Aber alles will ich ihm verzeihen, nur nicht, daß ich Björnson geistig näher stehe als Ibsen. Ach, lieber Freund: was ich selbst bin, weiß ich noch nicht. Ob schon eine Unzahl von guten Leuten sich die Mühe gegeben haben, mir in dieser Angelegenheit Rat und Unterricht zu erteilen, bin ich selbst noch immer damit beschäftigt, meinem armen Ich neue Seiten abzugewinnen. Noch kenne ich mich selbst nicht, werde mich wohl niemals kennen. Aber so viel glaube ich doch zu wissen, daß ein Mann, der mir die Ehre erweist, über mich etwas Gründliches zu schreiben, mit dem 'Haupt der Medusa' anfangen muß. Dies Buch bezeichnet die geistige Krisis in meinem Leben und meiner Dichtung. Und jetzt kommt das Schlimmste. Der Mann hat die Liebenswürdigkeit gehabt, mir seinen Artikel zuzusenden. Und im Ernst gesprochen: es sind ja gute, sogar scharfsinnige Dinge darin. Aber ich kann ihm doch nicht schreiben, daß er meiner Meinung nach sich eigentlich über meine Persönlichkeit sehr geirrt hat. Was bedeutet das: Bauerndichter oder Kulturdichter? Damit beschäftigen sich auch meine lieben Landsleute. Hans Larsson hat mir darüber einmal ein treffendes Wort gesagt: „Ob Du Bauern schilderst oder Gebildete, daran denke ich überhaupt niemals.“

Sonjered, am 10. August 1906

Vielleicht ist es natürlich genug, daß ein Deutscher nicht ein Stück wie Lars Anders und Jan Anders' schätzen kann. Vielleicht ist mein Märchenspiel besser. Eine Zeitlang glaubte ich selbst so. Ich habe aber, ob schon das Märchenspiel sehr beliebt, in Stockholm mehr als hundertmal gespielt worden ist, immer gehört, die beiden Bauernstücke seien literarisch viel wertvoller. Das hat vielleicht gewirkt. Ich sage: vielleicht. Wie man hier lebt als Dichter, ist ja unbeschreiblich. Man geht im Nebel wie Peer Gynt und schlägt sich mit dem Böjg. Ein literarisches Urteil existiert überhaupt nicht.

Lund, am 3. Oktober 1906

Ist es denn tatsächlich wahr, daß Sie den 'Großen und den kleinen Klaus' dem K.-Theater empfohlen haben, und daß dieses eine Aufführung erwägt? Könnte eine solche Möglichkeit Wirklichkeit werden, so sollte das in diesem Augenblick für mich mehr bedeuten, als Sie glauben werden. Ich bin jetzt ein wenig herunter, habe zuviel gearbeitet und einen Roman vollendet. In den nächsten Jahren will ich überhaupt keine Romane schreiben. Ich träume wieder von Dramen. Am liebsten möchte ich eine ganze Weile garnichts tun. Unter solchen Umständen wäre sowas wie eine berliner Aufführung für mich ein großes Glück. Ich wage nicht, daran zu denken.

Laurgaard, am 30. Juni 1907

Ich gebe Ihnen jetzt unsere norwegische Adresse und wünsche, hätte Sie hier. Da wollte ich Ihnen zeigen, mit wie wenig ein Mensch sich zufrieden fühlen kann. So was ist gut für junge Leute. Erinnern Sie sich, daß Sie das 'Theater der Reichshauptstadt' in dem winzig

Zimmer von Arild geschrieben haben? Hätte ich dieses winzige Zimmer hier, so wäre das für mich der höchste Luxus. Das ist gar keine Uebertreibung. Morgen gehen wir hinauf ins Gebirge (die Adresse bleibt aber). Da haben wir ein Haus für uns, sehr klein. Ein Zimmerchen für mich, eins für Maria, eins für Karin und Sten. Da gibt es keine Kommode, keinen Schrank. Nur Tische, Stühle, Waschtisch und Bett. In zwei von diesen Zimmern kann man Feuer machen. Der Rauch geht durch einen Schornstein direkt aus dem Zimmer in die freie Luft. Wird es zu kalt, so muß man das Loch mit einem großen Stein von außen zudecken. Das alles tausend Meter über dem Meer. Aber sowas macht gesund. Ich bin sehr neugierig, wie wir alle es ertragen. Bis jetzt ist's uns sehr gut gelungen. Sie sollten das auch einmal probieren. Man ist hier herrlich und kriegt Sahne, soviel man will — Arild ist nichts dagegen. Nachts wird es nicht dunkel, und noch heller bleibt es oben auf dem Gipfel, wohin wir also morgen kommen — drei Stunden Steigung. Besuchen Sie uns!

Ed, am 9. September 1907

Mit ganz besonderer Freude habe ich Ihren Artikel über „College Crampton“ gelesen. Aber, aber: „die skandinavische Kälte“ und „die deutsche Wärme“! Ich fürchte, ich habe eine Ratter an meiner bärtigen Brust genährt.

Stockholm, am 7. Januar 1908

Ja, jetzt bin ich wirklich fünfzig Jahre. Ein schöner Tag war es mit Massen von Blumen, Depeschen, Briefen.

Stockholm, am 15. Februar 1908

Jetzt will ich versuchen, Ihnen so kurz wie möglich das, was ich weiß, zu schreiben. Ich habe „Schwarze Fahnen“ selbst nicht gelesen, weil es mir wenig Freude macht, bei Zarathustras Untergang Zeuge zu sein. Aber so viel habe ich darüber erfahren, daß meine Wenigkeit den Namen Zachris trägt. Es wundert mich garnicht, daß Sie dieses Bild von mir nicht wiedererkennen. Aber so glaubt Strindberg jetzt, daß ich bin und war, und daß sich alles zwischen uns abgespielt hat. Grausam ist diese Tragödie eines Genies. Aber die kleinen Schakale, die immer da sind, wo etwas stinkt, die suchen sich das zu Nutzen zu machen. Können Sie mir erklären, wieso es in angesehenen deutschen Blättern erlaubt ist, über einen sogenannten Schlüsselroman zu schreiben und dabei die wirklichen Namen zu nennen? Bei uns geschieht das nur in der allergemeinsten Presse. Ich werde in diesen beiden Artikeln desselben Verfassers der verrücktesten Schandtaten beschuldigt. Dies: Strindbergs pseudonyme und immerhin irgendwie dichterisch verbrämte Verleumdungen nackt und kahl, mit Preisgabe des richtigen Namens in Deutschland zu verbreiten, aus den Scheußlichkeiten einer verzerrten und grade durch die tolle Verzerrung ganz entwirklichten Romanfigur bürgerliche Infamien eines umherwandelnden Menschen von Fleisch und Blut zu machen — dies ist eine ungeheure Schmach, aber nicht für den Angegriffenen. Ich habe noch nichts dagegen getan, und es fragt sich, ob ich es eigentlich tun soll. Mit einem Gegner wie diesem zu streiten, ist wenig verlockend. Er hat die Schlaueit gehabt, Strindbergs Schicksal so hinzustellen, als wäre er noch immer der arme Verfolgte. Aber schon Anfang der neunziger Jahre wurde ihm zu Ehren hier ein öffentliches Bankett veranstaltet, dem Nordenskjöld, der berühmte alte Forscher und Nordpolfahrer, bei Tische Strindberg gegenüber präsiidierte; und in diesen Tagen wird unser Königliches Dramatisches Theater, das neu gebaut ist, mit „Meister Olaf“ eröffnet. Strindberg ist ohne alle Frage unsre großartigste Dichterererscheinung; Keiner

im Lande bestreitet es. Nicht einmal 'Schwarze Fahnen' hat diese Sachlage verändern können. Denn wir wissen, wie es mit ihm steht.  
Stockholm, am 2. Oktober 1908

Diesmal habe ich den Winter sehr schlecht angefangen. Mein Herz macht mir zu schaffen. Dazu steht es mit den Gefäßen im Körper nicht ganz gut. Seit drei Wochen läßt der Schlaf zu wünschen übrig. Auch mit meinen Augen bin ich nicht zufrieden. Hoffentlich geht es Ihnen viel besser.

Stockholm, am 13. Oktober 1908

Eines schönen Tages besucht Sie ein junger Schwede, Herr Bertil M. Ein Freund von ihm und mir hat mich gebeten, ihm eine Karte für Berlin mitzugeben. Persönlich habe ich diesen Mann nur einmal gesehen. Er macht aber einen sehr guten Eindruck. Er hat die Absicht, Theaterkritiker zu werden. In dieser Absicht will er die Theater des Auslands studieren. Schon diese Absicht gilt bei mir als eine große Empfehlung. Im allgemeinen schreibt man nämlich hier bei uns Kritiken ohne Studien. Sehr häufig nimmt man als Theaterkritiker einen Herrn, der überhaupt für alle andern Arten von Journalistik vollständig unbrauchbar ist.

\* \* \*

Kalmar, am 14. März 1909

Innigsten Dank für Ihre Worte! Ich will Ihnen später einen richtigen Brief schreiben — jetzt kann ich es nicht. Noch fühle ich es als unmöglich, daß Gustaf für immer weg ist. Sten fragt auch: „Warum sagen sie, daß Papa tot ist? Er kann garnicht tot sein.“ Ja, wie viele Freude haben wir nicht mit Ihnen zusammen gehabt! Und Gustaf hatte eine solche Fähigkeit, sich zu freuen, fast so sehr wie Sie. Er starb ganz ruhig: nur vier Stunden war er ohne Bewußtsein.

Ihre  
Maria af Geijerstam

---

## Besuch in Löwen / von Heinrich Eduard Jacob

Durch schweren, ekelsüßen Geruch von Brand und Schutt, darunter Unbegrabene faulten, fuhr mich der Zug in den Bahnhof ein. In diesen Glaswänden hatte Gewehrfeuer gehaust: sie waren am fünfundzwanzigsten August das Ziel der belgischen Divisionen gewesen, die aus Antwerpen heranzogen; und hierhin hatten von der Stadt aus die schießenden Bürger den rheinischen Landsturm abdrängen wollen. Es mißlang; — und wie sehr es mißlungen war, erfuhr ich, da ich den Vorplatz betrat.

Das Denkmal van de Wehers, des bandgeschmückten Diplomaten und Ehrensohnes von Löwen, starrte vortwärts in leere Luft: die Giebel, die Häuserfronten, die es umkränzt hatten, standen nicht mehr. Zu Füßen des Erzbildes schloßen gelbe Soldatengräber mit rohem Holzkreuz, rasch aufgeschaufelt. Aber, als ob die Materie zäher lebte denn der beseeltere Mensch: noch stand das Auto daneben, starr, wie der Ueberfall es traf,

mit halbgewendetem Vorderrad, vom Kugelsturm aufgelebert wie von unzähligen Messerstichen trunkener Matrosen.

Ich ging über den Plaz. Was mochte das erste Haus dort für Menschen beschirmt und begraben haben? „Hier stand ein Hotel“, belehrte mich der härtige Posten, der langsam die Straße herabstampfte. Ich erkannte das Firmenschild, Scherben einer Kaffeemaschine, Konservenbüchsen, das Skelett eines Palmenkübels. Durch Ruinen tretend, fand ich die Küche im zerrissenen Erdgeschoß und sah erbleichend einen geschwärzten Eisschrank: in ihn hatte Zufall oder grausige Ironie das verbrannte Wein einer Frau geworfen. Ich tastete weiter, die Gasse des Schreckens entlang. Aus Trümmern hing mir eine Haustür entgegen, die vom Feuer verschont, aber von Kolbenstößen durchrissen war wie Papier. Ich kam an Häusern vorbei, die hohle Speicher geworden waren; der Schutt aller Wohnungen war lawinengleich in die Mitte hineingestürzt. Rätselfhaft hing zuweilen eine Wasserleitung, ein Marienbild droben noch fest an dem Plaz, an den Menschenhand es gestellt hatte; der freien Luft gräßlich benachbart, sahen die Zimmerreste wie eiternde, unverbundene Wunden aus. Vor einem Gebäude hatten Bronzekandelaber glutweinend ihre Form verloren und waren zu klumpfüßigen Schlacken geronnen. Ein andres Haus reckte noch seine Hintermauer auf, ein Chaos von Eisenträgern hatte die Front zerschlagen. Ein drittes schien auf einem Fuße zu hinken, ein Windstoß konnte es ganz zu Lode bröckeln. Einäugige Häuser traf ich und blinde, die meisten mit offener Brust, und alle stumm.

Mit freischendem Spotte schien überall die Flamme den Untergang des Geschaffenen belacht zu haben. Sie legte ein Haus auf sein Angesicht, doch sie verschonte die Karnatiden am Tor, die fortan mit einem Ausdruck furchtbarer Wohlhabenheit nichts als den grauen Himmel stützten. Sie umschritt, wie ein tierhäuptiger Gott, eine blaue Luxusglastür und stürzte sich auf den Dachstuhl; sie flog unschädlich über ein Treibhaus hin und biß sich schmakend in Bett und Tapete ein. In einer Straße, die nicht mehr lebte, sah ich noch weiß, noch unvergilbt, die Mahnung des bläulichen Tierschutzvereins: „Behandelt die dieren met zachtheid“ — in einer Straße, in der die Menschen einander nicht mit Zartheit behandelt hatten. Welch kalter, rechnender Künstler war dieses heiße Feuer gewesen! Wie ein Artist, der stahlhart mit überlegenen Mitteln zu Werke geht, hatte es fürchterlich für Abwechslung gesorgt, hatte hier ein Haus zu einem Architekturbeispiel für Genua umgegossen, dort eines so lange benagt, bis es einem Venezianerpalast gleich.



Das Haus eines Handschuhmachers brach ganz unter seinen Flügelhieben zusammen, aber das Wahrzeichen, ein großer Handschuh aus rotem Eisenblech, kam heil mit geschwärmtem Mittelfinger davon. Das Stadttheater wurde nur innen zu Asche zerfressen; die Wände mit ihrem Bewurf von Ehren und tragischen Farben waren wie von der gnädigen Laune eines unbegreiflichen Herrn verschont.

Flohen hier Plinius und die Seinen, das Haupt in Rissen gehüllt, durch den Einsturz der Straßen hin? Nein; — aber es gibt Dinge, Menschendinge, die so grauenvoll sind, daß man sich segnet, Latein gelernt zu haben. Müßte man sie als Zeitgenosse allein auf die Schultern nehmen, man würde taumeln. Das Gefühl, nach Atem ringend, ruft Maske und Gleichnis herbei. An einem antiken Bild, einem bronzenen Vers richtet die schwankende Fassung sich wieder auf — und vielleicht konnte dieses Löwen nur ertragen, wer einige Augenblicke an das Jahr 79 nach Christi Geburt und an das feste Todesgespräch togabekleideter Männer dachte.

Dennoch gleicht Löwen nicht Herfulanum. Ist diese Stadt etwa ganz vom Erdboden verschwunden, ist erst durch den Spaten der Ort zu ergraben, wo sie stand? Keineswegs. Wenn der französische und der englische Mensch derlei ausspricht, so ist er böswillig oder falsch berichtet. Der deutsche Generalstab bemüht sich, die Wahrheit zu verbreiten: der Welt mitzuteilen, daß Löwen noch lebt. Jeder von den ganz Wenigen, die in den letzten Wochen Gelegenheit hatten, es nachzuprüfen, wird sich — und nicht als Deutscher allein, sondern als Europäer — zu der Aussage beeilen müssen, daß dies ungelogen ist. Ich kam, nachdem ich das Viertel zwischen dem Bahnhof und dem Marktplatz verlassen hatte, zu ruhigen Straßenzeilen, unversehrten Häusern. Ich durfte mich überzeugen, daß etwa vier Fünftel der Stadt ungefränkt dastanden, vor allem die Gotteshäuser. Nicht ein Stein war verletzt an dem edlen gotischen Bau von Saint Jacques, der die schönsten Tierdarstellungen von Franz Snijders enthält nebst Gemälden van der Hulsts und der beiden Geedts. Völlig erhalten traf ich Saint Joseph mit den Fresken von Meunier, die Gertrudenkirche, die Michaelskirche und Saint Quentin, einen von der Rubens-Schule leidenschaftlich ausgestatteten Raum. Nicht eine Kugel nicht ein Funke hatte die Kollegien Hadrians des Sechsten und der Maria Theresia (welche zusammen die Universität bildeten), getroffen, noch etwa das Rathhaus, einen wunderbaren Umschwung aus Stein, den Matthäus de Vanens, der Materie spottend, wie ein Spitzenlinnen gehäfelt hat.

Die Universitätsbibliothek war leider einem bösen Schicksal anheimgefallen — dem gleichen Schicksal, dem im Jahre 1870 aus gleicher Ursache die Bibliothek in Strassburg erlegen war: in ihrer nächsten Umgebung hatte sich ein strategisch mißbrauchter Punkt gefunden. Die wertvollen mittelalterlichen Mönchsschriften, die hunderttausend Bände und das schöne gotische Kunsthaus der Weber (darin sie untergebracht waren) haben untergehen müssen, weil auf dem Turm der etwa sechzig Meter entfernten Kathedrale von Saint Peter ein belgischer Priester ein Maschinengewehr verborgen hatte. Diesen schlechten Hirten, der nicht zögerte, ein zwiefach heiliges, Gott und der Kunst geweihtes Gebäude zu einer Stätte von militärischem Nutzwert zu machen: ihn allein treffe Schuld und Schande! Ihn, und nicht das blutunterlaufene Auge des deutschen Soldaten, das todbedroht hinspähend durch Geschrei und Schüsse nicht Zeit hatte, einen kunstgeschichtlichen Kursus zu nehmen.

Schweres, aber nichts Unheilbares ist der Kathedrale geschehen: da ich einiges kunstgeschichtliche Material mit mir führte, konnte ich mich davon überzeugen. Im Kreise den Bau umgehend, bemerkte ich, daß das schöne Portal aus dem sechzehnten Jahrhundert wohl für immer zerstört, daß aber West- und Nordseite fast völlig erhalten waren. Der Dachstuhl glich einer nasenlosen Maske, der Turm mit dem wertvollen Glockenspiel war fortgerissen; an allen Seiten aber waren die kostbaren vielfarbigen Glasfenster gesund geblieben, und auch der Uebermut der grotesken Dachtropfenköpfe aus Stein. Im Inneren, in das durch den verbrannten Dachstuhl längs zweier Kraterlöcher das freie Licht fiel, fand ich zu meinem Erstaunen nur ein verbranntes Bild. Ein schwarzer Hockhaarfelsen, hing es vom Rahmen: es war ein De Craher gewesen, der, wie ich den Reden des Rüstlers entnahm, vielleicht den Heiligen Boromaeus dargestellt hatte. Die übrigen Bilder zeigte der Mann mir wohlverpackt und sorgsam gepflegt im Rathause: es waren unter anderm einige Bilder von Bouts, die lange als Tafeln von Memling gegolten hatten, und Rougier van der Wejdens 'Abnahme vom Kreuz'. Ganz erhalten sah ich auch die hoch im Dämmer der Innentrappe schwebenden Fresken, betende Engel, die vielleicht Hugo van der Goes gemalt hatte. (Das Erptychon, das in dieser Kapelle stand und von Quentin Massys stammt, befindet sich längst in Brüssel). Recht herrlich schien mir in der Peterskirche die Holzkanzel, geschnitten von Berger im Jahre 1742, und ich begriff wieder einmal nicht, warum unsere zünftige Kunstgeschichte so viele Schöpfungen des Spätbarock als schwülstig und lügenhaft abtut. Das rauschend

erhigte, von heftigem Pathos erfüllte Werk zeigte an der Vorderseite Paulus als römischen Krieger, mit seinem Pferde rasselnd gestürzt, und rücklings Petrus, wie er anastvoll dem krähenden Hahne lauscht. Im einzelnen schien es mir freilich allzu oft Verbruggens Kanzel (in Brüssels Sainte Gudula) zu zitieren; ja, Bergers Tierplastiken waren nichts mehr als eine seelenschwache Kopie davon.

Mit solcher Streiferei und Betrachtung hätte ich fast zwei entdeckersfreudige Stunden hingebracht, wenn nicht inständigst und in jedem Augenblick der böse, schwere Geruch mich gemahnt hätte, wo ich mich befand. Himmel! Wo hätte ich Ruhe des Schauens hernehmen sollen, wenn doch vor jedes Meisters Farrentafel der Schauer eines verbrannten Beines geworfen war? Konserve in einem Eisschrank?! O Schurkerei, maßlose Schurkerei des Todes! Ein Bein, Stück eines Menschen, lebendig sonst hinfedernd über Treppen, durch Stube, Stadt, Wiese — und nun? Wird dir nicht übel, Horatio?

Mir wurde übel. Eine Uebelfeit der Seele befiel mich, während ich durch süßlichen Brodem, durch die zerfallenden Farben der Häuserkadaver dem Bahnhofe wieder zuschritt. Der Abend kam, sternlos und grau — ich ging und hatte Sehnsucht nach einem Trunk frischer und bitterer Luft. Er ward mir nicht zuteil. Der Zug nahm mich auf und führte mich Brüssel entgegen, einer Stadt, die mit Parks, Bars und Kokotten, Palästen und lichtschießenden Straßen wie eine einzige rote Nacht fieberte. Einer Stadt, die, schön und grenzenlos eitel, Wachs in den Ohren trug und nichts wissen wollte von dem, was einige Kilometer nördlich die Hölle an Elend aufbot. Während ich aber aussteigend in sie eintauchte, widerfuhr mir ein kleines Erlebnis, das alle Ehrfurcht und allen Ekel vor dem Geiste des Menschen noch einmal in mir aufrührte. Wie betriebsam ist doch der Mensch, wie schlau, wie dehnbar, wie unzerreißbar selbst durch Katastrophen! Vor vier Wochen traf Löwen der Schlag — sollte man glauben, daß seitdem, daß hieraus ein neuer Erwerbszweig entsprungen sei? In einer Seitengasse, vor einem Menschenhaufen, warf sich ein Greis an die Erde, wimmernd: „Ce matin . . . quat' heures . . . je suis allé de Louvain . . . jusqu' ici . . . j'ai faim.“ Von vier Uhr morgens, von Löwen zu Fuß hierher? Ich griff in die Tasche, ihm Geld zu geben. Ein gut gekleideter Herr aber zog mich bei Seite. „Ce n'est qu'un farceur!“ sagte er zwischen den Zähnen. Ich begriff nichts; — aber wirklich: als ich mich zu dem Gesunkenen niederbeugte, roch sein Mund nicht nach verbranntem Gemäuer, nicht nach Hunger, sondern nach Schnaps.

# Die Perser / von Aischylos

Uebertragen von Lion Feuchtwanger

## Personen

Chor persischer Greise

Atossa

Bote

Der Schatten des Dareios

Xerxes

Ort: Vor dem Grabmal des Dareios

## Chor

Ins hellenische Land zog das persische Heer.  
Wir blieben, die Paladine, zurück,  
Zu hüten des Hortes, zu hüten des Hauses,  
Der goldenen Burg. Nach Alter, nach Würde  
Hat der König selbst, der Dareios-Sproß,  
Hat Xerxes der Herr,  
Des Landes zu warten, uns Greise bestellt.

Um die Heimkehr aber des Herrschers, des Heeres,  
Des zahllos prangenden, Unheil verkündend,  
Erbangend schon schwillt mir  
Im Busen das Herz.  
Denn alle die Kraft, die Asien gezeugt,  
Zog hinaus. Nach dem Manne ruft klagend die Braut.  
Und kein Bote bringt uns, kein Läufer, kein Reiter,  
Keiner uns Kunde.  
Die Krieger indes, aus Susa die Unfern,  
Aus Kissa jene und die aus Ekbatana,  
Zogen ins Weite,  
Zogen zu Fuß und zu Roß und zu Schiffe,  
Scharten sich, drängten sich, strömten zum Kampf.

Amistres führt, Megabates, Artaspes,  
Es führt Artaphernes die persischen Streiter,  
Selbst Könige sie, doch zinsbar dem größern,  
Unserm König, zahllosen Heeres Hüter,  
Hochreitende, bogengewaltige,  
Zu schauen furchtbar und furchtbar im Kampfe,  
Starkherzig und kühn.  
Artembares dann, der Rossebezwinger,  
Und Masistres und der Meister des Bogens,  
Der edle Imaios, Pharandakes auch,  
Und der Rossetummler Sothanes.

Es mehren die Scharen die Streiter Aegyptens.  
Wo am Strande des Nilstroms Untiere sich dehnen,  
Wo Theben, die heilige Memphis ragt,  
Von dorthier kam Sufistanes, Arsames,  
Pegastagon, Ariomardos, der Fürst,  
Und zahllos wimmelnd  
Des sumpfigen Deltas schiffkundiges Volk.



Selbst die weichlichen Linder folgen zu Hauf  
Und die ganze Schar, die das Festland bewohnt.  
Mitrogahtes führt sie und Arkteus, der Held,  
Des Großherrs Verweiser.  
Und das goldreiche Sardes sendet Gefolgschaft,  
Streitwagen, vierspännig, sechsspännig die Züge,  
Daß das Herz erzittert beim Anblick.

Auch des Imolos Volk dräut mit eisernem Joch  
Dem Nacken der Griechen: Thargbis, Mardon,  
Die Meister des Speers, und die mythischen Krieger,  
Lanzenbewährt. Selbst die goldene Babel  
Schickt in buntem Gewühle wimmelnde Reihn  
Von kundigen Schiffen und Schützen.

Was immer ein Schwert trägt in Asiens Gauen,  
Gehorsamt dem wuchtenden Sendwort des Herrn.  
Dahinzog die ganze Blüte der Perser.  
In Sehnsucht seufzt das Land, das sie nährte.  
Es zählen die Eltern, es zählen die Weiber  
Zagend die Tage, die zögernde Zeit.

Schon auf der andern Seite des Meeres.  
Im Lande des Nachbarn,  
Des Herrschers städtestürmendes Heer  
Drang schon über den Sund der Helle  
Auf seilgewundenen Flößen,  
Zwang sein Joch um den Nacken der See,  
Den Schiffspfad seiner dichtbalkigen Brücke.

Des mannreichen Asiens hochwaltender Herr,  
Weit treibt er über den Erdkreis vom Land her, vom Meer her  
Seiner Krieger unermesslichen Schwarm,  
Vertrauend den kühnen gewaltigen Führern,  
Er, des goldentsprossnen Geschlechtes  
Gottgleicher Sproß.

Gleich dem mörderischen Drachen blüht er blauflimmernde Glut.  
Vielhändig ist er, vielschiffig; auf syrischem Wagen jagt er  
Und bringt den bogenmeisternden Krieg  
Speerkundigen Feinden.

Nein, keiner steht, und sei er der Stärkste.  
Keiner dem Strom seiner Mannen.  
Mit Dämmen zähmt keiner entfesselte Flut.  
Unaufhaltbar zieht das persische Heer,  
Unbezwingbar sein Volk.

Doch wenn die Gottheit Trug sinnt und Ränke,  
Welcher der Sterblichen kann dann entfliehn?  
Wer ist auf Erden,  
Ihr zu entspringen, beschwingt genug?  
Schmeichelnd ja lockt sie und lockt in das Fangnetz der Blendung das Opf-  
Draus zu entspringen ist keinem vergönnt.

Auch der Perser Los ward beengt und begrenzt.  
Brecht Burgen im Krieg! Spornt Rosse! Stürmt Städte!  
So fügt es die Schidung, gebot es der Gott.

Sie aber lenkten aufs Meer den Blick,  
Ließen von seinen Fernen sich locken,  
Von den weiten Straßen der salzigen See,  
Der von jeglichem Hauch zerrwühlten,  
Trauten den menschentragenden Balken  
Und der Taue schwankendem, schwachem Geflecht.

Nächtig drum erhebt mein Herz  
Gram! Graun! um Persiens Heer,  
Daß nicht Susa, der Männer entblößt,  
Also jammre: Gram! Graun!  
Daß nicht Rissias hohe Stadt  
Gram! Graun!  
Widertöne diesen Ruf,  
Aufgeschreckt der Weiber Schwarm  
Heulend die Byssus-Gewänder zerfesse.

Alle ja zogen sie, Reiter, Krieger,  
Wie die Bienen zu Hauf folgen der Königin,  
Alle dem Heeresgebieter nach.  
Das leere Lager nehet mit sehnenden Tränen  
Die Perserin, einsam, ach, blieb sie zurück,  
Und härt sich und grämt sich und schmachtet dem Mann nach,  
Den sie, den kühnen, gesandt in die Schlacht.

Doch nun, ihr Perser, laßt uns hier  
An würdiger Stätte, die Not erheißt es,  
Zu ernstem, tiefsorgendem Rat uns setzen.  
Wie mag es um Xerxes bestellt sein,  
Den Dareios-Sproß, den Fürsten des Reichs,  
Ihn, des Ahn uns den Namen gegeben?  
Errang triumphierend des Bogens Geschöß,  
Errang sich des Speeres Spitze den Sieg?

Doch sieh! wie aus Götter-Aug ein Strahl  
Aufleuchtend erscheint die Mutter des Königs,  
Die Herrin, die Königin. Nieder in Staub!  
Und grüßet sie alle volltönend in Ehrfurcht!

(Fortsetzung folgt)

---

## An das Oberkommando

Ich muß' es dreimal sagen. Und zweifle, daß es helfen wird. Daß Einer über die Theaterschmach nicht denkt wie ich, ist schwer zu glauben. Der einzelne Protest verhallt. Vielleicht, wenn sie in Rudeln kommen; vielleicht, wenn sich ergibt, daß rechts und links (nach der Gruppierung der Vergangenheit) der Ekel gleich groß ist; vielleicht, wenn die Behörde, die während dieses Kriegs Berlin in würdigem Zustand halten soll, die Meinungen gereinigt von dem aktuellen Drum und Dran und wie im Chorus hört — vielleicht, daß dann .... O glücklich, wer noch hoffen kann!

\*

Tag: Aus der gedankenlosen Wikelei, die ein qualvolles Verbluten von Hunderttausenden so auffaßt wie eine Schuljungenzüchtigung, kann der neue Geist keinesfalls ausblühen. Sie zeigt vielmehr

den ehernen Bestand der gottverlassenen Leichtfertigkeit von vorgestern an. Ein Unglück für uns, wenn wir sie dulden oder gar beklatschen.

**Vossische Zeitung:** Es ist auf die Dauer nicht erträglich, heute auf der Bühne, zur Rührseligkeit oder zum Kalauer verarbeitet, wiederzufinden, was gestern noch unser Herz stoßen ließ. Ernst und schwer schreitet das Schicksal der Welt seinen Gang. Festen sich aber die Schnelldichter an seine Sohlen, so wäre es für Kunst, Künstler und Publikum besser, wenn die Bühnenhäuser geschlossen bleiben.

**Tägliche Rundschau:** Daß diese Albernheiten sich unter den erschwierenden Begleitumständen der Wiß- und Geschmacklosigkeit gerade immer nur mit diesem furchtbarsten Krieg, den die Welt je gesehen hat, beschäftigen, in dürftigem Singsang und Wortwitz das blutige Ringen Deutschlands zur Posse ausklachten: das geht einem empfindenden Menschen denn doch auf die Dauer zu weit.

**Berliner Morgenpost:** Ich bin auch für Firigkeit. Aber solchen Stoffen gegenüber wird sie Taktlosigkeit. Wie jeder und alles heute muß auch die Bühne mit höchstem Pflichtbewußtsein an ihre Arbeit gehen. Es gäbe für sie genug zu tun. Aber die gewaltige, furchtbare und heilige Angelegenheit des Krieges wollen wir uns nicht mit Couplets und Kalauern begrinsen lassen.

**Deutscher Kurier:** Es ist wirklich zum Weinen, daß man einem berliner Publikum in dieser heilig-ernsten Zeit solche Machwerke zu bieten wagen darf.

**Deutsche Tages-Zeitung:** Es ist nicht leicht, den Efel vor dieser Geschäftsdichterei, die mit dem Furchtbarsten und Heiligsten Handel treibt, hinunterzuwürgen. Ob man in London und Paris den Krieg ähnlich geschmacklos bedichten und besingen läßt? Ob dort ein ebenso flebriger Brei jubelnd genossen wird?

**Vorwärts:** Wir haben bei jeder einzelnen Gelegenheit gesagt, wie geschmacklos, wie albern und unkünstlerisch diese Machwerke sind. Es ist ja überhaupt merkwürdig, daß in diesen schwerernsten Zeiten ein Bedürfnis nach solcher leichten Possen-Amüsiertkunst bestehen sollte. Die Arbeiterschaft hat empfunden, daß grade jetzt die Kunst Trost und Erhebung spenden kann, aber nur die ernste, die würdige Kunst. Wir wünschen im Interesse unserer notleidenden Künstler, daß die Theater im Betrieb bleiben. Aber es wäre ein trauriges Zeichen, wenn der Betrieb nur mit solchen Stücken bestehen könnte.

**Berliner Neueste Nachrichten:** Die blutigsten Kalauer müssen herhalten, die weithergeholte Sentimentalität wechselt mit posenhaften Albernheiten. Der Krieg entschuldigt vieles, aber nicht alles.

**Freisinnige Zeitung:** Fehlt es unsern Schriftstellern an ethischem Rückgrat (wer dieses hat, besitzt von selbst Geschmack und Takt), fehlt es ihnen an Gefühl für die Mühseligkeiten, Entbehrungen und Leiden, denen unsre Truppen, jede Stunde den Tod vor Augen, tapfer standhalten müssen, fehlt es ihnen an Empfindung für das, was jetzt für Deutschland auf dem Spiel steht, was die Millionen unsres Volkes, in Palästen und Hütten, erregt, bewegt, beflügelt und aufwühlt, dann muß man ihnen eben zurufen: Hände weg!

**Kreuz-Zeitung:** Es ist grundfalsch, solche Amüsiertstücke die angemessene Befriedigung des verständlichen Bedürfnisses befreiendem, lösendem Humor passieren zu lassen: dieser Humor befähigt nicht, er erhebt nicht aus der Kleinheit des eigenen Kammers zu Höhe einer Entrücktheit vom beklemmenden Alltag, er setzt vielmehr ganz abgesehen von der sich hier regelmäßig breitmachenden abscheulichen Prahlucht und der immer einmal hervorschauenden Zweideutigkeit

keit, eben diese Größe herunter, betreibt sein Geschäft recht eigentlich in der Zerstörung von Idealen, die für den gedankenarmen Primitiven allerdings immer eine höchst scherzhafte Sache war. Die Gefahr ist nicht allein, daß die unwiederbringliche Gelegenheit zu einer Verbreitung großer Kunst verpaßt wird: schlimmer ist, daß unerfreuliche Instinkte des Volkes, die von der Glut unsrer Tage hätten ausgebrannt werden können, nun wach und lebend erhalten werden.

## Geschäftspatrioten / von Willy Ludow

Ueber Geschmäcker läßt sich streiten. Der eine abonniert die „Woche“, der andre die „Deutsche Rundschau“. Jeder mag nach seiner Fassung selig werden. Die Illustrierte Zeitung in Leipzig wirbt Abonnenten durch einen Aufruf, der besagt, daß diese Wochenschrift es „als patriotische Pflicht erachtet, den Lesern, unter Aufbietung großer Opfer und unter Mitarbeit hervorragender Künstler (wie C., nämlich Court Barber) sowie namhafter Autoren, glänzend ausgestattete Nummern zu bieten. Von den zeichnerischen Mitarbeitern weilen allein drei auf dem französischen Kriegsschauplatz und sind lediglich im Interesse der Illustrierten Zeitung tätig.“

Auf diese Herren zeichnerischen Mitarbeiter möchte ich aufmerksam machen. Nach Ausweis der Beiträge gehören zu ihnen ein Frédéric de Haenen und ein S. Begg. Vorsichtigerweise sind diese „Künstler“ nicht in dem Aufruf genannt; man kann von ihnen nicht sagen, daß sie „lediglich im Interesse“ der Illustrierten Zeitung tätig sind: denn The Illustrated London News kann sich ihrer Mitarbeiterschaft ebenfalls rühmen. Die Ausgabe vom zwölften September dieser Wochenschrift bringt von S. Begg ein zweiseitiges Bild des Brandes in Löwen. Man — leihe sich die Kriegsnummer 7 der Illustrierten Zeitung: auf Seite 438/439 findet man eine Zeichnung von S. Begg mit dem Titel „Wahrheit und Lüge“ (nomen est omen!) und dem Hinweis auf den Opfermut unsrer Truppen bei der Rettung des Rathauses. Wenn man das untere Drittel des Bildes zudeckt, hat man zwei Drittel der Reproduktion in der London News! Die deutschen Soldaten zeigen sich dort allerdings — dem Titel und der Fußnote entsprechend — als „Ger-Huns“. Sie kümmern sich den Teufel um Brand und Rathaus und delectieren sich an geraubtem Champagner und gestohlenen Zigarren. Die deutsche „Bearbeitung“ war durch ein bißchen Deckfarbe leicht herzustellen: Sektflaschen und Zigarrenkisten verschwanden, und die vergnügten Gesichter der Feldgrauen geben dem Beschauer Rätsel auf .... aber nein doch, das ist ja die Freude über die geglückte Rettung des historischen Bauwerks!

Soll ich noch hinzufügen, daß sich von Frédéric de Haenen in dem englischen Blatt eine Zeichnung befindet, auf der man sehen kann, wie die „harmlosen“ Bewohner des belgischen Dorfes Cortenberg von den deutschen Hunnen zusammengeschossen werden, wie ein feldgrauer Barbar einem kleinen Jungen den Gewehrkolben in den Nacken stößt? Und soll ich weiter sagen, daß dasselbe Bild bis auf den — weg-radierten Soldatenarm mit Gewehr sich in unsrer Nummer 7 der Illustrierten Zeitung auf Seite 435 findet? Nicht einmal die Stellung des Jungen hat dieser „Künstler“ geändert: der scheint jetzt mit dem Arm, den er zur Abwehr erhoben hat, dem Soldaten eins auswischen zu wollen.

Eine bestimmte Sorte von Patrioten, die durch ihre literarischen Taten nicht das gewünschte Aufsehen machen konnten, wollen schon



jetzt dafür werben, daß nach dem Kriege die Literatur und Kunst des feindlichen Auslands honfottiert wird; das heißt: sie wollen uns in dieselbe Verblöddung hineintreiben, an der unsre Liebwerthen bösen Nachbarn bisher gelitten haben. Diese Leute sollten ihr Deutschtum im eigenen Hause betätigen und gewisse Verlagsinstitute auf ihre Stubenreinheit prüfen.

Es kommt in puncto Patriotismus heut und in Zukunft weniger auf den Verdienst (profit) als auf das Verdienst (mérite) an, was nebenbei ein Grund mehr sein sollte, dem höchsten preußischen Orden den französischen Namen zu lassen. Es könnte sonst einmal Verwechslungen geben.

---

## Antworten

**W. E.** Ein neuer Kleist? Doch nicht ganz. Auch der alte hätte vielleicht im Schützengraben Gedichte gemacht, vielleicht. Aber erstens wären sie besser gewesen, und zweitens hätte Heinrich sie sich in die Stiefel gesteckt, während sein Nachkömmling Fritz sie nicht nur an berliner Tageszeitungen verschießt, sondern zwischen den Schlachten sogar fähig ist, genau darauf zu achten, daß die drei großen Verlage Mosse, Ullstein und Scherl einander nicht beneiden. Immer hübsch abwechseln, und zwischendurch noch die Chefredakteure und Theaterkritiker dieser Blätter mit Feldpostkarten bedenken, die vielleicht gedruckt werden könnten und tatsächlich gedruckt werden. Ein Ulanenoffizier, der sich nicht erst nach dem Kriege, sondern schon während des Krieges als mittelmäßiger Lieblingsdichter der Zeitungsleser etabliert: das ist sicherlich eine Errungenschaft, die dieser Krieg vor allen frühern Kriegen voraus hat, und um derentwillen man die Post, den Telegraphen, die Eisenbahn und die Rotationsmaschine unerfunden wünschte. Aber wie soll man die Jugend loben, kommt doch das Vergernis von dem fünfzigjährigen Dehmel, der das Verdienst, sich als Kriegsfreiwilliger gemeldet zu haben, gleich wieder in Frage stellt. Er muß auch Offene Briefe darüber schreiben: einen an seine Kinder, einen an Alfred Walter Heymel; und er muß mit Tornister, Flinte und Helm in jedem illustrierten Blättchen prangen. Moissi, Clewing, Durieux und Frieda Walden, die Ihr bei Beginn des Krieges Vergernis gegeben habt: Euch ist alles verziehen. Woher brauchet Ihr zu wissen, was in diesen Zeiten schädlich ist, wenn selbst die Dichter und Denker es nicht wissen!

**G. B.** Ich bin mir selbst darüber klar, daß ich mit einem Stimmchen gegen einen Orkan ankämpfe: aber man muß ankämpfen, man muß protestieren. Jetzt wieder diese Notiz: „Ein vaterländisches Singspiel für unsre Kinder, Vater zieht ins Feld“, wurde vom Theater an der Weidenbammer Brücke für die geplanten Kindervorstellungen erworben.“ Wer da nicht tobt, den beneide ich nicht. Man weiß, daß die Friedensstücke für Kinder von nie zu schildernder Schrecklichkeit waren, man weiß, wie die Kriegsstücke für Erwachsene aussehen, und man kann danach ungefähr ermessen, wie die Kriegsstücke für Kinder aussehen werden. Soll man hier wieder wehrlos sein? Bei den Kriegspossen gab es gegen ihre Bekämpfung immerhin den Einwand, daß Menschen die sie besuchen, schließlich nichts andres verdienen. Aber gegen die Vergiftung der Kinder wird hoffentlich der Staat, der grade jetzt auf die Gesundheit und Tüchtigkeit dieser Kinder angewiesen ist, die Mittel finden. Wenn auf der Straße ein Pferd zu unsanft behandelt wird ist der Tierschutzverein höchst wirksam zur Stelle. Nun heißt es endlich: Kinderschutzzvereine gründen.

## Die Türkei

Wird es lange dauern, bis im Schwarzen Meer ein paar Duzend Schiffe auf einander zu stoßen, über deren Wert oder Unwert wir nur recht unzuverlässige Nachrichten haben? Die türkische Flotte ist von englischen Marineoffizieren hergerichtet, und nicht nur die Flotte, nein, auch die Minensperre, die Konstantinopel besser beschützt als die Befestigungen am Bosphorus und an den Dardanellen. Immerhin: auch diese Befestigungen haben die Engländer teils angelegt, teils verbessert. Sie kennen jede Schraube an jedem türkischen Kriegsschiff und die Einzelheiten aller Seebefestigungen. Vor einigen Wochen wurden die Herren der „Navy“ von deutschen Marine-Artilleristen abgelöst. Sie verließen Konstantinopel, aber nur, um sich auf die russischen Schiffe im Schwarzen Meer und die vor den Dardanellen kreuzenden Einheiten ihrer Mittelmeerflotte zu verteilen. Gewiß werden in der Zwischenzeit sowohl die Minensperren wie die Befestigungsanlagen wichtige Veränderungen erfahren haben. Trotzdem wissen die Befehlshaber der beiden Flotten von den Verteidigungsmitteln des möglichen Gegners mehr, als sie durch eine regelrechte, langjährige Spionage hätten erfahren können. Wer wird sich da wundern, wenn die Türken keine rechte Lust zeigen, aus ihrer Neutralität herauszutreten?

Niemand kann ihre Zurückhaltung mehr bedauern als die Engländer, die im Dämmer zwischen Krieg und Frieden viel zu verlieren und nichts zu gewinnen haben. Es kann der Augenblick kommen, wo die Lage in Ägypten die Engländer zwingt, mit eigener Hand das Lauffeuer anzuzünden, das Kairo, aber noch lange nicht Aden, und mit Konstantinopel keineswegs auch Delhi und Lucknow in Brand zu setzen brauchte. Was sie zurückhält, ist einzig und allein die Tatsache, daß hier die Interessen der Entente-Mächte auseinandergehen. Brennt erst Ägypten, dann ist auch Tunis nicht mehr sicher: dazwischen aber — eine weitere Komplikation — liegt das italienische Tripolis. Uebrigens herrscht, auch dies sei der wohlwollenden Beachtung stürmischer Auslandspolitiker empfohlen, über die Lage der Speckseite, wonach mit der patriotischen Wurst geworfen werden soll, unter den Türken ebenso wenig Einigkeit wie unter den Bulgaren.

Angenommen, die Türken wagten das gefährliche Spiel, so bliebe die Entfesselung des „Heiligen Krieges“, die den deutschen Zeitungsleser nun schon bis in seine Träume verfolgt, trotzdem, was er immer war: eine gern gesehene Perle des Kleinen Feuilletons. Das grüne Banner des Propheten kann nicht mehr entfaltet werden, weil es dieses Banner nicht mehr gibt. Wer die türkische Armee kennt, weiß, daß sie gewiß Schlachten gewinnen mag, mit Mausergewehren und Kanonen, die von Krupp oder Schneider-Creusot stammen. An die entgeisterten Scharen, die dem grünen Banner des Propheten folgten, erinnert sie nicht im geringsten. Glaubenskämpfe großen Stils will und kann die Türkei nicht mehr führen. Ihr elephantischer Leib wird, im Gegenteil, von einem kleinen europäisierten Gehirn regiert, das, seit der jungtürkischen Revolution, die religiösen Ressentiments verachtet, wenn es sie nicht ganz vergessen hat. Sollte wirklich ein Europäer dumm genug sein, zu wünschen, daß dem anders würde? Ein Heiliger Krieg kann sich nicht gegen ein einzelnes Volk richten. Er hat und würde immer der ganzen Rasse gelten müssen. Mit der Kleinern, sagen wir: dörflichen Ausgabe des Heiligen Krieges, der Aufwiegelung in den Moscheen und Beduinenzelten, wäre nur wenig auszurichten, weil . . . Ein Beispiel für viele. In Hebron erhebt sich eine Moschee über der Höhle, wo Abraham seine Frau Sarah begrub, und wo er selbst und wo auch seine Söhne nun schon viertausend Jahre in der heiligen Erde ruhen. Seit den Kreuzfahrern hat niemand die Höhle betreten. Die letzte Beschreibung von ihr gab, im sechsten Jahrhundert, Antoninus, der Märtyrer. Juden und Christen ist sogar das Betreten der Moschee verboten. Als Eduard der Siebente, damals noch Prinz von Wales, Palästina besuchte, wurde ihm auf ausdrücklichen Befehl des Sultans die Moschee geöffnet. Darüber erzürnten sich die Einwohner von Hebron so, daß sie um ein Haar zu den Waffen gegriffen hätten. Sie rührten nicht einen Finger, als die Franzosen ein Stück ihrer Küste nach dem andern in Beschlag nahmen.

Eine französische, englische oder russische Okkupationsarmee würde im ganzen Küstenland, von Ghazze und Beirut bis Smyrna, wenn sie die Moscheen und die religiösen Gebräuche der Einwohner achtete, kaum mehr belästigt, als wenn sie aus Scharen von Cook-Reisenden bestünde. Sie hätte nur gegen das reguläre türkische Militär zu kämpfen, vielleicht auch gegen „Kriegsfreiwillige“, deren es aber bei weitem nicht so viele gäbe wie in europäischen Staaten und von viel geringerem Kampfwert. Mehr, als Enver Bei in Tripolis an Begeisterung und

Opferfreude herausholte, ist in den Türken von heute einfach nicht enthalten. In Tripolis war es noch immer mehr, als im Balkanrieg diesseits wie jenseits des Marmarameers zum Vorschein kam. Ich spreche, wohlverstanden, immer von der Bevölkerung, nicht von der Armee. Die Armee allein kann und wird vielleicht ein Gewicht in die Wagschale werfen, worin das Schicksal die Herrschaft Englands im Mittelländischen Meere wägt. Voraussetzung wäre, daß die Armee nicht in der europäischen Türkei zurückgehalten würde. Denn wenn die Türkei ihr Heer für den Raum zwischen Adrianopel und der Tschadalia-Linie brauchte, wo sollte sie da die dreihunderttausend Mann für einen aegyptischen Feldzug hernehmen? Die spärlichen Verbindungslinien zwischen Kleinasien und Aegypten besitzen natürlich die Engländer. Sie könnten nur durch sehr starke Truppen forciert werden. Rührt sich aber die Türkei in Europa, so fallen ihr Griechenland und Rumänien in den Arm. Die Bulgaren würden bestenfalls in Serbien einmarschieren.

Die Balkan-Probleme sind noch immer weit von einer Lösung entfernt. Der letzte Krieg hat die Lage eher verwickelt als vereinfacht. Eine zweite Auseinandersetzung bleibt unvermeidlich. Mir scheint, es läge nicht in unserm und der Türkei Interesse, wenn sie schon jetzt stattfände.

---

## Der tote Soldat / von Eduard Saenger

Schont mein Gebein! Schont meinen Schlaf!  
Die Welt ist toll, hat Blut gezecht.  
Ich mich die graue Kugel traf,  
Begriff ich nichts, und das war recht.  
O Vaterland, so groß und frei,  
Ich gab dich hin für ein Stück Blei.  
Was brüllt das Volk die Wacht am Rhein?  
Ich hab gewacht, das Land war mein.

Du liebes Weib und ihr, mein Blut,  
Ihr lebt, weil euch der Gram betäubt.  
Die Welt nimmt euch in kurze Gut,  
Wenn mich die große Hand zerstäubt.  
Mein Leib ist schon der Lösung nah,  
Such Freund und Feind nicht hier noch da:  
Erde bleibt Erden anverwandt,  
Und Erde ist mein Vaterland.



# Der junge Medardus

Lohnt es die Länge, die ungeheure? Man müßte am Ende Wiener sein. Wenn ein Dichter von Schnitzlers Rang und Hans Brenner's Herkunft eine 'Dramatische Historie' machte, die in der Falkoniergasse, hinter dem Gießhause, unter den Linden, auf dem Werderschen Markt, am Krögel, vor der Singakademie, kurz: zwischen Kranzlerede und Mollenmarkt spielte, so würde er bei Einem, der dort aufgewachsen ist, jeden Pflasterstein kennt und diese Gegend manchmal nur besucht, um die vertrauten Steine zu treten, um an seinem Geburtshaus emporzublicken, um sich sehnsüchtig und sentimental mit dem Duft seiner Kindheit zu erfüllen — also der berlinische Schnitzler würde bei mir bereits mit der Ausstattung halbgewonnenes Spiel haben. Bastei, Glacis, Prater, Donau-Ufen, Mariahilferlinie und Schönbrunn: das läßt mich unerweckt. Die Dekorationen und die Lokalbezeichnungen, die vor einem wiener Theaterpublikum für den Autor dieser Szenenfolge dichten und denken: in Berlin nehmen sie ihm gar keine Arbeit ab. Hier muß er sich alles selber besorgen. Und da reicht es, leider, nicht hin und nicht her.

Auf der ersten Seite ist Hoffnung, daß Medardus Klähr die Franzosen von Wien fernhalten wird. Auf der letzten Seite wird dieser junge Medardus auf seinen Wunsch standrechtlich erschossen und Napoleon mit Glockengeläut in Wien empfangen. Dazwischen liegt die langwierige und verzwickte Geschichte eines halben Helden, der nicht einmal das wäre, wenn ein ganzer Held ihm keine Gelegenheit gäbe, nach einem Dasein der Jagheit und Schönrednerei sich zu einer Tat aufzurecken. Lieber den Tod als in der Knechtschaft leben. Poeta propheta. Wovon Schnitzler 1909 geträumt hat, daß sein Oesterreich es um 1914 tun werde, und wozu er es hat spornen wollen: das tut Medardus 1809. Seine Landsleute haben kein Vaterland, keinen Charakter. Sie sind lau, leichtsinnig, naschhaft, klatschüchtig und käuflich. Ob Kaiser Franz oder Kaiser Napoleon: solange sie noch ihre Gaudi haben, ist es ihnen einerlei. Mit hundert Strichen und Stricheln wird das verspielte Wesen dieses schwaghaften, unzuverlässigen, lärmfreudigen Volkes greifbar gemacht. Selbstverständlich sind in diesem Volk nicht alle durch Neigung zu Zweifel, Faulheit und Raunzerei verdorben. Die paar Ausnahmen leuchten umso heller. Sie atmen und haben Gesichter wie die schwachen und schlechten Exemplare. Hätte der Gestalter dieses Gewimmels, der Kenner der Höhen und Tiefen, der musikalische Nachschöpfer kleinbürgerlicher Tonfälle nur auch die Gabe der dramatischen Verkürzung!

Aber er schwemmt vierundsiebzig Personen durch siebenzehn Szenen, die manchmal ausgewachsenen Akten gleichen und mit den Personen eine Not gemeinsam haben: die künstlerisch reizvollsten sind dramatisch entbehrlich und die unentbehrlichen sind schief und blaß geraten. In dieser Arche Schnitzlers wird unser Anteil auf zwei Familien und darin wieder auf zwei Mitglieder gelenkt: auf Helene, Prinzessin von Balois, und auf Medardus Klähr. Was sich zwischen Vorderhaus und Hinterhaus und ihren beiden wichtigsten Bewohnern entspinnt, ist die Haupt-handlung, der man Schlantheit schwerlich nachsagen kann. Von Thrillerschleicherei, Prätendentenverschwörung, blindem Vater und heißblütiger Tochter aus alten Romanbüchern — welch ein Apparat für einfache Tatsache, daß Adelheid von Walldorf mit ihrer Tochter Kunigunde von Thurned keineswegs ausgestorben ist, und daß ihre letzte Enkelin einen Anatol der Befreiungskriege durchaus verführen könnte, wenn

beiden die Nerven und Gliedmaßen von Menschen zuzutrauen wären. Diese Helene, oder besser: Hélène! Sie zerfällt in Politik und Liebe — aber nicht so, daß Schnitzler eine Frau geformt hätte, die sich durch ein paar Nächte in eines hübschen Jungen Arme keinen Schritt breit von ihren hochfliegenden Plänen abbringen läßt, sondern so, daß er zwei Puppen geschnitzelt hat, eine im Unterrock und eine im Panzerhemd, die er immerzu mit einander vertauscht. Und Medardus...

Medardus ist die hohle Frucht von Schnitzlers Ehrgeiz, einmal einen Liebestünstler vorzuführen, für den trotz aller Künstlerschaft die Liebe nicht der Inbegriff ist, der eingedenk bleibt, daß die Zeit nebenbei noch andre Inhalte und Ideen, Strömungen und Ziele hat. Er kommt zwar auf die Bühne meist zu einer Liebesnacht oder von einer Liebesnacht mit Helenen, der Schwester des Jünglings, der seine eigene Schwester zum Doppelselbstmord angestiftet hat; aber er spricht immerhin davon, daß er erstens in den Krieg ziehen, zweitens zu Rachezwecken Helenens Schande verkünden, drittens das Land vom Tyrannen Napoleon befreien wird. Statt dessen geht er erstens zur gefahrlosen Bürgermiliz, verstrickt er sich zweitens viel zu fest in die fabelhaften Nege des Dämons Helene, ermordet er drittens aus Eifersucht sie — die grade Napoleon ermorden wollte. Das hat zwei peinliche Folgen: daß das Land nicht vom Tyrannen befreit wird, und daß der Tyrann Kraft und Muße behält, seinen Möros zu beseitigen. Freilich: Medardus könnte sich im letzten Augenblick retten und gibt sich preis. Was Schnitzler zeigen will? Es ist ja deutlich genug. Den Narren seiner Tat, dem im entscheidenden Moment stets die Hand ausrutscht, ders falsch macht, wie er es auch macht, und dem nur gelingt, was andern so wenig nützt wie ihm: die Selbstaufopferung. Liegt auf diesem Schicksal ein Schimmer von ironischer Behmut, auf diesem Haupt der Glorienschein der tragischen Schlemihle? Nichts liegt darauf. Medardus hat keine Existenz. So wird er sie garnicht verlieren. Er ist, sagt Onkel Eschenbacher, kaum geschaffen, andres zu erleben als den Klang von Worten. Es müßte ihm möglich sein, die Gedichte auf seinen Tod zu lesen und auswendig zu lernen, damit er sich zu einer so unabänderlichen Handlung entschlosse. Wers glaubt, daß der alte Hjalmar Ekdal jemals freiwillig scheidet, mag es dem jungen Medardus glauben. Der stirbt, um nicht zu lügen. Aber noch damit lügt er.

Also ein Stück von Schnitzler, das nicht zwingt. Immerhin: ein Stück von Schnitzler. Am richtigsten hieße es, wie ein Buch von Altenberg: Bilderbogen des kleinen Lebens, des altwiener Volkslebens, worin genug von unserm Leben ist. Es herbstelt ergreifend. Viele machen sich fort und mit allen Schauern. Geschwisterliebe ist stärker als der Tod und die andre Liebe, die aber auch manchmal blutig endet. Freunde sind treu wie Schatten, wenn sie nicht zufällig Verräter sind. Entweste Greise wahren am längsten. Melancholie hüllt jede Heiterkeit in einen matten Glanz. Und überhaupt steht auf diesen zweihundertvierzig Seiten alles, was in allen Dichtungen Arthur Schnitzlers steht. Aber: man muß sichs herauslesen. In seinen Einaktern kommt es besser zur Geltung. Dieses hier ist ein Trumm, um es wienerisch auszudrücken. Ein großmächtiges Stück Arbeit mit dem Fehler, daß es teils zu viel, teils zu wenig Arbeit ist. So tonlos wie geräuschvoll. Einer Palette ähnlicher als einem Bild, wenngleich auf die Palette nicht eine Faust die Farben geschmiert, sondern eine feine Hand sie behutsam gewischt hat. Wie gepflegt die Sprache ist! Fast immer artistisch gepflegt, nämlich aus dem Mund und dem Herzen des Sprechers herausgehört. Manchmal freilich umso überraschender „gepflegt“. Selbst ein Manns-

ferl wie der General Rapp, ein prachtvoll rauher und sachlicher Krieger, entgleist einmal in ein Bonmot von Schnitzler, für das es wirklich keine deutsche Bezeichnung gibt. Solche Kleinigkeiten erweisen, was ihm als Dramatiker schadet: seine elegante Ueberlegenheit. Er steht nicht in diesem Rapp, sondern er hält ihn in seiner Hand. Gar der Herzog von Valois mühte, wie der tapfere Cassian, mit samt seinem Hofstaat an Marionettendrähten baumeln. Abgezirkelte Figuren unter atmenden Menschen, Schein- und Lebewesen, Bewohner zweier Hemisphären, die zu einander nicht in dramatische Beziehungen kommen können: vielleicht ist das wieder einer von den Gründen für den geringen Eindruck des Werks. Es ist ein Werk voll Kunst, aber nicht eigentlich ein Kunstwerk.

Das Lessingtheater hat sich ungeheuer gequält. Man möchte ihm danken, daß es nicht eine Kriegsspoße vorgezogen hat; und man wird ihm einräumen, daß die Aufgabe verdammt schwer ist. Leider kann man deshalb diese Vorstellung noch nicht gelungen nennen. Ohne Striche gings kaum; keiner von uns hätte sonst den Abend überlebt. Barnowsky hat drei ganze Szenen von fünfzig Seiten und innerhalb der übrigen Szenen wahrscheinlich ebenfalls fünfzig Seiten gestrichen. Glückliche Striche? Nicht allein, daß sie das Zeit- und Lokalkolorit abgestumpft haben: sie haben das Drama des Hauses Valois, das an sich gewiß nicht von Belang, aber in sich geschlossen und verständlich ist, bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Der Ersatz in der Darstellung fehlt: ein Hauch von wienerisch süßer Stimmung, von schöner blauer Donau, von lächelnder Schwermut, von der Grazie einer leichten Lebensführung. Aber auch für dieses Manko gibts keinen Ersatz: die drei Hauptrollen sind drei begabten Schauspielern mißlungen. Herr Salfner ist für den Eschenbacher zu schmal, zu jung und zu burschikos. Herr Loos hat für den Medardus gar keine Liebenswürdigkeit und öffnet die Zähne so ungern, daß die herzlichsten Sätze einen gepreßten Ton von Verschlagenheit bekommen. Fräulein Lossen hat weiche, helfende, schwesterliche und beileibe keine „hochmütig mörderischen“ Hände, hat einen Gang, der Bescheidenheit und Demut, aber niemals den stählernen Stolz dieser Helene ausdrückt, und hat überhaupt weder Kälte noch Hitze in ihrem Wesen, sondern nichts als Wärme. Die andern fallen weder erfreulich noch unerfreulich auf. Bis auf sieben von den neunundfünfzig Personen, die übrig geblieben sind. Die Grüning hat den gefakten und den ausbrechenden Schmerz für die Mutter klähr. Fräulein von Hansen ist in anmutigster Einfachheit Tochter, Schwester und Geliebte. Herr Adalbert ist eine Schleimschnecke, schlechtweg eine Schleimschnecke. Herr Herzfeld verkörpert Wien rundherum. Herr Kurt Gög als „der uralte Herr“ ist, wie gewöhnlich, bewundernswert. Abel als Freund Ehelt, der durch das ganze Stück hinkt und zu kluge Reden hält, verdient für seine Maske schon den Preis. Und Kanßler ist ein Rapp von vollendeter Markigkeit. Nur schade, daß man all diese Mühe an ein ebenso achtbares wie aussichtsloses Unternehmen verschwendet hat.

---

## Zu diesem Krieg

### Anatole France

Die Pinguine hatten das erste Heer der Welt. Die Marsuine auch. Und ebenso war es mit den übrigen Völkern Europas. Das wird Keinen, der ein wenig nachdenkt, befremden, denn alle Heere sind die ersten der Welt. Das zweite Heer der Welt — sofern es eins gäbe —



müßte notorisch geringer sein; es müßte mit Sicherheit geschlagen werden. Man müßte es sofort auflösen. Darum sind alle Heere die ersten der Welt. In Frankreich hat dies der berühmte Oberst Marchand begriffen. Als ihn vor dem Uebergang über den Yalu Zeitungsschreiber wegen des Russisch-Japanischen Krieges ausfragten, hat er ohne Zögern beide Armeen, die russische und die japanische, für die ersten der Welt erklärt. Und hervorzuheben ist, daß ein Heer, selbst wenn es vom schrecklichsten Mißgeschick betroffen wird, seinen Rang als erstes der Welt nicht verliert. Denn wenn die Völker ihre Siege der Klugheit der Generale und dem Mut der Soldaten zuschreiben, so rechtfertigen sie ihre Niederlagen oft mit einem unerklärlichen Verhängnis.

\*

Die Pinguine blieben lange eine kriegerische Schar. Einer von ihnen, Jakob der Philosoph, hat ihren Charakter in einem kleinen Sittengemälde geschildert, das man wohl nicht ohne Vergnügen anschauen wird.

Zur Zeit der letzten Draconiden reiste der weise Gratian durch Pinguinien. Als er einmal durch ein kühles Tal kam, wo Ruhelöden in die reinen Lüfte tönten, setzte er sich unter einer Eiche, neben einer Hütte, auf eine Bank nieder. An der Schwelle reichte eine Frau einem Kinde die Brust; ein Knabe spielte mit einem großen Hund; ein blinder Greis saß im Sonnenschein und trank mit halb offenen Lippen das Tageslicht.

Der Hausherr, ein kräftiger, junger Mann, bot Gratian Brot und Milch dar.

Der Philosoph aus Marsuinen nahm diese ländliche Nahrung und sagte:

„Freundliche Bewohner eines freundlichen Landes, ich danke euch. Alles hier atmet Lust, Eintracht, Frieden.“

Während er so sprach, zog ein Hirt vorüber, der auf dem Dudelsack einen Marsch blies.

„Was ist das für eine lebhaft Melodie?“ fragte Gratian.

„Es ist die Kriegshymne gegen die Marsuine“, antwortete der Landmann. „Ein jeder singt sie. Die Kindlein kennen sie, ehe sie noch reden. Wir alle sind gute Pinguine.“

„Ihr seid den Marsuinen nicht gewogen?“

„Wir hassen sie.“

„Warum hasset ihr sie?“

„Danach fragt Ihr? Sind die Marsuine nicht der Pinguine Nachbarn?“

„Gewiß.“

„Nun, deshalb hassen die Pinguine die Marsuine.“

„Ist das ein Grund?“

„Sicherlich. Nachbar heißt Feind. Betrachtet das Feld, das an das meine grenzt. Es ist das Feld des Menschen, den ich am grimmigsten hasse. Nächst ihm sind meine bösesten Feinde die Leute des Dorfes, das am andern Hang des Tals, unter jenem Wäldchen von Weißbirken, emporsteht. In diesem engen, auf allen Seiten geschlossenen Tal liegen nur jenes Dorf und meines; verfeindet also sind sie. Jedes Mal, wenn unsre Burschen denen von drüben begegnen, tauschen sie Schmähungen und Hiebe. Und Ihr verlangt, die Pinguine sollten der Marsuine Feinde nicht sein! Wißet Ihr denn nicht, was der Patriotismus ist? Aus meiner Brust dringen nur zwei Rufe: Hoch die Pinguine! Nieder mit den Marsuinen!“



## Westbarbaren / von Egon Friedell

Kriege sind immer geführt worden; und aus allen möglichen und unmöglichen Gründen: um Worte, um Flaggenstangen, um Pfeffer, um Frauen; bisweilen aus keinem andern Grunde als dem, überhaupt Krieg zu führen. Aber die großen Kriege, die, in denen bedeutsame und geheimnisvolle Kräfte der Vergangenheit und Zukunft sich ausgewirkt haben, sind immer nur aus einem einzigen Grunde geführt worden: sie waren allemal Kulturkämpfe, ob sie sich dessen deutlich bewußt waren oder nicht. In den Perser-Kriegen ging es darum, ob Europa, wie dies seiner geographischen Beschaffenheit entsprochen hätte, wirklich nichts anderes sein sollte als eine vorgeschobene kleine Halbinsel des dumpf dahinträumenden Landkolosses Asien: und dieses starre, uniforme, keiner Weiterentwicklung in Zeit und Raum fähige Asien wurde besiegt durch die klare, wissende, von Bildung zu Bildung fortschreitende Kultur eines winzigen Halbinselchens dieser Halbinsel. In den Punischen Kriegen war zu entscheiden, ob das Rom der tüchtigen Bauern und schlichten Soldaten mit seiner Pflichttreue und Gesetzesfrömmigkeit, seinem Ernst und Ordnungssinn über das Mittelmeer und Europa befehlen sollte, oder der Geist der Gier und Unruhe, der Bestechlichkeit und Handelslist, der Lüge und Goldmacherei, wie er in Rhönizien verkörpert war. Im Siebenjährigen Kriege kämpfte das kleine Preußen gegen fünf Feinde, unter denen sich die drei stärksten Militärmächte des achtzehnten Jahrhunderts befanden, und kämpfte erfolgreich: denn hinter ihm allein stand die neue Kultur, die Europa umbilden und verjüngen sollte. Und im Deutsch-Französischen Kriege ging es nicht bloß um zwei Provinzen und fünf Milliarden, sondern vor allem auch darum, ob Mitteleuropa unter dem Druck französischer Anmaßung, Plattheit und Korruption stehen sollte oder im Zeichen deutscher Bescheidenheit, Gründlichkeit und Solidität, ob der Geist des Bordells und der Spielhölle weiterherrschen sollte oder nicht: Materialismus oder Idealismus? das war letzten Endes die Streitfrage, um die gekämpft wurde.

Kein Krieg ist aber jemals so bewußt und deutlich um Kultur geführt worden und nur um Kultur, wie dieser ungeheure und ungeheuerliche Kampf, in dem alle moralische intellektuellen und physischen Kräfte des Menschen gesammelt ins Treffen geworfen werden: Millionen Herzen, Million Hirne, Millionen Menschengedanken, körperlich geworden Luft und Feuer, Gold und Erde, Eisen und Licht; und all di

einzig und allein, um festzustellen, ob der helle deutsche Gedanke auch weiterhin in Europa siegreich bleiben soll oder nicht.

Der Zweibund kämpft vorläufig gegen sieben Staaten und Völker. Es ist jedoch ziemlich klar, daß es sich im wesentlichen nur um die Völker des Dreiverbands handelt. In diesen drei Nationen ist so ziemlich alles verkörpert, was sich an Macht auf Erden vorstellen läßt. Auf der einen Seite das Land, Land, Land erfüllende Russenreich mit seinen unzählbaren Schwärmen von Menschen, nichts als Menschen, und seiner absoluten Macht, über jede beliebige Erdoberfläche einen dicken zähflüssigen Strom von Soldatenleibern, Pferderücken, Kanonen und Bajonetten zu leiten; auf der andern Seite England, das Seereich, in dessen Gewalt es liegt, alles, was von Wasser umspült wird, zu beherrschen oder zu bedrohen, alle Meere und Schiffe, alle Häfen und Inseln, alle Küsten und Kabel zu bevormunden, zu zerstören oder an sich zu reißen. Und neben diesen beiden: Frankreich, das Jahrhunderte lang eine mehr unterirdische Weltherrschaft ausgeübt hat, indem es sich in das öffentliche und private Leben Europas durch tausend Riten und Sprünge, Kanäle und Kapillaren mit seinem Geist und seinem 'Geist' einsaugte, überall gegenwärtig: in Romanen und auf Weltkongressen, in Ballsälen und Ausstellungspalästen, auf Speisefarten und Theaterzetteln, in Kleidern und Hüten.

Nun hat sich schon in den ersten Wochen des Krieges das in gewisser Beziehung überraschende Resultat ergeben, daß die Barbarei sozusagen von Osten nach Westen gerutscht ist. Während die Engländer zu Wasser und zu Lande, diplomatisch und militärisch sich einer Reihe von Kampfmitteln bedienten, die sich außerhalb aller Zivilisation befinden, und sich als fähig erwiesen, jede Art von Unritterlichkeit, Brutalität und Unehrlichkeit, alle niedrigen und kleinen Kniffe eines unsaubern Geschäftsmannes zur Anwendung zu bringen; während die Soldaten des französischen Sprachgebiets eine geradezu bestialische Kriegsführung annahmen, die derjenigen des Balkans in nichts nachsteht, wurden derartige Dinge von den Russen weit seltener gemeldet, und wir haben Grund zu glauben, daß es sich auch in den berichteten Fällen um Kosaken und wilde Stämme handelt, die im eigenen Lande nicht wesentlich anders verfahren, und bei denen das Brennen und Plündern gewissermaßen noch eine allgemein übliche Verkehrsform bildet. Wenn wir aber etwas näher zusehen, so ist dieses Ergebnis nicht gar so erstaunlich; es bestätigt nur Dinge, die man schon längst dunkel geahnt hat. Treitschke hat den Krieg das

examen rigorosum der Völker genannt. Im Kriege zeigen die Staaten, was sie wert sind, nicht bloß in ihren physischen und technischen, sondern auch in ihren sittlichen Kräften.

Rußland ist ein formloses, schwerfälliges, viel zu großes Untier, das an unheilbarer Fettucht und Gefräßigkeit leidet, in dessen blöden Augen aber doch bisweilen eine Ahnung aufblitzt von der Rätselhaftigkeit alles Geschaffenen und der Güte dessen, der alles geschaffen hat. Wir wissen dies aus den Büchern, die über die Weichsel gelangt sind: einige von ihnen sind von einem ungeheuchelt christlichen, tief demütigen, der Natur nahen Geist erfüllt, der sehr verschieden ist von der parfümierten Bigotterie und kitschigen Freigeisterei der Franzosen und der tief irreligiösen Sonntagsgläubigkeit des Engländer, der einmal wöchentlich rein mechanisch sein Hauptbuch mit der Bibel vertauscht. Rußland ist ein Monstrum, gewiß; aber ein ringendes Monstrum. Ein Volk, dem die rührende Gestalt des impotenten Idealisten Oblomow angehört, das eine so erschütternde Bürgererscheinung wie Dostojewski und einen so leidenschaftlichen Wahrheitsmessias wie Tolstoj besitzt — ein solches Volk kann ins Dunkel tappen, kann gänzlich im Dunkel versinken, aber es ist noch nicht gänzlich verloren: ein solches Volk kann noch gerettet werden.

Gingegen Frankreich kann nicht mehr gerettet werden. Früher hatte dieses Volk wenigstens eine Art äußerlicher Kultur, von der ein oft recht anziehendes Aroma ausging. Aber dieses Aroma ist verflogen, und die bloße Leere ist zurückgeblieben, und noch etwas, das weit schlimmer ist: jener Bodensatz feltischer Roheit, die jetzt den Grundzug französischen Wesens ausmacht. Und hiermit stehen wir vor der Entdeckung, daß sich ganz allmählich, durch das Emporkommen atavistischer Rassenmerkmale, hinter unserm Rücken ein wildes Westvolk aufgetan hat, und wir können dieser überraschenden Tatsache nur in der Form Rechnung tragen, daß wir den Versuch machen, dieses Volk zu kolonisieren. Diese Arbeit wird ebenso schwierig wie undankbar sein, aber wir werden trotzdem kein Mittel unversucht lassen, um diese Stämme halbwegs auf die Höhe mitteleuropäischer Zivilisation zu bringen. Es ist ja eine öfters beobachtete Erscheinung, daß halbzivilisierte und unzivilisierte Völker gerade in den Kulturnationen etwas Minderwertiges erblicken. Dieser Fall scheint auch hier vorzuliegen; denn tatsächlich haben Henri Bergson und Sarah Bernhardt erklärt, Frankreich führe den Kampf gegen die deutsche Barbarei. Daß sich auch Maurice Maeterlinck in diese Gesellschaft begeben hat, ist bedauerlich, aber nach der Entwick-

lung, die dieser Dichter in den letzten Jahren angenommen hat, begreiflich. In seinen ersten Werken, die zweifellos zu den eigenartigsten und tiefsten Schöpfungen der modernen Literatur gehören, war er von den ihm blutsverwandten niederdeutschen Mystikern, den alten deutschen Puppenspielen und der deutschen Frühromantik befruchtet. Nach seiner Verheiratung mit einer schlechten französischen Schauspielerin hat er das Programm gewechselt und die „Monna Vanna“ geschrieben. Sie läßt uns seinen Abfall von der deutschen Kultur, der er alle Anregungen verdankt, und vom deutschen Volk, das den echten Maeterlinck zuerst und am besten verstanden hat, wahrhaftig verschmerzen.

Und zum Schluß ist nun auch noch Bernard Shaw mit einem Aufsatz erschienen, worin er, unter anderm sagt: „Wir werden Preußen wieder zum Ruhm bringen, wenn wir ihm den Militarismus ausgeklopft haben... Der preußische Militarismus hat uns schon vierzig Jahre geärgert... Wir haben genug von dem Deutschland Bismarcks, das die ganze Welt verwünscht. Wir wollen sehen, ob wir das Deutschland Goethes und Beethovens, das keinen Feind auf der Erde hat, nicht wieder beleben können.“ Es ist aufs herzlichste zu hoffen, daß Shaw, der in der letzten Zeit bedenklich an Vielschreiberei leidet, und dem zu wünschen wäre, daß er lieber alle fünf Jahre eine „Candida“ als jährlich zweimal einen „Pygmalion“ schreibe, diese Sätze leichtfertig und gedankenlos in die Schreibmaschine diktiert hat, wie so vieles andre. Shaw muß oder müßte nämlich wissen, daß das, was er „preußischen Militarismus“ nennt, einfach vollkommen identisch ist mit dem, was man unter moderner Kultur zu verstehen hat, mit dem, was aus Preußen Preußen, aus Deutschland Deutschland und aus Europa Europa gemacht hat. Shaw muß wissen, daß das, was er Preußen „ausklopfen“ will, nichts andres ist als der Geist der Aufopferung und Pflichttreue, der Gottesfurcht und Menschenliebe, des Könnens und des Fortschritts. Shaw muß wissen, wodurch der Sieg Deutschlands, der England „schon vierzig Jahre“ ärgert, bewirkt worden ist: durch Zucht des Denkens, wissenschaftliche Präzision, strenge Methode, exakte und eindringende Kenntnisse und souveränen Ueberblick über die Tatsachen, kurz: durch geistige Ueberlegenheit. Shaw muß wissen, daß das Deutschland Bismarcks von dem Deutschland Goethes und Beethovens nicht zu trennen ist, daß beide nur verschiedene Offenbarungen ein und derselben Kraftquelle sind und wenn er jenes verwünscht, so hat er kein Recht, dieses zu lieben, denn dann hat er es niemals verstanden. Es ist dieselbe schöpfe-



riſche Univerſalität, dieſelbe Tiefe des Weltblicks, dieſelbe geniale Objektivität, die in Goethe gedichtet, in Beethoven komponiert und in Bismarck Politik gemacht hat. An dem Kopf und dem Herzen des Mannes, der das Kunſtwerk der deutſchen Einheit ſchuf, war alles lebendig verſammelt, was jemals den deutſchen Namen groß und verehrungswürdig gemacht hat: die Kraft, Kirchen zu ſtiften wie Luther; die Kraft Geiſteskämpfe zu ſchlagen wie Leſſing; die Kraft, Systeme zu denken wie Kant. Und jener Krieg, der die Einheit ſchaffen half, war eine Symphonie, würdig eines Beethoven, ein dramatiſches Gedicht, würdig eines Goethe; auch er war ein Kunſtwerk, ein Kunſtwerk des großen Dichters Hellmuth von Moltke! „Militarismus“? Wenn das Militarismus iſt, ſo iſt Militarismus Philoſophie, iſt Militarismus Religion, iſt Militarismus Inbegriff alles deſſen, was den Aufenthalt auf dieſem Planeten wünſchenswert erſcheinen läßt.

Die Feinde hätten es freilich gern, wenn Deutſchland aus zwei Hälften beſtünde: dem Deutſchland der Dichter und Träumer, das man geiſtig und materiell ausbeuten kann, und dem Deutſchland der Soldaten, das man verachten und womöglich ſchlagen kann. Es iſt freilich vor vielen Jahren einmal ſo ge-  
weſen. Aber dies mußte ſich ganz naturgemäß im Lauf der Zeiten ändern. Es war ganz unvermeidlich, daß das Deutſchland der ſiegreichen Denker auch eines Tages das Deutſchland der ſiegreichen Armeen wurde. Ein Volk, das ſchon ſo lange moraliſch und geiſtig herrſchte, mußte ſchließlich auch militäriſch und politiſch herrſchen. Wenn ein Volk in ſeiner Kunſt das ſchöpferiſchſte, in ſeinem Handel das fleißigſte, in ſeinem Wandel das ehrlichſte, in ſeiner Arbeit das gediegenſte und in ſeinem Denken das ſcharſinnigſte iſt, ſo müſſen alle dieſe Eigenſchaften ſich früher oder ſpäter auch auf ſeine Kriegsführung übertragen. Und heute gibt es denn auch in der That nur noch ein einziges Deutſchland, geeint in ſeinem Staat und in ſeiner Kultur, ſiegreich im Geiſt und ſiegreich mit den Waffen, und immer wieder ſiegreich, weil es von Gott einmal ſo eingerichtet iſt, daß der Beſte, der Frömmſte, der Klügſte, der Tüchtigſte ſiegen ſoll.

An Bernard Shaw aber wäre es, zu beweifen, daß es nicht bloß ein einziges England gibt, ſondern daß neben jener England, das wir alle kennen und verwünſchen, und das unſchon viel länger als vierzig Jahre geärgert hat, noch ein zweites, ein inoffizielles England beſteht, ein England, das daran denkt, daß es auch einmal Männer beſeſſen hat, edel-  
tapfere, wahrheitsliebende Männer wie Shakeſpeare un-

dieje  
n for  
i Ar  
urich  
is de  
t. h  
zitt  
ent  
m  
G  
er  
M  
m  
h  
a

Milton, Cromwell und Carlyle; daß es auch einmal einen Kulturkampf siegreich durchgefochten hat: gegen die Armada Spaniens, des damaligen Rußland! An Bernard Shaw wäre es, sich zu erinnern, daß er der Dichter des vornehmen, aufrechten und gütigen Caesar ist, und daß er die Gestalt Bluntschlis geschaffen hat, des echten deutschen Helden! An dem Dichter Bernard Shaw wäre es, seinen Engländern, die er zeitlebens blutig verhöhnt hat, grade jetzt mitzuteilen, daß sie von den drei Wildwestvölkern, die Deutschland bekriegen, das wildeste sind, nämlich das verlogenste, brutalste, zynischste und gierigste. Es ist traurig, wenn ein Volk noch keinen Geist hat wie das russische; es ist trauriger, wenn ein Volk seinen Geist schon wieder verloren hat wie das französische; aber den Geist als solchen, den Geist als Prinzip verneinen, das Geld als den Angelpunkt der Welt ansehen und sich dessen noch schamlos rühmen: das ist der Gipfelpunkt der Unkultur, das ist die barbarischste Aufhebung aller Kultur und aller Kräfte, die kulturbildend wirken, das ist Wildwest, Wildwest mit Vacuum cleaner und Warmwasserleitung. Innerhalb des Dreiverbandes steht England da als der leibhaftige Teufel, der Antichrist der Kultur. Ohne die Spur eines Kampfes zwischen Gut und Böse zu zeigen wie der Russe, ohne die Entschuldigung der Geistesauflösung zu haben wie der Franzose, geht der Engländer als kalter satanischer Wucherer durch die Tragödie dieses Weltkrieges, wie der Intrigant in jenen schlechten Melodramen, die die geistige Nahrung des londoner Publikums bilden: als Schurke mit rotem Bocksbart, als unwahrscheinlicher Theaterbösewicht.

Zum Glück sind die Engländer dumm wie alle Verbrecher. Sie haben in ihrem raffinierten Raffül einen einzigen Rechenfehler gemacht, freilich einen katastrophalen: sie irrten sich in der menschlichen Natur. Sie wußten nicht, daß die realsten, ja, die einzig realen Kräfte auf dieser Welt die menschlichen Ideale sind, daß man für Geld nur immer wieder Geld kaufen kann, und sonst nichts. Die Menschheit ist kein Geschäftsunternehmen, keine G. m. b. H., in der der Zahlungsfähigste König ist: sie ist aus geistigem Stoff gemacht. Sie besteht nicht aus Saldo und Conto, aus Debet und Kredit, sondern aus Gedanken und Gefühlen. Der Mensch ist kein Spekulationsobjekt für gerissene Kulissiers, kein Stück Bankpapier, mit dem man Handel treiben kann, sondern eine Seele, ein sittliches Phänomen, ein Gedanke Gottes, ein Instrument, auf dem der Schöpfer spielt. Der Mensch ist kein Engländer.

riſche Universalität, dieſelbe Tiefe des Weltblicks, dieſelbe geniale Objektivität, die in Goethe gedichtet, in Beethoven komponiert und in Bismarck Politik gemacht hat. An dem Kopf und dem Herzen des Mannes, der das Kunſtwerk der deutſchen Einheit ſchuf, war alles lebendig verſammelt, was jemals den deutſchen Namen groß und verehrungswürdig gemacht hat: die Kraft, Kirchen zu ſtiften wie Luther; die Kraft Geiſteskämpfe zu ſchlagen wie Leſſing; die Kraft, Systeme zu denken wie Kant. Und jener Krieg, der die Einheit ſchaffen half, war eine Symphonie, würdig eines Beethoven, ein dramatiſches Gedicht, würdig eines Goethe; auch er war ein Kunſtwerk, ein Kunſtwerk des großen Dichters Hellmuth von Moltke! „Militarismus“? Wenn das Militarismus iſt, ſo iſt Militarismus Philoſophie, iſt Militarismus Religion, iſt Militarismus Inbegriff alles deſſen, was den Aufenthalt auf dieſem Planeten wünſchenswert erſcheinen läßt.

Die Feinde hätten es freilich gern, wenn Deutſchland aus zwei Hälften beſtünde: dem Deutſchland der Dichter und Träumer, das man geiſtig und materiell ausbeuten kann, und dem Deutſchland der Soldaten, das man verachten und womöglich ſchlagen kann. Es iſt freilich vor vielen Jahren einmal ſo geweſen. Aber dies mußte ſich ganz naturgemäß im Lauf der Zeiten ändern. Es war ganz unvermeidlich, daß das Deutſchland der ſiegreichen Denker auch eines Tages das Deutſchland der ſiegreichen Armeen wurde. Ein Volk, das ſchon ſo lange moraliſch und geiſtig herrſchte, mußte ſchließlich auch militäriſch und politiſch herrſchen. Wenn ein Volk in ſeiner Kunſt das ſchöpferiſchſte, in ſeinem Handel das fleißigſte, in ſeinem Wandel das ehrlichſte, in ſeiner Arbeit das gediegenſte und in ſeinem Denken das ſcharffinnigſte iſt, ſo müſſen alle dieſe Eigenſchaften ſich früher oder ſpäter auch auf ſeine Kriegführung übertragen. Und heute gibt es denn auch in der That nur noch ein einziges Deutſchland, geeint in ſeinem Staat und in ſeiner Kultur, ſiegreich im Geiſt und ſiegreich mit den Waffen, und immer wieder ſiegreich, weil es von Gott einmal ſo eingerichtet iſt, daß der Beſte, der Frömmſte, der Klügſte, der Tüchtigſte ſiegen ſoll.

An Bernard Shaw aber wäre es, zu beweifen, daß es nicht bloß ein einziges England gibt, ſondern daß neben jenem England, das wir alle kennen und verwünſchen, und das uns ſchon viel länger als vierzig Jahre geärgert hat, noch ein zweites, ein inoffizielles England beſteht, ein England, das daran denkt, daß es auch einmal Männer beſeſſen hat, edle, tapfere, wahrheitsliebende Männer wie Shakeſpeare und

Milton, Cromwell und Carlyle; daß es auch einmal einen Kulturkampf siegreich durchgeföchten hat: gegen die Armada Spaniens, des damaligen Rußland! An Bernard Shaw wäre es, sich zu erinnern, daß er der Dichter des vornehmen, aufrechten und gütigen Caesar ist, und daß er die Gestalt Bluntischlis geschaffen hat, des echten deutschen Helden! An dem Dichter Bernard Shaw wäre es, seinen Enaländern, die er zeitlebens blutig verhöhnt hat, grade jetzt mitzuteilen, daß sie von den drei Wildwestvölkern, die Deutschland bekriegen, das wildeste sind, nämlich das verlogenste, brutalste, zynischste und gierigste. Es ist traurig, wenn ein Volk noch keinen Geist hat wie das russische; es ist trauriger, wenn ein Volk seinen Geist schon wieder verloren hat wie das französische; aber den Geist als solchen, den Geist als Prinzip verneinen, das Geld als den Angelpunkt der Welt ansehen und sich dessen noch schamlos rühmen: das ist der Gipfelpunkt der Unkultur, das ist die barbarischste Aufhebung aller Kultur und aller Kräfte, die kulturbildend wirken, das ist Wildwest, Wildwest mit Vacuum cleaner und Warmwasserleitung. Innerhalb des Dreiverbandes steht England da als der leibhaftige Teufel, der Antichrist der Kultur. Ohne die Spur eines Kampfes zwischen Gut und Böse zu zeigen wie der Russe, ohne die Entschuldigung der Geistesauflösung zu haben wie der Franzose, geht der Engländer als kalter satanischer Wucherer durch die Tragödie dieses Weltkrieges, wie der Intrigant in jenen schlechten Melodramen, die die geistige Nahrung des londoner Publikums bilden: als Schurke mit rotem Bocksbart, als unwahrscheinlicher Theaterbösewicht.

Zum Glück sind die Engländer dumm wie alle Verbrecher. Sie haben in ihrem raffinierten Kalkül einen einzigen Rechenfehler gemacht, freilich einen katastrophalen: sie irrten sich in der menschlichen Natur. Sie wußten nicht, daß die realsten, ja, die einzig realen Kräfte auf dieser Welt die menschlichen Ideale sind, daß man für Geld nur immer wieder Geld kaufen kann, und sonst nichts. Die Menschheit ist kein Geschäftsunternehmen, keine G. m. b. H., in der der Zahlungsfähigste König ist: sie ist aus geistigem Stoff gemacht. Sie besteht nicht aus Saldo und Conto, aus Debet und Kredit, sondern aus Gedanken und Gefühlen. Der Mensch ist kein Spekulationsobjekt für gerissene Kulissiers, kein Stück Bankpapier, mit dem man Handel treiben kann, sondern eine Seele, ein sittliches Phänomen, ein Gedanke Gottes, ein Instrument, auf dem der Schöpfer spielt. Der Mensch ist kein Engländer.



## Hodler und Haefel / von Robert Breuer

Als im August 1530 Florenz nach langer und heftiger Belagerung den vertrieben gewesenen Medici wieder in die Hände fiel, wurde an den aufständischen Republikanern grausame Rache genommen. Auch auf Michelangelo wurde eifrig gefahndet. Nach einigen Tagen der Haft aber geschah etwas, was Vasari also berichtet: „Papst Clemens der Siebente gedachte der Kunstleistung Michelangelos, ließ mit Fleiß nach ihm forschen und gab Befehl, man solle ihm nichts vorwerfen, ihm vielmehr sagen: er werde sein früheres Gehalt bekommen, wenn er zurückkehre und für das Werk von San Lorenzo Sorge trage.“ Clemens der Siebente bezwang seinen Haß, weil er wußte, daß die Kunst Michelangelos untwiederbringlich war. Heute toben unsere Professoren gegen Ferdinand Hodler, weil er sich unfreundlich gegen Deutschland benommen hat. Nun mag Hodler nicht Michelangelo sein; Ernst Haefel aber ist ganz gewiß kein siebenter Clemens. Der jenenfer Monist ist nur die Groteske eines Papstes; er hat sich und seine selbstfabrizierten Dogmen mit anmaßender Hilflosigkeit unfehlbar gemacht. Einst hat er die heiligen Rätsel der Welt fortgewischt; jetzt stürzt er Hodler. Niemals hat dieser schnellfertige Mann Ehrfurcht vor dem Geheimnis gehabt; kunstblind hat er stets nur das Äußerliche gesehen. So ist es immerhin konsequent, wenn ihn heute ein zufälliger Vorgang veranlaßt, ein Kunstwerk, das er selber einst scheinbar erstritten hat, plötzlich für wertlos und verdammenstwürdig zu halten. Was hat sich an Hodlers Bild geändert? Was wäre an ihm anders geworden, selbst wenn Hodler eine französische Haubitzbatterie kommandierte? Man könnte sich sehr wohl vorstellen, daß jemand, der das Werk eines Künstlers leidenschaftlich geliebt hat, dieses selbe Werk plötzlich hassen muß: etwa, weil die alühende Farbigkeit ihm zum Ekel wurde, oder weil er für formlos hält, was nicht durch Linien regiert wird. Wenn solch ein Vorgang sich in Haefel vollzogen, und wenn er dann, innerlich gezwungen, das einst verehrte Bild für unerträglich erklärt hätte: wir müßten solche Redlichkeit bewundern. Wenn aber die an sich völlig nebensächliche Tatsache, daß Hodler einen Protest gegen die Deutschen unterschrieben hat, aus Haefel, dem Liebhaber der modernen Kunst, einen Bilderstürmer macht, so bestätigt das allerdings die Meinung, die alle Einsichtigen und Tiefblickenden von jeher hatten: dieser Enträtsler ist nur banal. Er hat damals, als er Hodlers Freiheitbild für die jenenfer Universität erwarb, nur aus negativem Liberalismus gehan-

delt; als ein gerechter Sturmgesell wollte er auch in der Kunst möglichst vorn an der Spitze stehen. Und so etwas nennen diese Leute Ueberzeugung und wagen es, über die naiven Gottesfinder, die noch die biblische Schöpfungsgeschichte glauben, zu lachen! Man begreife wohl unsern Zorn: die Oberflächlichkeit eines solchen Fanatismus ist es, die uns aufreizt. Haeddel hat niemals zu Godler ein Verhältnis gehabt: er hat die Mode gekauft, wie er das Wunder tötete, weil es anzubeten Dummheit scheint.

Löricht wäre es, auseinanderzusetzen, warum das jenenfer Bild, das, von seinem Urheber gelöst, längst ein Sonderdasein führt, nicht im geringsten durch das, was Godler jetzt getan hat, berührt werden kann. Und nur darum handelt es sich. Godlers Bild mag gut oder schlecht sein: es ist nicht anders geworden, als es bisher war. Wenn aber unter der Führung eines ungeklärten Absolutismus Tausende und Abertausende von Deutschen heut das berennen, was ihnen bis gestern kaum bekannt war, wenn plötzlich ein Künstler der Wenigen von den Vielen und Allzuvielen an den Schandpfahl gebracht wird, so ist das eine der traurigen Erscheinungen, an denen das Bürgertum während dieser Kriegszeit sich überreich zeigt. Wie beschämend erhitzen sich, die Konjunktur nutzend, unsre Hurramaler und Gloriadichter! Wie schändlich versagten unsre Bühnen! Wie subaltern polterten unsre Professoren! Der leichte Unsinn, der von den Talarträgern aller Fakultäten seit dem ersten August ausgeschänkt worden ist, kann uns für das Volk Fichtes und Schleiermachers beinahe fürchten machen! Wenn alle diese Schwärzer und Pinsler, alle diese Lärmer und Grimassenschneider doch einen winzigen Bruchteil von dem Verantwortungsgefühl und Qualitätswillen unsres Militärs hätten! Der Sturm gegen Godler ist nur ein Symptom für das Wüten der Phrase, das im Handumdrehen die Bildungstünche von den Philistern abgerissen hat.

\*

Ohne Zweifel: Godler hat eine Dummheit gemacht; er hat gegen den Takt des guten Europäers gefehlt. Er hat das in- zwischen auch eingesehen; und, wenn man die Stiernackigkeit seines Künstlertums berücksichtigt, kann man sich mit seiner einlenkenden Erklärung zufrieden geben. Wenn man ferner bedenkt, welchen geringen Wert es überhaupt hat, daß Künstler ihre Unterschriften unter Proteste setzen, so dürfte es mittlerweile Zeit geworden sein, den Kreuzzug gegen Godler abzustellen.

Trotz solcher Meinung möchte man aber doch die Landgenossen Godlers zur Vorsicht mahnen, damit das gute Verhält-

niz, das wir bisher zu ihnen hatten, nicht getrübt werde. Uns ist die Teilung in deutsche und französische Schweiz bisher kaum zum Bewußtsein gekommen; wir haben Godler genau so wie Keller und Boedlin stets als deutsch empfunden. Es wäre schmerzlich, sollte durch irgendwelche Umtriebe an diesem glücklichen Zustand auch nur das Geringste geändert werden.

\*

Noch eins ist zu sagen: am wenigsten hätten unsre Malprofessoren dem Kriegsruf Haedels folgen dürfen. Soviel Einsicht möchte man ihnen trotz all ihrer Halbwüchsigkeit doch zutrauen: daß sie, an Godler gemessen, Zwerge sind. Wenn sie aber die Gelegenheit nutzen wollen, um ihre Unfähigkeit als patriotisch stubenrein zu empfehlen, so sei ihnen schon im voraus kräftig auf die Finger geklopft. Das kann ganz gewiß nicht der Ertrag des gewaltigen Völkerringens für Welterkenntnis und Kunst sein: daß das Mittelmäßige zur Herrschaft gelangt.

## Der deutsche Shafespeare /

(Fortsetzung)

von Julius Bab

Gundolfs höhere Treue ist aber nicht nur Wörtlichkeit im Vokabelfinn. Er nimmt künstlerische Aufgaben auf sich, die die andern einfach fallen ließen. Wie viele haben zum Beispiel gewußt, daß des Pförtners trunkene Spitzfindigkeiten zugleich gereimte Wortspiele sind? Jetzt erst hören wir, wie der Trunk sich gegen die Buhlerei verhält: „Er lockt sie und stoßt sie — Er steigert sie und weigert sie“. Wichtiger als solche speziellen Verbesserungen ist aber noch, daß Gundolf durchweg die klanglichen Gesetze von Shafespeares dramatischer Sprachwirkung beachtet, mit einer Subtilität, von der seine Vorgänger nichts ahnen. Oftmals stellt er, zum Beispiel, in den gereimten Aufschlüssen den harten männlichen Reim wieder her, wo Tied den Dialog gemächlich in breite weibliche Reime ausrollen ließ. Noch wesentlicher als dies äußerlich Merkbare ist das Festhalten an dem innern Rhythmus, der sich aus dem Satzbau ergibt. Wie viel beflügelte Kraft liegt darin, wenn Gundolf nach Möglichkeit statt der untergeordneten Adverbien die selbständigen Verben wählt: etwa beim Hexenfluch statt: „Sieh und elerschrumpf er ein“ — „Sieh er, welf er, schrumpf er ein!“ Oder wenn er Nebensätze durch Hauptsätze ablöst, etwa in Macduffs Worten: „Ich muß dran denken: diese Wesen waren —“. Bisher hieß es: „Vergessen kann ich nicht, daß das gewesen“. Es ist kaum zu überschätzen, wie sehr solche Zurückdrängung de

logisch komplizierenden Elemente der Sprache zugunsten des direkten und einfachen Gefühls- und Willensausdrucks im selbständigen Hauptsatz die Kraft einer Dichtung hebt. Die berühmte Stelle, wo der ruhelose Mörder Macbeth den Schlaf preist, gewinnt bei Gundolf dadurch gewaltig an Kraft, daß er die aufzählenden Artikel fortläßt. Es heißt nicht mehr: „den“ Tod, „das“ Bad, „den“ Balsam mordet Macbeth, sondern:

„Schlaf, der den wirren Anäuel der Sorgen löst,  
Tod jedes Lebenstags, Bad schlimmer Mühn,  
Balsam für Herzeleid ...“

Und die schönste Stelle Gundolfs aus dem berühmten Dolchmonolog gewinnt auch ihre gesteigerte Kraft durch die Zurückdrängung der rein grammatischen vergleichenden Bindewörter. Was bei Tieck hieß:

„Und dürrer Mord,  
Durch seine Schildwacht aufgeschreckt, den Wolf,  
Der ihm das Wachtwort heult — so dieb'schen Schrittes,  
Wie wild entbrannt Tarquin, dem Ziel entgegen  
Schreitet gespenstisch ...“,

das lautet bei Gundolf jetzt so:

„..... und dürrer Mord,  
Durch seinen Posten aufgestört, den Wolf,  
Der ihm die Losung heult, mit Diebesfuß,  
Mit Räuberschritt Tarquins — so —, sucht sein Ziel  
Wie ein Gespenst ...“

Während bei Tieck die Konstruktion bis zur Verwirrung kompliziert ist, steht hier alles im klaren, harten Nebeneinander und gewinnt durch den monotonen Aufzählungstakt und das schauspielerische Bewegung erzwingende, genial gesezte „so“ ein unwiderstehliches Tempo.

Gegenüber solchen tiefliegenden dramatischen Feinheiten ist es fast nebensächlich, wie sehr die Klangmalereien etwa der Hexenszenen gelungen sind. Das Rastanien fressende Fischerweib ist aus der Schillerschen „garstigen Bettel“ nicht nur resolut und wörtlich ein „treberfettes Nas“ geworden — es „mampft“ seinen Fraß, was doch noch eine ganz andre tierische Gegenständlichkeit ausmacht, als das Tiecksche „schmaßt“. Und wie pathetisch erscheint das bisherige:

„Mischt ihr alle,  
Mischt am Schwalbe,  
Feuer brenn' und Kessel walle“

gegen Gundolfs wörtliches und wüstes:

„Doppelt, doppelt, Sud und Strudel,  
Feuer brenn' und Kessel brudel.“



Es ist, weil jedes Ding zwei Seiten hat, ganz selbstverständlich, daß die Einwände, die man etwa gegen Gundolfs Uebersetzung machen muß, unmittelbar mit seinen größten Qualitäten zusammenhängen. Eigentliche Irrtümer müßte ich ihm nur sehr wenige „anzukreiden“. Weshalb er freilich Macbeths berühmte Worte nach dem Tode der Frau „A tale taled“ übersezt: „Eine Mär, die ein Verrückter bringt“, während bei Tiedz wörtlich und gut steht: „Ein Märchen istz, erzählt von einem Dummkopf“ — das sehe ich nicht ein. Dagegen ist klar, daß nur der Wunsch nach äußerster Knappheit und Wörtlichkeit ihn zu so undeutschen und unverständlichen Wendungen wie „unversippte Sand“ verführt. („Fremde“ heißt es ganz einfach bei Tiedz — und Gundolf bedenkt nicht, daß die Anstrengung, die es zum mindesten kostet, sein seltenes Wort zu begreifen, das Plus an seelischer Kraft, um das es die gewöhnliche Wendung übertrifft, mehr als aufzehrt.) Es geht auch absolut nicht an (beim Streit der Tageszeit zwischen Nacht und Morgen) „which is which“ mit „ob so, ob so“ zu übersetzen, ganz einfach, weil es kein Deutsch ist. Und: „Wirf Medizin vors Vieh“ (Macbeth zum Arzt) ist zwar wiederum sehr viel knapper, aber nicht so gut wie Tiedzs: „Wirf deine Kunst den Hunden vor“, weil das durch keinen Artikel und kein Pronomen bestimmte Hauptwort bei uns nicht die ganze Gattung, sondern beliebige Teile der Gattung bedeutet. Gundolfs Wendung kann nach deutschem Sprachgebrauch nur heißen: man möge irgendwelche einzelne Heilmittel den Tieren vorwerfen — ein charakteristisches Beispiel, wie der zu straff gespannte Bogen sprachlicher Konzentration reißen kann.

(Schluß folgt)

---

## Aphorismen \ von Alois Essigmann

**G**eistiges Gut ist Fideikommiß: Es kann Nutzen abwerfen, darf aber nicht verkauft werden. Der Erbe, der es in vollem Umfang übernehmen will, muß echtbürtig sein.

\*

Ich wette: Ein Philister, der die Nutzlosigkeit der Dichter und Denker nachweisen will, kann dies nicht, ohne zu zitieren.

\*

Tradition ist der Löffel, mit dem der Künstler aus dem Chaos schöpft, der Feuilletonist die Weisheit gefressen hat, und über den der Akademiker das Publikum halbiert.

# Der Krieg / von Georg Heym

Aufgestanden ist er, welcher lange schlief,  
Aufgestanden unten aus Gewölben tief.  
In der Dämmerung steht er, groß und unbekannt,  
Und den Mond zerdrückt er in der schwarzen Hand.

In den Abendlärm der Städte fällt es weit,  
Frost und Schatten einer fremden Dunkelheit.  
Und der Märkte runder Wirbel stockt zu Eis.  
Es wird still. Sie sehn sich um. Und keiner weiß.

In den Gassen faßt es ihre Schulter leicht.  
Eine Frage. Keine Antwort. Ihr Gesicht erbleicht.  
In der Ferne zittert ein Geläute dünn,  
Und die Bärte zittern um ihr spikess Sinn.

Auf den Bergen hebt er schon zu tanzen an,  
Und er schreit: Ihr Krieger alle, auf und an!  
Und es schallet, wenn das schwarze Haupt er schwenkt,  
Drum von tausend Schädeln laute Kette hänat.

In die Nacht er jagt das Feuer querselbein,  
Einen roten Hund mit wilder Mäuler Schrein.  
Aus dem Dunkel springt der Nächte schwarze Welt,  
Von Vulkanen furchtbar ist ihr Rand erhellt.

Und die Flammen fressen brennend Wald um Wald,  
Gelbe Fledermäuse, zackig in das Laub gekrallt,  
Seine Stange haut er wie ein Röhlerknecht  
In die Bäume, daß das Feuer brause recht.

Eine große Stadt versank in gelbem Rauch,  
Warf sich lautlos in des Abgrunds Bauch.  
Aber riesig über glüh'nden Trümmern steht,  
Der in wilde Himmel dreimal seine Fackel dreht

Ueber sturmzerfekter Wolken Widerschein,  
In des toten Dunkels kalten Wüstenein,  
Daß er mit dem Brande weit die Nacht verdorr',  
Bach und Schwefel träufelt unten auf Gomorrh.

## Wiener Theater / von Alfred Polgar

Ein paar wiener Bühnen haben eröffnet und spielen „aktuelle“ oder zumindest beziehungsreiche Stücke. Von den Lumpereien an den Operettenbühnen schweige ich. Mit anständigen Mitteln versucht das Deutsche Volkstheater den Stimmungen des Tages gerecht zu werden.

Man eröffnete dort mit ‚Wallensteins Tod‘ und der Rütli-Szene (die beide nicht grade die richtigen oesterreichischen Stichworte bringen). Dann kam: ‚Colberg‘, patriotisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Paul Hefse. In das Lob deutscher Bürger- und Soldatentugend, das in diesem redlichen, warmherzigen Stück laut erklingt, stimmte naturgemäß jeder mit Begeisterung ein. Anzumerken wäre aber, daß — der oberflächlichen Meinung entgegen — in dieser Ausnahmezeit grade Stücke kriegerischen Kolorits und Inhalts nicht am Plage sind. Eine Hörschaft, der das Gausen eiserner Waffen Ohr und Herz erfüllt, wird für die blecherne Kopie dieser Musik kaum sehr empfänglich sein. Und geschminkte Helden, die im Zwischenakt für Beifall danken, erscheinen heute als Wesen von unheimlicher Leere und fast gespenstischer Abstraktheit. Was wir jetzt auf dem Theater, vielleicht, ertragen könnten, wäre: ein wenig Philosophie. Ein wenig Lebens- und Sterbensweisheit. Ein wenig geistige Erhebung über Aufruhr und Exaltation der Nerven. Mit Dramatischem, insbesondere mit solchem kriegerischen Charakter, versorgt uns ausreichend die Wirklichkeit.

\*

Dann gab es eine richtige Premiere, wenn man noch so sagen darf: ‚Einberufung‘, ein Volksstück in vier Aufzügen von Rudolf Havel, das die Stimmungen der Gegenwart zu populären Theaterzwecken zu nützen versucht. Freunde einer derben patriotischen Hausmannskost finden reichlich Gelegenheit, satt zu werden. Ein zwingendes Bedürfnis, Glend und Größe dieser Tage von der Bühne herab nachgeäfft zu sehen, besteht, glaube ich, noch nicht. Die vier Akte sind vier bescheidene dörfische Genrebilder, gemüthvolle Illustrationen zum zeitgemäßen Thema: Einberufung. Irgendein Bemühen, dramatisch zu gestalten, ist nirgends bemerkbar. Die Wirklichkeit ist wohl auch noch zu heiß, als daß ein Schriftsteller, der sie fi Theater formen wollte, sich nicht an ihr die Finger verbrennen müßte. Herr Havel ging solcher Gefahr vernünftigerweise aus dem Wege und schrieb ein richtiges Gelegenheitsstück, das zur Erzählung aufgelöst, jeden Krafauer Kalender ziere

würde. Das Gefühl der Komödie fand Mitgefühl; aber die stärkere Wirkung erzielte ihr Spaß. Er gab Herrn Kirschner dankenswerte Gelegenheit, wieder einmal in einer größern Rolle seine schlichte und doch glänzende Charakterisierungskunst zu bewähren. Herr Kirschner, wie längst bekannt, einer der faßtigsten, natürlichsten, wertvollsten Schauspieler der wiener Bühne, kommt (krankheitshalber?) nur sehr selten und immer in Episodenrollen zu Worte. Aber die paar Figuren, die er geschaffen, sind unvergeßlich. Diese Figuren stecken nicht (so ist es gemeiniglich Komiker-Art) in ihrer Komik wie in einem mehr oder minder spaßigen, bunten und eigenartigen Kostüm; sondern sie sind vom Komischen wie von einem lebendigen Saft bis in die Fingerspitzen durchrieselt. Etwas Selbständiges, Einheitliches, Harmonisches ist in der Komik dieser Kirschnerschen Gestalten, das sie weitab von den Hanswursten der Possenspieler rückt. Bewegung und Mienenspiel reden dasselbe Idiom wie das gesprochene Wort, jede Lebensäußerung ist vollwertiger Repräsentant des ganzen Menschen, das Augenzwinkern paßt zur Art des Lachens, die Stimme zum Gang, die Weltanschauung zu der Manier, die Pfeife anzuzünden. Und alles von einer köstlichen, nichts beabsichtigenden Einfachheit, der die Wirkung wie vom Himmel herab in den Schoß fällt.

\*

Als dritte Folge des zeitgerechten Bestrebens, Stücke zu bringen, in denen Uniformen vorkommen und der Krieg sich thematisch bemerkbar macht: eine Neu-Inszenierung von Schnitzlers 'Auf des Lebens'. Ein Schauspiel, in dem hinter Todesverachtung, Heldenhaftigkeit und Kriegspathos, taktvoll, aber immerhin, Fragezeichen gesetzt werden und die Ideologie der Pflicht, taktvoll, aber immerhin, nicht unwidersprochen bleibt. Also, wie man sieht, ein Stück, nur äußerlich zur Stimmung dieser Tage passend, in denen der Ruf vom Leben weg laut und anhaltend über den Erdteil klingt. Das leicht gekünstelte, mit Zurückhaltung bedeutsame Drama ist in diesen Blättern seinerzeit sorgfältig gewürdigt worden. Es zeigt in schöner Deutlichkeit alle Merkmale Schnitzlerscher Feinheit und Schwäche: eine vielfach bestrebte, locker ausschwärmende Gedanklichkeit (um dem rohen Theater hinreichend Raum und Weg freizugeben); ein ins Breite fehlschlagendes Bemühen, ins Tiefe zu motivieren; eine bis zur Unwahrscheinlichkeit noble Sprache; ein Versuch, Strenges mit Zartem zu paaren, als dessen züchterisches Ergebnis, leider, doch kein reinrassiges Drama zu Tage kommt!



# Die Perser / von Aischylos

(Fortsetzung)

Uebersetzen von Lion Feuchtwanger

Chor. Atossa.

Chor: Der Perserinnen Höchste, sei begrüßt!  
Des Xerxes Mutter, des Dareios Weib!  
Weib eines Gottes — Mutter eines Gottes:  
Wenn treu dem Heer der alte Dämon blieb.  
Atossa: Dies eben ist, was mich vom Lager scheucht  
Und aus dem goldnen Tor der Königsburg.  
Ihr wißt mich mutig. Darum scheu ichs nicht,  
Euch zu gestehn: jetzt nagt auch mich die Furcht,  
Daß nicht das Glück, das einst Dareios schuf,  
Von eines Gottes Segen froh begleitet,  
Ein starker Dämon jäh in Staub zerschmettre.

Zwiefach bewegt die Sorge mir den Sinn:  
Wer ohne Gut ist, gilt nicht nach Gebühr,  
Und Reichtum ohne Herrn entbehrt der Achtung.  
Wohl prangt der Schatz: doch mangelt ihm das Aug,  
Des Hauses Aug, die Gegenwart des Herrn.  
Da dem so ist, ihr Lieben und Getreuen,  
Gebt Rat mir des, was ich euch fragen will.  
In eurer Weisheit, Greise, ruht mein Heil.

Chor: O Königin, ein Hauch von dir genügt,  
Und was wir können, Wort wie Tat, ist dein.  
Die treuesten Diener rufst du auf zum Rat.

Atossa: Von viel Gesichtern ward ich heimgesucht;  
Seitdem mein Sohn gen diese Jonier zog  
Mit Heeresmacht, ihr Land zu unterwerfen.  
Doch schien mir nie ein Traum so lebhaft klar  
Wie der der lektentwichnen Nacht. Hört an!

Zwei Frauen traten, beide wohl geschmückt,  
Vors Antlitz mir, im Perserkleid die eine,  
Die andere in dorischen Gewändern,  
Von stolzerm Wuchs, als heut die Frauen sind,  
Fehllos an Schönheit, beide eines Stamms.  
Doch hatte diese Hellas sich zur Heimat,  
Die andre sich Barbarenland erlost.  
Da hob sich Streit, so schiens mir, zwischen ihnen.  
Dies sieht mein Sohn und bändigt sie und schirrt sie  
Vor seinen Wagen unters Joch. Die eine  
Erfreut sich des und brüstet sich, und willig  
Beut sie dem Zaum den Mund. Die andre aber  
Aufbäumend, stampfend, reißt mit beiden Händen  
Entzwei das Zaumzeug, braust, der Zügel ledig,  
Gewalttham hin, mitschleifend das Geschirr.  
In Stücke birst das Joch; es stürzt mein Sohn.  
Und plötzlich steht Dareios neben ihm  
Und seufzt. Und Xerxes, wie er ihn erschaut,  
Reißt sich in Fahren das Gewand vom Leib.

Dies also sah ich in vergangner Nacht.  
 Da ich dann aufstund und im reinen Quell  
 Die Hände nezte, dann zum Altar trat,  
 Den Göttern opfernd, so die Flüche wenden,  
 Mit seiner Spende einem jeglichen:  
 Da sah ich einen Nar hinsiehn zum Herd  
 Des Sonnengottes: sonnenlos stand ich.  
 Die Zunge ward mir lahm, ein Grauen kam mir.  
 Denn hinterdrein dem Adler fliegt ein Falk,  
 Jäh stürmend stößt er nieder, packt den Nar  
 Und raust mit wilden Fängen ihm das Haupt.  
 Der aber duckt sich, gibt sich wehrlos preis.  
 Ihr hörts mit Schreck, wie ich mit Schreck es schaute.  
 Ach, ihr wißt wohl: erreicht mein Sohn sein Ziel,  
 Dann staunt mit Zug die Welt den Helden an;  
 Erreicht ers nicht, so — kummert dies nur ihn,  
 Und heil wie ehdem steht ihm Thron und Reich.

Chor: Mein Wort soll, Herrin, weder Furcht noch Hoffen  
 Im Uebermaß dir wecken. Fleh den Göttern,  
 Daß, wenn du Schlimmes sahst, sie's gnädig wenden,  
 Doch sahst du Gutes, freundlich sie Erfüllung  
 Dem Sohn und dir, dem Lande und uns allen  
 Gewähren mögen. Geuß der Erde dann  
 Und denen in der Erde Opfertrank.  
 Und den du sahst, Dareios, den Gemahl,  
 Fleh an, daß aus der Tiefe er nur Gutes  
 Entsenden, Böses aber in der Finsternis  
 Des Erdschlunds festgebannt er hemmen möge.  
 So lautet treu und ehrlich dir mein Rat,  
 Und möge alles dir zum Guten enden.

Atossa: Gefällig klingt, was meinem Sohn und mir  
 Als erster Deuter meines Traums du kündest.  
 Erfüll es sich zum Segen! Wie dus wünschest,  
 Bereit ich, kaum ins Haus zurückgekehrt,  
 Den Göttern und den Toten fromme Spenden.  
 Doch erst noch sag mir dies: Wo eigentlich  
 In aller Welt liegt denn die Stadt Athen?

Chor: Im West, wo Helios letztes Licht erlischt.

Atossa: Und dies entlegne Land bekriegt mein Sohn?

Chor: Ganz Hellas fiele ihm mit dieser Stadt.

Atossa: Ist denn so zahlreich ihrer Krieger Macht?

Chor: Viel Leiden bracht' ihr Heer dem Medervolk.

Atossa: Und meistern sie den Bogen gen den Feind?

Chor: Nein, lange Lanzen und gewölbte Schilde.

Atossa: Blüht ihnen andres Gut noch? Reichtum? Schätze?

Chor: Des Silbers Quell fließt dem beglückten Boden.

Atossa: Und wer ist Hirt und Führer ihrem Heer?

Chor: Frei sind sie, keinem König untertan.

Atossa: Doch wie bestehn sie dann den fremden Feind?

Chor: So, daß Dareios Brachtheer ihnen sank.

Atossa: Dein Wort klingt schlecht dem Ohr der Persermutter.

Chor: Doch sieh! Genaure Botschaft hörst du bald.

Daß der ein Perser ist, kennt man am Lauf.  
 Und was er kündet, sichere Kunde ist.

(Fortsetzung folgt)

# Antworten

**Abonnenten.** Es ist schrecklich, aber wahr, wenn Ihr mich unermüdlich beschuldigt: daß das Register zum ersten Halbjahrsband 1914 bisher nicht erschienen ist. Mea culpa. Ich muß es nämlich selber machen; wenigstens ergab sich, so oft ich es andre machen ließ, beim Gebrauch, daß keine Seitenzahl stimmte. Jetzt fehlt mir zwar nicht die innere Ruhe zu geistiger Arbeit, wohl aber vorläufig noch zu dieser stumpfsinnig bureaukratisch-bibliographisch-bibliothekarischen Bruderei. Das wird (da ich mit Grauen sehe, wie man — nicht den Krieg überwindet, sondern wie man gegen ihn abstumpft, wie man sich an ihn gewöhnt) — also das wird leider mit jedem Tage besser werden, und so werdet Ihr vor Ablauf des Jahres das ersohnte Register in Händen halten.

**D. L.** Aber wie kann es denn anders sein! Es ist eine Erfindung, die wirklich nur mit den Allerdümmsten rechnet, daß der Krieg in Deutschland populär und bei den Feinden maßlos unbeliebt ist. Der Krieg ist bei allen Völkern, die ihn führen, gleich populär, weil für alle letzten Endes gleich viel auf dem Spiele steht, und es tut wohl, dergleichen endlich auch einmal in Deutschland zu lesen. Carl Peters schreibt es, im 'Tag': „Ich habe die ersten beiden Monate des Krieges in London zubringen müssen und habe Beziehungen zu allen Klassen der Bevölkerung gehabt. Zunächst darf ich feststellen, daß der gegenwärtige Krieg kein Cabinetskrieg, sondern ein wirklich nationaler ist.“ Selbstverständlich. Was für England am wichtigsten ist, wissen wir nicht erst seit heute. Vor hundertundzwölf Jahren hat es Schiller gesagt: „Woher von größerem Leben mag es rauschen, wo vier Welten ihre Schätze tauschen, an der Themse auf dem Markt der Welt. Tausend Schiffe landen an und gehen, da ist jedes Köstliche zu sehen, und es herrscht der Erde Gott, das Geld.“ Es läßt sich auch höflicher ausdrücken: The empire, der Traum des riesenhaften britischen Weltreichs. Aber daß die Engländer für diesen ihren Gott genau so begeistert sind wie wir Deutschen für unsern: das braucht vor erwachsenen Menschen, die sich nicht armselig selber belügen wollen, wahrhaftig nicht bestritten zu werden; das wird nicht einmal Egon Friedell bestreiten.

**Musiker.** Glauben Sie wirklich, daß es nur das ist? Daß ich nur musikalische Fachbildung zu haben, nur den Jargon der Musikkritik zu beherrschen brauchte, um sofort ausdrücken zu können, was ich vor ‚Figaros Hochzeit‘ empfinde. Das ist es schwerlich. Die Probe? Hören Sie einen Abend Wagner und einen Abend Mozart und befragen Sie beide Male hinterher die ‚Oper‘ von Vie, der für musikalische Eindrücke eine Darstellungsgabe hat wie kein Zweiter. Ueber Wagner wird er Ihnen viel mehr geben als über Mozart. Warum? Weil Wagner, sogar noch in den ‚Meistersingern‘, voll Begrifflichkeit steckt, die sich fassen läßt. Bei Mozart aber ist der Stoff Form und die Form Aether geworden — ein Aether, dessen Geheimnis es ist, daß er von einer metallenen Substanz melodisch dröhnt, daß er in Bruderspären Wettgesang tönt, nicht anders als die Sonne selber. Ach, es sind wieder Worte! Für Mozart müßte man, wie die reine Frau des hohen Brahmen bei Goethe, die Gabe haben, Wasser mit den Händen zu ballen. Warum wird es immer wieder versucht. Aber man wird immer wieder einem schmerzlichen Lächeln der Entsagung auf die eigenen armen Hände herunterblicken.

---

Nachdruck nur mit voller Quellenangabe erlaubt.

Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beil.

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße  
Verlag der Schaubühne, Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Druck: Felix Wolf,  
b. S., Berlin, Dresdnerstraße 43. Alleinige Inseratenannahme: Annoncen-Expedition  
Fachzeitschriften m. b. S., Berlin W 15, Torgauerstraße 68.

## Krämerseelen

Daß dieser Krieg uns aufgezwungen worden sei, darf nicht bezweifelt werden. Aber man tut gut, über die Gründe nur leicht hin zu reden. Bei den Engländern war es der Reiz, bei den Franzosen die Rache, die sie für ihre Niederlage im Jahre Siebzig üben wollten, bei den Russen die Annäherung, als die alleinigen Spielleiter auf der Balkanbühne zu gelten.

In Friedrich Naumanns bestem Buch, der „Neudeutschen Wirtschaftspolitik“, steht zu lesen: „Man muß Kriege nicht nach den Reden beurteilen, mit denen sie eröffnet, sondern nach den Paragraphen, mit denen sie geschlossen werden.“ Worte wie Reiz, Annäherung, Dünkel, Herrschsucht sind gleichsam stenographische Sigel, um sehr kurz Gedankenkomplexe zu bezeichnen, die der Menge nicht zugänglich sind und deshalb in der großen Öffentlichkeit besser unerörtert bleiben.

Nun werden in Berlin und in andern Städten viele, viele Vorträge gehalten, die sich alle mit den Gründen, mit dem Wesen, mit den Zielen des Krieges beschäftigen. Auf den Stühlen sitzen Angehörige des gebildeten Bürgertums; die Männer, die sie aufklären, gehören fast alle zu unsern bekanntesten Gelehrten. Ich muß gestehen, da schmerzt es mich, zu hören, wie ein Volkswirtschaftler von den Gründen und den Zielen des Krieges spricht, als wäre er der Feldwebel eines Ersatzbataillons, der seiner Mannschaft zum Abschied die höheren Standpunkte klarmacht. Wieviel tausendmal mag der Herr Professor seinen Studenten eingeschärft haben, daß die Kriege dieser Zeit volkswirtschaftliche Unternehmungen seien, wie oft ihnen die Wichtigkeit des Krieges für das Gedeihen der Völker an Beispielen auseinandergesetzt haben: vom Aufschwung Englands nach der Vernichtung der spanischen Armada — welches welthistorische Werk dann durch die Bezwingung Napoleons seine Krönung erhalten habe — bis zur neuerlichen Erweckung der preußisch-deutschen Volkswirtschaft anno 1814, ihrer siegreichen Behauptung anno 1866 und dem wahrhaften Siegeszug der deutschen Produktion nach 1871. Sind dem gelehrten Herrn die Vorlesungshefte in der Aufregung der Mobilmachungstage abhanden gekommen? Schätzt er seine Zuhörer so tief ein, daß er sie lieber mit seiner Wissenschaft versichont, um gewissermaßen in den Schützengraben zu steigen, wo



man sich über das „oekonomische Mittel“ weiter keine Gedanken macht? Denn auch der Herr Professor schwelgt in den volkstümlichen Abkürzungen: Neid, Bosheit, Herrschsucht — wenn er nicht von vorn herein kriminalpsychologische Beobachtungen über unsre Gegner zum besten gibt.

Man mißverstehe mich nicht: ich spreche nur von denen, die vor dem Krieg den Krieg ein volkswirtschaftliches Instrument nannten und als solches gut hießen. Alle Volkswirtschaftler taten das nicht. Da gab es Sonderlinge, die das politische Mittel des Krieges zur Beschaffung der Werte in eine sehr unfreundliche Vorzeit, die präkapitalistische Epoche, zurückverwiesen und meinten, daß wir nunmehr weiter seien. „Weltliche und geistliche Grundherren,“ lese ich bei einem von ihnen, „die klug zu wirtschaften oder, um mit den alten Bourgeois-oekonomen zu sprechen, zu ‚entsagen‘ verstanden, häuften aus den Tributen ihrer Hinterlassen große Kammervermögen an und verstanden es, durch Darlehn und Hypotheken die Güter der weniger vorsichtigen Standesgenossen zu erwerben. Es ist charakteristisch, daß die beiden Herrschergeschlechter, die heute das Gebiet des alten römischen Reiches deutscher Nation unter sich teilen, Habsburger und Hohenzollern, als feudale Beamte zweier der reichsten Städte des mittellalterlichen Deutschlands zu dem Geldvermögen gelangt sind, das der goldene Schlüssel zur Pforte des politischen Erfolges für sie geworden ist: die Habsburger als Stadthauptleute von Straßburg, die Hohenzollern als Burggrafen von Nürnberg. Mit der Geldwirtschaft und ihren Finessen vertraut, sammelten sie die Schätze, mit denen ein glücklicher Erbe hier die Kaisertürde, dort die Mark Brandenburg kaufte.“ Aber heute, sagten sie, heute oder morgen sind die Feudalreste verschwunden, es naht die Zeit der „reinen Wirtschaft“, wo zwischen den Völkern derselbe friedliche Wettbewerb gilt, wie zwischen den Bürgern der einzelnen Staaten. O, man lese nur, zum Beispiel, die schönen Schlußworte von Franz Oppenheimers „Theorie der reinen und politischen Oekonomie“, die vor nicht länger als vier Jahren erschienen. Aber von Franz Oppenheimer spreche ich nicht, nicht von den Staatssozialisten, geschweige denn von den Marxisten. Ich beklage mich einzig und allein über die, so dem politischen Mittel des Krieges mit frischer Zuversicht ins Auge blickten. Warum haben sie plötzlich die „Kanone als Industriehebel“ vergessen? Warum zählen sie, da dieser Hebel arade allseits angelegt ist, persönliche Eigenschaften des Gegners, wie Neid, Bosheit und Rachsucht, auf, wo vielleicht noch nie ein Krieg in der Welt von so unpersönlicher Größe war?

Hätten in Friedenszeiten die Rotationsmaschinen einer Zeitung so viele „Krämerseelen“ ausgespien — es wären wer weiß wie viel kaufmännische Verbände aufgestanden, um Einspruch zu erheben und das Blatt abzubestellen. Führen wir, ja oder nein, einen Krieg um unsern Platz an der Sonne? Niemand hätte ihn uns geweigert, wäre es nicht ein Platz hinter dem Verkaufstisch. Wollen wir, ja oder nein, kämpfen bis zur Erlangung des Preises, der den gebrachten Opfern entspricht? Der einzige Preis, den wir nicht ohne diese Opfer hätten erringen können, ist die gewalttätige Ueberwältigung derer, die uns in unsrer wirtschaftlichen Ellenbogenfreiheit behindern. Und dem werden auch die Paragraphen entsprechen, die den Krieg beschließen.

---

## Der Musterknabe / von Ulrich Kaufher

„Ein Reis vom Narrenbaum trägt jeder, wer es sei;  
Der eine deckt es zu, der andre trägt es frei.“

Logau

Im preußischen Abgeordnetenhaus war Kriegssitzung. Der stellvertretende Reichskanzler, Herr Delbrück, begründete in einer längern Rede die Forderung eines Unterstützungsfredits für Ostpreußen und richtete im Verlauf seiner Ausführungen den Gruß des Kaisers an das Parlament aus. Die Diskussion beschränkte sich auf eine, vom Abgeordneten Hirsch verlesene, Erklärung der sozialdemokratischen Fraktion, die trotz manchen Bedenken im Einzelnen der Vorlage zustimmte und als einzige den politischen Gedanken der Stunde aussprach: Beseitigung des unerträglichen Dreiklassenwahlsystems! Herr Liebknecht rief: Sehr richtig!, was es auch war, packte seine Sachen, verschwand, und die Vorlage wurde trotzdem angenommen. Nach einer Rede des Präsidenten und einem Hoch auf Armee und Kaiser trennte man sich. Die Ostpreußen waren zufrieden und die übrigen Preußen auch.

Nun stellt sich aber nach und nach heraus, daß die Bewilligung der anderthalb Milliarden und der Protest gegen das Dreiklassenwahlrecht lächerliche Lappalien waren neben einer Befundung des Männerstolzes vor Königsthronen, wie sie nicht unerschrockener gedacht werden kann. Während sich die Mehrzahl der Abgeordneten mit ganz netten, aber agitatorisch wertlosen Nützlichkeitsfragen beschäftigte, hat einer, wie ein angeschossener Löwe, sich im stillen für das große Prinzip verblutet: nämlich wiederum Herr Liebknecht in einer Berichtigung an die meisten berliner Zeitungen. Mit einer Genauigkeit, wie sie

nur ein Manometer feststellen kann, registriert er, unter Zuhilfenahme des Paragraphen Elf, auf welche Weise sein Körper in jener denkwürdigen Sitzung politisch reagiert habe; er bestimmt bis auf einen Hundertstel-Grad den Winkel, in dem sein Gefäß zur Monarchie stand, und man verfolgt in atemloser Spannung der Kurve, die dieses sein politisches Organ unter Hochhaltung der Fahne beschrieb. Wie eine Sonne durchbricht es den Nebel hämischer Verleumdung, und nun weiß die getäuschte Welt: bei Mitteilung der kaiserlichen Botschaft sind sämtliche Mitglieder der sozialdemokratischen Fraktion, die an ihren Plätzen waren, sitzen geblieben, und bei dem Hoch auf Armee und Kaiser haben fünf Mitglieder, also die Hälfte, den Saal verlassen.

Es ist nicht mehr viel zu sagen. Daß Herr Delbrück einen einfachen Gruß Wilhelms des Zweiten als Allerhöchsten Auftrag bezeichnete, mag in höfisch-dynastischem Stil begründet sein, in der parlamentarischen Sprache rüßte eine Artigkeit dadurch zu sehr in die Nähe der Allerhöchsten Botschaft. Zum Aufstehen war kein Grund vorhanden. Das Hoch des Präsidenten galt diesmal unserm Heer mindestens ebenso wie dem obersten Kriegsherrn, war also für jedermann anhörbar, was ja auch fünf sozialdemokratische Abgeordnete durch ihre Anwesenheit befundeten. Wer trotzdem dagegen war, konnte sich ruhig entfernen. Er konnte dies Sich-Entfernen als Mannesmut oder als selbstverständlich empfinden. Vier sozialdemokratische Abgeordnete scheinen es als selbstverständlich empfunden zu haben; sie tatens, und damit gut. Der fünfte aber war nicht im Stande, seine einsame Größe schweigend zu tragen; das Sitzenbleiben hatte in ihm Schulerinnerungen geweckt, stürmisch hob er den Finger und — peßte. Fünf haben ihre Aufgabe nicht gekonnt, aber JCS war vorbereitet! Ich kann das ABC, ich bin ein Sozialdemokrat vom reinsten Wasser und habe immer orthographisch empfunden! Halb in der Gloriole des Apostata und halb in des Musterknaben, Lucifer, der sich an der Hand der Fibel gegen die himmlischen Heerscharen auflehnt, nehmt alles nur in allem: jeder Roll ein Pharifäer!

Politisch gesehen: die sozialdemokratische Fraktion hat eine Berichtigung nicht für nötig gehalten. Da kam Herr Liebfnecht und schied die Schafe zur Rechten und die Böcke zur Linken; beschuldigte Parteifreunde und wies seine Unschuld nach; zeigte sich vollkommen in der Beherrschung des kleinen Einmaleins und mußte zur rechten Zeit mal raus. G., Musterknabe!

# Unfriederisches Theater

Wenn man uns nicht durch Shakespeare, Schiller und Kleist an den Krieg erinnern kann oder will, so soll man uns garnicht erinnern. Von schlechten und rohen zu schweigen — selbst anständigen, aber unstarren Kriegsstücken soll man Idyllen vorziehen: harmlose Schwänke der Vorzeit, Märchenspiele, komische Gemälde aus dem Volksleben mit Gesang und Tanz. Dank einer so vernünftigen Wahl herrschte an drei Theaterabenden der vorigen Woche die reinste Heiterkeit. Man wünscht allen drei Bühnen den breitesten Erfolg, damit sie nicht doch wieder oder überhaupt erst ihr Glück in der Gasse suchen zu müssen glauben. Von den dreien schienen die schönen Reste der Sozietät schon Weihnachten zu feiern. Als vor Jahren eine berliner Direktion den „Großen und den kleinen Klaus“ angenommen hatte, verfrachte sie hurtig. Das Deutsche Künstlertheater ist zunächst verfracht und hat dann zu Geijerstam gegriffen, der seinerzeit selbst geraten hatte, bis in den Dezember und auf die Schulferien zu warten. „Muhme Kehlen hat 'n Garten, hier 'n Garten, da 'n Garten.“ Gewiß ist in Geijerstams sieben Bildern auch die Stimmung dieses Rindermärchenanfangs. Gewiß wird jedes Kind von dem Stück so viel begreifen, wie bereits bei Andersen steht; und das ist der Hauptteil. Aber der Erwachsene, der ein Kind mitnimmt, wird nicht bloß an dessen Freude seine Freude haben. Im kindlichen Spiel liegt ein Sinn. Er ist nicht besonders tief und nicht dort zu finden, wo aus Andersens naturalistischer Bauerngeschichte durch Elfen und Heinzelmännchen eine Art skandinavischen „Sommernachtstraums“ wird. Das besagt so wenig, daß für die Auf- führung diese überirdischen Elemente ohne Schaden beseitigt werden konnten. Worauf es ankommt, das ist das überirdische Element, das nicht zu beseitigen ist: Sankt Peter, der Himmelsportier, der mit der Pfeife im Mund und jovialen Falten um dessen Winkel, mit dem Heiligenschein um die Glaze und vergnügt zwinkernden Augen auf die Verwirrung und Lüge und Niedertracht und Einfalt und Vielfältigkeit des menschlichen Daseins blickt und zu bereuen hat, daß er sich nicht mit der Rolle des fideles Zuschauers begnügt. Er stachelt den schlauen, fröhlichen und vertrauensseligen kleinen Klaus dazu auf, seinen Quälgeist, den großen Klaus, zu einer Dummheit zu verlocken, durch die der sich selbst zu Grunde richtet. Das ist ein Weg, auf dem Sankt Peters Schützling aus dem einzigen anständigen Mann des ganzen Kirchspiels nach einander ein Kapitalist, ein Betrüger, ein Mörder wird. Diese gründliche Umwandlung erfährt seine Moral, ohne daß man ihm deshalb gram wird, weil der Stil des Märchens gewahrt ist. Jetzt wird klar, warum Geijerstam seine dörperhaft-reale Vorlage, um eine Lehre aus ihr herauszuschlagen, unwirklich machen mußte. Sankt Peter sieht ein, daß es gefährlich ist, den Erdennarren Lebensweisheit beizubringen, und beruhigt sein Gewissen damit, daß diese Erdennarren auch auf eigene Faust Kanakillen zu werden pflegen. Also eine bitter-pessimistische Moralität? So einfach war Geijerstam nicht. Er kannte die Menschen und liebte sie trotzdem. Die Spitze seiner Satire wurde durch seine Güte abgestumpft. Güte ist der Grundton dieses Spiels, das einer erstaunlich leichten und sichern Hand seine Bühnenfähigkeit zu danken hat. Wenn man den Dichter Andersen liest, ahnt man nicht, wieviel Reime zu sanften Drolerien und märchenhaften Rüpeleien, zu poetischen Stimmungen und zu einer grotesken Unheimlichkeit ein zweiter Dichter in ihm aufspüren und zur Blüte



treiben kann. Und wenn man den Text dieses zweiten Dichters liest, glaubt man immer noch nicht, wie wenig monoton das eine einzige Motiv auf der Bühne wirken wird, wie viel dramatische Schlagkraft darin steckt. Das Deutsche Künstlertheater hatte nur nötig, nichts zu verderben. Es präsentierte zudem in Herrn Vespermann einen kleinen Klaus, dessen Anmut, Gutgelauntheit und Schlichtheit Keiner widerstand. Man lachte gerührt. Der Krieg, der war da draußen wo.

In den Kammerspielen war er auch nicht. Seit Friedrich Haase die 'Beiden Alingsberg' mit ins Grab genommen hat, sind es allein die 'Deutschen Kleinstädter', die von Zeit zu Zeit gemahnen, daß es vielleicht doch übertrieben war, den Namen Kogebue zu einem Schimpfwort zu machen. Goethe hat den Mann jederzeit und gegen alle verteidigt. Anno 1808, in Erfurt, fragt ihn Talleyrand: „Qu'est devenu ce mauvais sujet de Kotzebue?“ Goethe erwidert: „Sire, il est fort malheureux et il a beaucoup de talent!“ Und spricht anno 1810 zu Falk: „Nach Verlauf von hundert Jahren wird sich schon zeigen, daß mit Kogebue wirklich eine Form geboren wurde.“ Die hundert Jahre sind um: zeigt sich? Was für Hellas und Rom Menander, Terenz und Plautus, das sind Jahrtausende später für Frankreich, Italien und Dänemark Molière, Goldoni und Holberg, und das ist Jahrzehnte nach diesen für Deutschland Kogebue. Eine Form? Die Geschichte Zusammenfügung aller Handlungsmomente und Charakterzüge, die immer den Beifall der Masse gehabt haben. Aber tatsächlich so geschickt auf neu gewendet, daß zweihundertsechzehn dramatische Werke wiederum Generationen in Nahrung setzen. Lindau, Moser, L'Arronge, Blumenthal, Kadelburg, Schönthan und deren sämtliche Erben: was sie sind, und was sie haben, schulden sie dem Kogebue. Die 'deutschen Kleinstädter' im besondern sind gewissermaßen der deutsche Urchwanz. Das erwies sich, als das Berliner Theater sie vor vierzehn Jahren mit literarhistorischer Treue spielte. Es nahm sie so ernst, wie Veranstalter und Zuschauer der Premiere sie genommen hatten. Hätte Reinhardt das auch getan, so hätte ers auf drei Auführungen gebracht. Denn da jede Figur, jede Handlungsstrimmung, jeder Situationscherz und jeder Einfall des Dialogs von den Nachfahren zwar benutzt, aber zugleich überboten worden ist, so mutet das Urbild völlig ausgebleicht an. Also tut Reinhardt, was er schon oft getan hat: er malt auf dem blassen Grunde ein neues Bild. Er schüttet glühende Farben über die alten Linien. Er sättigt seinen Appetit auf kräftige Muster. Er zieht ulkige Schnörkel und wilde Ornamente. Er setzt Lichter und Schatten und Fleck und Kleckse. Er spielt tausend Variationen über das eine Thema, das der Titel ausspricht, und ist im Recht, wenn seine Variationen über die engen Menschen der schiefen Kleinstadt, über ihre verwinkelten Seelen und krummgepreßten Herzen, über die Lächerlichkeit ihrer Froschpfuhlinteressen, über ihre Eitelkeit und ihre Titelsucht, kurz: über die ganze Krähwinkerei ihres Wesens und ihres Wandels — wenn diese Variationen drei Stunden lang lustig genug sind. Immerhin: anderthalb Stunden lang sind sie es selbst für hohe Ansprüche. Man hört den Regisseur förmlich schnurr vor Behagen, das sich mitteilt. Reinhardts Auge macht zahllose Kleinigkeiten des Kostüms, der Maske, des Tonfalls, des Gangs u der Gestikulationen ausfindig, die mit durchdringender, zwingender Schärfe dem einen Zweck dienen. Er legt Kantusse ein, bei denen man sich wundert, daß die Teilnehmer würdevoll bleiben können. Der Höhepunkt ist ein Lied der Höflichkeit. Schon vorher hat das Trifolium der di

komischen Alten, wozu sich drei junge Schönheiten verunstaltet haben, alle Männer und Frauen rings übertroffen: die großmütterlich-grauhaarige Frau Unter-Steuer-Einnehmerin der Heims, die jedes Wort und jeden diktatorischen Satz in atemraubendem Tempo dreimal heraus-schnattert; die jungverwitwete bräunliche Frau Ober-Floß- und Fisch-Meisterin der Konstantin mit Zahnlücken, Bartstoppeln, Mopsnase und schwer-idiotischem Gelächter; die dampfwalzenartige, badofenbreite, riesenglühnennenhafte goldblonde Frau Stadt-Accise-Cassa-Schreiberin der Höflich, die nun also wieder die beiden Genossinnen übertrifft. „züdend“ sagt sie völlig unmotiviert immerzu, was „entzündend“ heißen soll. Trotz ihrer greifbaren, triefenden Leibesfülle wirkt sie wie abgestorben und bekommt mühelos das Kunststück der größten komischen Charakterdarsteller fertig: die Drastik bis an die Grenze der Tragik zu rücken, uns durch ihr Asthma zu ängstigen, fast unser Mitgefühl zu erregen mit diesem armen Tausendpfunder, der da zu gesellschaftlichen Produktionen mißbraucht wird, mitten im Zuge dreimal zu einer Kolokatur ansetzt, gißt, detoniert und dann doch auf der Bühne mit rasendem Beifall belohnt wird. Wir vor der Bühne fallen aus andern Gründen, aber mit derselben Wucht ein. Zum Schluß hat die Höflich ein paar Verse zu sprechen, und da erreicht sie, daß aus dem Koloß für einen Augenblick eine reine, schöne Seele leuchtet. Es wird wenige Fälle in der Schauspielkunst geben, daß aus so nichtigem Material eine so eminente Leistung geschaffen worden ist. Die Aufführung hat den einen Fehler, daß sie nicht um eine Stunde schlanker ist. Aber viel mehr und viel ärgere Fehler würde die Höflich wettmachen. Man weinte lachend. Der Krieg, der war da draußen wo.

\*

Auch im Kleinen Theater war er nicht. Dort war das ‚Fest der Handwerker‘ zugleich ein Fest des Publikums und der Kritik, der feindlichen Mächte, die selten so friedlich bei einander gewohnt haben. Hat das Volksstück die Aufgabe, mitten unter das Volk zu treten, einen bestimmten Arbeitskreis aufs Korn zu nehmen und das Leben und die Komik darin zu suchen — ja? Dann ist das ‚Fest der Handwerker‘ ein richtiges, dann ist es überhaupt das beste Volksstück unsrer Literatur. Diesem Muster- und Meisterwerk Louis Angelys sind selbst Weirauch und Kallisch niemals nahe gekommen, von allen andern garnicht zu reden. Der eine Akt hat keinen Raum für überraschende Verwicklungen; aber ein entdeckungsfreudiger Beobachter des umgebenden Alltags hat das Berlin der zwanziger Jahre, von dem Keiner unter uns weiß, wie es gewesen ist, so lustig und plausibel getroffen, daß jeder von uns sagt: So muß es gewesen sein! Es ist ein überaus harmloses Berlin, ohne politische Aufregungen, kleinbürgerlich und nüchtern, gutmütig und gemüthlich. Was es an Satire aufbringt, ist mehr streichelnd als fraßend. Liebenswürdige Schnurren werden erzählt und gesungen, Wörter werden eulenspiegelhaft mißverstanden, Fremdwörter werden verquatscht, Schlagwörter (die seitdem Besitz des Berliners sind) werden leitmotivisch wiederholt — und das alles füllt den Platz, auf dem sich später Zweideutigkeit und Zote breit machen sollen. Wie anständig ist die Umgangssprache dieser Leute, wie klar und sauber der ganze künstlerische Ton! Das Couplet ist noch nicht lediglich Einlage, sondern wächst organisch aus Vorgang und Charakteren heraus. Und es sind Charaktere, kunstlos, aber kenntlich gestaltet: ein behäbiger Berliner und ein quirklichter Berliner, ein nachdenklicher Breslauer und ein unendlich phlegmatischer Stettiner, ein verliebter Dresdner und ein Meister über alle, der ein sehrreiches Gegenstück zu Hauptmanns Dreißiger abgibt.

Das Wort 'Notstand' ist noch nicht erfunden: diese braven Jungen und Alten hängen mit Liebe an ihrem Handwerk, haben jeder zwei Taler übrig für jenen Wilhelm, der vons Jerüste gefallen is, und vertreiben sich ihre freie Zeit mit Humoren, vor denen kein Eisbär seine Haltung bewahren könnte. In diesen Figuren steckt bei aller burlesken Uebertreibung so viel angeschaute Wirklichkeit, daß sie von gewiegten und halbwegs komischen Schauspielern garnicht zu verfehlen sind. Wenn einer der guten alten Berliner am Schluß mit tränenden Augen erklärte, daß Helmerding nicht besser gewesen sei als Lupu, Bid und Reusche nicht besser als Paul Otto, so spricht das nicht gegen die toten Schauspieler, sondern nur für den toten Autor, der eben tatsächlich Lebewesen geschaffen hat. Erfreulich, daß die Regie das spürte und es deshalb nicht darauf ankommen ließ, durch irgendwelche zeitgemäßen Zutaten die Probe auf die Echtheit und Einheitlichkeit der Posse zu machen. Nicht einmal der Name Kluck reizte zu Extempores. Geschmack war in der ganzen Aufführung, Zeitgefühl und Stilgefühl und ein feines Ohr für die besondere Musik des Menschenschlags unsrer Provinzen und unsrer Stadt. So langst du dahin, du mein altes Berlin! So sanftst du dahin! Man lachte gerührt. Der Krieg, der war da draußen wo.

---

## Zu diesem Krieg

fallmerayer

Das Einzige, was die Russen an ihrem Gegner fürchten und nicht bezwingen können, ist Mut und Ehrlichkeit.

\*

Nicht bloß gegen den großen Fürsten an der Nema ist der rächende Stab des Schicksals aufgehoben: der Schlag wird alle treffen, die mit fremder Hilfe und im Schatten falscher Sicherheit in Europa Schlimmes taten und, nicht viel klüger als jene Unbesonnenen im Lager des Pompejus, vor der Schlacht schon über die Beute verfügten, die ihnen der Sieg erst bringen sollte.

\*

Oesterreich hat während der letzten drei Jahrhunderte in der Welt viel Böses getan und viel Gutes gehindert. Aber so eingewurzelt sind dessenungeachtet in Deutschland Achtung und Vertrauen auf dieses Fürstenhaus, daß ein einziger kühner Schritt von seiner Seite alle frühern Sünden im Gedächtnis des deutschen Volkes tilgen und in diesem Augenblick, verhassten Strebungen ohnmächtigen Ehrgeizes gegenüber, gleichsam durch Aklamation ein neues und furchtbares Imperium Germanicum schaffen könnte.

\*

Kriege dauern heute nirgend lange, und wir sind begierig, ob der Kampf gegen das eingeborene, ewige, unaustilgbare Geseß der geistigen Veredlung ebenso schnell und siegreich vorübergeht, wie der Kampf gegen die bewaffnete Revolution. Brutale Kriegsknechte und höhlängige Apostel der Finsternis gegen das ewige Licht zu heken, könnte am Ende doch gefährlich sein. Noch kann niemand sagen: ist das, was jetzt in Europa begonnen hat, Gigantomachie, ein Kampf der hundertarmigen Riesen gegen die Bewohner des Olymp, oder ist es nur eine „nubecula cito transitura“, wie Sanct Athanasius den übelberatenen Versuch des kaiserlichen Apostaten nennt.

# Die Perser / von Aischylos

(Fortsetzung)

Uebersetzen von Lion Feuchtwanger

Bote. Chor. Atossa.

Bote: Weh Asiens Städten allesamt! Weh Persien,  
Des Reichtums Port! Wie ist mit einem Schlag  
Zerstört der ganze Segen, Persiens Blüte  
Verdorrt! Weh mir, des Unheils erstem Boten!  
Und dennoch muß es sein, ich muß es künden:  
Ihr Perser, hin ist unser ganzes Heer!

Chor: Schmählische, kläglich-  
Unsägliche Kunde!

Weinet und wimmert,  
Ihr Perser, des Wehs!

Bote: Zerstört, zerstört, zernichtet alles, alles!  
Ich selbst — ein Wunder ist's, daß ich entrann.

Chor: Lange zu leben,  
Was frommt es uns Greisen,  
Heult uns das Alter  
Solch Leidlied ins Ohr!

Bote: Ich selber sah es, nicht von andern hört' ichs,  
Mit diesen Augen sah ich all das Graun.

Chor: Jammer und Weh! Umsonst die vielen,  
Die bunten Geschosse,  
Die Asiens Heere  
Geschleudert dem Feind.

Bote: Erfüllt von elend hingewürgten Leibern  
Ist Salamis, das Eiland, rings der Strand.

Chor: Jammer und Weh! Vom Salzmeer umschauelt,  
Aufgeschwollen, gequollen die Leiber,  
Treiben die Freunde  
Zwischen zertrümmerter Schiffe Gebälk.

Bote: Nichts half uns da der Bogen. Alles Heer  
Verdarrt, zermuchet in der Schlacht der Schiffe.

Chor: Stöhne der Perser, der niedergetreten,  
Der niedergetroffenen,  
Wimmernder Wehruf:  
Verloren das Heer!

Bote: O höchstverhaßter Name Salamis!  
Und du, Athen! Nur stöhnend denk ich dein.

Chor: Athen! Athen! Fluchvolles Gedenken!  
Die Söhne, die Gatten  
Hast du gemordet  
Der persischen Frau.

Atossa: Ich schwieg bis jetzt, versteint im Innersten  
Vom Leid. Zu groß ist dies, mit Worten es  
Zu künden, es mit Worten zu erfragen.  
Doch zwingt uns Not, was uns die Götter senden,  
Zu dulden. Hüll denn auf das ganze Leid!  
Bezwinge dich, wenn auch mit Müh, und sprich!  
Wer ist denn nicht gefallen? Wer der Fürsten  
Dieß Führerstab und Heer verweist zurück?



O sprich!

Bote: Er selber, Kerges, lebt!

Atossa: Das Leben

Auch mir verkündest du und großes Licht  
Und hellen Tag nach schauerlicher Nacht.

Bote: Artembares indes, der Reiterfürst,  
Zerschellte an Sileniens schroffem Strand.  
Der Feldherr Dodakes, vom Speer durchbohrt,  
That einen gar behebenden Sprung ins Meer.  
Den Baktrer Tenagon, den läßt die Insel  
Des Ajas nicht mehr lodern, Arsames,  
Dilaios und Argestes spalteten  
Die Stirn sich an des Taubeneilands Klippen.  
Die von des Nilstroms Quellen kamen, Arkteus,  
Pharnuchos und Ardeues, Einem Schiff  
Entstürzten sie. Martallos dann aus Chrysa,  
Der dreißigtausend schwarze Reiter führte,  
Diemeil er starb, färbt' er den blonden Bart,  
Den wallenden, purpurn mit seinem Blut.  
Arabos, der Magier, Artabes, der Baktrer,  
Auch sie sind jetzt in jenem rauhen Land  
Für immer angesiedelt; dann Amistres,  
Der Bogenheld Amphistreus, Ariomardos,  
Der Sarder Stolz, und Seisames, der Mysier;  
Auch Tharybis, der fünfmal fünfzig Schiffe  
Geführt, aus Lyra, prächtig anzuschauen,  
Ein schöner Mann, der liegt nun auch entseelt,  
Ei ja, und keine Augenweide mehr.  
Dann fiel Kilikiens Fürst Spennesis,  
Der erste unsrer Reden; Feinde zahllos  
Erlegt' er kämpfend, und er starb ein Held.  
Die hielt ich im Gedächtnis. Viele Tote.  
Doch großen Unheils nur ein kleiner Teil.

Atossa: O Gram! Der Uebel Krone kündest du  
Und Schmach und schrilles Wehgeschrei den Persern.  
Doch sag noch dies und meld es vom Beginn:  
Wieviele Schiffe hatten denn die Griechen,  
Den offenen Kampf mit unserm Heer zu wagen?

Bote: Wir hatten eine solche Uebermacht,  
Leichtlich zu siegen. Ach, die ganze Zahl  
Der griech'schen Schiffe war ja bloß dreihundert,  
Dazu noch zehn erlesne. Kerges aber,  
Soviel ich weiß, der hatte deren tausend  
Und außerdem Schnellsegler noch, erwählte,  
Zweihundertsieben. Mußten wir nicht siegen  
Mit solcher Ueberzahl? Nein, nein, es war  
Ein Dämon, der das Heer darnieder warf,  
Das Glück auf ungerechten Schalen wiegend.  
Die Götter retteten der Pallas Stadt.

Atossa: So steht noch unzerstört die Stadt Athen?

Bote: In ihren Bürgern hat sie Wehr und Wall.

Atossa: Allein wie kam's zum Kampfe? Sag noch dies!  
Und wer begann ihn? Waren's die Hellenen?  
Wars im Vertrauen seiner Macht mein Sohn?

**Note:** Ein Fluchgott wars, ein böser Dämon, Herrin.

Vom Heere der Athener kam ein Grieche  
Und sagte dies zu Kerges, deinem Sohn:  
Die Griechen würden mit Beginn der Nacht  
Nicht säumen, ihre Schiffe zu besteigen,  
Verstohlen zu entweichen, hierhin, dorthin,  
Um nur das nackte Leben sich zu retten.

Kerges vernahm es kaum, und allsogleich,  
Die griechische Verschlagenheit nicht merkend,  
Und nicht den Reid der Götter, rief er ein  
Die Schiffsherrn alle und gab so Befehl:  
Sobald die Dunkelheit hereingebrochen,  
So sollten in drei Ordnungen die Schiffe  
Den Ausgang sperren und die Meerespfade  
Und andere im Kreis die Ajas-Insel.  
Und sollt' es einem nur der Griechen glücken,  
Dann noch zu fliehn, so wolle er am Leben  
Die Perserfeldherrn büßen allesamt.  
So sprach er; Zuversicht schwellt ihm das Herz.  
Ach, was die Götter planten, ahnt' er nicht.

(Fortsetzung folgt)

---

## Der deutsche Shakespeare /

(Schluß)

von Julius Bab

**Z**ahlreicher und stärker noch sind solche Beispiele in der neuen Uebersetzung des „König Lear“, an der man schon deshalb nicht die reine Freude haben kann, weil Gundolf, statt, wie üblich, dem Quarto-Text von 1608, dem Folio von 1623 folgt. Dessen Recht oder mindestens Alleinrecht scheint mir aber schon dadurch verwirkt zu sein, daß solche Dinge fehlen, wie das Lied vom süßen und bitteren Narren, des wahnsinnigen Lear Gerichtsverhandlung wider die Holzblöcke, die er für seine Töchter hält, Albanien's große Abrechnung mit Goneril und Edgars erschütternder Bericht von Kents Rückkehr. Abgesehen davon, scheint die Rücksicht auf die Uebersetzung von Tied-Boaiffin, die allerdings im Vergleich zu ihrem „Macbeth“ viel besser ist, Gundolf zuweilen unsicher gemacht zu haben. Er spricht zwar in den Anmerkungen den sehr richtigen Grundsatz aus: daß es sich nicht darum handle: neu, sondern: richtig zu übersetzen; aber manche Stellen sind doch ohne den ungesunden Willen, sich originell zu erweisen, kaum mehr zu erklären. Was für ein unmöglich gezielter, Georgescher Einfall ist es, den Lear gegen Kent rufen zu lassen: „Fahr durch den Drachen nicht und seinen Grimm“, wo Tied einfach, klar und durchaus wörtlich übersetzt hatte: „Tritt zwischen den Drachen nicht und seinen Grimm“. Das berühmte: „Sei Kent nur ohne Sitte, wenn Lear verrückt“

ist zwar in der Uebersetzung von „unmannerly“ auch nicht sehr stark, aber Gundolfs: „Kent sei ungebührlich, wenn Lear toll ist“ ist in dieser Beziehung eben so schwach und gegen das stark und vertwegen aufschlagende „Berrückt“ viel schwächer. Daß sich ein Stolz zur Schmeichelei „knickt“ statt „senkt“, kann man im Deutschen nicht sagen; „epileptisch“ durch „nervenzuckend“ zu übersetzen, ist eine unnötige Erschwerung; „Mhlord“ in tragischen Ausrufen durch „Mein Herr“ zu übersetzen, ist fast komisch, und „new adopted“ durch „neu angekindet“ zu geben, ist schon ein bißchen wahnsinnig — die deutsche Sprache besitzt hier eben nur das Wort „verschwifert“, was denn auch Tieck ruhig gebraucht. All diese Einzelheiten aber wiegen gering gegen die für mein Gefühl schönste Stelle des ganzen „König Lear“, die bei Tieck ausgezeichnet übersetzt ist, und der Gundolf ein schweres Leid getan hat:

Der alte Lear will den Töchtern, die ihm in so herzloser Weise klar machen, daß er doch die hundert Ritter gar nicht nötig habe, noch ein letztes Mal mit geduldiger Vernunft kommen. Mit äußerster Selbstbeherrschung fängt er an: „O, streitet nicht, was nötig sei.“ Er sagt dann sehr weisheitsvolle Worte über die Notwendigkeit des Ueberflusses in der Welt, aber an der Stelle:

„Nun, der Natur tut deine Pracht nicht not,  
Die kaum dich warm hält — doch für wahre Not  
Gebt, Götter, mir Geduld, Geduld tut Not!“

entzündet sich plötzlich sein ganzes Elend an dem Wort „Not“, das von seiner äußern Ruhe in seine innere Ruhelosigkeit zurückspringt; die Geduld zerbricht, und die Raserei fängt an. Dies ist für mich das größte aller Beispiele für das, was Heinrich von Kleist „die allmähliche Vorfertigung der Gedanken beim Sprechen“ nannte — ich kenne keine genialere Uebersetzung dieses zunächst logisch gemeinten Vorgangs ins Szenisch-Dramatische als diese Stelle. Im Englischen steht das Wort „need“, das zwar nicht das tragische Pathos von „necessity“ hat, aber wie unser harmloseres „benötigen“ und „nötig“ doch noch Verwandtschaft genug mit dem Schicksalswort besitzt, um den tragischen Gedankensprung zu ermöglichen. Das Wort „need“ ist hier also die Angel des ganzen dichterischen Vorgangs, und Gundolf zerbricht sie, indem er übersetzt: „O, fragt nicht, was man braucht“, so daß er später nur den lahmen Uebergang hat:

„Doch was man wahrhaft braucht —  
Gebt Götter mir Geduld, es braucht Geduld.“

Was in aller Welt einen Uebersetzer von Gundolfs lebendigem





# Der improvisierte Zeitroman /

von Hans Natonef

In einem dramatischen Scherz hat Courteline die ungemein komische Figur eines Zeitungsromanschreibers gezeichnet. Man sieht ihn an der Arbeit, die in lächerlicher Qual von Fortsetzung zu Fortsetzung hingespinnen wird und durch nichts anderes bestimmt ist als durch das Bedürfnis der Druckerei. Eingebung und Ansporn, Inhalt und Form erhalten ihre Bedingungen durch drei oder vier Zeitungsspalten, die es täglich zu füllen gilt. Seufzend taucht der Autor seine Feder ein, der letzte Passus der letzten Fortsetzung ist sein Stichwort, und nun überläßt er sich vertrauensvoll einer Art Phantasie, die mit fertigen Stimmungen, Bildern und Wendungen arbeitet. Claire trat sinnend aus der Tür des Salons und schritt wie zögernd ihrem Lieblingsplätzchen, dem kleinen, grünschlummernden Weiher zu; folgt eine Abendstimmung im Garten; dann die peinlich genaue Beschreibung, was Claire tut — von jedem Schritt, von jeder Bewegung ist etwas Nichtssagendes zu sagen. Mit einem Mal hört Claire das Knirschen rascher Schritte im Riez des wohlgepflegten Weges. Natürlich zuckt sie zusammen. In voller Pracht ist inzwischen der Mond hinter den Bäumen aufgestiegen und ergießt sein zitterndes Licht... Fortsetzung folgt. Es ist unheimlich leicht, etwas zu sagen, wenn man gar nichts zu sagen hat. Man könnte sich diesen Vorgang in gespenstischer Uebertreibung so vorstellen, daß die Feder weitergleitet, schreibt und schreibt, während der Autor längst beim Skat sitzt. Das Improvisieren ist eine der Phantasie untergeordnete Funktion, eine mechanische Tätigkeit des Geistes. Einmal im Gange, betätigt sie sich kraft einer Trägheit. Die Phantasie wohnt im Herzen und ist wählerisch. Die Fähigkeit des Improvisierens sitzt im Gehirn und ist von einer charakterlosen Bereitwilligkeit, die alles jederzeit verarbeiten kann.

Hätte nicht der Krieg die Technik des Romans-von-heute-auf-morgen wieder in Anwendung gebracht, es läge kein äußerer Anlaß vor, darüber zu sprechen. Denn mit Ausnahme der ganz verlorenen Provinz, wo vielleicht noch da und dort ein Federhalterbauer einen Roman fortsetzungsweise herausswürgt, ist diese seltsame Art des Produzierens wohl ganz geschwunden. Heute wird der Schund erst fertiggestellt und dann im Ran verkauft. Aber dieser Krieg, auf den sie nicht vorbereitet waren, wird vielleicht auch auf dem dunklen Gebiet ihres Edels eine Reaktion hervorrufen: indem sie nämlich wieder kaufen, noch ehe sie vollendet haben.

Es waren noch nicht drei Wochen seit Kriegsbeginn vergangen, als man die ersten Zeitromane gedruckt vor sich liegen sah. Zeitungen und illustrierte Journale brachten die unausgetragenen Früchte ans Licht der Welt. Das erste Gefühl über diesen Anblick schwankte zwischen Staunen und Ekel. Die Zeit hat uns ja an Reforde gewöhnt, aber von diesem sind alle geschlagen. Man ist ja schon dagegen abgestumpft, daß ein tausendfaches Echo sich der Ereignisse, während sie gerade geschehen, bemächtigt und sie übertönt. Aber die Geschwindigkeit, mit der auch das Erlebnis den Weg vom zarten Entstehen bis zur Druckpresse zurücklegt, stellt uns vor neue Möglichkeiten. O schändliche Hast! Bevor die Zeit Zeit hatte, sich auf sich selbst zu besinnen, erscheint sie in Romanlieferungen. Sie weiß noch nicht, wie es ausgehen wird, aber die Dichter-Journalisten scheinen von der Ewigkeit selbst informiert zu sein.

Kann man einem Erlebnis glauben, das so rasch seinen Ausdruck findet, das neben der Gegenwart atemlos einherläuft, sie im Laufen erhascht, gestaltet, abliefern und verkauft? Herrgott, viel eher würde ich einem Erlebnis glauben, das angesichts des Ungeheueren, das sich begibt, schweigt, erbebt, stammelt oder jubelt, als einem, das sich hinsetzt und einen Zeitroman schreibt. Aus dem Schoß der Ewigkeit bricht entsetzliches Grauen — die hemmungslosen Schreiber, durch nichts aus der Fassung zu bringen, erleben und produzieren im Nu und umschmeicheln das Ohr des Publikums mit dem Geräusch der Zeit, das ihre Grammophonplatten-Seelen aufgefangen haben.

Dichter erhitzen sich an der Wirklichkeit, wenn sie bereits abgefühlt ist. Die Drei-Wochen-Kinder der fixen Schreiber brauchen den Brutofen einer durchglühten Zeit, um nicht einzugehen. Dichter saugen den geistigen Gehalt aus ihrer Epoche und verschmähen die Schale der zeitlichen Begebenheit. Sie gestalten ihn im Gleichnis einer andern Zeit oder im Gleichnis einer andern Welt. Den fixen Schreibern kommt es gerade auf die Schale der Aktualität an, in die sie ihren Krimsfram hineinpacken.

Die Dichtung liegt vor den Begebenheiten oder hinter ihnen; sie ist eine Ahnung oder eine Erinnerung.

\*

Nachdem nun so die Wertverfälschung einer Eile festgestellt ist, die aus der Angst, die Konjunktur zu verpassen, produktiv wird, ist einem schon die Lust benommen, die technischen Besonderheiten eines Produzierens von Ereignis zu Ereignis, mitten im Wallen des behandelten Zeitgeschehens, zu untersuchen. Wo es um das Ethos des Schaffens so faul steht, ist

seine Technik kaum mehr eine Frage der Kunst, sondern Sache der spekulativen Geschicklichkeit.

Immerhin könnte auch einen Künstler das Experiment reizen, aus dem bewegten Stoff heraus zu schaffen; die Ruhe und das Entferntsein aufzugeben und einmal all die Bewegtheit ringsum zu gestalten. War sonst das Dichtwerk nicht wie eine Schachaufgabe? Die Stellung aller Figuren ist gegeben — Schwarz zieht und gewinnt die Partie in sechs Zügen. Es war alles vorausbestimmt und unzweideutig. Und wenn der Spieler etwas konnte, war die Partie garnicht zu verlieren. Anders im Zeitroman. Nicht der Autor schiebt die Gestalten, sondern das Geschehnis, das er vor Eintritt ebenso wenig kennt wie jene. Sonst hat der Autor die Ueberlegenheit des Wissens um das Ende. Im Zeitroman hat er sie nicht, und seine Figuren sind in ein Unberechenbares, dessen Morgen niemand kennt, hineingestellt. Im zeitlosen Kunstwerk ist die Unwissenheit des Autors um die Geschehnisse seiner Geschöpfe nur scheinbar, künstlich und also ironisch (im romantischen Sinne); im Zeitroman hat der Autor die Herrschaft über seine Gestalten tatsächlich verloren; nicht mehr er hält ihre Fäden in der Hand, sondern die Zeit; er wartet auf das Stichwort des Tages und stellt die Figuren nach dem Erfordernis des tatsächlichen Geschehens. In der historischen Dichtung ist es dem Autor gestattet, die Dinge auf seine Art zu erleben: in der Reitdichtung, die ihre Bilder von der noch nicht zur Ruhe gekommenen Oberfläche nimmt, ist jeder Spielraum und alle Freiheit nur sehr bedingt und eingeschränkt, weil die Kontrolle der Zeitgenossen keine Willkür durchgehen läßt und auf den Schein der Echtheit besteht, auf die es ihnen jetzt doch grade ankommt.

Da nicht gut anzunehmen ist, daß ein Zeitroman, der die Ereignisse unserer Tage behandelt und alsogleich erscheint, bereits in der dritten Kriegswoche vollendet sein kann, muß die Art seines Entstehens aufs Haar dem der fortsetzungsweise hervorgebrachten Herzensromane armseliger Sribenten gleichen. Von Fortsetzung zu Fortsetzung hastet die Erzählung den Ereignissen nach. Dort improvisierte der Verfasser unter dem Druck der Notwendigkeit, weiterzuschreiben, Schicksale weiterzuspinnen, ein weißes Blatt zu füllen, um es in die Druckerei zu tragen; hier improvisiert der Schreiber auch noch überdies unter dem Druck der Zeitgeschehnisse; und im Grunde improvisiert die Zeit an Stelle des Autors, der nur die Geschicklichkeit haben muß, den Eingebungen des Tages rasch zu folgen.

Das müssen auch flauere Seelen sein, die an den flinken Literaturprodukten der Zeit Gefallen finden. Einer großen

Wirklichkeit verlangt es nicht nach dem Abklatsch durch irgendeine Geschicklichkeit, die sich für Kunst ausgibt: eine gewaltige Zeit trägt, da sie garnicht eitel ist, kein Verlangen nach einer Spiegelung, eher nach dem Gleichnis; und sie findet es, da sie so ganz von sich erfüllt ist, überall, auch im Kitsch und in der Phrase und in jeder beliebigen Nichtigkeit, am wenigsten aber in der mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteten Zeitkunst. Nicht jeder national Empfindende hat das Bedürfnis, sein Fühlen in einer künstlerischen Gestaltung nachzuerleben; und einer, der nach der Vorstellung des „Prinzen von Homburg“ sagt, es sei ein Quatsch, kann deshalb ein guter Patriot sein. Man suche doch in der Kunst nicht gar zu krampfhaft den Zusammenhang mit der Zeit, denn man könnte die Enttäuschung erleben, daß die wahrhaft Begeisterten und ganz stark Empfindenden auf die Dichtung jetzt verzichten, ihres Ansporns nicht bedürfen und überhaupt nicht ein bißchen Seele mehr für sie übrig haben, während die andern den Kontakt mit der Gegenwart entweder garnicht suchen oder ihn auch durch ein andres Medium als das der vaterländischen oder zeitgemäßen Dichtung finden. Es gibt oder sollte Augenblicke geben, wo Wirklichkeit und Kunst getrennt marschieren, jede ihres Weges. Aber die Zeit ist der Ansicht, daß eine schöne Wirklichkeit durch die Kunstvergoldung noch schöner wird. Schade, daß die Welt nicht aus charaktervollen Gegensätzen besteht, sondern aus Verschommenheiten. Denn eine solche (ideale) Welt hätte keinen Raum für Kunstspekulanten (die sich immer an die Verschommenheiten wenden); und die Kompromißkunst würde sich jämmerlich zwischen die bekannten zwei Stühle setzen, will sagen: zwischen die harten Pole ausgeprägter Charaktergegensätze geraten.

---

## Die Hörschen im Diplomatenkoffer /

von P a u l S c h l e s i n g e r

Deutschlands und Frankreichs Heere kreuzen die Waffen — somit besteht über die feindliche Gesinnung der beiden Nationen im Augenblick kein Zweifel. Jeder Gegner wünscht dem andern von Herzen eine Höllenfahrt, und wer etwa als guter Europäer zum Hassen nicht besonders talentiert ist — das Gebot der Selbsterhaltung muß den einen heißen Wunsch beflügeln: den Wunsch zum Siege.

Die Frage aber: Waren die beiden Nationen vor vierzehn Tagen, vor Monaten oder Jahren noch oder schon wieder erbitterte Feinde? — diese Frage wird erst die künftige For-



schung beantworten. Möglich, daß die französischen Staatsmänner diesen Kampf herbeigesehnt haben, um mit Hilfe der Engländer und Russen die französische Nation aus allerhand politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Nöten zu befreien — der prachtvolle Jaurès war nicht der Einzige, der den Anschluß an Deutschland anstrebte, wenn er leider auch, als der begabteste und mächtigste aller Deutschenfreunde, seinen Mut mit dem Leben bezahlen mußte. Wer längere Zeit in Paris gelebt hat, wird eine ganze Menge widerspruchsvoller Belege für die wahre Gesinnung des französischen Volkes anführen können.

In meiner Erinnerung an das Jahr 1911 zu 1912, das ich in Paris zubrachte, überwiegen eigentlich die freundlichen Eindrücke, wenngleich ich nicht vergessen will, daß es mir schon damals — mitten im Agadir-Konflikt — kaum möglich war, eine Wohnung zu mieten. Allmählich kam ich ja zu der Ueberzeugung, daß es nur die bösen Zeitungen waren, die zum Kriege hetzten, und ich hatte meine besondere Wut auf das 'Echo de Paris', das mir jeden Morgen schon vor dem Frühstück ein paar Kröten zu schlucken gab. Schuld daran trug in erster Linie der berliner Korrespondent des Blattes, Herr Bonneson, der alle deutschen Vorgänge maßlos entstellte. Hatte mich die Ueberzeugung, daß Bonneson und mit ihm Frankreich den Krieg wolle, zu sehr alteriert, so griff ich zum 'Figaro', der die deutschfreundlichsten Depeschen brachte, und die Zuversicht, die ich dabei gewann, wurde durch den Umstand nur bestärkt, daß diese angenehmen Depeschen des 'Figaro' von demselben Herrn Bonneson stammten, der im 'Echo' die Deutschen fraß. Nach ein paar Monaten kam ich aber noch ein bißchen weiter. Der böse Redakteur des 'Echo', der allnächtlich die Depeschen Bonnesons mit eigenen vergifteten Bemerkungen versah, war ein guter dicke, des Klavierspiels kundiger Mann, mit dem ich mich jeden Donnerstag bei einem gemeinsamen Freunde zum Triospiel traf. Ab und zu, so zwischen Adagio und Scherzo, sprachen wir auch mal über Politik, wobei er in seinem vorzüglichen Deutsch immer den Standpunkt vertrat, daß der Krieg unvermeidlich sei. Dehnte sich die Debatte etwa zu lange aus, dann schwang er sich auf dem Drehstuhl herum und sagte: „Ich muß ja auf die Redaktion... rasch noch das Finale —“. Und wir stürzten uns in die Noten.

Die liebenswürdigste Erinnerung aber bewahre ich unse Flurnachbarn. Es war ein junges Ehepaar, dessen Töchter sich durch die Gitterstäbe des Balkons sehr rasch mit unse Jungen anfreundete und damit eine Verbindung der Elter herbeiführte. Man ging zusammen spazieren, besuchte sich au

und die schöne Nachbarin zeigte sich als eine besondere Verehrerin des deutschen Liedes. Sie sang den ‚Erlkönig‘ (darunter tat sie nicht) so schön und falsch, wie man sich nur von einer Französin denken kann. Nämlich wirklich schön, mit dem ganzen natürlichen Gesangstalent dieser Rasse — und wirklich falsch... wie es in einem Lande zugeht, wo kein Zug richtig ankommt.

Einmal, sie hatten sich gerade bei uns bequem gemacht, bot ich ihm Zigarren an. Es war die einzige rauchbare Sorte der französischen Regie, die gleichwohl nicht ins Publikum kommt, sondern lediglich für Senatoren, Abgeordnete und, Gott sei Dank, auch Journalisten fabriziert wird. Ich glaubte, meinem Gast einen besondern Genuß zu verschaffen. Aber er lachte mich einfach aus und sagte:

„Ich habe was viel Besseres.“ Stand auf und kam nach wenigen Minuten mit einer großen Kiste deutscher Zigarren zurück. Es war ein ausgezeichnetes hamburger Fabrikat, und bei dem Anblick dieser herrlichen braunen Dinger lohnte meine Vaterlandsliebe hell empor.

„Aber wie kommen Sie zu diesem Schatz?“

Er lachte verschmikt. „Davon kann ich Ihnen so viel besorgen, wie Sie nur wollen.“

„Ja, aber wieso denn — es gibt doch keine deutsche Zigarre in Frankreich zu kaufen!“

Er schüttelte sich vor Lachen. „Zu kaufen freilich nicht.“

Dann vertraute er mir sein Geheimnis an, das mit der Geschichte seines Lebens im engsten Zusammenhange stand. Er war als Sohn eines Beamten im französischen Ministerium des Auswärtigen geboren und aufgewachsen. Hatte er selbst auch den Beruf des Kaufmanns gewählt, so steckte doch dieses Ministerium voll von Bettern und Brüdern. Nun hat man in diesem schönen Hause ja von je die Ränke gegen Deutschland gesponnen, man hat auf alle Weise versucht, Frankreich auf Kosten Deutschlands wieder in die Höhe zu bringen. Aber auch der entschiedenste Patriotismus der Ministerialbeamten konnte sie selbst nicht dazu veranlassen, französische Zigarren zu rauchen. Sie hatten das auch nicht nötig. Denn an jedem Mittwoch kommt der petersburger Kurier durch Berlin und nimmt von dort die ‚Malle diplomatique‘ nach Paris mit. Und aus dieser Privatpost ist im Lauf der Jahre eine Paketpost geworden, von deren Umfang man sich keine Vorstellung machen kann. Kein Zollbeamter darf sie auch nur mit dem leinen Finger berühren. Hier ruhen neben den gefährlichen Dokumenten, die Deutschland vernichten sollen, die guten

ander gearbeitet, daß selbst ein scharfes Auge die Nöthe nicht erkennen wird. Diese Zusammenfassung und Umformung zweier verschiedener Gestaltungen desselben Themas war naturgemäß schwieriger als die ursprüngliche Niederschrift jedes der beiden Artikel. Aber ich habe von der Doppeltätigkeit des Winters nachträglich den Vorteil, daß den Lesern der ‚Schaubühne‘ ungefähr die Hälfte des Bandes neu sein wird.

Diesem Band wie meinem ganzen Werk gönne und wünsche ich jede ideelle und materielle Förderung. Es erscheint mir heute durchaus nicht unnötig. Es erscheint mir gerade heute, wo der Spielplan der meisten berliner Bühnen einen Vorzugsplatz in der Rubrik der Kriegsgreuel verdient, nötiger denn je. Es nimmt für sich die Ehre in Anspruch, ein kleines Geschöß zu dem hohen Ziel des deutschen Sieges zu sein, eine moralische Flintenkugel unter Milliarden andern. Es will und wird mitzeugen zu dem Beweis, wie wenig wir ein Barbarenvolk sind. Für wen freilich bedarf es solches Beweises noch? Die Arbeit, die sich unsre geistigen Kämpfer gesetzt haben, ist selbst in der Drangsal dieser Kriegszeit nicht eine Stunde unterbrochen worden. Kein Kanonengebrüll hat die Liebe zu zartern Gütern in Deutschland zu übertönen vermocht. Wir leben, wir schaffen, wir werten. Darum ist dies hier mehr als eine Demonstration. Es ist auch nationale Pflicht, dafür zu sorgen, daß der Sieg, auf den wir alle hoffen, weder wirtschaftlich noch kulturell ein Dedland findet, welches erst mit Mühe anzubauen wäre. Die Bodenpflege muß weitergehen. Jeder bestelle das Stück Land, das ihm vertraut und anvertraut ist. Ich bin auf meinem Platz.

---

## Antworten

G. B. Wo Sie Robert Breuer sonst noch lesen können, da Sie ihn hier nicht oft genug finden? Erstens im ‚Vorwärts‘, dessen Kunstkritiker er ist. Zweitens in seinem eigenen Blatt, dem ‚Kunstfreund‘, einer Monatschrift, deren Jahrespreis nicht mehr als sechs Mark beträgt, die ungemein geschmackvoll illustriert ist, des Herausgebers Bildung in der Zusammenstellung jedes Heftes erweist, Poppenberg, Kaufher, Scheffler, Osborn, Georg Hermann, Hans von Weber, Paul Ernst und namentlich eben Breuer selbst zu Mitarbeitern hat, sich energisch bemüht, zur Qualität zu erziehen, allem Schnickschnad mit schonungslosem Wiß zu Leibe geht und gerade jetzt eine wahre Wohltat ist. Den Leitartikel der September-Nummer schließt Breuer so: „Wir wollen acht geben, daß das Ungeschie, das dem Segen von Siebzig folgte, sich nicht wiederhole. Damals wurde das neue Deutsche Reich alsbald von undeutscher Gesinnung, von blödem Prokentum und verlogener, ohnmächtiger Dekorationswut überwuchert: geschwähig war die Literatur, blind die Malerei, polternd die Plastik, dumm die Baukunst, herzlos die Menschenverwaltung und kurzbeinig die Weltauffassung. Das gute deutsche Schwert kann verlangen, daß der Pflug, der ihm folgt, nicht minder pflichttreu, nicht weniger großzügig sein Werk verrichte. Deutsch sein, heißt: vollkommen sein. Auf die Siege des Krieges müssen Siege des Friedens folgen. Auch die Kunst, die aus dem Lärm der Schlachten tausendfältig Kraft zu gewinnen vermag, muß das Ihre dazu tun, daß nach dem Sturz der vier Reiter Jerusalem wahrhaft neu werde und Deutschland wirklich über alles in der Welt sich erhebe.“ Also einer von unsern Bundesgenossen. Die sind jetzt leider nicht allzu häufig und sollen deshalb doppelt gepriesen sein. Wenn aber Sie,

D. M., mit wohlwollender Schulmeisterlichkeit feststellen, was Breuer für Hodler und gegen Haedel zu sagen vergessen hat, so sei Ihnen erwidert, daß er ursprünglich nichts davon vergessen hatte. Nur ging sein Artikel auf dem Weg von der Redaktion auf die Druckerei verloren. In der ersten Fassung stand mehr von den Stubenhockern, die sich heute bemühen, durch Wortschwall Deutschland vor der Welt zum Gespött zu machen. Hoffentlich unterläßt man, die Reden, die von fuchtelnden Professoren während der Kriegsmonate gehalten worden sind, zu sammeln; sonst würde eine ähnliche Katastrophe von Belanglosigkeit nie dagewesen sein. Der schlechteste Landarbeiter von gesundem Menschenverstand und jeder halbwegs aufgeweckte Grenadier hat eine besser geklärte Anschauung von dem gegenwärtigen Zustand der bewohnten Erde, von Deutschlands und der andern Staaten Eigenheiten, als die Festschwäher und Leitartikel im Professorentalar sie uns unbeschämt kundtun. Es ist von einer fast tragischen Komik, was aus diesen Fachleuten wird, sobald sie aufhören, ihr Spezialgebiet, meist vortrefflich, zu beackern, und anfangen, über Politik und Gott und die Welt und die Kunst zu orakeln. Was sie nicht begreifen können, das stäupen sie, unbekümmert um das Gelächter, das aus dem Grabe Gotthold Ephraim Lessings über die Querköpfe solch eines Aufklärungswandalismus ertönt. Das Wesen des Künstlertums wird ihnen ewig ein Geheimnis bleiben. Phidias hat Gold gestohlen, Beit Stoß einem Meineid geleistet und Courbet gar Hochverrat getrieben. Die Kunst ist zwar die reinste und machtvollste Entfaltung der Menschlichkeit: sie hat aber nichts mit dem Bürgertum ihrer Priester gemein. Gewiß: Hodler hat eine Dummheit begangen, eine Unvorsichtigkeit, eine Geschmacklosigkeit, was ihr wolte. Aber wäre er klüger und weniger temperamentvoll, so hätte er sich gesagt, daß seine Teilnahme an dem Protest gegen die angebliche Barbarei der Deutschen ihn die Tausendmarktscheine seiner Bewunderer kosten würde. Auch das sollten die Leute, die einmal das hallende Linienepos des offiziös verhehmten Hodler den Akademikern vorgezogen haben und heute sich selber Lügen strafen und das Kunstwerk am liebsten in Stücke setzen würden — auch das sollten sie bedenken: wie mutig der Mann gehandelt hätte, wenn seine Demonstration ein Akt der Ueberlegung gewesen wäre. Denen aber, die der magern Meinung sind, daß die Kunst sich national begrenzen lasse, sei die Belehrung erteilt: daß die Gotik, diese deutsche der Künste, aus Frankreich gekommen ist, und daß die Kathedralen von Chartres und Reims edler sind als der Dom von Köln. Dergleichen und noch vielerlei stand in der ersten Fassung von Breuers Artikel. Aber das Unglück ist eben, daß Manuscripte manchmal durch die Post befördert werden müssen, und daß die berliner Post zur Zeit genau so unzulänglich ist wie die Feldpost.

Jüdischer Verlag in Berlin. Aber warum soll ich nicht abdrucken, daß Herr Eugen Tannenbaum in Berlin, Bayreuther Straße 21, die Herausgabe einer Sammlung von Kriegsbriefen deutscher und österreichischer Juden plant, daß er um Bereicherung des Materials, nämlich um Briefe, Tagebücher, photographische Aufnahmen und Handzeichnungen bittet, und daß er sich verpflichtet, die Originale nach kürzester Zeit den Eigentümern zurückzuerstatten und alle Auslagen zu vergüten?

E. 3. Ja, das war ein feiner Kerl, dieser Bernhard von Jacobi. Es schadete ihm garnicht, daß er sich zum Doktor der Philosophie herausstudierte und ein paar Klassiker herausgegeben hatte. Das machte



brauchten nicht zu sparen, und dies und natürlich auch noch ein Mädchen waren der Grund, weshalb er sich hartnäckig weigerte, sein Examen zu bestehen. Er schilderte mir oft die Zustände in seinem Heimatland, und da ich Aegypten nicht kannte, glaubte ich ihm aufs Wort. Wenn er auf die Engländer schimpfte, senkte er — wahrscheinlich, dachte ich, aus alter Gewohnheit des Unterdrückten — die laute Stimme. „Sales brigands“, schmutzige Räuber waren sie, wohingegen sein hoher Herrscher, der Khedive, mit Bezeichnungen aus der Börsensprache belegt wurde. Als eifriger Leser der pariser oppositionellen Presse verstand er sich nicht schlecht aufs Schimpfen. Eigentümlich war dabei nur seine Haltung. Er sah mit abgewandten Augen und einem melancholischen Lächeln, als ob jede seiner Invektiven ein Abschiedsgruß an entgleitende Gestalten seien, denen er traurig nachsah. Sein Vater hatte Arabi Bey, dem Führer der aegyptischen Nationalpartei, im Aufstandsjahr 1882 beigegeben und das Europäerviertel Alexandriens in Flammen gesehen. Aber der darauf folgende blutige Zusammenbruch der Nationalpartei fand ihn scheinbar unbeteiligt in seinem Landhaus, vor dessen Eingang die Engländer einen Wachtposten aufstellten mit der höflichen Bitte an den Hausherrn, aus Rücksicht auf seine Sicherheit keinen Schritt über die Schwelle zu setzen. Seitdem.. Nun, seitdem hatte die jungtürkische Revolution die europäische Türkei verändert und den aegyptischen Intellektuellen von neuem die Hoffnung gelehrt. „Merkt man nicht“, fragte ich, „Ihren Jungtürken ein wenig zu sehr die pariser Advokaten- schule an?“ Er wurde böse: „Jedenfalls merke ich Ihnen die Lektüre des großen K.-Pascha an, der ein bössartiger Intrigant ist.“ Dieser K.-Pascha gab im Auftrag der liberalen Partei eine französische Zeitschrift heraus und schickte sie allen Leuten, von denen er vermutete, daß sie sich für türkische Dinge interessierten. Jeden Monat flog das mattrosa Heft auf meinen Schreibtisch. Jedesmal war es am andern Tag verschwunden, und beim Abendessen flüsterte mein Aegypter mir zu, er habe sich erlaubt, das „sale pamphlet“ zu konfiszieren. Meine Beschwerde ließ er mit einem melancholischen Lächeln und ohne Widerrede über sich ergehen. Was sollte ich tun? Er kämpfte für sein Vaterland.

Seitdem sah ich Aegypten mit eigenen Augen, und seitdem weiß ich auch, warum der heutige Zolldirektor immer i Stimme senkte, wenn er seine Unzufriedenheit mit den Engländern kundgab. Das war nicht nur Arabismus, sondern, ebenso großen Teilen, Ehrfurcht und schlechtes Gewissen. |

verhält sich mit Aegypten wie mit Indien: dort erscheinen im Schutz der englischen Pressfreiheit anarchistische Zeitungen, in denen zum Mord des Vizekönigs mit derselben Sachlichkeit aufgefordert wird, wie bei uns zum Abgeben von Stimmzetteln. Die heutige, lockende Gestalt Indiens bleibt darum nicht weniger ein Werk Englands. Sagt doch selbst der Baedeker: „Wenn dem Lande das unwahrscheinliche Unheil begegnete, daß die segensreiche und gerechte englische Herrschaft ihr Ende erreichte, so würde morgen die mohammedanische Willkürherrschaft über die Hindus wiederhergestellt sein.“

•

Vergessen wir nicht beim tollen Tanz der Würfel: nur darum handelt es sich, daß der tapfere Mohr jetzt seine Schuldigkeit tue. „Was macht unser Freund Enver Pascha?“ fragte vor kurzem der Kriegsschreiber der „Hilfe“. Was er aber, im Grund, über diese Tätigkeit denkt, hat er bereits vor Jahr und Tag in seinen Reise-Eindrücken „Asia“ ausgesprochen. Ich leide an der Furcht, die meisten von uns könnten plötzlich vergessen haben, was sie doch einmal wußten, und also dazu beitragen, die Deutschen vollends aufs Karussell zu setzen. Ein fahrendes Karussell erscheint mir weniger denn je als ein geeigneter Beobachtungsposten, selbst für solche, die als Choristen im Drama der Zeit mitwirken. Denn sie wirken mit, trotzdem, und die bescheidenste Rolle braucht notwendig eine intelligentere Besetzung als das große Holzrad, darin der Gaul die Mühle treibt, indem er immer nur vor sich hintritt. Ein Desperado kann wünschen, daß Nordafrika, Aegypten und Indien für Europa verloren gingen, ein Phantast glauben, daß der Kalif berufen sei, im weiten Reich seines Glaubens die weltliche Herrschaft auszuüben. Ich dagegen denke, wir versuchen einfach das alte probate Mittel der englischen Politik: zu mobilisieren, was sich alles in der Welt gegen England und Rußland aufbringen läßt. Das ist das eine. Das andre, daß wir zugleich Sprungbretter gewinnen für die Zeit des Friedens, die wir uns alle — und dies allein bedeutet fast schon den Sieg — doch nur vorstellen können als eine Zeit vermehrten Fleißes und erhöhter Arbeitskraft. Aber gerade dafür wäre es vielleicht besser gewesen, wenn die Türkei gewartet hätte. Wir wissen noch nicht genau, ob die Entente die Türkei zwingen, jetzt loszuschlagen, wenn wir uns-auch bemühen, diese Ansicht in unsern Zeitungen zu vertreten. Angenommen, dem wäre so: spräche die herausfordernde Haltung der Entente nicht dagegen, daß die Stunde uns besonders günstig gewesen sei?

Die Antwort werden Griechenland und Rumänien geben.

## Wieds Satyrspiel

Wenn Ihr das Leben gar so ernsthaft nehmt — was ist denn dran?“ fragt Gustav Wied von Holmegaard, wie vor ihm Egmont, Prinz von Gaure. Das Satyrspiel des Dänen antwortet, selbstverständlich, anders als das Trauerspiel des Deutschen. Bei Goethe wird gestorben, muß von dem süßen Leben, der schönen, freundlichen Gewohnheit des Daseins vor der Zeit geschieden werden, eben weil dieses Dasein nicht ernst genommen worden war. Bei Wied dagegen siegt Egmonts „leichter Sinn“. Bei Wied stirbt nur das Publikum, vor Lachen. Keiner ist ausgeschlossen, kein Größter und kein Feinster: ein seltener Fall. Die allumfassende Vergnügtheit stammt daher, daß dieser Dichter nicht bloß amüsan, sondern auch amüsiert ist. Er blickt, oder richtiger: blinzelt aus der Vogelperspektive auf das Gehudel unter sich. Die Entfernung ist zu weit, als daß da sonderliche Unterschiede zu entdecken wären. Alles ist gleich klein, ist gleich begrenzt und gleich bedingt, gleich komisch und gleich sinnlos. Lohnt es, dagegen anzukämpfen? Klug ist, wer lacht und, konsequent, kapituliert. Wo Hungertod und Kompromiß zur Auswahl stehen, verdient den Hungertod, wer sich nicht für den Kompromiß entschließt, nicht „zwei mal zwei gleich fünf“ sein läßt.

Das ist, in der Komödie dieses Namens, der Weisheit letzter Schluß. Aber die Weisheit wird nicht pädagogisch vorgetragen: sie wird höchst drastisch illustriert. Wied sagt: Charakter ist Pose, Phrase, günstigsten Falls Theorie; und er macht sich und uns den Spaß, einen Charakter nach dem andern umzukniden. Ein Rechnungsrat saß gestern politisch rechts und sitzt heute schon links, weil ihm das oben nützen wird. Sein Sohn, ein leichtes Tuch von wundervoll bohemischen Manieren, vertauscht die Braut mit ihrer angejahrten Mutter und einer entsprechend potenzierten Morgengabe und kehrt sich von den Genossen seiner Jugend ab, wie weiland König Heinz von seiner Kumpanei im wilden Schweinskopf. Die Schwester dieses lebensstüchtigen Jünglings, ein ehrbar Barchentweibchen, läuft ihrem Mann davon, da er aus Gründen des Talents ins Rittchen kommt, und stellt sich als halbseidene Sirene wieder ein, da ihm ein Ueberzeugungsoffer von einträglichstem Kaliber nachgesagt wird. Dieser Mann: das ist im Satyrspiel der Mittelpunkt, von dem es seine frohe Leuchtkraft hat. Es wäre nämlich doch zu billig, zu philiströs, ein gar zu leichter Scherz, die Lehre vom Unwert des Charakters und vom Wert des heiligen Lachens an Bureaukraten, Mumienschändern, Puten, Huren, Kennfahrern, Kammerherren, Pastoren, Gefängniswärtern und mehr dergleichen Armen im Geiste zu beweisen. Paul Abel, Lehrer und Schriftsteller, ist ein größeres Objekt. Wied sieht sich hier gleichsam auf den eigenen Scheitel. Man brauchte nichts von seinem Lebenslauf zu wissen und würde das trotzdem deutlich merken. Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann, der ist gewiß nicht einer von den Besten. Der beste Wied läßt seinen dachtenden Ersatzmann drei und dreiviertel Akte aufrecht stehen. Dann biegt er dessen Hochgefühl von seinem superioren Menschentum um zu der Einsicht in die eigene Gebundenheit und Marionettenhaftigkeit; dann läßt er auch diesen Ritter ohne Furcht und Tadel, verständnisvoll und lachend, sich zu der riesenhaften Grügenschlüssel hinbequemen. Es geht ganz schnell. Paul Abel denkt nicht einmal dran, sich vorzulügen, daß ers dem Vaterland, der Jugend und der modernen Kunst zuliebe tut. Zum Henker mit Standpunkten und Ueberzeugungen, wenns das Glück eines oder gar

zweier Menschen gilt, von denen noch dazu der eine allerliebste Hände und so berückend weiße Arme hat! Zum Henter: nach Neune ist doch alles aus!

Wie gefährlich könnte ein solcher Quietismus sein! Davor ist man bei Wied geschützt, dank seiner Ueberlegenheit, seinem Geschmac und seinem Wig. Wig ist die Atmosphäre der Komödie, eine Atmosphäre, die durch ihren Sauerstoffgehalt sämtliche Schwerverdaulichkeiten unsres Daseins: Sentimentalität, Pathetik, 'ewige Wahrheiten', zersekt, zerfrisst, in Nichts auflöst. Daß dieser Wig in einem Grade selbsttätig und geräuschlos funktioniert wie nur bei wenigen Komödiendichtern, hat seinen guten Grund. Bei Schnitzler wird die Fähigkeit der Hauptpersonen, sich zu analysieren und das Ergebnis ihrer Analyse druckreif auszudrücken, verhältnismäßig selten lästig fallen, weil diese Hauptpersonen meistens Literaten sind: wäre Stefan von Sala natürlicher, so wäre er weniger natürlich. Wieds Hauptpersonen sind: ein satirischer Schriftsteller und ein Karikaturenzeichner, die wir uns beide als nicht auf den Mund gefallen zu denken haben. Ihnen wird jede Beobachtung zu einem Aphorismus oder einem drolligen Schnörkel. Sie stehen sich gegenüber und werfen einander abwechselnd das Lasso zu, womit sie jede Menschentorheit sicher abfangen. Dabei gehen sie nicht etwa roh zu Werke. Sie ziehen nicht straffer zu, als nötig ist, um ihre Beute festzuhalten. Zu töten, liegt nicht in ihrer Absicht. Das gibt Wieds Spiel die außerordentliche Liebenswürdigkeit. Der Bosheit fehlt der Ingrim, und zum Spott gesellt sich nie der Hohn. Ein-, zweimal glaubt man sogar, unter der lauten Lustigkeit etwas wie Mitleid und Melancholie zu hören, etwas von dem Gefühl, das Maeterlinds Greis den Seufzer abpreßt: Wäre ich der liebe Gott, mir täte solch ein armes Menschenkind doch sehr, sehr leid. Aber auch das ist eine von Wieds Tugenden, daß dieser Unterton eben nicht öfter als ein-, zweimal und selbst da keineswegs für alle Ohren mitSchwingt. Er dient nur dazu, die starre Härte einer lebensfremden Folgerichtigkeit, wie sie ein unaufhörliches Gelächter zweifellos bedeuten würde, zu mildern zugunsten eines blühenderen Lebensreichtums, in dem freie Köpfe und starke Herzen einer wohlangebrachten Weichheit sich nicht schämen sollen.

Auch die Plastik dieses Satyrspiels ist ein Beweis dafür und eine Folge davon, daß Wied die pure Freude an der Buntheit der Erscheinungen zum Dichten trieb. Es ist, als hätte er gejubelt: Herr Gott, wie ist Dein Tierreich groß! Dieser Däne muß furchtbar gern gelebt haben, noch intensiver gern, als das zweibeinige Säugetier gemeinhin. Der Unzufriedenheit, die man bei so viel malitiöser Laune am Werke glauben möchte, würden die handelnden oder nicht handelnden Personen eines Dramas nie so rund geraten. Aber ist das denn wahr? Ich habe nämlich diese Rundheit im Verdacht, daß sie nichts als Fiktion, und diese Plastik, daß sie Augentäuschung ist. Ohne den ganzen Mechanismus der Komödie würde vielleicht keine einzige der Gestalten gehen und stehen können, wie zum Beispiel Hauptmanns Menschen manchmal eine allerrealste Existenz außerhalb des Dramas ohne weiteres zuzutrauen wäre. Welches Mittel benutzt Wied, um diesen Eindruck zu erreichen? Seine Figuren sind nicht rund: sie werden nur fortgesetzt gedreht. Es liegt ja schon im Thema der Komödie, daß jeder auf seine Weise unter dem Gesetz der Entwicklung, daß also keiner stille steht. Schließlich sind uns die Reverse dieser Angehörigen entschwundener Zeiten — heutzutage sind die Menschen ja ganz anders, sagt der Dichter überflüssigerweise — wie vorher ihre Borderfronten zugekehrt, und wir gestehen ihnen auch die beiden Dimensionen zu, die



sie nicht haben. Diese Drehbarkeit des Personals hat für das Stück noch einen zweiten Vorteil. Es kommt dadurch so viel Bewegung auf die Bühne, daß die bedenklich farge Handlung für vier lange Akte ausreicht. Allerdings bewährt hier Wied daneben eine sehr diskrete Kunst, sein Motiv von der Fragwürdigkeit des menschlichen Charakters immer wieder anzuschlagen und immer neu zu variieren, sobald er spürt, daß das Interesse an dem dürftigen Vorgang nachläßt. So hat das Spiel im Buch kaum einen toten Punkt.

Es hätte wahrscheinlich auch auf dem Theater keinen, wenn eine Aufführung in allen Teilen so vortrefflich wäre, wie die Aufführung des Lessingtheaters in den meisten Teilen ist. Die Stimmung der kopenhagener Bohème, die von der Christiania-Bohème die angenehmen und nicht die rauhen Seiten hat, greift mit ihrer harmlosen Fidelität über die Rampe. Der Schluß des zweiten Akts ist eine Bellman-Szene, die alle Sehnsucht nach dem Norden aus dem Winterschlaf weckt. Eine Nebenrolle, die man im Buch kaum merkt, wird durch die Grüning zur Hauptrolle. Von fern erinnert ihre Witwe Truelsen an einen Katadu, einen halb scheuen, halb frechen, schmierigen, alterslüsternen, lauernden Vogel, der mit den Jahren auseinandergegangen ist und sich in seinen breiten Krächztönen wiegt. Man lacht sich fast heiser über die Drafistik der Figur und verstummt nur manchmal, um ganz ernsthaft ihre Lebendigkeit und Echtheit zu bewundern. Herr Abel hat für seinen Namensvetter die Geistigkeit der Augen und Hände und die Beweglichkeit des Mutterwizes, und Herr Adalbert, der ‚zielbewußte‘ Mumien-schänder, ist zu ihm ein phlegmatisches Gegenstück von der knochentrockensten Komik. Gustav Wied hätte sich keine lustigere Totenfeier wünschen können.

---

## Zu diesem Krieg

Hebbel

Jeder Krieg, wenn er nicht um nichtswürdige Dinge geführt wird, bietet ein hohes Interesse dar. Er ist, mitten in der Zivilisation, der imposante und unumgängliche Rückfall in den Naturzustand: er zeigt, daß das Leben so wenig im ganzen und großen als im einzelnen ein Destillationsprozeß ist, daß kein einziges der Elemente, woraus es besteht, völlig vertrieben oder unwirksam gemacht werden kann; er beweist, daß es nicht in der Macht der Gesellschaft steht, die Entwicklungen der menschlichen Gesamtheit im voraus zu bestimmen, dem Strom der Geschichte durch Vertrag und Uebereinkunft ein beliebiges Bett zu graben, den Geist, der sie in Ebbe und Flut regiert und bewegt, gefangen zu setzen, ja auch nur den Zufall auszuschließen. Die Nationen sind wie Löwen, die in einem gestrickten Netz liegen: das Netz hält, solange sie schlafen oder im warmen Sonnenschein ihr Futter verzehren, das Netz wird zerrissen, als ob es garnicht da wäre, sobald sie sich regen. Man ist gewöhnlich so ungerecht gegen den Krieg, daß man ihn nach dem Frieden mißt, womit er endet. Wenn man dies tun will, so muß man wenigstens sehr vorsichtig sein. Die Notwendigkeit eines echten Krieges liegt in ihm selbst; schlummernde Kräfte, die sich kennen lernen wollten, entfesselten sich und messen sich an einander, und das Bewußtsein, das so geweckt wurde, die Einsicht in das Verhältnis zu den gegenüberstehenden Kraftmassen ist der wahre, eigentliche Gewinn, der im Interesse der Zukunft errungene Schatz.

## Das deutsche Profil / von Felix Pinner

Unser deutsches Volk, das an Persönlichkeitswerten nicht ärmer ist als irgend ein anderes Volk der Welt, hat sich seit seiner politischen Einigung eine Besonderheit angeeignet, der im letzten Grunde das einzigartige Vortwärtstommen Deutschlands im letzten Halbjahrhundert zu danken ist. Man kann das vielleicht kennzeichnen als die Organisierung des Inspiratorischen, die Versachlichung des Persönlichen, wobei das Ingenium nicht durch die Methode ersetzt, aber durch sie potenziert wurde. Wir haben viele Dinge, die im wirtschaftlichen, technischen und kulturellen Vordringen von entscheidendem Wert waren, nicht selbst gefunden, aber wir haben fast jedes Ding, auch wenn sein erster Lebensfunke einem fremden Hirn entsprang, zu seiner höchsten Wirkung gesteigert, weil wir um die Ur- und Zentralkraft des erfinderischen Genies noch einen Kranz dienender Eigenschaften wie Fleiß, Beharrlichkeit, Lernbegierde, Modulationsvermögen, Logik und Vorurteilslosigkeit fügten. Die deutsche Gründlichkeit, schon immer ein hervorstechender Zug germanischen Wesens, aber früher oft in unpraktischen Grübeleien vertan, erhielt nach der politischen Sammlung erst Sinn und Ziel. Da ihr die tiefe Resonanz des Gemütes nicht fehlte, äußerte sie in den Dingen, auf die es in unserm Zeitalter am meisten ankam, eine fruchtbarere Kraft als das schneller zuspringende, aber darum meist nicht so tief greifende Temperament, das uns vielleicht fehlte, und das die andern hatten. So kam es, daß unser Land nicht nur stark und reich wurde — das wäre jedes Volk nach befreienden und schöpferischen Ereignissen wie denen von 1870 geworden —, sondern in einem Tempo an Stärke und Reichtum zunahm, das alles bisher auf dem Gebiete des Volkswachstums Dagewesene in Schatten stellte, das die andern überholten oder in ihrer Vormacht bedrohten Völker beängstigen mußte.

Wir haben, außer daß wir mehr und ernster arbeiteten als die andern, nichts getan, um die Feindschaft der Nachbarn gegen uns wachzurufen. Politisch wollten wir unsern Status aufrechterhalten, im übrigen auf alle Eroberungen verzichten. Die wirtschaftliche Mehrung unsrer Macht, die wir erstrebten, hatten wir ohne jeden imperialistischen Apparat erreicht. Unsere überschüssige Gütererzeugung hatten wir in aller Welt absetzen können, ohne irgendwelche Länder uns darum hörig machen zu müssen. Im Gegenteil: unsre Entwicklung hatte den Satz zuschanden gemacht, daß territoriale Ausdehnung der Schrittmacher der politischen und wirtschaftlichen Macht sei. Wir be-

wältigten alles dies, worum die andern Eroberungskriege und Kolonialfeldzüge hatten führen müssen, dank unsrer bessern Oekonomie mit einem ungleich geringern Aufwand von Mitteln, und es war eigentlich nichts als eine Konzession an den alten imperialistischen Aberglauben in den ersten tastenden Jahren unsrer Großmachtsstellung, daß wir uns überseeische Kolonien zulegen zu müssen meinten. Damals wußten wir ja noch nicht, daß wir grade dieses System durch unsre ganze Entwicklung widerlegen würden.

Eben die schweigsame, gewissermaßen unterirdische Art unsrer Ausbreitung war es, die uns den alten und alternden Trägern des imperialistischen Systems verdächtig, ja unheimlich erscheinen ließ. Der englische Kaufmann, schon früher nie ein Erwecker und Bediener von Bedürfnissen, sondern ein Aufdränger seiner eigenen Art, hatte stets den ersten und schwersten Teil seiner Propaganda durch den politischen, den militärischen Machthaber besorgen lassen. Jetzt, da er bequem und einseitig geworden war, sollte er auf einmal umlernen, einem Wettbewerb begegnen, der, ohne den schweren imperialistischen Panzer, viel wirtschaftlicher und aeräuschter arbeitete und ihm doch eine Domäne nach der andern streitig machte. Diese Methode konnte nicht nachgemacht werden, folglich mußte sie zerstört werden, und das beste Mittel, sie zu zerstören war, sie als das zu verdächtigen, was sie grade nicht war: als kriegerischen Imperialismus. Mit einer geschickten Verwechslung der Begriffe wurde dem Militarismus, der niemals in der Weltgeschichte eine so reine Verteidigungsrüstung war wie bei unserm von allen Seiten eingeschnürten Lande, der Stempel der Eroberungslust aufgedrückt, und die paar heftigen Abwehrgesten, zu denen sich unsre zünftige, dem deutschen Innenleben entfremdete Diplomatie hinreißen ließ, verstärkten eher die Legende, die sie zerstören sollten.

Daß England mit solchen Verdächtigungen das seit 1870 nicht mehr in die Zukunft schauende, sondern immer nur von der Vergangenheit hypnotisierte Frankreich und — unter Preisgabe eigener imperialistischer Interessen — sogar den stärksten Konkurrenten seiner politischen Weltherrschaft, Rußland, einzufangen verstand, kann uns nicht wundern. Hier waren tiefste Gegensätze zu der deutschen Art: Frankreich, das aus entartetem (meinetwegen temperamentvollem) Individualismus innerlich immer mehr zerfiel; und Rußland, dem der Ausbreitungsinstinkt seiner brutalen Massenhaftigkeit stets die Fähigkeit erstlich wirklich kultivieren zu lernen. Das überreife und das unreife Volk stießen sich ständig an der schöpferischen Reife des Ru

barreiches, die ihnen so recht ihre eigene Unzulänglichkeit vor Augen führte. Auf diese Feindschaften waren wir vorbereitet, hatten vielleicht manchmal dem Wahne nachgegeben, daß eine geschicktere Politik die Gegensätze zwischen uns und diesen Völkern abschleifen, die sachlich größeren Gegensätze zwischen ihnen und England schärfen könnte. Was uns aber nach dem Kriegsausbruch so maßlos überraschte, ja fast entsetzte, war das Zerrbild, das uns der Spiegel der „Neutralen“ entgegentwarf. Es ist wahr: wir hatten uns nie um die Gunst, um die Stimmung der andern viel Mühe gegeben. Wir hatten keine Zeit dazu gehabt. Ein Volk, das so intensiv arbeitete, das veräumte Jahrhunderte in ebenso viel Jahrzehnten nachholen wollte, konnte nicht immer daran denken, für die Fremden Toilette zu machen und ihnen stets seine Motive in der ihnen verständlichen Sprache auseinander zu setzen. Weder die einschmeichelnde Art, die gewinnt, noch die kühle Ueberlegenheit, die imponiert, lag uns. Wir lebten in dem Einfaltsglauben, daß es genug sei, sachlich, ehrlich und gradezu in unsern Geschäften zu handeln und das Haus unsrer Wissenschaft, Kunst und Kultur für jeden offenzuhalten, der es sehen wollte. Wir wähten, man würdige unsre Kultur, wenn man unsre mustergültige Sozialpolitik studierte, unsre nationalen Kultstätten aufsuchte, die Renaissance unsres Städtebaus, unsres Kunsthandwerks, unsrer Bühne begaffte. Es war ein Irrtum. Die „führenden Kulturvölker“, die von all dieser neuen Lebendigkeit keine Ahnung hatten, die noch immer seelenlos die alten Schnörkel ihrer „klassischen“ Ruhmeszeiten kopierten, brauchten nur den Ton anzugeben, und wir waren die Barbaren. Fast überall. Selbst Länder, die von uns lebten, ihre beste Blüte aus unserm Wirtschaftsboden gezogen, sich an unsrer Kultur gebildet hatten, Länder, deren Künstlern wir erst die große Resonanz, deren Häfen wir erst den großen Verkehr gegeben hatten, sie zeigten uns in diesem Augenblick, in dem unser Innerstes so erschütternd groß auf unser Antlitz trat, ein fremdes, kaltes Gesicht. Und das waren die, welche sich geistig neutral zu verhalten glaubten. Von den andern wollten wir lieber schweigen.

Man wird die Gründe für diese Erscheinungen nicht lediglich in Neußerlichkeiten suchen dürfen. Es ist richtig, daß die ganze internationale Welt schon in Friedenszeiten von dem französisch-englischen Zeitungstrust bedient wurde, auf den geschickt zurechtgeschnittenen Dienst von Havas und Reuter rein zeitungstechnisch festgelegt, mit allen Drähten der öffentlichen Ansichts- und Stimmungsbildung an das beherrschende englische Kabelnetz angefettet und durch die reichlich fließenden Be-



stechungsgelder des Dreiverbandes in Verpflichtungen verstrickt war. Wir hatten diese ganze anrühige Organisation, die einzige, in der uns die andern überlegen waren — soweit wir sie überhaupt kannten — ignoriert, teils weil wir sie verachteten, teils weil wir Anderes und Ernsteres zu tun hatten. Aber wir dürfen uns nicht darüber hinwegtäuschen: der Grund dafür, daß nicht wir, sondern unsere Gegner die Fühlung mit der öffentlichen Meinung der Welt besaßen und dieser ihre Tendenz ausdrücken konnten, lag tiefer. Nicht lediglich an der Brille, die man den Neutralen seit Jahren vor die Augen gehalten hatte, sondern auch an diesen Augen selbst. Unser junges System der Ausbreitung, der friedlichen Eroberung, wenn auch in seinem sachlichen Kerne einfacher und wirtschaftlicher als das alte System des Imperialismus, war doch in seiner Fernwirkung auf Dritte unscheinbarer. Da ging alles still, geräuschlos und unaufdringlich vor sich, da fehlte die welt-herrschaftliche Fassade, hinter der England seine Kraft wirken ließ, seine Schwäche verbergen konnte. Englands weltmännische Sicherheit — das wird jeder einsehen — mußte gerade den Staaten zweiten und dritten Ranges imponieren. Sein Oberflächen-Liberalismus, hinter dem sich doch so viel soziale Rückständigkeit, so viel eigensüchtige Härte verbarg, hat ja auch bei uns bis in die letzte Zeit hinein noch Menschen und Parteien verblendet; den politisch unentwickelten Völkern mußte er vollends als das Ideal aller Regierungskunst erscheinen. Und wie England auf die gesellschaftliche, die politische Nehhaut der Kleinen, der Halbgebildeten wirkte, so wirkte Frankreich auf ihre kulturelle Empfänglichkeit. Seine lebhafteste, in allen Farben der Romantik (und der Fäulnis) schillernde Oberflächen-Kultur sprach nicht nur zu den Lateinern schneller und zündender als unsere gedankentiefe, problemschwere Art. Gab es doch sogar ein skandinavisches Volk, dem man keine größere Schmeichelei sagen konnte, als wenn man es die Franzosen des Nordens, seine Hauptstadt das nordische Paris nannte.

Und diese Wirkungsüberlegenheit, welche die politische Kultur der Engländer, die Gesamtkultur der Franzosen schon an sich besaßen, wurde noch durch zwei weitere Dinge verstärkt. Einmal schaffte die breitere Sprach- und Rassenausdehnung, die beiden Völkern als Erbe ihrer imperialistischen Vergangenheit zugefallen war, eine Sphäre von Wahlverwandtschaft zwischen ihnen und dem Kreis ihrer Tochterländer, die kulturell auch dann noch fortwirkte, als die politischen Abhängigkeitsfäden längst zerrissen waren. Und zweitens hatte es in der Entwicklung oder in der Veranlagung dieser Völker ge-

legen, daß sich ihr Wesen, ihr Denken und Fühlen, ihr Reden und Handeln zu einer subjektiven Profilschärfe ausprägten, die wir Deutschen mit unsrer ganz andern, die Dinge von allen Seiten angreifenden und nach allen Richtungen beleuchtenden Art vielleicht für einseitig und unfruchtbar halten mögen, die in der Weltentwicklung vielleicht das kürzere Leben, auf der Weltbühne aber, solange sie noch einigermaßen lebendig ist, die stärkere Schlagkraft besitzt. Will man sich den Gegensatz an Beispielen klar machen, so wird man etwa sagen können, daß bei uns die Sachlichkeit und Sachlichkeit in ihrer oft etwas trockenen Weise überall regieren, bei jenen das Temperament und die Augenblickswirksamkeit. Das eine mag zweckmäßiger sein, das andre ist interessanter für die Galerie. Bei uns werden Stellung und Ruhm durch Arbeit und Leistung erworben, durch Unfähigkeit und Faulheit verloren, bei jenen kann eine Größe durch eine zündende Kammerrede, durch einen gut-pointierten Zeitartikel gemacht oder zerstört werden. Bei jenen trägt der Journalist und Advokat den Marschallstab im Tornister, bei uns sind dies zwei Gewerbe, die man — trotzdem sie integrierter sind als sonstwo und sich gern wissenschaftlich geben — nie für ganz voll nimmt.

Ist alles dies aber wahr, so kann es uns nicht gründlich helfen, wenn wir an ein paar äußern Symptomen herumkurieren, unsre Presse etwas schlagkräftiger ausgestalten, unsern Nachrichtendienst etwas weiter ausspinnen, kurz: über dem Handeln auch dem Reden sein Recht nicht verweigern. Dies mag vielleicht die erste Vorstufe sein, aber es genügt nicht. Wir dürfen uns nicht damit begnügen, eine Anzahl Leute anzustellen mit der Aufgabe, für uns zu reden, zu schreiben und subjektiv zu sein, sondern wir müssen es selbst in höherm Grade werden. Ich bitte, mich um Himmelswillen nicht mißzuverstehen. Gegen unsre herrliche Sachlichkeit, der wir unsern ganzen großen Aufstieg zu verdanken haben, soll nicht das geringste gesagt werden, und für die empfindliche Heftigkeit, mit der wir manchmal — durch Angriff oder Spott aus unsrer Arbeitsversunkenheit geweckt — um uns bitten, will ich schon ganz und gar nicht sprechen. Wir sollen nicht polemisch werden, nicht einseitig subjektiv wie die andern, sondern selbstsicher. Wir sollen über der Kunst des Einfühlens in andre Wesensarten und Völker, die wir auch jetzt nicht missen wollen, die uns einen Teil unsrer Ueberlegenheit gibt, nicht das Selbstgefühl vergessen, dessen Mangel uns manchmal als unterlegen erscheinen läßt.

Halten wir dieses Gefühl, zu dem uns der große Krieg

stechungsgelder des Dreiverbandes in Verpflichtungen verstrickt war. Wir hatten diese ganze anrühige Organisation, die einzige, in der uns die andern überlegen waren — soweit wir sie überhaupt kannten — ignoriert, teils weil wir sie verachteten, teils weil wir Anderes und Ernsteres zu tun hatten. Aber wir dürfen uns nicht darüber hinwegtäuschen: der Grund dafür, daß nicht wir, sondern unsre Gegner die Fühlung mit der öffentlichen Meinung der Welt besaßen und dieser ihre Tendenz ausdrücken konnten, lag tiefer. Nicht lediglich an der Brille, die man den Neutralen seit Jahren vor die Augen gehalten hatte, sondern auch an diesen Augen selbst. Unser junges System der Ausbreitung, der friedlichen Eroberung, wenn auch in seinem sachlichen Kerne einfacher und wirtschaftlicher als das alte System des Imperialismus, war doch in seiner Fernwirkung auf Dritte unscheinbarer. Da ging alles still, geräuschlos und unaufdringlich vor sich, da fehlte die welt-herrschaftliche Fassade, hinter der England seine Kraft wirken ließ, seine Schwäche verbergen konnte. Englands weltmännische Sicherheit — das wird jeder einsehen — mußte gerade den Staaten zweiten und dritten Ranges imponieren. Sein Oberflächen-Liberalismus, hinter dem sich doch so viel soziale Rückständigkeit, so viel eigensüchtige Härte verbarg, hat ja auch bei uns bis in die letzte Zeit hinein noch Menschen und Parteien verblendet; den politisch unentwickelten Völkern mußte er vollends als das Ideal aller Regierungskunst erscheinen. Und wie England auf die gesellschaftliche, die politische Nehhaut der Kleinen, der Halbgebildeten wirkte, so wirkte Frankreich auf ihre kulturelle Empfänglichkeit. Seine lebhafte, in allen Farben der Romantik (und der Fäulnis) schillernde Oberflächen-Kultur sprach nicht nur zu den Lateinern schneller und zündender als unsre gedankentiefe, problemschwere Art. Gab es doch sogar ein skandinavisches Volk, dem man keine größere Schmeichelei sagen konnte, als wenn man es die Franzosen des Nordens, seine Hauptstadt das nordische Paris nannte.

Und diese Wirkungsüberlegenheit, welche die politische Kultur der Engländer, die Geschmackskultur der Franzosen schon an sich besaßen, wurde noch durch zwei weitere Dinge verstärkt. Einmal schaffte die breitere Sprach- und Rassenausdehnung, die beiden Völkern als Erbe ihrer imperialistischen Vergangenheit zugefallen war, eine Sphäre von Wahlverwandtschaft zwischen ihnen und dem Kreis ihrer Tochterländer, die kulturell auch dann noch fortwirkte, als die politischen Abhängigkeitsfäden längst zerrissen waren. Und zweitens hatte es in der Entwicklung oder in der Veranlagung dieser Völker ge-

legen, daß sich ihr Wesen, ihr Denken und Fühlen, ihr Reden und Handeln zu einer subjektiven Profilschärfe ausprägten, die wir Deutschen mit unsrer ganz andern, die Dinge von allen Seiten angreifenden und nach allen Richtungen beleuchtenden Art vielleicht für einseitig und unfruchtbar halten mögen, die in der Weltentwicklung vielleicht das kürzere Leben, auf der Weltbühne aber, solange sie noch einigermaßen lebendig ist, die stärkere Schlagkraft besitzt. Will man sich den Gegensatz an Beispielen klar machen, so wird man etwa sagen können, daß bei uns die Sachlichkeit und Sachlichkeit in ihrer oft etwas trockenen Weise überall regieren, bei jenen das Temperament und die Augenblickswirksamkeit. Das eine mag zweckmäßiger sein, das andre ist interessanter für die Galerie. Bei uns werden Stellung und Ruhm durch Arbeit und Leistung erworben, durch Unfähigkeit und Faulheit verloren, bei jenen kann eine Größe durch eine zündende Kammerrede, durch einen gut-pointierten Zeitartikel gemacht oder zerstört werden. Bei jenen trägt der Journalist und Advokat den Marschallstab im Tornister, bei uns sind dies zwei Gewerbe, die man — trotzdem sie integrer sind als sonstwo und sich gern wissenschaftlich geben — nie für ganz voll nimmt.

Ist alles dies aber wahr, so kann es uns nicht gründlich helfen, wenn wir an ein paar äußern Symptomen herumkurieren, unsre Presse etwas schlagkräftiger ausgestalten, unsern Nachrichtendienst etwas weiter ausspinnen, kurz: über dem Handeln auch dem Reden sein Recht nicht verweigern. Dies mag vielleicht die erste Vorstufe sein, aber es genügt nicht. Wir dürfen uns nicht damit begnügen, eine Anzahl Leute anzustellen mit der Aufgabe, für uns zu reden, zu schreiben und subjektiv zu sein, sondern wir müssen es selbst in höherm Grade werden. Ich bitte, mich um Himmelswillen nicht mißzuverstehen. Gegen unsre herrliche Sachlichkeit, der wir unsern ganzen großen Aufstieg zu verdanken haben, soll nicht das geringste gesagt werden, und für die empfindliche Heftigkeit, mit der wir manchmal — durch Angriff oder Spott aus unsrer Arbeitsversunkenheit geweckt — um uns bitten, will ich schon ganz und gar nicht sprechen. Wir sollen nicht polemisch werden, nicht einseitig subjektiv wie die andern, sondern selbstsicher. Wir sollen über der Kunst des Einfühlens in andre Wesensarten und Völker, die wir auch jetzt nicht missen wollen, die uns einen Teil unsrer Ueberlegenheit gibt, nicht das Selbstgefühl vergessen, dessen Mangel uns manchmal als unterlegen erscheinen läßt.

Halten wir dieses Gefühl, zu dem uns der große Krieg



hoffentlich endgültig zurückgeführt hat, mit aller Kraft fest, so wird sich auch die Wirkungsform dafür schnell genug einstellen und unser wundervolles Charaktermaterial wird sich von ganz allein zu dem festen Charakterprofil ausprägen, das ein Volk nun einmal braucht, wenn es auf andre wirken will.

---

## Bernhard von Jacobi / von Luise Hohorst

Ringt nicht noch seine Stimme in dem großen Raum des Münchner Hoftheaters? Steht er nicht lächelnd mitten unter uns Kollegen und bespricht, mit gewohnter Intensität und nie erlahmendem Interesse für alles Lebendige, Tages- und Theaterereignisse? Spüren wir nicht noch seinen Abschiedshändedruck? Einer ist aus unsrer Mitte gegangen, und es ist, als wäre es unter uns plötzlich still und dümmrig geworden. Die hundertfachen Strahlen eines reichen Geistes, einer vornehmen Seele, die sich in den Heldengestalten Hebbels und Kleists, in den verfeinerten und abgründigen Menschen moderner Dichter gespiegelt haben, sind erloschen. Aber dann fallen auch diese Gestalten plötzlich zusammen, werden unwichtig, und zum zweiten Mal steht das Herz still bei der Erkenntnis: Wir haben nicht nur den Künstler, wir haben ja den Menschen Bernhard von Jacobi verloren — und das ist fast mehr. Er war von den meisten geliebt, von einigen vielleicht gefürchtet; er konnte Keinem gleichgültig sein, denn er war ein Mensch von starkem Temperament und ausgeprägtem Willen. Dieser Wille war immer auf das Beste und Höchste in der Kunst wie im Leben gerichtet. Bei seiner großen Begabung, ein freudiger, unermüdlicher Arbeiter, ein idealistischer Sucher nach den letzten Gütern eines reinen Könnens, war er nie geneigt, Konzessionen zu machen, und er erwartete dieselbe Haltung von den Menschen, die ihm nahe standen, und die er schätzte. Er mag deswegen von manchem für schroff oder heftig erklärt worden sein: es war nur der letzte Ausdruck eines Mannes, der an die Menschen noch ideale Forderungen stellen mußte. Ein sonderbarer Zufall, daß die erste Rolle, die er hier spielte, Ibsens Gregers Werle war — der Mann mit der idealen Forderung. Ich sehe ihn noch vor mir, und mich dünkt plötzlich, als wäre es mit das Beste und Schönste, was er gestaltet hat. Die größte ideale Forderung aber, die an Menschen gestellt werden kann: das Leben für eine Idee hinzugeben — die hat er erfüllt und ist sich auf diese Weise treu geblieben bis zum Tode. Schön und tapfer gelebt! Schön und tapfer gestorben! Das sei unser Trost und die Ehre seines Andenke-

# Erinnerung an Richard M. Meyer /

von Emil Ludwig

Er öffnete die Salontür und ließ mich in einen Raum voll Bücher eintreten. Zwischen den Regalen, die zur Decke reichten, führte eine kleine Tür in einen zweiten Raum, in einen dritten, einen vierten. Dort, ganz hinten, stand sein Schreibtisch, den Blick zum Garten Bismarcks lenkend, Bücher umher und noch mehr Zeitschriften. Erst nach einigen Augenblicken bewegte sich in einer dunkeln Ecke die Gestalt eines Knaben, der kauerte dort, in ein altes Bilderbuch versunken oder in einen Atlas. Der Vater hieß ihn aufstehen, aber da blinzelte aus den orientalisch schönen Zügen der Unmut eines kleinen Lesers, den man aus der Wärme einer unwirklichen Welt in die Kühle von Höflichkeiten versetzte, die man dem Fremden, wie es heißt, erweisen muß.

Von drüben her, aus den kunstgeschmückten Räumen, drang der gedämpfte Rest von Stimmen, denn wir hatten eine Gesellschaft von sieben oder acht Damen und Herren verlassen. Der Professor aber sprach, lachte, fragte und urteilte, er spielte auf der Klaviatur geistiger Dinge wie ein Virtuos nach dem Leben, behend, phantastisch, anfliegend, fennerisch. Zugleich blickte er durch blaue Gläser mit guten Augen umher, in eine Welt, deren stechende Lichter sich ihm wohlthätig verschleierten.

Mit einem Mal sah ich dies Leben vor mir: sanft begonnen, flug geleitet, im Besitz verankert, in wahrhaft schöner Ehe erfüllt, mit Söhnen gesegnet — und überschimmert von den besten Geistern der Nation, von verklärten, denen dieser Mann nachzuspüren mußte wie wenige, von lebenden, die in sein Haus eintraten, sich mit ihm zu kreuzen, und deren jedem er auf seine Art gewachsen war. Von dieser Lebensform war alles mitbestimmt, was er wirkte, und er war selbst Künstler genug, um die Harmonie aller Themen seines Lebens höher zu schätzen als die Betonung des einen, das durch ganz Deutschland zog und seinen Namen schuf.

Richard M. Meyer, über dessen Werk die Berufenen gesprochen haben, war uns, den Künstlern, die er in sein humanistisches Haus zog, nicht nur um seiner immer wachen Türmerchau so wert, die uns erspähte, wenn wir kaum am Horizonte aufgetaucht waren und begannen, langsam herzureiten. Er war auch von seinen Kollegen der einzige, der in seiner Lebensführung Sammler des Geistes, Betrachter und Analytiker der Zeit sowie der Vorzeit schien, und der die guten Dinge der Welt so anziehen mußte wie Geist und Schöpferkräfte. So

vereinigte er alle Bedingungen, um ein literarisches Haus zu führen, und mir ist, als hätte sich mit seinem Tode der letzte literarische Salon besten Stils in Berlin geschlossen. Sicherlich war dies das einzige Haus in Berlin, das jeden Nachmittag „at home“ war, und sicherlich war er der einzige deutsche Professor, der diese Stunde des Empfanges immer selbst mitabhielt, zwischen Arbeiten und Kollegien, mitten im überhitzten Berlin.

Sein Haus war patrizisch und musisch zugleich und die Luft um ihn, die Gattin und die Söhne nicht minder weltlich, als sie geistig war. Heiterkeit und Strenge, Freiheit und Gebundenheit ließ hier im schönen Wechsel ein Lebenskünstler durch die Finger gleiten, der es verstand, zu spielen wie zu wirken, unbestechlich zu denken und leicht bestechlich zu lachen. Hier war einmal ein Mann gediehen, den die Schönheit der Frauen, die Werke des Genius, Ordnung der Systeme, Würde alter Geschlechter und Romantik alter Pergamente zu ganz gleichem Entzücken hinrissen, obwohl er Professor der Philologie geworden.

Man soll nicht sagen, daß er zu früh starb. Es ist undeutlich und sogar unlogisch. Er starb zur Zeit, auch er, wie jeder jedes Alters. Den Seinen starb er zu früh, denen er sich so tief verbunden fühlte, und uns, die sich gern seinem Urteil stellten. Aber in der Konstruktion dieses milden Lebens, das man doch nicht hedonistisch nennen darf, steht sein Tod an der rechten Stelle. Denn daß er bewußtlos umfiel und wie im Traum hinüberging, bedeutete ein größeres Glück für ihn, als wenn er zwanzig Jahre später einer langen Krankheit erlegen wäre, die sich vorbereitete. Seine Arbeit ist unvollendet, aber auch das liegt in der Natur seiner Arbeitsweise: er hätte nie fertig werden können, weil er nie reiner Historiker war. Noch mit Achtzig wäre er, wie seit je, dem Zuge der Dichter seiner Gegenwart gefolgt, immer lauschend, wägend, zusammenfassend.

Daß ihm das Schicksal die Schmerzen, das Siechtum, jeden Niedergang des Körpers ersparte, war das letzte Geschenk, das diesem glücklichen Leben werden konnte.

---

## Die große Zeit / von Max Laffer

Es wird Vielen schon aufgefallen sein, wie wenig seit dem Kriegsbeginn in Deutschland „passiert“. Unsere Zeitungen sind leer von Nachrichten, die sonst zu ihrem Bestand gehörten. Es geschehen keine großen Unglücksfälle, Morde oder Totschläge, keine Bergwerkskatastrophen, keine Eisenbahnzusam-

menstöße. Man hört nichts von Einbruchsdiebstählen, von Unterschlagungen bei Banken oder von Betrugsverbrechen. Es wird auch fast nichts mehr von Selbstmorden unter außergewöhnlichen Umständen gemeldet, von freiwilligem Hinscheiden ganzer Familien aus Not oder Schande, und dabei sind, wie wir alle ja wissen, viele Volksgenossen gerade jetzt in wirtschaftlicher Bedrängnis. Während früher die Zeitungen größere Unglücksfälle oder rasche Taten des verbrecherischen Willens wie der tragischen Leidenschaftlichkeit sehr oft, man kann ruhig sagen: wöchentlich zu berichten verpflichtet waren, ist von alledem seit Monaten fast nichts mitzuteilen gewesen. Auch der Anteil der Berichterstattung an den Prozessen, nicht bloß Strafprozessen, sondern auch Zivilprozessen von allgemeinem Interesse, ist völlig eingeschrumpft; diese Rubrik ist kaum noch vorhanden. Wir haben keine Statistik darüber, aber wir möchten annehmen, daß auch die Anzahl der Brände in Deutschland seit Anfang August sehr viel geringer geworden ist; von der berliner Feuerwehr wissen wir jedenfalls, daß sie seit Monaten so gut wie garnicht in Anspruch genommen worden ist.

Es ergibt sich der ganz besondere Zustand, daß das ungeheure Erlebnis dieses großen Krieges das gesamte übrige Dasein unsres Volkes beinahe bis auf den letzten Rest in seine erschütternde Wirkung hineingezogen hat, so daß für andre Betätigungen kein Raum mehr übrig bleibt. Sichtbare und nachprüfbare Tatsachen verknüpfen sich jetzt mit geheimnisvollen Ablenkungen und Umwandlungen der Volksseele derartig, daß so merkwürdige Folgen deutlich werden wie das fast ausschließliche Ruhen aller Triebkräfte, aus denen in normalen Zeiten nicht bloß Verbrechen und Vergehen, nicht bloß Selbstmorde und andre schnelle Ausbrüche der Leidenschaft, sondern sogar auch Unfälle hervorgehen, bei denen man das Moment des beeinflussenden Willens ausgeschaltet glauben möchte. Es ist, wie man jetzt sieht, nicht ausgeschaltet: selbst zu Automobilunfällen gehört ein Wille, der freilich nicht den Unfall, wohl aber irgend etwas, das zu ihm hinführen kann, erstrebt, einen übermütigen Schnelligkeitsrekord und dergleichen. Wie gesagt, all das ruht. Unser ganzes Denken und Fühlen ist einzig auf den Krieg gerichtet; wir haben keine Zeit für andre Dinge, ganze Provinzen unsrer innern Welt sind frei von unsern bewußten wie unbewußten Einwirkungen geworden, und diese Geistes- und Seelenverfassung setzt sich so gewaltig und untwiderstehlich durch, daß sie auch solche Elemente ergreift, zu denen unter andern Umständen die aufrüttelnde Macht eines Weltgeschehens kaum hindringen würde.



Tausende von verbrecherisch beanlagten Menschen leben unter uns, entweder als Verbrecher der Tat oder als solche des Willens, der an jedem Tage die Gelegenheit finden kann, sich zur Tat aufzuraffen. Auch diese dunkeln Schichten unsres Volkes halten jetzt Ruhe. Ja, man erlebt nicht ohne eine gewisse Ergriffenheit, daß auch in die Gemüter der Verbrecher ein Strahl des läuternden Feuers hineinleuchtet, in dessen Glanz Deutschland steht. Mit Staunen hat man gelesen, daß in mehreren Strafanstalten Sammlungen für das Rote Kreuz stattgefunden und überraschend große Beträge geliefert haben. Die alleinige Orientierung des allgemeinen Interesses nach dem Kriege hin läßt offenbar auch die sonst unmittelbar empfundene persönliche Not und namentlich das persönliche Seelenleid zurücktreten hinter die Größe des nationalen Gesamtlebens. Das Merkwürdigste dabei ist die Wahrnehmung, daß diese durchgängige Ausschaltung der Gebiete, auf denen unter andern Verhältnissen die Abirrungen von der Normalität des bürgerlichen Lebens so häufig sind, rein aus dem Gesamtgefühl stammt, nirgends als ein Akt des bewußten Willens erkannt werden kann. Auch die persönlichen Leidenschaften, ja sogar die Dämonen der katastrophenartigen Unglücksfälle, halten jetzt seltsamerweise denselben Burgfrieden, den alle Faktoren des öffentlichen Lebens, Regierung, Parteien, religiöse Gemeinschaften, seit bald drei Monaten wahren. Auch das geschieht nicht mit pflichtgemäßer und vielleicht gerade deshalb schwieriger Selbstübertwindung, sondern es geschieht mit der Selbstverständlichkeit eines siegreichen Gefühls.

---

## Geschichtsbilder / von Max Epstein

Die Geschichte ist die Wissenschaft, die wir jetzt brauchen. Die Wissenschaft vergangener Jahrhunderte ist die Wissenschaft des Tages. Wir lernen nicht nur, daß alles schon dagewesen ist: wir lernen auch die Forderung, die man nach vernünftigen Erfahrungen für die Zukunft stellen muß. Zur Aufhellung unsrer politischen Zustände dient am unmittelbarsten die Betrachtung der Weltentwicklung in den letzten hundert Jahren, seitdem aus einem Preußen, das noch eben von Napoleon geknechtet war, das deutsche Weltreich entstanden ist. Ich will einige Bilder vorführen, aus denen ein Einblick in die umwälzenden Ereignisse und die handelnden Menschen, vor allem in diese, zu gewinnen ist. Man muß freilich auch zu den Quellen steigen. Man kann die Weltgeschichte von Duden lesen und an den beiden letzten Bänden, die vom 3.<sup>ten</sup> alter Kaiser Wilhelms handeln und von Duden selbst verfaßt seine Freude haben; man wird ein Werk voll staatsmännischer Weisheit, politischer Reife und echt deutscher Gesinnung bewundern. Man kann auch das umfangreiche Werk der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabs über den Krieg 1870 studieren. Die Quellen für die Kenntnis der Geschichte

letzten Jahrhunderts sind keine dürftig fließenden Bäche, sondern große Ströme, worin ungeübte und schnell erlahmende Schwimmer leicht untergehen. Die wenigen Zeilen, in die ich jede große Bewegung zu fassen versuche, werden manchem vielleicht eine Hilfe für die Beurteilung der Weltlage und eine Anregung zu selbständiger Arbeit sein.

## 1. England und der Zollverein

Als nach Besiegung Napoleons die französischen Heere aus Preußen abzogen, trat eine innere Schwierigkeit ein, vielleicht noch ärger als die Anwesenheit fremder Truppen. Die Handelsinteressen Englands drohten dem preußischen Wirtschaftsleben Vernichtung — um schließlich zum Segen Preußens auszuschlagen. England war damals — damals — der Geist, der das Böse wollte und das Gute geschafft hat. Für fast elf Millionen Pfund Baumwolle haben die Engländer im Jahre 1814 nach dem Kontinent eingeführt, und über drei Millionen ist etwa nach Deutschland gegangen. Dieser Import, der den deutschen Markt überflutete und für ihn verderblich war, trug England mehr ein als der Export nach Ost-Indien. Die Engländer konnten in Leipzig Garn wohlfeiler verkaufen, als die deutschen Spinner die Wolle kauften. Die deutschen Fabriken wurden durch Englands Kapital verdrängt. Das einzige Produkt, das Deutschland der englischen Konkurrenz entgegenstellen konnte: das Getreide, wurde von England durch das Verbot der Einfuhr fremden Kornes ausgeschlossen. Die Einfuhrverbote und Durchfuhrzölle, welche Frankreich und Holland zur Abwehr hiergegen schufen, traf wiederum das gequälte Deutschland. Im Jahre 1819 verfaßte der tübingener Professor Friedrich List für den Verein deutscher Kaufleute eine Bittschrift, worin es hieß: „Achtunddreißig Zoll- und Mautlinien lähmen den Verkehr im Innern und bringen ungefähr dieselbe Wirkung hervor, wie wenn jedes Glied des menschlichen Körpers unterbunden wird. Um von Hamburg nach Oesterreich, von Berlin in die Schweiz zu handeln, hat man zehn Staaten zu durchschneiden, zehn Zoll- und Mautordnungen zu studieren, zehn Mal Durchgangszoll zu bezahlen. Wer aber das Unglück hat, auf einer Grenze zu wohnen, wo drei oder vier Staaten zusammenstoßen, der verlebt sein ganzes Leben mitten unter feindselig gesinnten Zöllnern und Mautnern; der hat kein Vaterland. Trostlos ist dieser Zustand für Männer, welche wirken und handeln möchten; mit verdrißlichen Blicken sehen sie hinüber über den Rhein, wo ein großes Volk vom Kanal bis an das Mittelländische Meer, vom Rhein bis an die Pyrenäen, von der Grenze Hollands bis Italien auf freien Füßen und offenen Landstraßen Handel

treibt, ohne einem Mautner zu begegnen. Die Kraft derselben Deutschen, die zur Zeit der Hanse, unter dem Schutze deutscher Kriegsschiffe, den Welthandel trieben, geht durch achtunddreißig Maut und Zollsysteme zu Grunde." Nur durch Einführung gemeinsamer Außenzölle und Abschaffung aller Binnenzölle konnte diesem Unglück gesteuert werden. Am sechsundzwanzigsten Mai 1818 erschien das Gesetz über den Zoll und die Verbrauchssteuern von ausländischen Waren, dessen Verfasser der Generaldirektor Carl Georg Maaßen war. Mit einem Schlage war da Uebel an seinen Wurzeln gefaßt, ohne daß man die Freiheit des Verkehrs im Innern und den Schutz des heimischen Gewerbefleißes verletzte. Nach den grundlegenden Bestimmungen des Gesetzes konnten alle fremden Erzeugnisse der Natur und Kunst eingebracht und durchgeführt werden, und allen inländischen Erzeugnissen wurde die Ausfuhr gestattet. Als am ersten Januar 1819 das Gesetz ins Leben trat, welches auf einem vernünftigen Gegenseitigkeitsprinzip beruhte, ward der Zollkrieg Preußens gegen das übrige Deutschland eröffnet, der dann schließlich zum Zollverein führen mußte. Am zehnten November 1819 schrieb der Staatskanzler Fürst Hardenberg: „Man kann daher die Sache nur darauf zurückführen, daß einzelne Staaten, welche durch den jetzigen Zustand sich beschwert glauben, mit denjenigen Bundesgliedern, woher nach ihrer Meinung die Beschwerde kommt, sich zu vereinigen suchen, und daß so übereinstimmende Anordnungen von Grenze zu Grenze weiter geleitet werden, welche den Zweck haben, die innern Scheidewände mehr und mehr fallen zu lassen.“ Hier ist schon die Notwendigkeit des deutschen Zollvereins vorausgesehen, der dann, vertragsmäßig gegründet, immer größer wurde, und der tatsächliche Boden für die Gründung des Deutschen Reiches gewesen ist. Mit Schmuggel- und Kampfzöllen wollten die kleinen Staaten Preußens Werk vernichten. Bayern und Württemberg versuchten, einen eigenen Zollbund zu errichten. Das in der Mitte Deutschlands liegende, von dem Zollkrieg besonders schwer getroffene Hessen-Darmstadt brachte den Zusammenschluß. Hessens Minister, der Freiherr Carl Wilhelm du Bois du Thil, legte sich die Frage vor, ob Hessen sich nicht einfach an Preußen anschließen könne, woran noch kein Mensch in Süddeutschland gedacht hatte. Erst am vierzehnten Februar 1828 wurde der preussisch-hessische Zollverein unterzeichnet. Aus diesem Anfang ist der große deutsche Zollbund hervorgegangen. Die Macht der wirtschaftlichen Interessen hatte die deutschen Staaten mit Oesterreich zum ersten Male zusammengeführt.

# Die Perser / von Aischylos

(Fortsetzung)

Uebertragen von Lion Feuchtwanger

Bote: Die Unsern denn, zuchtvoll, gehorchten brav  
Und labten sich des Mahls und rüsteten  
Die Ruder, jeglicher an seinem Pflod.  
Doch als das Sonnenlicht erloschen war  
Und Dunkel eingebrochen, stiegen alle,  
So Rudersmann wie Waffenmann, zu Schiff.  
Geschwader gab die Losung dem Geschwader,  
Und nach Befehl ein jeder fuhren sie  
Die ganze Nacht in ruheloser Fahrt.

Die Nacht entwich, indes kein Grieche kam.  
Doch als auf hellem Lichtgespann der Tag  
Einzog und rings das Land erstrahlen ließ,  
Da klang der Griechen Sang an unser Ohr.  
Ein Jauchzen war es, hell und laut und stürmisch,  
Und brausend tönt vom Klippenstrand der Insel  
Der Widerklang. Angst überkam uns da  
Und Ahndung von Betrug; denn nicht wie Heil  
Und Flucht erflehend stieg ihr Sang empor,  
Nein, mutvoll, sturmvoll, brausend, kampfesfroh.  
Drommeten schmettern ihre Glut darein,  
Und nach dem Taktruf taucht das Ruder rauschend  
Ins Meer; gleichmäßig schäumt die Flut. Und jäh  
Erscheinen ihre Schiffe unserm Aug.

Der rechte Flügel, wohl geschlossen, fuhr  
Voran; ihm folgte dann die ganze Macht.  
Und brausend scholls: Hellenensöhne, auf!  
Befreit die Heimat! Rettet Weib und Kind!  
Der väterlichen Götter hehre Sitze!  
Die Ruhestatt der Ahnen! Alles gilt's.  
Und auch wir Perser hoben ohne Säumnis  
Jetzt wilden Sang und rauhen Schlachtruf an.  
Sogleich nun schlug mit seinem Eisenschnabel  
Schiff wider Schiff. Ein Griechenschiff begann  
Und brach die Steuerkrone einem Segler  
Phönikiens. Und alle prallten jetzt,  
Die einen gen die andern, ehern los.

Zuerst nun hielt das Perserheer noch Stand.  
Doch da im engen Sunde sich der Schwall  
Der Schiffe drängte, schmetterten sie sich,  
Sie selber sich, die Ruderreihen nieder  
Und schlugen hilflos ihre Kiele sich,  
Die ehernen, sich selber in den Rumpf.  
Die Griechen aber wohlbedächtig zogen  
Den Kreis um uns. Umtaumelten die Schiffe.  
Die Flut verschwand; so deckten sie die Scheiter,  
Die toten Leiber. Leichen füllten rings  
Den Strand. Wirr wimmelnd floh der Rest,  
Der klägliche, des stolzeften Geschwaders.



Und jene, wie man wohl Thunfische totschlägt  
Und andern Neßfang, also spießten sie  
Und schlugen sie mit Ruderstummeln los  
Und Stücken von zertrümmertem Gebälk,  
Daß Heulen übers Meer scholl, Wehgeschrei,  
Bis uns das schwarze Aug der Nacht erlöste.

Erzählt' ich auch noch zehen Tage fort,  
Nicht schöpft' ich aus den ganzen Strom des Leids.  
Denn nie noch hat, noch nie ein einz'ger Tag  
So zahllos Menschenopfer fallen sehn.

Atossa: Weh uns! Ein Meer des Leidens brach herein  
Und überschwemmte Persien und ganz Asien.

Bote: Und höre! Raum die Hälfte weißt du noch.  
Ein andres Unheil traf uns, zwiefach schwerer  
Als jenes erste, das ich kündete.

Atossa: Wo gäbs ein Unheil, feindlicher als jenes?  
O sprich es aus, das Unheil, das du größer  
Und wuchtiger als jenes andre nennst!

Bote: Die blühendsten der Perser, ausgezeichnet  
Durch Stärke, Adel, Mut und Thronestreue,  
Sie starben schmachvoll, schimpflich, kläglich hin.

Atossa: Weh mir Unseligen, ihr Freunde, weh!  
Doch wie, erzähle, sprich, wie starben sie?

Bote: Ein Eiland liegt vor Salamis im Meer,  
Leidig zu landen, felsicht, klein; Van liebt,  
Der reigenfrohe, seinen öden Strand.  
Dorthin entbot der König jene Treuen,  
Die Feinde, die aus ledem Schiff ans Land  
Sich retteten, mit leichter Müß zu schlagen,  
Den Unfern sichere Zuflucht zu gewähren.  
O schlechte Vorsicht! Denn sowie ein Gott  
Den Griechenschiffen Sieg verliehn im Kampf,  
Denselben Tag noch, wohlgewappnet, stürzten  
Sie aus den Schiffen, schlossen rings die Insel.  
Kein Ausweg blieb den Unfern. Felsenstücke  
Zwar warfen sie, und ihren Bogensehnen  
Entschwirrten Pfeile mörderischen Flugs.  
Zulezt indes, in Einem Schwall anstürmend,  
Zerhaun die Griechen sie, die Glieder ihnen  
Zerfleischend, bis sie alle hingeschlachtet.

Ausschrie der König bei dem grausen Schauspiel.  
Denn oben thronte er auf steiler Düne,  
Von allem Volk gesehen, nah dem Strand.  
Sein Kleid zerriß er, jammerte hellauf.  
Botschaft entsandt' er eilends allem Landheer  
Und floh, floh sinnlos, wirre Flucht, floh, floh.  
Dies ist das andre Leid, von dem ich sprach.

Atossa: Feindsel'ger Dämon, wie betrogst du uns!  
Traun, bittere Rache fand mein Sohn in Hellas!  
Genügte nicht, was Marathon verschlang?  
Zu sühnen jenes Blut, zog er hinaus,  
Und größres Leid zum alten häufte er.  
Du aber sprich: Die Schiffe, die entkamen,  
Wohin gerieten sie? Weißt du's zu sagen?

**Bote:** Die Schiffe, die entkamen, eilends, wirr,  
Wohin der Wind sie trieb, flohn sie dahin.

Der Rest des Heers zerrieb sich in Böotien.  
Nach langem Dürsten trank ein Teil den Tod  
Sich allzugierig aus dem eisigen Quell.  
Wir andern kamen tieferschöpft nach Phokis,  
Nach Doris dann, zum melischen Boden endlich,  
Wo der Spercheios mild die Fluren tränkt.  
Von dort nahm uns Achaias Boden auf,  
Thessaliens Städte, schon zerkrampft von langer  
Entbehrung. Hunger wütete und Durst  
Und raffte viele, viele schrecklich hin.

Wir zogen weiter nach Magnesia,  
Nach Makedonien, zu des Axios Furt,  
Nach Bolbes Sumpfland, nach Pangaios Bergen,  
Ins Land Hedonis. Und in jener Nacht  
Wirkt frühen Winter uns ein Gott und bannte  
In Eis des Strymon Fluten. Wer an Götter  
Noch nie geglaubt, jetzt flehte er die Erde,  
Den Himmel an, inbrünstig, hingeworfen,  
Und als das Heer vollendet sein Gebet,  
Betrat es den kristallinen Pfad. Doch nur,  
Wer festes Land erreicht, bevor die Sonne  
Entströmte ihre Kraft, dem blühte Heil.  
Denn durchschmolz Helios den Weg von Eis.  
In wildem Wirrsal stürzten sie. Und glücklich,  
Wem schnell das Leben da veratmete!

Der Rest durchquerte mühevoll Thrakiens Land  
Und kam zum heimatlichen Herd. Nicht viele,  
Recht spärlich sind wir, ja! Die Perserstadt  
Wird sehnsuchtsvoll nach ihrer Blüte klagen.  
Dies ist die Wahrheit. Doch verschwieg ich viel  
Von dem, was unheilvoll verhängt ein Gott.

**Chor:** O Glückgott! Allzu wuchtig trat dein Fuß,  
Verderblicher, die Perser in den Nacken!

**Atossa:** Unselige ich! Dahingewürgt das Heer!  
O höchst helllichtiges Traumgebild der Nacht,  
Klar warst du, makellose Offenbarung!  
Doch eure Deutung, ach! wie war sie schlecht!

Gleichwohl ruf ich, wie euer Rat es heischt,  
Zuerst die Götter an und weihe dann  
Der Erde und den Toten fromme Opfer.  
Zwar weiß ich wohl, Geschehnes ist geschehn:  
Doch frommt für Späteres vielleicht die Spende.

(Fortsetzung folgt)

---

## Zu diesem Krieg

Ranke

**M**ancherlei Kriege gibt es und mancherlei Heldenruhm; das vornehmste Lob gebührt Denen, welche der Kultur der Menschheit durch siegreiche Waffen neue Schauplätze eröffnet und die Barbarei an bedeutender Stelle überwältigt haben.

## Feldpostbrief

Eines Abends, vorgestern, erhalte ich den Befehl, am nächsten Morgen in das Seuchenlazarett J. abzugehen. Am nächsten Morgen fahren wir, ein Kollege und ich, in einem feinen Auto, das ein Herrenfahrer führt, mit achtzig Kilometern Geschwindigkeit in den nebligen Herbstmorgen hinein. Meine Kollegen in M. waren nett und herzlich. Mit Zigaretten und Chocolate, also hier sehr wertvollen Dingen, wurden wir überschüttet. Mein Generaloberarzt sagte mir: wenn es in seiner Macht läge, wäre ich nicht abkommandiert worden, da er mich sehr ungern verliert — und das sagte er auch, eine seltene Sache, nachher öffentlich beim Appell. J. nun ist ein wunderbares altes französisches Schloß, breit und niedrig, wie auch die Zimmer. Alte Möbel, Bilder, Jagdtrophäen. Ein prachtvoller Park: Buchenalleen und Rosenhecken ziehen sich bis zur Maas hinab. Herrlicher Fernblick in das Maastal. In einer Ecke des Parks eine Gräberreihe; neue saubere Holzkreuze, Blumen — die Gräber der Leute aus dem Schloß, der Kirche, der Schule, dem Gasthaus. Gleich heute wurde ein Offizier begraben. Aus der Umgebung waren die Kameraden zusammengekommen, auch der Vater und die junge Frau des Verstorbenen. Ein Franziskanermönch hielt eine Gedächtnisrede über das Thema: In der Heimat, da gibts ein Wiedersehn. Die Nonnen sangen einen Choral. Es war ein Bild: unter den uralten Buchen das Grab, die Nonnen in schwarzer Tracht mit weißen Hauben und transparenten Gesichtern. Alles nimmt den Helm ab: das Vaterunser. Die Ehrensäulen donnern weit über das Maastal hin. Im Hintergrunde der düstere Park, bröckelige Mauern, verlassene Gartenhäuser, bemooste Steintore — Maeterlinck-Stimmung.

Schmerzlos ist der Posten hier nicht. Meine beiden Vorgänger haben einfach gekniffen. Mir wird das nicht passieren. Ich denke, ich habe meine Pflicht zu tun wie jeder Mann im Schützengraben. Viel ungefährlicher wird es hier auch nicht sein. Ich verlasse mich auf meine gute Natur und meine Vorsicht. Bis jetzt geht es mir ausgezeichnet. In der Nähe ist ein zerstörtes Dorf. Ein schauriger Anblick. Die Häusermauern, teilweise geborsten, stehen noch. Irgendwo eine nicht-treptierte Granate. Patronenhüllen auf der Erde. An einer Zimmerwand ist eine Uhr hängen geblieben. In der Ecke Reste eines Kinderwagens und Kinderspielzeug. Zerschlagene Möbel, aufgebrochene Schubläden, zerrissene Kleidungsstücke — ein müstischer Haufen. In einem halbzerfallenen Hause Frauen und Kinder, die einzigen Bewohner des Dorfes. Das Ganze macht einen gespenstischen Eindruck. Mein Quartier habe ich in einem kleinen Hause, unendlich einfach, aber für mich völlig ausreichend. Ein Ofen wurde beschafft. Ich schlief, nachdem ich sieben Wochen auf einer Matratze am Boden geschlafen hatte, endlich wieder in einem Bett, wie ein Bär. Das Essen ist gut. Wir requirieren das ganze Maastal ab. Nur dreißig Kilometer sind wir hier von Verdun entfernt. Auf den Höhen hat vor Wochen ein heftiges Gefecht stattgefunden. Da liegen Pferdetabaker, Uniformstücke, zertrümmerte Wagen und Gewehre. Überall Schützengräben; die sind auch im Park unsres Schlosses aufgeworfen. Sie stehen auf der Höhe, die sich weit und flach hinstreckt. Bismarckplatz Waldbrand. Tief unten die Maas, die Brücken gesprengt. Es ist langsam dämmerig. In der Runde kein Mensch. Die Bevölkerung geflüchtet. Nur ab und zu ein paar armselige Gestalten, die einsehen anblicken. Ich spiele mit den kleinen Kindern, die allmählich zutraulicher werden. Verhungert genug sehen sie aus. Es ist M-

geworden, alles grau. Wir streifen über das Plateau. Der herbstliche Wind pfeift melancholisch. Wir stellen die Kragen unsrer Soldatenmäntel hoch und trollen uns heim, einsilbig. Der Bursche hat im Kamin Feuer gedacht. Mein Quartiergenosse, der den Marc Arron ohne Maske spielen könnte, bartlos, blizende Augen, groß, setzt sich zu mir. Ich lese ihm die 'Schaubühne' vor. Es ist wahrscheinlich das einzige Exemplar auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

## Antworten

Rudolf Langweil. Was Sie von der Kriegsbereitschaft der Türkei mitteilen, deckt sich mit dem Inhalt des Leitartikels in Nummer 43, bis auf den Satz: „Es ist von berufener Seite bereits festgestellt worden, daß diese beiden Schiffe allein schon der ganzen russischen Flotte im Schwarzen Meer überlegen sind, was die letzten Ereignisse wohl auch beweisen.“ Ich ahne nicht, wer die berufene Stelle ist, die das festgestellt haben sollte, und ein Kampf zwischen den beiden Schlachtfлотten hat, soviel wir wissen, noch nicht stattgefunden. Sie scheinen mir die russischen Streitkräfte im Schwarzen Meer zu unterschätzen: deren Gefechtswert dürfen Sie nicht nach dem Verlust zweier Torpedoboote und eines Minenlegers beurteilen, sondern nach der Anwesenheit von sechs Linienschiffen, die den bisher unberührten Kern der russischen Flotte im Schwarzen Meer bilden. An Tonnengehalt ist die russische Flotte der türkischen überlegen. Hoffen wir, daß der Geist in der Führung und die hervorragenden Eigenschaften des 'Sultan Selim' — der ja ein Großkampfschiff von 23 000 Tonnen ist — mehr tun, als nur den Unterschied ausgleichen. Jedenfalls ist die Unterschätzung des Gegners das denkbar schlechteste Mittel, ihn zu schlagen. Die Lawine rollt. Möge sie sich im gewünschten Geleis bewegen. Inshallah! Besten Dank!

Santuzza, reizt mich nicht, denn ich bin nicht dein Sklave. 'Familie Rüstig' habe ich voriges Mal weggelassen, weil nichts von dem verstaubten Viederspiel zu sagen ist. Zu sagen und zu singen wäre nur von dem beseelten Stück Pergament, das Lulu Bid auf uralterwackligen Beinen über die Bretter schob. Der beste Nachfolger Victor Arnolds heißt Hanns Fischer. Wenn der für Reinhardt nicht zu haben ist, so soll er keinen andern nehmen als Herrn Bid.

H. M. Sie fragen: „Glauben Sie nicht, daß zu den voraussichtlichen fegensreichen Folgen des schrecklichen Krieges eine Einschränkung der übertriebenen Intellektualisierung auf allen Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und überhaupt des deutschen öffentlichen Lebens gehören wird?“ Die Wissenschaft kann wohl garnicht genug intellektualisiert werden, und das deutsche öffentliche Leben muß sich bisher hinter meinem Rücken übertrieben intellektuell gezeigt haben. Hier wollen wir überhaupt erst einmal anfangen, planvoll zu intellektualisieren. In der Kunst steht es ein bißchen anders. Aber auch da scheint mir, daß Sie die Macht eines „blutlosen Aesthetentums“ überschätzen. Wo ist es, was leistet, was gilt es? An dieser Stelle ist schon gesagt worden, daß es seit Kriegsbeginn wie weggeblasen ist. Es existiert höchstens noch in den Zeitschriften geistesarmseliger und entsprechend düsterhafter Konventikel, in die der Krieg so wenig dringt, wie vorher das Leben gedungen ist. Dagegen zu kämpfen (was Sie von mir verlangen), wäre Kraftverschwendung. Aber wofür ist zu kämpfen? Gustav Landauer beschreibt es, in seinem wunderbaren 'Aufruf zum Sozialismus', zu einem Sozialismus, der nichts mit dem politischen



Gebilde dieses Namens gemein hat: „Gruß euch, ihr Künstler, die ihr über den Zeiten gestaltet. Unbekannte Größe, ungesagte Kämpfe, inniges Seelenleid, wilde Wonnen und Wehen werden hierfür der Menschheit Teil sein, der Einzelnen wie der Völker. Ihr Bildner, ihr Dichter, ihr Musiker, ihr wisset davon, daß die Stimme der Menschenschönheit, die zu uns kommen soll, der starke und gefakte Rhythmus und Einklang des Lebens im Brausen des Sturms nicht mehr als im sanften Ziehen beruhigter Lüfte und in dem heiligen Stillstand der Unbewegtheit zu finden ist; ihr wisset davon, daß große Freude und großer Schmerz die Geschlechter der Menschen neu packt und gestaltet und vorwärts schiebt — ihr wisset davon, ihr alle, in denen der Traum lächelt und weint, alle, die ihr Taten atmet, alle, die Jubel tief hinuntergesenkt in sich spüren, alle, die Verzweifelte sein möchten aus Grund und Bahn und echter Not, alle, die heute einsam sind und Form, das heißt aber: Bild und Rhythmus gesammelter Gestaltungskraft in sich tragen, alle, die den Befehl aus sich herauslassen können: im Namen der Ewigkeit, im Namen des Geistes, im Namen des Bildes, das wahr und Weg werden will!“ Ausgesprochen ist darin die Aufgabe der zukünftigen (freilich auch der vergangenen und jeder) Kunst. Jetzt kommt es nur noch darauf an, die Aufgabe zu erfüllen.

**U. J.** Der Tod des Landgerichtsdirektors Ferdinand Sehmer wird nicht nur „in den Kreisen der Justiz bedauert“. Auch von mir. Mich hat der Mann zu dem höchsten Geldbetrag meines strafbaren Lebens verurteilt. Aber er hat mich reichlich entschädigt durch den aesthetischen Genuß, zu dem er die Verhandlung machte. Man behauptet häufig, daß die meisten unsrer Richter in literarische Prozesse ziemlich ahnungslos hineingehen, sich erst während der Sitzung einigermaßen orientieren und durch Spruch und Begründung nicht erkennen lassen, daß sie einen Schriftsteller von einem Pferdehändler unterscheiden. Ich persönlich muß das bestreiten. Mich hat bisher noch kein Richter freigesprochen. Aber jeder hat sich die dankenswerteste Mühe gegeben, die besondere Sprache unsrer Teil- und Scheinwelt nicht mit allgemein-bürgerlichen Ohren aufzunehmen. Ich habe immer gestaunt, wie weit es gelang. Da thront solch ein Vorsitzender, starr, unzugänglich, der leibhaftige Sohn der heiligen Justitia, und ist doch ein ungemein bewegliches Wesen, das soeben die Kniffligkeiten einer Wechselfälschung kunstvoll durchleuchtet hat und gleich darauf mit dem Staatsanwalt in der löblichsten Uneinigkeit über den Grad meiner Verworfenheit ist. „O weiser, o gerechter Richter!“ hätte ich am liebsten zu Herrn Sehmer hinaufgerufen. Er beherrschte meine und seine Sache bis ins Detail. Er hatte auf diejenigen meiner Sätze, die seine Laienhaftigkeit ausnutzen wollten, sofort eine Antwort, die ihn als Kenner erwies. Er verfolgte mich in alle meine Schlupfwinkel. Er hatte manchmal ein Tempo, von dem man mitgerissen wurde wie von Rainzens Monologen. Meine Freude, ihm zu entweichen, hätte nicht so groß sein können wie meine Freude, bei so hartnäckiger Gegenwehr von ihm erwischt zu werden. Kühl, klar, knapp wie seine Ausdrucksweise war seine Taktik. Vom Thema wurde nicht abgewichen. Wer abzuweichen versuchte, wurde streng, aber nicht unfreundlich zurückgeführt. Kurz: es war ein künstlerisches Vergnügen, wie ich es nur habe, wenn ich die sichere Hand meines Chirurgen an mir arbeiten fühle. Schade, daß es nicht länger dauerte. Schade, daß es mit dem ganzen Mann nicht länger gedauert hat. Man ist nicht überrascht, daß er bei der Führung eines Sturmangriffs seiner Kompanie durch einen Schuß ins Herz getötet worden ist.

## Beunruhigende Gerüchte

Das stellvertretende Generalkommando in Hannover verhängt den großen Belagerungszustand, um die Spionage wirksamer zu bekämpfen. Das stellvertretende Generalkommando in Altona, das in München, die militärischen und bürgerlichen Behörden in Ost und West warnen vor der „Verbreitung beunruhigender Gerüchte“ und drohen mit strengen Strafen. Was bedeutet dieses gewiß nicht zufällige Zusammentreffen? Das Signal: Es wird ernst. Die Männer, die unsre Lage kennen, rufen Euch zu: „Herrschaften, Ihr sitzt beim warmen Ofen, schlürft Euern Morgenkaffee und wollt nicht begreifen, daß der liebe Gott im Krieg nicht überall sein kann, aus dem einfachen Grund, weil er sich, wie schon der alte Fritz bemerkte, bei den stärkern Bataillonen aufzuhalten pflegt, wir aber unmöglich jederzeit an jedem Ort die stärkern Bataillone haben können. Lest Ihr nun, daß die Kosaken bei Kalisch zurückgeworfen seien, so verrätet Ihr ganz sicher dem ersten Bekannten, der Euch auf dem Wege ins Geschäft begegnet, die Russen stünden vor Breslau, während die Meldung von einem Scharmügel bei Konin bewirkt, daß Ihr mit einem Blick auf die Landkarte feststellt, die Festung Posen müsse doch wohl bereits eingeschlossen sein. So werden die amtlichen Mitteilungen zu chiffrierten Depeschen, für die jeder seinen eigenen Schlüssel bereit hält. Und so entstehen Gerüchte, die schlimmer sind, als die Wahrheit, und gefährlicher, als selbst die schlimmste Wahrheit wäre, weil sie den Tatsachensinn abstumpfen und eine Atmosphäre erzeugen, worin Gespenster und leibhaftige Gestalten sich kaum noch von einander unterscheiden. Ein gemeingefährlicher Unfug, Vorboten der Panik, die nicht früh genug gestellt werden können. Wer bei dem Gesellschaftsspiel der prophetisch schlotternden Hosen ertappt wird, kommt ins Rittchen, wo er sich seine unzeitgemäßen Talente abgewöhnen, sich von seinen Wahnvorstellungen erholen maa.“

Wie oft haben wir in unsrer braven Zeitung gelesen, daß Rückschläge schließlich und endlich unvermeidlich seien! Wir führen Krieg, und unsre Soldaten, die geduldigen Engel, die sich wie die Teufel schlagen, sind keine Wundertäter; vielmehr

bedeutet jede Zeile der allabendlichen Wolff-Depeschen eine Unmenge Willenskraft, die Höchstspeannung eines riesenhaften Willens, die Summe von Millionen Herzschrägen, die einen Menschen neben dem andern, einen hinter dem andern, in unabsehbaren Reihen, vortwärtstreiben. Verfehlt einmal irgendwo ein Schlag sein Ziel, bricht einmal eine Anstrengung vor einer größern des Feindes zusammen, so wissen wir: der Schlag wird in einer günstigeren Stunde wiederholt, die Anstrengung verdoppelt. Jeder weiß das. Wie kommt es, daß trotzdem auch solche, die das eingepaukte Wort von den „unausbleiblichen Rückschlägen“ sklavisch im Munde führen, entweder im Ernst nicht an die Möglichkeit eines Rückschlags glauben, oder aber ihre Zuflucht zum Rißel des „beunruhigenden Gerüchtes“ nehmen, zur Lüge, die sich zwischen Freude und Trauer als Lüge genießt? Wahrscheinlich liegt es ebensosehr an ihrer eigenen Feigheit wie an der Haltung derer, so die Küche der bürgerlichen Tapferkeit versehen und hinter ihren Töpfen ein Bild der Sieghaftigkeit und der Unfehlbarkeit selbst abgeben.

Es gäbe weniger beunruhigende Gerüchte, wenn nicht die Garde, die niemand zwingt, sich zu übergeben, trotzdem glaubte, uns bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit mit Witzern besonderer Art und allgemeinen Redensarten beruhigen zu müssen.

## Heimkehr / von Hans Leifhelm

So wird es sein: Zu deinem Heimatlande  
Führt dich ein herbstlich-später Wandertag.  
Das Herz geht dir mit immer müderm Schlag,  
Und du liegst still im weißen Heidesande.

Du denkst zurück. Noch einmal unermessen  
Blüht auf um dich der Erde bunte Pracht.  
Du hast die Augen langsam zugemacht,  
Dann stirbt dein Herz. Doch heimlich unterdessen

Neigt sich der Wind zu dir und küßt mit leisen  
Lippen die Seele dir von deinem Mund  
Und nimmt sie in die kühlen Hände und  
Er spricht zu dir in lieben Traumessweisen:

Komm, Bruder, einmal noch mit Sturmeswehen –  
In weißer Wolken weltdurchziehendem Heer  
Wollen wir fahren über Land und Meer  
Und dann in dunklen Wäldern schlafen gehen.

## Strindberg und Schiller

Wenn eine Dichtung tief in die Gründe des Daseins dringt, so kann ihr, womit sie sich auch befassen mag, der Krieg nichts tun. Maßstab ist, jetzt wie immer, Echtheit und Kraft des Künstlers, nicht sein Stoff. 'Rausch' behandelt zum vieltausendsten Mal: daß ein Schlanglein einen Mann zu verderben versucht und es beinahe vermag. Das erscheint einem heute, und manchem vielleicht nicht erst heute, ziemlich klein. Was aber ist für einen Großen denn zu klein? Weil Strindberg damit einmal seine eigene Not, seine Furcht vor dem Geschlechtsdämon im Weibe, vor der unersättlichen Astarte, hinausgeschrien hat, weil man spürt, daß er schreien mußte, und weil sein Geschrei den Klang von Musik bekommen hat: deshalb ist sein Schauspiel eben nicht klein und 1914 kaum älter als 1902. Damals nannte sich: Tragikomödie. Wir sollten wohl schließlich leise lächeln. Wie Maurice Gérard vom Rausch ernüchtert, wollte August Strindberg — am Ende des Bekenntnisbuchs 'Inferno' ist's zu lesen — in einer Mönchszelle sein zermartert Haupt zur Ruhe betten. Wie Maurice, noch in des Priesters Händen, bereits wieder nach den Gütern dieser Welt langt, so hat Strindberg, den vor Klostertorschluß jäh und warnend Lebenshunger überfällt, auf seinen alten Weg, das heißt: zur dichterischen Produktion zurückgefunden.

'Rausch' also ist das erste neue Produkt und Rechenschaftsbericht zugleich. Eines gewandelten Strindberg. Nicht wie in den Dramen der frühern Periode steht eine Bestie gegen einen Heiligen, ist aller Schatten um den Bampyr Weib und alles Licht auf einem armen ausgelogenen Mann. Es hatte ja nichts geschadet, daß dieser Dichter als sogenannter Weiberfeind einseitig gewesen war. Einseitigkeit ist Merkmal des Instinkts, und Kunst, wofern sie dauern soll, wühlt sich aus dem Instinkt empor und drängt zu den Instinkten hin. Der Instinkt hatte dem jungen Strindberg den Einzelfall so gewaltig gezeigt, Geschlechter überragend, und so wahr, wie er nun einmal, von der höchsten Warte aus gesehen, ist. Denn zwischen Adam und Eva gibt es in der Tat nur Waffenstillstand, niemals Frieden. Darin hätte man Strindberg sehr viel weniger zu widersprechen brauchen, hätte nicht sein Gehirn an seinen Werken ungefähr denselben Anteil gehabt wie sein Blut und seine Nerven. Seine Logik steckte ihm Argumente zu, und sie war es, die ihn zu Folgerungen ablenkte. Das Zeugnis der nackten Konstellation wäre unentrinnbar gewesen. Da aber Strindberg mit Entschuldigungen, Erklärungen und Beweisen für sie zeugte, so widerlegte man sich. Die grellrote Flamme eines starren Fanatismus wurde durch kalte Güsse gehindert, zu lodern, zu leuchten, Flamme zu bleiben.

Im 'Rausch' nun fehlen diese kalten Güsse des Verstandes, weil sie nicht nötig sind. Wenn Mann und Weib einander zerfleischen, so muß ein Dichter immerhin seine Dialektik anstrengen, um alles Unrecht in den Pantoffel zu schieben, unter dem ein blütenweißer Mann steht. Auch 'Rausch' hat auf der Höhe diesen einen Akt der gegenseitigen Zerfleischung. Aber Mann und Weib sind gleich schuldig oder unschuldig, gleich gut oder schlecht, gleich krumm oder grade — einfach: gleich jeßbare, breßhafte, geprenkelte, weniger verdammens- als bemitleidenswerte Menschen. Zu diesem einen Akt führt ein psychologisches Drama; vor diesem Akt schon hat eine dramatische Kriminalnovelle angehoben. Im psychologischen Drama verfällt der Dichter Maurice am Abend seines ersten Bühnenerfolges einer verlockend-verlangenden Henriette, wünscht er, wie sie, seinem Kind, von dem sie sich aufgehalten fühlen, den Tod; in der dramatisierten Kriminalnovelle stirbt die



natürliche Tochter eines natürlichen Todes. Diesen Tod verschuldet zu haben, werden die beiden öffentlich bezichtigt, bezichtigen sie einander selbst mit Wut- und Ekstasparoxysmen, wie sie bei Strindberg stets der trübe Bodensatz der Liebe sind. Aber während innerhalb des psychologischen Dramas Sündenfalltragödie und Gedankenmordproblem künstlerisch ineinandergleiten, ist der plötzliche Tod des Kindes willkürlich eingelegt. Denkt man bei Strindbergs Zynismus, der ja nicht dadurch von seiner Giftigkeit verliert, daß ihm dieses Mal der Mann ein ebenso willkommenes Opfer ist — denkt man dabei an Ibsens romantische Frauenverehrung, so erscheinen die beiden Skandinavier als ebenbürtige Gegner im Urteil über das Weib; denkt man bei 'Rausch' an 'Klein Egnolf', so erkennt man, was für ein Techniker der Norweger ist. Auch in 'Klein Egnolf' folgt dem Sündenfall und dem Gedankenmord der Tod des Kindes — aber lückenlos begründet, zwingend. Klar und übersichtlich steht Ibsens Alterswerk da, geht uns schon jetzt nicht mehr viel an und wird uns — warum, ist im zweiten 'Jahr der Bühne' zu erfahren — bald garnichts mehr angehen. Ein großer Rechenkünstler war der Ibsen immer: alles wußt' er zu berechnen, die Menschen wußt' er, gleich des Brettspiels Steinen, nach seinem Zweck zu setzen und zu schieben — und endlich doch wird seine Rechnung irrig sein, weil Menschen eben keine Posten in mathematischen Exempeln sind. 'Rausch', innerlich zersplissen, würde selbst dann auseinanderklaffen, wenn die Gesamtkomposition weniger nachlässig primitiv wäre. Die acht Bilder sind acht Stimmungen, acht Zustände, Entwicklungsstadien der Beziehung zwischen Henriette und ihrem Maurice, zwischen Maurice und seinem Gott, der ein Gott aus der Maschine des intimen Theaters, also eine *contradictio in adjecto* ist. Als Drama ist 'Rausch' preiszugeben. Aber, und das entscheidet: die Menschen sind keine Steine in einem Brettspiel. Wie sie einander bekämpfen und zermürben, wie sie in Schmerz und Herzenselend brennen, wie sie aus Angstdelirien in Ekstasen der Gläubigkeit, aus diesen in Schüttelfröste des Zweifels, dann in die geduldige Ruhe der Erschöpfung fallen und daraus zu einer wissenden Lebenszuversicht aufsteigen: das erweist eine psychopathologische Sensibilität, die sie zu unsern Brüdern macht. Glaubt nicht, daß es mit der Seelenzerfaserung aus ist, daß mit dem Krieg der Urstand der Natur zurückkehrt und die Kunst von vorn, nämlich beim Neuruppiner Bilderbogen beginnen wird. Umgekehrt: wer durch die Hölle dieses Kriegs gegangen ist, und sei es nur als Zuschauer, der wird für die Schönfärber verpfuscht sein, dem wird der Sinn eher nach einer bitter-ironischen als nach einer bedingungslos bejahenden Betrachtung der Dinge stehen, dem werden die Dichter der menschlichen Hölle, und dieser Schwede zumal, ein schätzbarer Besitz denn je oder überhaupt erst ein Besitz werden.

\*

Und der Dichter des menschlichen Himmels? Der herrliche Schiller? Was mich betrifft: er ist dahin, der süße Glaube an Wesen, die sein Traum gebär, der rauhen Wirklichkeit zum Raube, was einst so schön, so göttlich war. Das auszusprechen, ich weiß es, ist altmodisch. Neu-modisch ist: sich begeistert zu Schiller zu bekennen, sich von ihm die Gegenwart bestätigen zu lassen und jeden niederzuschlagen, der seine Bedenke zu äußern wagt. Das würde mich nicht schrecken. Schlimmer ist, da es mein Herz erquickt, ein überfülltes Haus dröhnen zu hören von Beifall für solchen Schwung der Gesinnung, für solchen Umfang des Pectus, für solchen Wohlklang der Sprache — und daß mein Kopf sich betrübt, nur dort befriedigt zu sein, wo keine Hand gerührt, u

überhaupt nicht bemerkt wird, daß Meisterschaft waltet. Sich über einen so beschaffenen Zwiespalt öffentlich klar zu werden, ist die Zeit niemals falsch gewählt, ist die Gelegenheit grade dann günstig, wenn ein Drama durch eine schöpferische und erfolgreiche Aufführung wieder einmal zu besserer und breiterer Kenntnis gebracht wird. Und schließlich ist es die aller kleinste Ruchlosigkeit bei einem Manne, der zwar als Dichter aus dem engen, dumpfen Leben in des Ideales Reich geflohen, aber als Kritiker auch seiner eigenen Produktion stets durch den unbestechlichsten Wahrheitstrieb und Wirklichkeitsinn ausgezeichnet gewesen ist. Fast nichts empfindet der kälteste Rationalist von dem ‚Wallenstein‘, worüber nicht Schiller selbst sich bei Goethe oder bei Körner beklagt hat. Mitten in der Arbeit schreibt er an Goethe: „Ihre eigene Art, zwischen Reflexion und Produktion zu alternieren, ist beneidens- und bewunderswert. Beide Geschäfte trennen sich in Ihnen ganz, und das eben macht, daß beide als Geschäft so rein ausgeführt werden. Sie sind, solange Sie arbeiten, im Dunkeln, und das Licht ist bloß in Ihnen; und wenn Sie anfangen, zu reflektieren, so tritt das innere Licht aus Ihnen heraus und bestrahlt die Gegenstände, Ihnen und andern. Bei mir vermischen sich beide Wirkungsarten und nicht sehr zum Vorteil der Sache.“ Kein Schillerhasser (wie der Student Otto Brahm sich nannte), kein noch so polemisch ergrimmter Otto Ludwig hat schärfer auszudrücken vermocht, was dem Dramatiker Schiller das Konzept verdorben hat. Ehrt diese edle Gestalt höher, wer alte Phrasen der Bewunderung wiederkaut — oder wer seine Schulweisheit vergißt, seine frischen Eindrücke prüft und das Ergebnis ehrlich wiedergibt?

Der lästige Skeptiker sieht ein Ungetüm, von dem zwei Fünfstel wegzuhacken sind, ohne daß es beschädigt wird, weil diese zwei Fünfstel garnicht organisch zu ihm gehören, sondern an allen möglichen und unmöglichen Körperteilen angenäht und angeklebt sind. Ja, genügt wird dadurch dem Ungetüm, weil eine Brust erst atmen kann, wenn man sie von diesen Verbrämungen, die sie eingeschnürt hielten, befreit hat. Kürzer: Schillers Rhetorik ist Pelzwerk, nicht Haut. Es ist nicht einmal allzu kostbares Pelzwerk; und es ist so bequem zugeschnitten, daß es jedem Wuchse paßt. Der Wallenstein, der mit Emphase den Anblick der Notwendigkeit für ernst erklärt und dem Menschen nachsagt, daß seine Hand nicht ohne Schauer in des Geschicks geheimnisvolle Urne greift — es ist nur Zufall, wenn nicht er, sondern Buttler von dem Wurm behauptet, daß Natur ihm einen Stachel gab; wenn nicht er, sondern Octavio der bösen Tat abgemerkt hat, daß es ihr Fluch ist, Böses zu gebären; wenn nicht er, sondern Max den Krieg so schrecklich wie des Himmels Plagen findet; wenn nicht er, sondern Thekla der Meinung ist, daß das Spiel des Lebens sich unter gewissen Umständen heiter anschaut. Was Schillers Personen reden, hängt leider durchaus nicht immer von ihrem Alter, von ihrem Stand, von ihrem Geschlecht, von ihrem Partner, von ihrer Situation, sondern allzu häufig davon ab, wohin den Dichter im Augenblick sein Gegenstand oder vielmehr grade nicht sein Gegenstand, sondern sein allgemeiner furor poeticus reißt. Das ist mir niemals störender aufgefallen als in dieser großartigen Aufführung des Deutschen Theaters, weil überall sonst die Figuren so blaß und vag sind, daß wirklich manchmal eine den Text der andern auf-sagen könnte, während hier von Regisseur und Darsteller, von Kostüm-schneider und Beleuchter eine Individualisierung angestrebt wird, die allein unter allen Faktoren einer Theatervorstellung der Dichter nicht fördert. Reinhardt ist immer charakteristisch, Schiller statt dessen oft nichts als eben poetisch. Aber niemals auch hat sich deutlicher gezeigt,

daß die poetischen Stellen gewöhnlich die leeren Stellen sind. Ich rede nicht von dem Durchschnittshörer, für den das Poesie ist, was sich als Sentenz nachhause tragen läßt; ich rede von uns. Wir kriechen in uns hinein, sobald der Dichter deklamatorisch aus sich herausgeht. Schiller hat mehr vom Drama verstanden als ich; aber dies höchste Gesetz seines Metiers hat der gereifte Dramatiker nicht erfüllt: uns poetisch zu stimmen, ohne selber poetisch aufzublühen; sein Werk leuchtfräftig zu machen, ohne die Scheinwerfer einer gutgemeinten Gedanklichkeit darauf zu richten; den oder die Funken herauszuschlagen, ohne andre Reibungsflächen und Zündstoffe zu benutzen als Charaktergegensätze oder das große erhabene Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn . . .

Es bleibt jammer schade. Diese tropisch geile 'Poesie' (aber nicht sie allein) hat den 'Wallenstein' gehindert, eins der mächtigsten Dramen der Weltliteratur, hat den Wallenstein gehindert, eine ihrer reizvollsten Gestalten zu werden. Wie der Elf-Älter vorliegt, stellt er übermäßige Anforderungen an die Phantasie, der er doch durch seine Redseligkeit alle Arbeit abzunehmen scheint. Meine Einbildungskraft wenigstens reicht nicht aus, sich zu den Truppen, die ich im Lager kennen gelernt habe, die Generale — heiliger Kottwitz! — oder doch die meisten von ihnen zu denken, die ich weiterhin kennen lerne; sich selbst unter diesen Generalen den Reiteroberst Max zu denken, den sie nach drei Sätzen auslachen, jedenfalls aber unschädlich machen würden, bevor er das beste Regiment des Heers aus Liebeschmerz zu Grunde richten dürfte; sich einen Krieg zu denken, in dem nach sechzehn Jahren der Verwüstung, des Raubs und Elends diese Bildung, diese Humanität, diese Spießbürgerlichkeit und diese Wehleidigkeit möglich wäre. Ich will das und noch mehr in acht und in vierzehn Tagen bei der ausführlichen Schilderung von Reinhardts Leistung zu begründen versuchen. Nur, um bis dahin nicht als Esel dazustehen, der Schillern Abbruch tun zu können glaubt, sag' ich zum zweiten Mal: seine Wirkung ist ungeheuer. Da keine zwanzig Theaterbesucher nach einem so nebensächlichen Ding wie dramatischer Motivierung fragen, schlägt die unglaublichste Szene ein, wenn Schiller nicht gerade seinen Feueratem anhält. Das geschieht leider immer wieder in den letzten beiden Akten von 'Wallensteins Tod'. Sie zerbröckeln und ermüden. Hier, wo der Dichter die lastende Stimmung des Untergangs über jede Erwartung getroffen hat, haben ihn seine kompositorischen Talente verlassen. Aber vorher türmt sich Effekt auf Effekt, von den erlaubten Effekten der Unterredung mit Wrangel, in der kein Wort entbehrlieh und manches eines Genies wie Kleist würdig ist, bis zu der Schlussszene des dritten Aktes, in der schlechtweg alles unmöglich ist, und die deshalb seit je das Publikum zur Raserei entfesselt. Wer es wieder einmal erlebt hat, dem wirft kaum noch den bleichsten Schimmer die Hoffnung auf den finstern Weg, auf dem er sich mit der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts abquält.

## Zu diesem Krieg

### Niehsche

Von unsern besten Feinden wollen wir nicht geschont sein, und auch von Denen nicht, welche wir von Grund aus lieben. So laßt mich denn euch die Wahrheit sagen!

Meine Brüder im Kriege! Ich liebe euch von Grund aus, ich bin und war euresgleichen. Und ich bin auch euer bester Feind. So laßt mich denn euch die Wahrheit sagen!



Ich weiß um den Haß und Neid eures Herzens. Ihr seid nicht groß genug, um Haß und Neid nicht zu kennen. So seid denn groß genug, euch ihrer nicht zu schämen!

Und wenn ihr nicht Heilige der Erkenntnis sein könnt, so seid mir wenigstens deren Kriegsmänner. Das sind die Gefährten und Vorläufer solcher Heiligkeit.

Ich sehe viel Soldaten: möchte ich viel Kriegsmänner sehn! „Ein-form“ nennt man, was sie tragen: möge es nicht Ein-form sein, was sie damit verdecken!

Ihr sollt mir Solche sein, deren Auge immer nach einem Feinde sucht — nach eurem Feinde. Und bei Einigen von euch gibt es einen Haß auf den ersten Blick.

Euren Feind sollt ihr suchen, euren Krieg sollt ihr führen, und für eure Gedanken! Und wenn euer Gedanke unterliegt, so soll eure Redlichkeit darüber noch Triumph rufen!

Ihr sollt den Frieden lieben als Mittel zu neuen Kriegen. Und den kurzen Frieden mehr als den langen.

Euch rathe ich nicht zur Arbeit, sondern zum Kampfe. Euch rathe ich nicht zum Frieden, sondern zum Siege. Eure Arbeit sei ein Kampf, euer Friede sei ein Sieg!

Man kann nur schweigen und stillsitzen, wenn man Pfeil und Bogen hat: sonst schwächt und zankt man. Euer Friede sei ein Sieg.

Ihr sagt, die gute Sache sei es, die sogar den Krieg heilige? Ich sage euch: der gute Krieg ist es, der jede Sache heiligt.

Der Krieg und der Muth haben mehr große Dinge gethan, als die Nächstenliebe. Nicht euer Mitleiden, sondern eure Tapferkeit rettete bisher die Verunglückten.

„Was ist gut?“ fragt ihr. Tapfer sein ist gut. Laßt die kleinen Mädchen reden: „gut sein ist, was hübsch zugleich und rührend ist.“

Man nennt euch herzlos: aber euer Herz ist ächt, und ich liebe die Scham eurer Herzlichkeit. Ihr schämt euch eurer Fluth, und Andre schämen sich ihrer Ebbe.

Ihr seid häßlich? Nun wohl, meine Brüder! So nehmt das Erhabne um euch, den Mantel des Häßlichen!

Und wenn eure Seele groß wird, so wird sie übermütig, und in eurer Erhabenheit ist Bosheit. Ich kenne euch.

In der Bosheit begegnet sich der Uebermütige mit dem Schwächlinge. Aber sie mißverstehen einander. Ich kenne euch.

Ihr dürft nur Feinde haben, die zu hassen sind, aber nicht Feinde zum Verachten. Ihr müßt stolz auf euern Feind sein: dann sind die Erfolge eures Feindes auch eure Erfolge.

Auflehnung — das ist die Bornehmheit der Sklaven. Eure Bornehmheit sei Gehorsam! Euer Befehlen selber sei ein Gehorchen!

Einem guten Kriegsmanne klingt „du sollst“ angenehmer als „ich will“. Und Alles, was euch lieb ist, sollt ihr euch erst noch befehlen lassen.

Eure Liebe zum Leben sei Liebe zu eurer höchsten Hoffnung: und eure höchste Hoffnung sei der höchste Gedanke des Lebens!

Euren höchsten Gedanken aber sollt ihr euch von mir befehlen lassen — und er lautet: der Mensch ist Etwas, das überwunden werden soll.

So lebt euer Leben des Gehorsams und des Krieges! Was liegt am Lang-Leben! Welcher Krieger will geschont sein!

Ich schone euch nicht, ich liebe euch von Grund aus, meine Brüder im Kriege! —

Also sprach Zarathustra.



## An Verhaeren / von Julius Bab

Lieber und bewunderter Meister — denn das werden Sie für mich bleiben. Es ist mir nicht möglich, mein menschliches Teil mit allem, was es Ihnen verdankt, im Nationalgefühl zu ersticken. Aber wiederum ist mein Gefühl nationaler Zugehörigkeit mit der Sprache, die ich spreche, der Luft, die ich atme, dem Brot, das ich esse, ein zu unlöslicher und wesentlicher Teil meines Menschseins, als daß mich nicht tief betrüben sollte, was Sie jetzt getan haben. Hören Sie nun nicht in feindlicher Geiztheit sogleich hinweg, Sie großer Dichter, den ich meinen Freund nennen zu dürfen glaubte. Ich will ja nicht als Landesfeind zu Ihnen sprechen, sondern als Mitmensch. Ich will Sie ja nicht anklagen — nur klagen will ich! Klagen über den Zusammenbruch nun auch dieser hohen und stolzen Brücke, die mich deutschen Menschen noch hinüber zum Leben andrer Menschheit zu tragen schien! Klagen — es mag unfriederisch, unmännlich gescholten werden, in dieser Zeit zu klagen, und irgendeinen Angriff anders als mit Gegenangriff zu beantworten. Aber was haben all diese wechselseitigen Anklagen bisher geholfen, diese Verlästerungen, Verurteilungen, tiefern Verfeindungen? Sollten die Walter geistigen Gutes nicht lieber bedenken, daß sie nicht da sind, mitzuhaben — daß sie ihres Amtes so treu wie der Soldat seines tötenden Berufs walten, wenn sie zu verstehen trachten? Wenn sie nicht blinden Haß durch blindern vergelten. „Und hört der Krieg im Kriege nicht schon auf — wie soll er enden?“ So will ich nicht Sie anklagen, sondern klagen über die Zeit, die selbst einen Mann wie Sie so führen mußte.

Mußte? Ich will es glauben, denn wenn dieser Verwirrung nicht das gütigste Herz, der menschlichste Sinn, die kühnste Phantasie trogen konnte — wer kann es dann? Wie lange ist es her, daß ich Sie mit ein paar huldigenden Worten dem Kreise Ihrer Bewunderer in der deutschen Hauptstadt vorstellen durfte? Und wieviele große Städte Deutschlands gibt es, in denen ich nicht während der letzten Jahre mit bedeutenden Vortragskünstlern im Bunde für Ihre große Kunst, für Ihr stolzes Gesicht von der neuen Menschheit geworben habe? Immer betonte ich, wie nach Ihrem eignen Wort Ihr flandrisches Wesen in die Mitte gestellt sei „zwischen dem feurig Frankreich und dem schweren Deutschland“, und wohl immer ließ ich viele Deutsche zurück, denen Ihr Name — dieser niedere deutsche Name, den kein Franzose auszusprechen vermag! nicht fortan Siegel eines hohen Erlebnisses geblieben wi-

Zwei Jahre erst ist es her, daß ich über Brügge und Brüssel und das monser Kohlenland zu Ihnen kam. Sie wohnten dicht an der Grenze nach Frankreich zu, wir sprachen von Arras, Ihrer nächsten Stadt, und wir genossen den köstlichen Frieden Ihres kleinen einsamen Hauses im Walde. Ueber all dies Land sind nun seit Monaten die Granaten geflogen, und es verging wohl kein Tag, wo ich nicht angstvoll Ihrer gedachte. Ich dachte an Sie, als das Volk, dessen üppige Kraft Sie so oft gepriesen hatten, als die „race tenace“ in furchtbarem Mord gegen die Soldaten meines Volkes sich erhob — und weil ich an Sie dachte, konnte ich verstehen, wie starkes Blut in verführender Stunde, just, weil es stark ist, entsetzliche Wege führt, und ich fluchte nicht. Jeden Tag dachte ich an Sie, an so vieles, was da um Sie und in Ihnen zerstört werden mußte; ich hörte nichts von Ihnen, und ich freute mich Ihres Schweigens, das mir Zeichen einer großen und würdigen Trauer schien.

Aber nun haben Sie doch gesprochen. Deutsche Zeitungen bringen einen Artikel: ‚Verhaeren verleumdet‘. Und da stehen Verse, Verse, die mit Ihrem alten, großen, wilden Schwung den — „germanischen Sadismus“ schildern, die „abgeschnittenen Kinderfüße“ in der Tasche der deutschen Soldaten! Mußte es nun doch sein? Sie dürfen der Eile eines Zeitungsschreibers das Wort ‚Verleumdung‘ nicht verübeln. Freilich ist der Verleumder ein Mensch, der unwahre Dinge wissentlich und eigennützig verbreitet. Aber so gewiß, wie ich glaube, daß die Dinge, für deren Verbreitung Sie hier wirken, unwahr sind, so gewiß glaube ich, daß Sie daran glauben, daß Sie Ihre Verleumdung sogar für heilige Pflicht halten und manch privaten Vortheil an Freundschaft und Beziehung bewußt dieser Pflicht opfern. Nimmermehr steht mir Ihre Moralität in Frage — ich klage nicht an. Aber tief, tief beklage ich die mangelnde Kraft, mit menschlicher Einsicht den Dunst nationaler Verhehlung zu durchdringen — den Dunst, dem offenbar nun auch Sie erliegen mußten!

Ja, Sie konnten im Dunstkreis Ihrer französisch-englischen Informationen nichts davon wissen, daß die deutsche Nation, in einen Existenzkampf gedrängt, eine Neutralität brechen mußte, die, wie jetzt am Tage ist, von der andern Seite längst gebrochen war. Konnten nichts wissen von den schrecklichen Taten des belgischen Volkes, die unsre Soldaten zu verzweifelter Abwehr zwangen. Aber konnte nicht, wirklich nicht, ohne alles Wissen Ihr Gefühl, Ihr Dichtergefühl für menschliches Wesen Sie davor bewahren, einem ganzen Volk, das in Waffen geht,

Schändung, Meuchelmord, Sadismus nachzusagen? Mußten Sie so alles glauben, was man Ihnen gewiß tausendfach zutrug? Kannten Sie, Dichter, nicht die gigantische, bestartige Kraft des Gerüchts, der unwahren Ausstreuung? Und wenn — das wird niemand einfach abschwören können — einige Einzelheiten, wie Sie sie schildern, wirklich vorgekommen sind: wissen Sie nicht, daß es in jedem Millionenheer ein paar Verbrechernaturen geben muß? Daß auch im deutschen Heer (das schon Bestrafte nicht aufnimmt!) der Schrecken des Krieges in einigen Einzelnen gräßliche Instinkte entbinden muß? Und warum, Dichter, Anwalt der Menschheit, wandten Sie Ihren Zorn nicht gegen den Krieg und die Welt des Krieges, die solche Abscheulichkeiten bei allen Kriegsführenden vereinzelt erzeugen muß? Warum, warum mußten Sie Anwalt einer Partei werden, ein Anwalt, der mit gehässig advokatorischer Verallgemeinerung aus vier Millionen deutscher Menschen eine Horde wahnsinniger Mörder macht?! Parteilidenenschaft war selbst in Ihnen stärker als Menschlichkeit: das ist es, was ich beklage. Ich klage die übermächtige Verwirrungskraft dieser Kriegsluft an, nicht Sie.

Aber nun kommt wohl wieder die Antwort: „Was willst du? Du bist nicht gemeint! Ich weiß das geistige Deutschland vom militärischen zu trennen! Nein, ich habe nicht vergessen, wie Ihr, du und tausend Deutsche die hohen Menschlichkeiten, die ich Euch gab, zu würdigen wußtet! Nicht Ihr seid gemeint, sondern der Militarismus, der Euch wie uns bedrückt!“ Vielleicht steht so ein Kompliment an das Volk Goethes und Beethovens sogar im ersten, hier noch nicht bekannten Teil Ihres Gedichts. Aber verzeihen Sie: wir können diese gütige Ausnahme nicht gelten lassen. So gewiß, wie Sie mit rechtem Stolz darauf bestehen würden, ein Flaneur zu sein, wenn ich alle Belgier als ein Volk von Mördern verfluchen wollte — so gewiß will ich Volksgenosse, Blutsbruder und Schicksalsgefährte all der Landsturmlaute, der bitter entschlossenen Familienväter und todbereiten Knaben sein, die Sie Hunnen und germanische Sadisten nennen. Es ist die Gemeinschaft dieser Menschen, aus denen unser Geist wuchs. Elend und gemein wäre es, wollten wir jetzt in der Meinung und im Schicksal der Welt ein ander Los als sie! Nichts steht heute für Deutschland im Feld als der Menschenschlag, dessen nur im Bewußtseinsarad fortgeschrittenere Repräsentanten Sie und Ihre Kunst in Berlin begrüßten! Es ist wahr: wir haben oft bisher einen Gegensatz zwischen deutscher Kultur und deutschem Militarismus empfunden — aber nur so, wie alle Völker eine Kluft zwischen

ihrer Machtorganisation und ihrer besten Sehnsucht empfinden. Nun hat die Machtorganisation aller Völker zu einem Krieg geführt, der Deutschland zwingt, nicht zu sein oder seinen ganzen vollen Menschengehalt in dieses Heer hineinzutun. Gleichviel, von wem und wie dieses Heer geschaffen wurde: heute ist das ganze deutsche Volk im Heere — in dem Heere, dem Sie andichten, „germanischen Sabismus“ durch die Welt zu tragen.

Dichter Verhaeren: ein paar Stunden, nachdem ich diese schrecklichen Strophen gelesen hatte, kam zu mir herauf der Portier des Hauses, in dem ich wohne. Ein Landwehrmann, Dichter Verhaeren, der schon drei Monate Innendienst getan hat, jetzt zur Front muß und vorher einen Tag Urlaub hatte, seine Frau, seine drei Kinder noch einmal zu sehen. Er sagte mir Lebewohl, sprach ein Wort von seinen Kindern, drehte sich um und weinte nicht. Als er gegangen war, flammten mir diese abscheulichen Verse von den abgeschnittenen Kinderfüßen, die unsre deutsche Soldaten charakterisieren sollen, durchs Hirn. Eine Minute lang empfand ich brennende Scham für Sie, Dichter Verhaeren.

Bin ich doch in den Ton der Anklage gekommen? Ich wollte es nicht. Ich muß schon glauben, daß niemand der giftigen Luft blendenden Hasses widerstehen kann — niemand, wenn es dies große Herz nicht konnte. Ich will nicht aufhören, an die Schönheit und Kraft Verhaerenschen Dichtens und Wollens zu glauben. Aber doch werde ich nun fremd in seinem Hause sein — mit meinen deutschen Schicksalsgefährten hat mich Verhaeren ausgewiesen aus seinem Herzen. Ich „klage nur das bittere Schicksal an und wiederhole nur: auch Sie, auch Sie!“

---

## München und der Krieg /

von Lion Feuchtwanger

Feindliche Zeitungen berichten, Kriegsbegeisterung sei nur in Berlin und München zu verspüren gewesen. Ich habe die ersten Tage der Mobilmachung nicht in München erlebt. Freunde von Urteil erzählen mir, sie seien groß und schön gewesen. Dies mag stimmen. Aber als ich in meine Vaterstadt zurückkam, hatte jedenfalls ein großer Teil der Bevölkerung den Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen bereits getan. Wer nicht gut münchenerisch sprach, durfte nicht wagen, ohne mancherlei Legitimationen über die Straße zu gehen, wenn er nicht als Spion verdächtigt werden wollte. Wer keine Uniform trug, mußte immer darauf gefaßt sein, verhaftet zu werden.



An allen Ecken und Enden hörte man mehrmals des Tags das Feldgeschrei: „An Ruff'n hamms!“ oder: „An Belg hamms!“ und sah irgendeinen harmlosen Passanten inmitten einer drohenden Menge mit aufgeregten Gesten beteuern, er sei ja Cinna der Poet. Vor allem für die etwas auffälligen Stammgäste des Café Stefanie waren es kritische Tage, und Erich Mühsam entging nur durch die tatkräftige Intervention einer Kellnerin der Volkswut. Besonders der Damen Schicksal war beklagenswert: trugen sie weite Röcke, so galten sie als verkleidete männliche Spione; trugen sie enge Röcke, so waren sie Anhängerinnen französischer Mode. In jedem Fall wurden sie, und oft tödlich, verunglimpft. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit, daß der vielgerühmte Kunstsinn der Münchener etwas Legendäres ist. Im Frieden duldet der Münchener die Eigenheiten der Künstler; wenn er aber seinen Instinkten freien Lauf lassen darf, dann schlägt er los auf alles, was der aus dem ‚Simplicissimus‘ der Friedenszeiten her bekannten münchener Individualität nicht entspricht. Eleganz des Stils wie der Kleidung sind ihm zuwider, und die Krenfleischfische und der Franziskaner sind viel echtere Wahrzeichen Münchens als die Sezession. Ich selbst mußte, als ich in der Trambahn Gundolfs Shakespeare-Üebersetzung las, von meinem Nachbar mir sagen lassen, dies beleidige sein patriotisches Empfinden.

Es ist viel die Rede von der umwertenden Kraft des Kriegs. Unrichtig ist das jedenfalls für irgendwas Ästhetisches. Rolland bleibt ein größerer Dichter als Otto Ernst und Kipling größer als Ernst Hardt, was immer diese Ausländer über Deutschland sagen mögen. Und selbst, wenn Griechenland der Türkei den Krieg erklären sollte, wird es nicht wohl angehen, daß wir den Homer aus unsern Schulen verbannen. Es ist betrüblich, daß man solche Selbstverständlichkeiten erst aussprechen muß. Aber München ist der Herd jener Bewegung, die gegen die Kunstschöpfungen fremder Nationen den heiligen Krieg predigt. In München zuerst erschien jener Aufruf, den zu werten unsrer Sprache das Adjektiv fehlt, jener Aufruf an die deutschen Kritiker, fürderhin kein französisches, russisches und englisches Werk mehr zu besprechen. In München zuerst traten jene Leute auf, die behaupteten, eigentlich hätten sie schon längst gewußt, aber jetzt erst di man es sagen: daß Shaw und Maeterlinck und Gogol nämlich Bluffer seien, und jetzt zeige es sich, daß es halt doch schließ auf den Charakter ankomme, und Anton von Werner und Josef von Rauff, das seien eben die wahren Meister. Und München schrieb Ludwig Thoma jenen unseligen Auf

„Godlerei“ und verquidte seinen ehrlichen und großen Patriotismus mit einem noch größern Mangel an Kritik. Es wird wohl so kommen, wie es ein gescheiter Italiener prophezeit hat: ein Vierteljahr nach Friedensschluß werden sich die meisten dessen schämen, was sie während des Kriegs geschrieben haben. Aber sei dem wie immer: man sieht, daß wir hier unten in Wort und Schrift und Tat der Kriegsgreuel genug haben. Wobei ich der Herabsetzung der Polizeistunde, der Demolierung des Café Fährig und der Verse Ernst von Poschars und Ludwig Ganghofers noch gar nicht gedacht habe.

\*

Erfreulicheres ist von unsern Theatern zu vermelden. Wenn es Pflicht der Scharbühne ist, ein wenig frohe Bunttheit in diese feldgraue Zeit zu weben, so erfüllt unsre Hofoper diese Pflicht am besten. Wir haben Aufführungen des „Fidelio“ und des „Barbiers von Bagdad“, von „Figaros Hochzeit“ und vom „Rosenkavalier“ gehört, über die man München und den Krieg gern vergaß. Ja, selbst Offenbach durfte sich auf die königlichen Bretter wagen; die Intendanz hatte wohl mit Fug darauf gerechnet, daß unsre chauvinistischen Schreier nicht wissen, was für ein Landsmann er war.

In Stollbergs Schauspielhaus war zunächst feldgrau die Losung. Feldgrau war der Spielplan, feldgrau waren die Aufführungen. Richard Voß verkündete in Versen, deren einziges Ziel und Verdienst war, sich zu reimen, Bayerns Kronprinz habe eine Schlacht geschlagen, Max Halbe rempelte in einem Prolog zu seiner „Freiheit“ die Muckfust an, und Adolf Wilbrandt zeigte uns im „Eisernen Kreuz“ löbliche Vaterlandsliebe in traulichen Bildern. Gutkow, L'Arronge und Moser feierten sich räkelnd eine behagliche Auferstehung. Und zu ihnen trat schmunkelnd Hermann Bahr. Die Darstellung des „Querulanten“ [von dem hier nach der berliner Aufführung die Rede sein wird] übertraf um vieles das Stück.

Die Kammerspiele scheinen sich unter der Leitung Erich Ziegels so weit heraufgearbeitet zu haben, daß man es ehrlich betrauerte, müßten sie dem Krieg erliegen. Daß sich Ziegel jetzt vom Sturm der Zeit das Urteil mehrmals trüben ließ, wird man über vielem Verdienstvollem gern übersehen und eine eingehendere Wertung ruhigeren Zeiten überlassen. Im übrigen ist uns in den Kammerspielen gelegentlich auch Frank Wedekind feldgrau gekommen.

Das Hofschauspiel verlor durch den Krieg Bernhard von Jacobi. Ich habe des trefflichen Mannes in diesen Blättern

oft und gern gedacht. Er war in dem Kampfe, den an unserm Hoftheater die Schauspielkunst unserer Tage gegen eine verschimmelnde Tradition führt, Steinrücks treuester und bester Genosse. Er hatte das Hirn hell, das Herz jung und reg und war voll eifernder Begeisterung für alles, was er als recht erkannt hatte. Er war streng und wahrhaftig im Leben und in der Kunst und stritt mit jünglingshaftem Eifer gegen alles Laue und Verlogene. Als Spieler war es ihm nicht vergönnt, sich ganz auszuwirken. Häufig hatte er die Kontur erkannt, ohne sie doch ganz ausfüllen zu können; häufig stand er noch gewissermaßen als ein für seine Auffassung glühend werbender Kommentator neben seiner Rolle. Aber vieles hat er restlos schön erfüllt. Seinen Claudio (von Hofmannsthal), seinen Kurt in Strindbergs 'Totentanz', seinen Clavigo, seinen Prinzen von Homburg werden wir nicht vergessen, sein Ton und seine Weise wird nicht verklingen. Nur wenige Früchte durfte er pflücken, viele winkten ihm noch.

Was das Hofschauspiel sonst bislang hat sehen lassen, war im allgemeinen guter Durchschnitt. Viel Deklamation, manches Unerquickliche darunter. Eine Aufwärmung iener recht zahmen 'Hermannsschlacht', die ich vor Jahren hier besprochen habe; seltsamer Weise hatte man die Bärenszene gestrichen. Sehnses 'Colberg' sodann ganz so, wie sich der Dichter immer gewünscht hatte. Eine reichlich langweilige Vorstellung der 'Minna von Barnhelm', einen stärkern 'Camont'. Schließlich brachte Steinrück mit vielem Bemühen die 'Nordische Seefahrt'. Ich habe, vielleicht liegt's nur an mir, Ibsens Experiment, die Sage in den Rahmen eines bürgerlichen Trauerspiels zu spannen, diesmal noch weniger Geschmack abgewinnen können als früher. Es fehlt dem Werk an Atmosphäre; die Helden der Saga können nicht atmen in der Stubenluft, in die der Dichter sie versetzt. Steinrück hat das wohl auch gefühlt und durch besonders suggestive Dekorationen darüber hinwegzuhelfen gesucht. Nebelschwaden zogen, Sturmbögel flatterten, Wetterwolken türmten sich, und blutrot stieg die Nordlandssonne empor. Doch was kommt der einprägsamste szenische Rahmen, wenn das geölte Pathos der Spieler an die Genrebilder gewisser Schokoladefabriken erinnert? Steinrücks Sigurd selber war ein Mensch von unserm Fleisch und Blut: aber all das Strahlende, das der Dichter dem Sigurd geben wollte (und freilich nur anzudeuten vermochte), hat er weggewischt. Er hat uns den Sigurd verständlich, aber er hat ihn uns nicht freud gemacht. Denn er hat hinter sich alle Brücken abgebrochen, die aus dem Lande Ibsens zurückführen in das Reich der Edda.

# Um Richard Wagner /

von Fritz Red-Malleczewen

Dieses, Herr Emil Ludwig, ist eine deutsche Angelegenheit, wert, daß sie in diesen Tagen unsres letzten Kampfes behandelt werde. Denn weil wir die Pflicht haben, heute an das zu denken, was nach diesem Kriege kommt, weil wir hoffen, daß aus ihm ein stolzes und stilles, ein edles und besinnliches Volk zurückkehren wird — darum eben müssen wir hoffen, daß Richard Wagners Einfluß auf das Fühlen dieses Volkes schwindet.

Entdeckt die Schar der Baalspriester von Banreuth (mit der ich nie etwas gemein hatte) diesen Satz, dann werde ich der Gefinnungslosigkeit gezogen. Gegen Sie (und die meisten, die ihn an dieser Stelle lesen) habe ich mich nicht zu verteidigen. Seit Ihrem Buch über Wagner ist ein und ein halbes, seit meinem Streit gegen Sie ein volles Jahr verflossen. Und was diese Spanne in diesem Falle bedeuten kann, das wissen Sie selbst.

Ich habe Ihr Buch bekämpft, als ich in Wagners Werk die Symptome seines Lebens noch nicht gesehen hatte. Ich habe ihm noch nahe gestanden, als mein Herz schon längst bei dem Anderen war, bei dem Lichten und Quallosen. Aber je mehr ich fühle, daß jetzt erst (dreimal sei's unterstrichen) Mozarts Zeit anbricht, je mehr ich fühlte, daß nicht der Kampf mit dem Dämon, sondern der rätselhafte gebietende Gott im Innern jene Bezirke schafft, die wonnig und schauernd nur Hohepriestertum betreten darf: desto mehr sah ich auch, daß Jener sein ganzes Leben lang aus dem Tartarus gerufen hat. Und daß auch ich sein Werk da nur noch lieben kann, wo er seine Zwiespältigkeit, seinen Krampf für eine Epoche des Schaffens vergessen hat (der Fall Tristan).

Die Wege, die Sie von Wagner entfernt haben, sind andre, als die ich ging. Bewußtere vielleicht und planvollere. Sie mühten sich kritisch um das ganze Phänomen, das dieser Mann bedeutet. Sie sahen sein ganzes Werk und sahen dann, wie Mann und Werk Ihnen fremd wurde und wunderbar. Ich stand zunächst auf kleinern Bezirken: ich wollte damals, als der 'Ring' mir noch der Mühe wert schien und der Mittel, die bis dahin auf ihn gewandt worden — ich wollte aus seiner Injizierung und aus seiner Regie jene scheinbaren Fremdkörper tilgen, die mir als Barock des Regisseurs, beileibe nicht des Werks erschienen. Ich wollte dieses Spiel befreien von der



immerwährenden Begleitung durch die Maschine. Ich wollte eine Erda ohne Anilin-Violett, einen Botan ohne „leisen Donner“, ein Heroentum ohne „zackige Felsgrotten“ und rauhbeinige Fellsgermanismen. Und ich mußte sehen, daß eben dieses Mühen vergeblich war. Daß nirgends die Figuren des Spiels und ihre Wandlungen legitimiert sind durch sich selbst, sondern daß der Maschinist kommen muß, um Jenseitiges und Abgründiges zu markieren. Ich mußte lange, daß bei Mozart ein einziger Taft, jene die Höhen des h erklimmende Koloratur der (ewig unterschlagenen) Marzellinen-Arie genügt, um aus dem Munde der gealterten Kofette das ewige große Schicksal des Weibes tönen zu lassen.

So wollte ich, daß auch im ‚Ring‘ innere und äußere Wandlung aus der Partitur erstünden. Und fand, daß sie ohne Beleuchtungsapparat und Donnermaschine und allenfalls die Wandlung des Motivs ins Unwahrscheinliche zerflattert. So eben kam es, auch auf den übrigen Feldern, wie es wohl hat kommen müssen: daß mir in diesem Jahr eine Welt versank, an die ich einmal geglaubt hatte.

Trümmer sind mir geblieben. Was ich heute als Ganzes noch liebe, habe ich schon genannt. Aber mir sind solche Reste nicht genug, um ohne Protest mitanzusehen, daß unter diesem Lebenswerk Schätze deutschen Geisteslebens verschüttet bleiben. Kampflös zu dulden, daß das deutsche Volk fürderhin in dieser Welt wirren Zaubers sich verirrt. Daß klare und reine Begriffe durch Nihilismus trübe Dämpfe verhüllt werden. Daß diese Welt eines Genialen, der nur in Augenblicken den Ausweg aus seiner Zwiespältigkeit fand und letzten Endes groß nur im Begehren nach dem Großen war — daß seine Welt in diesen Tagen als die Welt jenes Volkes genannt wird, das diesen Krieg schlägt. Der Abfall von ihm ist ein Prozeß, der nicht mehr aufzuhalten ist. Ebenjowenig, wie die Wandlung der alten zur neuen Generation aufzuhalten war oder aufzuhalten ist. Aber auch das scheint mir eine deutsche Angelegenheit.

Die in dieser Schicksalsstunde Deutschland bisher leidliche Ruhe erstritten, sind die Rämlichen, die sich von diesem Gott ihrer Väter wandten. Daß ein neues Deutschland (nicht so schnell freilich und unvermittelt, wie Sie, Emil Ludwig, es neulich verkündeten) — daß dieses Deutschland wird, ist mir klar.

Das Deutschland, das einst Jenen auf den Schild hob und unter dem unüberwundenen Jahrhundert seufzte, ist es ebenfalls nicht.

Aber was am Ende wird es sein?

# Die Perser / von Aischylos

(Fortsetzung)

Uebersetzen von Lion Feuchtwanger

## Chor

Chor: Zeus! Zeus! König Zeus! Nun hast du das Heer,  
Der Perser zahlloses, prangendes Heer,  
Vom Boden getilgt  
Und Susas Stadt und Ekbatanas Burg  
In nächtliche Trauer begraben.

Mit den zarten Händen zerreißen nun viele  
Des Schleiers Geweb.  
Es strömen die Zähren, sie nehen die Brüste,  
Dumpf tönet des munden Busens Gestöhn.

Süß klagende Frauen, des Gatten brünstig,  
Des neuvermählten,  
Brünstig der Lust des jungblühenden Blutes,  
Der üppigen Nacht auf weichwiegendem Pfuhl,  
Ihr Klagen verstummt nicht, ihr Gram wird nicht satt.  
Und auch ich, ich singe Leidlied den Verlorenen,  
Aus trauerndem Herzen tränenden Sang.

Ah, jetzt seufzet überall  
Das weite, menschenentblöhte Land:  
Weh Xerxes! Ueber den Belt hin führt er sie.  
Weh Xerxes! Zur Unterwelt hin führt er sie.  
Weh Xerxes der Narr! Weh Xerxes der Tor!  
Alle verdarb er im Seekampf.

Warum blieb Dareios heil,  
Sonder Leid, sonder Harm,  
Er, des Bogens kühner Lenker,  
Er, der Perser teurer Beherrscher?

Landvolk zog, und Seervolk zog,  
Schiffe, leinenbeschwingt und schwarz.  
Weh Schiffe! Ueber den Belt hin führten sie.  
Weh Schiffe! Zur Unterwelt hin führten sie.  
Weh Schiffe mit ehern verderblichem Stoß  
Und der Hellenen Gewaffen.

Raum der König selbst entkam,  
Raum er selber, sagen sie,  
Ueber Thrakiens rauhe Heiden  
Kläglich auf Pfaden unwirtlichen Winters.

Die so früh vor der Reise Bollendeten  
Ach! O!  
Die vom zwingenden Schicksal Ent rafften  
Gram! Graun!  
An Raghreias Gestade  
Graun! Gram!  
Treiben sie kläglich. Stöhnen im Jammer, stöhnen und seufzet  
Himmelempor!

Ululu! Ululu!

Wimmert und winselt und heulet des Wehs!

Treiben und schaukeln, umspült von den Fluten,

Äh! O!

Schnappet nach ihnen, zerfleischt sie, verschlingt sie,

Gram! Graun!

Lautlose Brut der Meerflut.

Graun! Gram!

Dede stöhnen die Häuser der Herren, die Kinder der Eltern

Himmelempor!

Ululu! Ululu!

Jammert der Greis überwallenden Wehs.

Nimmer gehorchen den Persern

Asiens Völker hinfort.

Nimmer zollen sie Schatzung

Dem Zwang des Gebieters,

Nimmer zur Erde geworfen

Krönen sie fürder. Zerschellt ist

Die Hoheit des Zwingherrn.

Nimmer gefesselt ist fürder

Die Zunge der Menschen.

Frei ist, gelöst wie das Joch

Die meuternde Rede.

Eingescharrt in des Ajas

Durchblutetes Eiland

Modert Persiens Macht.

(Fortsetzung folgt)

---

## Offiziere / von Alfred Polgar

Ein eigentwilliges, sehr beachtenswertes Schauspiel, dessen Physiognomie harte, manchmal mit einem lyrischen Tic behaftete Züge zeigt. Ein Hauch von Schönheit ruht über ihnen. Wie ein verschlossenes Antlitz, das nur durch seinen Blick aufgetan (und geadelt) wird, so wirkt dieses Schauspiel. Seele ist in ihm. Gefühl, das sich seiner nicht schämt, nur der Worte, die es ausdrücken sollen. Und mit ihnen knausernd haushält. Hier schildert ein Poet, der das Dichten nicht gelernt hat, seine Welt in seiner Form mit seiner Sprache. Hier spricht einer Schlagworte — Pflicht, Treue, Heldenmut — so aus, daß ihr ewiger feuriger Kern durch die speckig abgegriffene Schale funktelt. Hier hat einer den Mut, jung zu sein, heiß zu sein, unbedingt zu sein, vor Idealen zu knien — ohne darüber zu erröten. Schon deshalb muß man dem Dichter und seinem Werk gut sein. Weil es so ungeistreich ist, so weitab aller literarischen Routine, so redlich-fanatistisch glaubend an die eigenen Gesetze und die Schicksalssterne in ihrer Brust. Nach so vielen be-

schicklichkeiten, nach so vielen Talentierten, die alles sagen können, weil sie nichts zu sagen haben, endlich ein Dramatiker, der seinen Text redet, stammelt, schreit. Und, so scheint es, kaum anders vermöchte als eben so.

Hunderterlei Einwände gegen diese Erstlingsarbeit liegen nahe. Aber man spürt ihre Fehler als das Zufällige, ihre Vorzüge als das Eigentümliche und Wesentliche. Ein hoher Härtegrad zeichnete die Komödie aus (da läge das Kennwort für den Stil, den eine Aufführung suchen müßte). Alles Zierliche fehlt. Die Melancholie noch dieses Schauspiels wirkt unsanft, seine Weichheit selbst hat Kanten, sein Lächeln ist kein lieblicher Circumflex, sondern eine eckige Furche. Ein unaufdringlich kluges und kühnes Stück. Der Gedanke führt, kämpft nicht, bleibt zurück; die Empfindung wagt alles.

Offiziere — eine Welt der schroffsten, auf die Spitze getriebenen Geltung aller Mannheitswerte. In dieser Schroffheit liegt Lächerlichkeit und Würde, Größe und Absurdität. Der Gott und der Göze, die hier herrschen, führen den gleichen Namen: Pflicht. Eins und untrennbar sind das Fundament, auf dem der Offizier steht, und die Last, die ihm aufgebürdet ist. Erleichtert er sich diese, wankt allsogleich jenes. Das ist der eine, in der Natur des Berufes begründete Konflikt (den Friß von Unruh wohl auch ohne Prinzen von Homburg gemerkt hätte). Den andern, tiefern beschwört das zwiespältige Gebot: Die eigene Persönlichkeit als ein Sakrosanktes zu werten und zu fühlen — und sich ihrer doch jederzeit völlig entäußern zu können.

Hier von ist in „Offizieren“ die Rede. Hier von und von mancherlei anderm, das, für den Bürgersmann ein leicht zu übersehendes Fragezeichen, in der dünnen, scharfen Luft soldatischer Begriffe zum Problem wird. Eine Art spröder Romantik gibt dem Schauspiel Reiz. („Romantisch“ nicht als selbständige Farbe aufgesetzt, sondern wie eine Geheimfarbe des Nüchternen, Alltäglichen durchschlagend.) Sehr eigentümlich ist die Sprache. Eine Sprache von seltsam stachlig blühender Knappheit. Trocken = schwärmerisch. Ein verklärtes Preußisch gewissermaßen; Ekstase im Stehfragen. Den Dramatiker spürt man kräftigst im ersten Akt, der in einer vorzüglichen, ruhigen Weise die Personen des Spiels charakterisiert, mit ein paar Strichen bloß und doch ganz scharf, ganz sicher; den Poeten in dem wunderschönen Akt auf dem Schiffsverdeck (von der wiener Regie gestrichen); den redlich-eigenartigen, ohne Sentimentalität empfindsamen Menschen überall. Aber die Aufführung an der Neuen Wiener Bühne ist wenig geeignet, dem Schauspiel „Offiziere“ Freunde zu werben.



## Mein Bruder erzählte von einem verwundeten Freund / von Klauond

Mein Bruder erzählte:

Weißt du, daß von den Verwundeten, die aus der Front zurückkehren, keiner mehr singen will? Wir haben eine ganze Anzahl Leichtverwundeter, die schon wieder Garnisondienst tun, in der Kompanie, aber wenn wir singen: ‚Drei Lilien‘ oder ‚Heimat, o Heimat, ich muß dich verlassen...‘, schweigen sie und haben große Augen... Die beiden Reber — du kennst sie doch? die Söhne vom Hauptlehrer Reber — stehen schon im Feld... in Galizien oder Polen... und haben fünf Tage nichts als rohe Rüben gegessen... Hans ist am achtundzwanzigsten Oktober nach Belgien gekommen. Raun auswaggoniert, mußten sie bei Dixmuiden zum Sturm vor. Drei Mal in sechs- unddreißig Stunden. Dixmuiden brodelte wie der Herenkessel in Goethes ‚Faust‘... Hans ist verwundet... Bauchschuß... Er ist schon wieder zurück und liegt im Lazarett... Ich habe ihn gestern besucht... Sie lagen zu zwölften im Zimmer, und einer saß auf dem Bettrand und spielte Harmonika. Es war ein Pole, und er spielte eine schwermütige Melodie. Einige lasen Zeitung und einem, dem der Kopf ganz verpackt war, flößte die Schwester durch eine Glasröhre warme Milch ein. Er lächelte dankbar... Hansens Aussehen hat sich derartig verändert, daß ich ihn kaum wiedererkannte und betroffen anstarrte. „Guten Tag, Hans.“ „Guten Tag, Jochen.“ „Wie gehts?“ „Man so.“ Sein Gesicht war blaßblau, gläsern, etwa wie das Weiße eines gekochten Riebißeis. Seine Augen brannten in einem fremden Feuer, und ein kleiner blondet Bart hing in Fransen um sein Gesicht... Ich habe einmal in Berlin einen bulgarischen Offizier gesehen, der die beiden Balkankriege mitgemacht hatte. Ich wußte nicht, weshalb er so tote weiße Augen machte. Jetzt weiß ich es... Hans sagte: „Ich habe viel erlebt.“ Bei dem Wort „erlebt“ stutzte er, dachte nach und meinte: „Man müßte eigentlich sagen: ersterben, statt erleben... Und ich war nur zwei Tage draußen.“ Er drehte sich zur Wand. „Als wir mit fiebernden Händen die Bajonette aufpflanzten... wir waren zum ersten Mal im Feuer... wir gingen gegen englische Kerntuppen wie die Teufel los... Aber niemand schrie hurra... Willst du das glauben?... Die Schrapnells plakten wie Mehlsäcke die Granaten zischten, als strichen Millionen Geiger das höd Fis... die Maschinengewehre gackerten wie überlaute Hens... und einer von uns schrie, schrie sein ganzes Herz hir-

„Mutter!“ Und wie ein Echo rollte dieser Schrei unsre Reihen entlang... Mutter!... Mutter!... Mutter!... Unter diesem Kampfruf, immer wilder, immer heftiger hinausgestoßen, rannten wir gegen die feindlichen Stellungen... Und wir nahmen sie... Ich weiß nicht, wie lange ich so gelaufen bin... Jahre müssen vergangen sein... meine Beine stampften wie eine Maschine... Auf einmal bekam ich einen Schlag gegen den Bauch, brüllte noch: „Du verfluchter Hund“ und fiel um... Ich erwachte auf einer Tragbahre, sah ein rauchgeschwärztes Dorf und einen belgischen Pfarrer in Coutane an einem Baum hängen... Dann schlief ich wieder ein... Und wieder nach vielen Jahren erwachte ich hier... Ich muß so alt geworden sein... Grüße Grete von mir, sie möchte mich, wenn es ihre Eltern erlauben, besuchen... Wie schade, daß wir uns nicht werden heiraten können, und daß ich kein Kind von ihr haben werde.“ Dann drehte er sich wieder von der Wand herum, gab mir die Hand und sagte: „Adieu“. Ich schnallte meine Koppel um, der Pöle spielte wieder auf seiner Mundharmonika, und ich ging so leise, wie ich mit meinen Kommißstiefeln vermochte. Hans ist nicht älter als ich. Siebzehn Jahre. Er wird sterben. Was er sagte, hat mich sehr nachdenklich gestimmt, besonders, daß er gern ein Kind haben möchte. Aber ich begreife es. O, wie sehr ich es beargüßelt. Ich bin ja zum letzten Mal auf Urlaub hier. Nächste Woche muß ich hinaus. Nach Ostpreußen. Oder nach Arras. Wie es der Zufall schickt. Dann grüße Ruth von mir und erzähle ihr das, was Hans mir von Grete erzählt hat.

---

## Feldpostbriefe

Jetzt bin ich mitten drin. Nach einigen großen Tagesmärschen plötzlich das erste Flintengeknatter. Alles dachte schon, die Sanitätskompanie würde beschossen, und ging in Deckung. Aber es war unsre Infanterie dicht vor uns, die eine Salve auf einen feindlichen Flieger abgegeben hatte. Bald darauf die ersten dumpfen Kanonenschüsse. Neuartig, großartig. Es dauerte aber nicht lange, und das Neue hatte an Macht verloren. Jetzt höre ich den Kanonendonner kaum noch. Wir schließen nur aus der Menge der Kanonenschüsse auf die Zahl der Verwundeten, die wir zu erwarten haben. Es sind schon eine ganze Menge durch unsre Hände gegangen. Der Betrieb klappt über jede Erwartung. Ich habe vor kurzem in einer Scheune einen Gipsverband angelegt und hätte nie gedacht, daß man unter so schweren äußern Umständen so gut arbeiten kann. Die Mannschaften unsrer Sanitätskompanie sind aber auch mit Leib und Seele dabei und helfen, wo sie können. Wir haben jetzt schon zwei Nächte bivouakiert und werden es wohl in der nächsten Zeit wieder müssen, solange wir nahe am Feind sind. Wir haben vereinigte Engländer, Franzosen und Belgier gegen uns, die sich auf dem Rückzug von Ostende gesammelt, mit frisch ge-

## Mein Bruder erzählte von einem verwundeten Freund / von Klauand

Mein Bruder erzählte:

Weißt du, daß von den Verwundeten, die aus der Front zurückkehren, keiner mehr singen will? Wir haben eine ganze Anzahl Leichtverwundeter, die schon wieder Garnisondienst tun, in der Kompanie, aber wenn wir singen: ‚Drei Lilien‘ oder ‚Heimat, o Heimat, ich muß dich verlassen...‘, schweigen sie und haben große Augen... Die beiden Reber — du kennst sie doch? die Söhne vom Hauptlehrer Reber — stehen schon im Feld... in Galizien oder Polen... und haben fünf Tage nichts als rohe Rüben gegessen... Hans ist am achtundzwanzigsten Oktober nach Belgien gekommen. Kaum ausgewaggoniert, mußten sie bei Dirmuiden zum Sturm vor. Drei Mal in sechs- unddreißig Stunden. Dirmuiden brodelte wie der Herenkessel in Goethes ‚Faust‘... Hans ist verwundet... Bauchschuß... Er ist schon wieder zurück und liegt im Lazarett... Ich habe ihn gestern besucht... Sie lagen zu zwölfen im Zimmer, und einer saß auf dem Bettrand und spielte Harmonika. Es war ein Pole, und er spielte eine schwermütige Melodie. Einige lasen Zeitung und einem, dem der Kopf ganz verpackt war, flößte die Schwester durch eine Glasröhre warme Milch ein. Er lächelte dankbar... Hansens Aussehen hat sich derartig verändert, daß ich ihn kaum wiedererkannte und betroffen anstarrte. „Guten Tag, Hans.“ „Guten Tag, Tochen.“ „Wie gehts?“ „Man so.“ Sein Gesicht war blaßblau, gläsern, etwa wie das Weiße eines gekochten Riebiweises. Seine Augen brannten in einem fremden Feuer, und ein kleiner blonder Bart hing in Fransen um sein Gesicht... Ich habe einmal in Berlin einen bulgarischen Offizier gesehen, der die beiden Balkankriege mitgemacht hatte. Ich wußte nicht, weshalb er so tote weiße Augen machte. Jetzt weiß ich es... Hans sagte: „Ich habe viel erlebt.“ Bei dem Wort „erlebt“ stutzte er, dachte nach und meinte: „Man müßte eigentlich sagen: ersterben, statt erleben... Und ich war nur zwei Tage draußen.“ Er drehte sich zur Wand. „Als wir mit fiebernden Händen die Bajonette aufpflanzten... wir waren zum ersten Mal im Feuer... wir gingen gegen englische Kerntuppen wie die Teufel los... Aber niemand schrie hurra... Willst du mir das glauben?... Die Schrapnells plakten wie Mehlsäcke die Granaten zischten, als strichen Millionen Geiger das höd Fiß... die Maschinengewehre gackerten wie überlaute Gen... und einer von uns schrie, schrie sein ganzes Herz hin-

„Mutter!“ Und wie ein Echo rollte dieser Schrei unsre Reihen entlang... Mutter!... Mutter!... Mutter!... Unter diesem Kampfruf, immer wilder, immer heftiger hinausgestoßen, rannten wir gegen die feindlichen Stellungen... Und wir nahmen sie... Ich weiß nicht, wie lange ich so gelaufen bin... Jahre müssen vergangen sein... meine Beine stampften wie eine Maschine... Auf einmal bekam ich einen Schlag gegen den Bauch, brüllte noch: „Du verfluchter Hund“ und fiel um... Ich erwachte auf einer Tragbahre, sah ein rauchgeschwärztes Dorf und einen belgischen Pfarrer in Soutane an einem Baum hängen... Dann schlief ich wieder ein... Und wieder nach vielen Jahren erwachte ich hier... Ich muß so alt geworden sein... Grüße Grete von mir, sie möchte mich, wenn es ihre Eltern erlauben, besuchen... Wie schade, daß wir uns nicht werden heiraten können, und daß ich kein Kind von ihr haben werde.“ Dann drehte er sich wieder von der Wand herum, gab mir die Hand und sagte: „Adieu“. Ich schnallte meine Koppel um, der Pole spielte wieder auf seiner Mundharmonika, und ich ging so leise, wie ich mit meinen Kommikstiefeln vermochte. Hans ist nicht älter als ich. Siebzehn Jahre. Er wird sterben. Was er sagte, hat mich sehr nachdenklich gestimmt, besonders, daß er gern ein Kind haben möchte. Aber ich begreife es. O, wie sehr ich es beargüßte. Ich bin ja zum letzten Mal auf Urlaub hier. Nächste Woche muß ich hinaus. Nach Ostpreußen. Oder nach Arras. Wie es der Zufall schickt. Dann grüße Ruth von mir und erzähle ihr das, was Hans mir von Grete erzählt hat.

## Feldpostbriefe

Jetzt bin ich mitten drin. Nach einigen großen Tagesmärschen plötzlich das erste Flintengeknatter. Alles dachte schon, die Sanitätskompanie würde beschossen, und ging in Deckung. Aber es war unsre Infanterie dicht vor uns, die eine Salve auf einen feindlichen Flieger abgegeben hatte. Bald darauf die ersten dumpfen Kanonenschüsse. Neuartig, grobkartig. Es dauerte aber nicht lange, und das Neue hatte an Macht verloren. Jetzt höre ich den Kanonendonner kaum noch. Wir schließen nur aus der Menge der Kanonenschüsse auf die Zahl der Verwundeten, die wir zu erwarten haben. Es sind schon eine ganze Menge durch unsre Hände gegangen. Der Betrieb klappt über jede Erwartung. Ich habe vor kurzem in einer Scheune einen Gipsverband angelegt und hätte nie gedacht, daß man unter so schweren äußern Umständen so gut arbeiten kann. Die Mannschaften unsrer Sanitätskompanie sind aber auch mit Leib und Seele dabei und helfen, wo sie können. Wir haben jetzt schon zwei Nächte bivouakiert und werden es wohl in der nächsten Zeit wieder müssen, solange wir nahe am Feind sind. Wir haben vereinigte Engländer, Franzosen und Belgier gegen uns, die sich auf dem Rückzug von Ostende gesammelt, mit frisch ge-



## Mein Bruder erzählte von einem verwundeten Freund / von Kl a b u n d

Mein Bruder erzählte:

Weißt du, daß von den Verwundeten, die aus der Front zurückkehren, keiner mehr singen will? Wir haben eine ganze Anzahl Leichtverwundeter, die schon wieder Garnisondienst tun, in der Kompanie, aber wenn wir singen: „Drei Lilien“ oder „Heimat, o Heimat, ich muß dich verlassen..“, schweigen sie und haben große Augen... Die beiden Reber — du kennst sie doch? die Söhne vom Hauptlehrer Reber — stehen schon im Feld... in Galizien oder Polen... und haben fünf Tage nichts als rohe Rüben gegessen... Hans ist am achtundzwanzigsten Oktober nach Belgien gekommen. Kaum auswaggoniert, mußten sie bei Dirmuiden zum Sturm vor. Drei Mal in sechs- unddreißig Stunden. Dirmuiden brodelte wie der Hexenkessel in Goethes „Faust“... Hans ist verwundet... Bauchschuß... Er ist schon wieder zurück und liegt im Lazarett... Ich habe ihn gestern besucht... Sie lagen zu zwölften im Zimmer, und einer saß auf dem Bettrand und spielte Harmonika. Es war ein Pole, und er spielte eine schwermütige Melodie. Einige lasen Zeitung und einem, dem der Kopf ganz verpackt war, flößte die Schwester durch eine Glasröhre warme Milch ein. Er lächelte dankbar... Hansens Aussehen hat sich derartig verändert, daß ich ihn kaum wiedererkannte und betroffen anstarrte. „Guten Tag, Hans.“ „Guten Tag, Jochen.“ „Wie gehts?“ „Man so.“ Sein Gesicht war blaßblau, gläsern, etwa wie das Weiße eines gekochten Kiebitzes. Seine Augen brannten in einem fremden Feuer, und ein kleiner blonder Bart hing in Fransen um sein Gesicht... Ich habe einmal in Berlin einen bulgarischen Offizier gesehen, der die beiden Balkankriege mitgemacht hatte. Ich wußte nicht, weshalb er so tote weiße Augen machte. Jetzt weiß ich es... Hans sagte: „Ich habe viel erlebt.“ Bei dem Wort „erlebt“ stutzte er, dachte nach und meinte: „Man müßte eigentlich sagen: ersterben, statt erleben... Und ich war nur zwei Tage draußen.“ Er drehte sich zur Wand. „Als wir mit fiebernden Händen die Bajonette aufpflanzten... wir waren zum ersten Mal im Feuer... wir gingen gegen englische Kerntruppen wie die Teufel los... Aber niemand schrie hurra... Willst du das glauben?... Die Schrapnells plakten wie Mehlsäcke, die Granaten zischten, als strichen Millionen Geiger das höchste Siss... die Maschinengewehre gackerten wie überlaute Hent... und einer von uns schrie, schrie sein ganzes Herz hina-

„Mutter!“ Und wie ein Echo rollte dieser Schrei unsre Reihen entlang... Mutter!... Mutter!... Mutter!... Unter diesem Kampfruf, immer wilder, immer heftiger hinausgestoßen, rannten wir gegen die feindlichen Stellungen... Und wir nahmen sie... Ich weiß nicht, wie lange ich so gelaufen bin... Jahre müssen vergangen sein... meine Beine stampften wie eine Maschine... Auf einmal bekam ich einen Schlag gegen den Bauch, brüllte noch: „Du verfluchter Hund“ und fiel um... Ich erwachte auf einer Tragbahre, sah ein rauchgeschwärztes Dorf und einen belgischen Pfarrer in Soutane an einem Baum hängen... Dann schlief ich wieder ein... Und wieder nach vielen Jahren erwachte ich hier... Ich muß so alt geworden sein... Grüße Grete von mir, sie möchte mich, wenn es ihre Eltern erlauben, besuchen... Wie schade, daß wir uns nicht werden heiraten können, und daß ich kein Kind von ihr haben werde.“ Dann drehte er sich wieder von der Wand herum, gab mir die Hand und sagte: „Adieu“. Ich schnallte meine Koppel um, der Pöle spielte wieder auf seiner Mundharmonika, und ich ging so leise, wie ich mit meinen Kommißstiefeln vermochte. Hans ist nicht älter als ich. Siebzehn Jahre. Er wird sterben. Was er sagte, hat mich sehr nachdenklich gestimmt, besonders, daß er gern ein Kind haben möchte. Aber ich begreife es. O, wie sehr ich es beargüßte. Ich bin ja zum letzten Mal auf Urlaub hier. Nächste Woche muß ich hinaus. Nach Ostpreußen. Oder nach Arras. Wie es der Zufall schickt. Dann grüße Ruth von mir und erzähle ihr das, was Hans mir von Grete erzählt hat.

---

## Feldpostbriefe

Jetzt bin ich mitten drin. Nach einigen großen Tagesmärschen plötzlich das erste Flintengeknatter. Alles dachte schon, die Sanitätskompanie würde beschossen, und ging in Deckung. Aber es war unsre Infanterie dicht vor uns, die eine Salve auf einen feindlichen Flieger abgegeben hatte. Bald darauf die ersten dumpfen Kanonenschüsse. Neuartig, großartig. Es dauerte aber nicht lange, und das Neue hatte an Macht verloren. Jetzt höre ich den Kanonendonner kaum noch. Wir schließen nur aus der Menge der Kanonenschüsse auf die Zahl der Verwundeten, die wir zu erwarten haben. Es sind schon eine ganze Menge durch unsre Hände gegangen. Der Betrieb klappt über jede Erwartung. Ich habe vor kurzem in einer Scheune einen Gipsverband angelegt und hätte nie gedacht, daß man unter so schweren äußern Umständen so gut arbeiten kann. Die Mannschaften unsrer Sanitätskompanie sind aber auch mit Leib und Seele dabei und helfen, wo sie können. Wir haben jetzt schon zwei Nächte bivouakiert und werden es wohl in der nächsten Zeit wieder müssen, solange wir nahe am Feind sind. Wir haben vereinigte Engländer, Franzosen und Belgier gegen uns, die sich auf dem Rückzug von Ostende gesammelt, mit frisch ge-

landeten Truppen vereinigt und zum Teil stark verschanzt haben. Einer von unsern Offizieren erklärte, daß er nie wieder in der Nachsaison nach Ostende gehe.

Eine Woche später. In den letzten Tagen war es etwas ruhiger auf dem Hauptverbandplatz. Das ununterbrochene Rollen der Geschütze ist einem durch größere Zwischenräume getrennten Krachen gewichen. Es rührt dies von den Zweiundvierzig-Zentimeter-Mörsern her, die drei Kilometer hinter uns aufgestellt sind. Es heißt, daß auch in unserm Gefecht die Entscheidung durch diese Mörser herbeigeführt worden sei. Gestern habe ich die Ungetüme besichtigt. Es ist ein eigenartiges Gefühl, vor diesen Dingen zu stehen, die augenblicklich wohl die entscheidendsten Faktoren auf dem Erdball sind, sich zu sagen, daß diese Maschinen die Weltgeschichte bestimmend beeinflussen und die Völker verteilen. Ich sah die Geschütze auch feuern. Die Geschosse sind unförmige, anderthalb Meter lange Gondeln, die steil nach oben abgefeuert werden; dann sieht und hört man sie in den Wolken verschwinden, hört ein paar Sekunden lang garnichts, und dann wieder in der Ferne ein stärker werdendes Heulen, das mit einem Krachen, vom Krepieren des Geschosses, abschließt. Es soll durch einen einzigen derartigen Schuß die Hälfte von Dixmuiden zerstört worden sein. So heißt das Dorf, um das so hartnäckig gekämpft wurde, und der Fluß, hinter dem sich der Feind so stark verschanzt hatte, heißt Mère. Der Name wird für immer mit der Erinnerung an eine der blutigsten Schlachten des Krieges verknüpft bleiben. Das Terrain war mit seinen Sümpfen und Kanälen einem Vordringen der Unserigen so hinderlich, daß sie beim Vormarsch schreckliche Verluste erlitten. Allein zweitausend Verwundete von einer Division sind in diesen Tagen über den Hauptverbandplatz gekommen, und wieviel Tote mag es gegeben haben! Für heute abend ist dem Vernehmen nach ein Sturm auf den Eisenbahndamm hinter der Mère geplant, da werden wir nachts wieder zu tun kriegen. Den anhaltenden Nachtschlaf gewöhnt man sich leicht ab; ich bin froh, wenn ich nur einige Stunden schlafen kann. Dafür nide ich am Tage, wo ich mich hinsetze, alsbald ein, sodaß ich darüber häufig das Essen vergesse. Ich wünschte, daß wir bald wieder ein paar große Marschtage hätten, ohne die verwirrenden, nervenerregenden Eindrücke des Verbandplatzes. Das Wetter ist tagsüber herrlich, wie während des Spätfrühlings, echtes Seeklima mit frischer Luft; nachts ist es dagegen empfindlich kalt. Es fehlt an Decken für unsre armen Verwundeten. Wenn doch das Rote Kreuz, statt ewig die vergnügten Leichtverwundeten in der Heimat zu bedenken, auch für die Verwundeten der vorgeschobenen Krankenstationen etwas übrig hätte! Sie brauchen es viel nötiger; denn so einem ausgebluteten armen Teufel mit durchschossener Brust kann eine einzige Nacht, die er durchfrieren muß, das Leben kosten!

\*

29. Oktober. Meine liebe gute süße Frau und Sohn! Teile Euch mit, daß ich noch gesund und munter bin, was ich auch von Euch hoffe. Liebe Frau, daß die Zeit lang wird, glaube ich Dir gerne, mir wird sie ebenso lang, aber wir müssen unsre Zeit aushalten, bis sich der Feind besinnt und Frieden mit uns schließt. Hoffentlich dauert nicht mehr lange, denn hier bei uns ist er vollständig eingeschlossen, er verteidigt sich ganz tapfer, aber auch sehr hinterlistig, was er ja zu bezahlen muß, denn jeder Franktireur wird ohne weiteres runtegeschossen, wenn er erwischt wird. Es ist schaurig schön, wenn die Kupfeisen und die Granaten und Schrapnell plagen. Ich habe mich

so daran gewöhnt, daß ich garnichts mehr davon höre, grade als wenn ich bei Hensel in der Werkstelle bin, hoffentlich erfüllt sich die Zeit bald wieder. Es ist doch ein ganz blödsinniges Volk die Belgier, was die jetzt für Schaden haben, anstatt friedlich mit uns zu bleiben, denn Ihr müßt mal sehen, wie das Vieh hier rumliegt, teils von unsre Kugeln, teils von feindliche Kugeln getroffen, es ist schon ein ganz übler Geruch, aber man muß sich daran gewöhnen, ebenso wie an den Kanonendonner.

31. Oktober. Liebe Frau, da ich jetzt wieder etwas Zeit habe, so werde ich weiterschreiben. Die Belgier sind ganz feige Memmen. Sie liegen hinter Zäunen und Hecken, sodas wir sie nicht sehen können. Wenn wir in der Schützenglinie vorgehen, dann feuern sie aus dem Versteck auf uns, dadurch die vielen Verluste. Wenn wir dann näher ran sind, verschwinden sie in ihre Schlupfwinkel. Daraus kommen sie als Zivilpersonen hervor, denn in ihre Tornister tragen sie Zivilkleidung, das beweisen die Tornister, die wir finden. Wie wir vorgestern vorgingen, kamen wir auf einer Wiese. Hier hieß es eingraben. Wie wir dabei waren, bekamen wir derartig Granatfeuer, daß wir dachten, wir wären im Herenkessel, dazu das Gewehrfeuer aus dem Hinterhalt. Wir hatten wieder viel Verwundete. Ich lag neben dem Unteroffizier, da flogen die Kugeln dermaßen zwischen uns durch, als wenn man in ein Bienenhaus kommt. Mit Erde waren wir über und über bedeckt. Liebe Frau, das Leben im Schützengraben gefällt mir schon so einigermaßen, man gewöhnt sich so daran, daß man dauernd drin schlafen möchte. Wenn ich gesund zuhause komme, pachte ich mir ein Stück Land und werfe mir einen Schützengraben auf und schlafe drin so lange, wie es mir gefällt. Wenn es aber zu kalt wird, ziehe ich ein warmes Bett mit Dir doch noch vor. Soeben fliegt ein feindlicher Flieger vorüber. Unsre Artillerie schießt auf ihn, um ihn zu vertreiben. Schnell dreht er sich um und macht, daß er wegstommt. Liebe Frau, ich werde schliefen, denn die Finger sind etwas kalt und steif. Sei tausendmal gegrüßt und geküßt von Deinem Dich nie vergessenden und stets liebenden guten Mann.

## Antworten

**Agathon K.** Nach so gebiegener Bildung auch Ihr Name klingt, und eine so gebiegene Bildung auch Ihr Brief erweist: Sie müssen trotzdem nicht voraussetzen, daß alle andern Menschen schrecklich ungebildet sind. Nichts als ein Schreibfehler ist es, was den Schluß von Max Epsteins Artikel in der vorigen Nummer unsinnig gemacht hat. Selbstverständlich soll es heißen: „Die Macht der wirtschaftlichen Interessen hatte die deutschen Staaten gegen Oesterreich zum ersten Male zusammengeführt.“ Was Sie für möglich halten, ist grade so, als ob einer über den Krieg von heute schreibe und England uns zum Bundesgenossen gäbe.

**E. K.** Sie sind sicherlich wieder einer von meinen lieben Dreizehnjährigen. Schreiben mir in tragischem Ton: „Als des wundervollen Arnold Nachfolger kennen und nennen Sie nur Hanns Fischer und Lupu Bid? Aber schon, als Arnold zu unser aller gerührter Freude noch Gestalten schuf, dachte ich: Wenn einmal — Gott behüte — dann C. I. Forest. Hat er nicht ein Herz, eine komische Behmut, und trotzdem eine kalte, ganz dünne und spitze Bosheit, den Haß dessen, der im Dunkel steht? Sagen Sie, daß Tiefe fehle?“ Gott behüte, daß ich so etwas sage! Aber ich, für mein armes Teil, dachte eben auch schon damals: Wenn einmal — dann Hanns Fischer. Jetzt kam für meine bescheidene Einsicht Lupu Bid hinzu. Einigen wir uns, kriegerischer



Anarbe, friedlich mit Schiller: „Das Urteil legen wir in Reinhardts Hände: ob Fischer oder Forest oder Pisk, erweist das Ende.“

**K. J.** Es ist ergreifend, daß Sie sich nicht in den ‚Wintergarten‘ wagen, ohne bei mir festgestellt zu haben, ob das jetzt ein schädlicher Aufenthalt ist. Aber dort ist ja immer in jeder Hinsicht höchst unanstößig zugegangen. Seit dem ersten August hat sich wenig verändert. Was früher Miß Maud Macpherson hieß, heißt heute Stolze Kling und ist so sicher (in Klammern) aus Deutschland, wie Mizzi Wirth (in Klammern) aus Oesterreich ist. O du mein Oesterreich! Aber die Bundesbruderschaft ist durch das massivste Mittel nicht zu erschüttern. Auf die Weltlage wird noch mancherlei Bezug genommen; die Eroberung der ersten Fahne bei Lagarde hat zweifellos so ausgesehen, wie hier vergoldete Soldaten als Nummer Vier der ‚Lebenden Kriegsbilder‘ es vormachen; und Hindenburgs Bild hängt über dem ‚Zerbrochenen Spiegel‘ der Brüder Schwarz, die man gegen den Feind vorschicken mußte, weil der sich regimenterweise tot lachen würde. Und dann die Gussn Ho-oll, die Ho-oll, die Ho-oll! Die Musik kommt nach der alten Melodie und zu einem neuen, aktuellen Text, der unerträglich wäre, wenn er nicht von den spöttischen Lippen dieses langen Mädchens aus München-Gladbach fiele. Sie weiß, wie man Cabaretcouplets den Raumverhältnissen einer Bahnhofshalle anpaßt, ohne schreierisch zu werden, und ist überhaupt ein richtiges Stück Kunst. Tausend Menschen juchzen und klatschen und vergessen auf Viertelstunden den Krieg — warum sollten nicht auch Sie?

**Coeline A.** „Ich kann es nun nicht mehr“, sagt Christian Buddenbrook, mein Liebling. Täglich stirbt einem ein Mensch weg, und auf jeden, der wieder lebendig gesagt wird (um vielleicht in acht Tagen zu fallen), kommen sicherlich zehn, die verscharrt sind, ohne daß wirs wissen. Aber ich kann es nun nicht mehr. Ich möchte nicht zu einem Automaten werden, in den man eine Todesnachricht hineinwirft, und aus dem pünktlich für die nächste Nummer ein Nekrolog herausfällt. Und doch stößt es mich Mal um Mal, dem guten Kameraden, der nicht wiederkehrt, ein Abschiedswort zu geben. Theodor Poppe: er war ein Studiengenosse von anno 1897. Still, blond, ehrlich, gütig, fleißig und rührend durch seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu der Familie Peter Schlemihl. Kämpfte, hungerte, schuftete — hatte den Ehrgeiz, ein Dramatiker zu sein, und saß viele Vormittage neben mir auf der Druckerei, wo er die Preßstimmen über die Werke der erfolgreichen Dramatiker für den Wochenanzeiger einer berliner Bühnenvertriebsanstalt zusammenstellte; hatte den Hang, zeitlebens gelehrte Arbeit zu tun, und kam kaum noch dazu, seitdem er in der Feuilletonredaktion des Berliner Tageblatts für Frau und Kinder das tägliche Brot verdienen mußte. Wie schön sind die letzten Sätze, die er, im Schützengraben, für seine Zeitung geschrieben hat! Vorbei, vorbei! Oscar Maurus Fontana: ein Mitarbeiter der ‚Schaubühne‘ durch manches Jahr. Morgenstern hat einmal gesagt, kein Wort sei ihm lieber als das Wort Enthusiasmus. Dieser leise, langsame, schwarzäugige Fontana war ein Enthusiast. Noch heller als seine Aufsätze glühten seine Briefe von Begeisterung — von Begeisterung für unsre Sache, für einen Menschen, für Dichter. Er selber war einer. Wienerisch weich fast wie ein Mädchen, hatte ers nicht leicht, sich durchzusetzen. Vor jedem Widerstand troch er in sich hinein. Deshalb hatte ich ihm geraten, diesen Heiß nach Berlin überzusiedeln, wo man hart wird. Nun ist es, sei er, nicht mehr nötig. ... Doch, denn in diesem allerletzten Augenblick wird mir auf die Druckerei telephoniert, daß Fontana lebt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 1.  
Verlag der Schaubühne, Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Druck: Felix Wolf, 1. m.  
b. S., Berlin, Dresdenerstraße 43. Alleinige Inseratenannahme: Annoncen-Expedition  
für  
Fachzeitschriften m. b. S., Berlin W. 18, Salomonstraße 68.

## Imperialismus

Bülow's Pointe: „Deutschland in der Welt voran!“ war eine imperialistische Formel oder konnte wenigstens als solche gelten. Wir müssen heute gestehen, daß wir vor dem Krieg garnicht gewußt haben, wie sehr die imperialistische Geste bereits zu einer Gewohnheit in unserm Verkehr geworden war. Mehr noch im Verkehr unter einander, als im Verkehr mit den andern Völkern. Wir neigten eher zu der Ansicht, daß die imperialistischen Anfälle, die gelegentlich in unsrer äußern Politik bemerkbar waren, lediglich zu den — verschieden beurteilten — Mitteln unsrer Diplomatie gehörten. Aber nein. Der Imperialismus saß den Deutschen in den Knochen. Wenn sie den „Panthersprung“ nach Agadir tadelten und sich sonstwie bei auffallenden Unternehmungen der vorgesetzten Behörden maufsig machten, so mißfiel ihnen nicht etwa das angestrebte Ziel. Sie fanden den eingeschlagenen Weg ungeeignet. Und wenn sie auch keine andern Wege wußten, so schworen sie doch darauf, daß von allen möglichen Wegen zum Ziel gerade dieser der falsche sei. Mochte einige hierbei das Temperament zur Verneinung des Ziels fortreißen — im tiefern Busen saß auch ihnen der imperialistische Gedanke und wartete nur auf den Auferstehungstusch, um im seligen Verein mit den unterdes mißtrauisch beäugten Vorläufern der großen Zeit zum Himmel zu fahren.

So muß es wohl mit uns gestanden haben. Denn sonst — nicht wahr? — sonst wären wir heute nicht alle Imperialisten.

Die Unkenntnis unsres eigenen Herzens hatte aber einen Nachteil. Als die deutschen Granaten begannen, unsern jählings ins Licht des Tages aufgeschauchten Gefühlen und wahrhaft kühnen Gedanken voranzufliegen, da hatten wir die nötigen Auffassungen nicht zur Hand, und der geistige Train konnte sich nur sehr langsam in Bewegung setzen. In der Eile rafften wir zusammen, was an imperialistischen Gedankengängen gerade zur Hand war, und so kam es, daß wir bis tief in die Provinz hinein als Engländer verkleidet auszogen, entschlossen, uns nach Albions Sturz auf seinen Platz zu setzen, mit seinem Zepter auch gleich sein imperialistisches Programm zu übernehmen. Die anstrengende Arbeit überließen wir ganz

dem Meer und der Flotte. Wir rückten den englischen Kluffessel an das englische Kaminfeuer und begnügten uns mit oberflächlichen Verbesserungen des Originals, wie sie in Operetten üblich sind. Statt „Rule, Britannia“ singt man einfach „Rule, Germania“. Wir hatten uns lange genug über die ethische, ja, wir sagten: theologische ‚Aufmachung‘ des englischen Imperialismus geärgert. A corsaire corsaire et demi. Wir forcierten die Vorsehung. Wo, vorher, die Laterne Manchester einem auserwählten Volk von Commis Licht gespendet hatte, schalteten wir so viele Lampen ein, bis Kants Sternhimmel von Königsberg bis zum Raiberpaß im nördlichsten Indien reichte. In der Kumpelkammer der Geschichtsphilosophie begann das Blech wie Eisen zu klirren, zugleich sangen unsre Varden mit Kiplings Stimme.

Deutschlands bewaffnete Macht warf sich in die Welt und drang vor in Ost und West. Aber der Ruhm der „Brummer“ ließ unsre Männer des Gedankens nicht schlafen. Sie mußten ebenso grobes Geschütz auffahren. Das donnert uns nun Tag um Tag gewalttätig in die Ohren. Raum, daß wir noch die Ehre von Schmerz und zehnmal am Tag erneutem Sieg über die Kreatur vernehmen, die von den andern, notwendigen Kämpfen zu uns dringen. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Auch das war — Imperialismus. Nicht, als ob ich das Gezänk tragisch nähme, das die „Republik der freien Geister“ erfüllt. Ich wünschte nur, die Auseinandersetzung im Rat der Weisen fänke nicht zu sehr unter das Niveau, das die deutsche Kampfkraft auf dem blutigen Schlachtfeld noch immer behauptet hat.

---

## Zu diesem Krieg

Hanslick

Jeder gute Schriftsteller wird solche Fremdwörter aufnehmen, deren Bedeutung sich mit keinem ursprünglichen deutschen Wort deckt. Aber neben diesem innern Motiv für die Wahl eines Fremdworts als des genauesten, feinsten Ausdrucks unsres Gedankens, gibt es ja noch ein zweites, von dem viel seltener die Rede ist, und das ich darum nachdrücklich hervorheben möchte: ich meine den Wohlklang. Ein Fremdwort ist häufig das beste, manchmal das einzige Mittel, Mißklänge und Härten zu vermeiden, welche aus dem Zusammenstoß gewisser deutscher Wörter, insbesondere vielsilbiger, entstehen. Liebt drei Fremdwörter nach einander, wie „das tolette Programm des Konzerts“, als ‚neudeutsch‘: „die gefallsüchtige Vortragsordnung der Musikaufführung“. Wer gut schreiben will, muß auch gut hören. Es scheint aber jenen Fanatikern versagt, die aus Haß gegen ein wol klingendes Fremdwort lieber eine unverfälschte deutsche Kagenmu schreiben.

# Wallenstein

Um nicht länger eine Mördergrube aus meinem Herzen zu machen: Hauptmann müßte den ‚Wallenstein‘ bearbeiten, wie er den ‚Wilhelm Tell‘ bearbeitet hat. Auf einem finstern Zeitgrund male sich ein Unternehmen kühnen Uebermuts und ein verwegener Charakter ab: das war Schillers Ziel, das zu erreichen seine Natur ganz und gar der Finsternis und der Verwegenheit ermangelte. Das Allheilmittel für jede Rauheit und Unzulänglichkeit, für Gemeinheit und Schmutz des Lebens ist sein Vers: worüber der sich ergießt, das wird glatt und simpel, unirdisch und schön. Dieser Vers verwandelt einen wälischen Kürassieroberst in einen deutschen Gymnasiasten und einen verbrecherischen Condottiere in eine Seele von Mensch. Dieser Vers treibt maßlos auf. Durch ihn wird ein Haus zum Wolkenkratzer. Weil wir aber nicht im Lande der Wolkenkratzer leben, so hat bereits der Architekt selbst seinen sälereichen Riesenbau in zwei Häuser von europäischen Größenverhältnissen zu zerlegen versucht. Mit geringem Glück. Nicht durch die Mitte des Gebäudes: mitten durch ein Stockwerk hindurch führt der Schnitt. Das gibt zwei Fragmente von Häusern, zwei Stümpfe eines Dramas. Hier oben, dort unten klappt die blutige Wunde einer Gewaltoperation. Diesen unfreundlichen Anblick haben wir auf unsern Bühnen von jeher gehabt. Jetzt heißt es endlich heilen: die beiden Teile wieder zusammenfügen und von der Elephantiasis befreien. Lächerlicher Gedanke? „Ich dachte schon genug weggeschnitten zu haben; als ich aber vorgestern zum ersten Mal das Ganze hinter einander vorlas, erschrak ich so, daß ich mich gestern abends hinsetzte und noch vierhundert Jamben herauswarf.“ Je älter Schiller geworden wäre, desto mehr Jamben hätte er herausgeworfen. Auch sein fanatischer Bewunderer Karl Werder rät zu mörderischen, als den allein belebenden, Mitteln: „Man spiele den ‚Wallenstein‘, das ganze Werk, in einem Zuge. Dazu ist von sämtlichen Reden dasjenige zu streichen, was ohne jeden Schaden bei der Darstellung wegb bleiben kann. Das würde eine Anzahl von Versen bedeuten, mit der mindestens ein Drittel vom Volumen des Ganzen wegfiel.“ Aus dieser vernünftigen Anregung hat Eugen Kilian ein Buch gemacht, so überzeugend und nützlich, daß ohne seine Kenntnis kein Regisseur die Arbeit am ‚Wallenstein‘ beginnen sollte. Kilian rechnet vor, daß von Schillers sieben-tausendsechshundertdreiundzwanzig Versen ungefähr zweitausendneun-hundert geopfert werden müßten, und bequem zu opfern wären. Das Ergebnis: ein Theaterabend von sechs Stunden, der keine Schrecken böte, wenn nicht eine Schlächterfaust, sondern „die kundige und taktvolle Hand“, die Werder fordert, gewaltet hätte. Von Hauptmann wissen wir, daß er die Hand hat, und was sonst nottut. Etwa die Erfahrung, daß es ein Gesetz des Dramatikers ist, vom Charakter mehr erraten zu lassen als wirklich zu zeigen oder gar bloß zu behaupten, daß man zeige (und am Ende das noch verworren zu behaupten). Manche von Schillers Gestalten werden durch Schillers Redseligkeit ganz um ihre ursprüngliche Bestimmung gebracht. Schweigsamkeit wird sie zwar nicht zu Lebewesen machen. Aber was nicht gesprochen wird, kann auch nicht irreführen. Aus einer mißratenen Figur von schiefen Motiven würde durch nichts als Streichungen eine undurchsichtige, im guten Sinne rätselhafte Figur werden, deren Motive nicht faßbar, und der deshalb sogar die richtigen zuzutrauen sind. Es käme auf die Probe an. Werder erhebt gegen seinen eigenen Vorschlag den Einwand, daß Schiller „sicherlich grade durch seine Breite das für die Deutschen



## Geschichtsbilder / von Max Epstein

### 2. Lehren und Folgen des Zollvereins

Der Zollverein ist Grundlage für Anfang und Ausgang der Kämpfe von 1914. Zollverein, allgemeine Wehrpflicht und allgemeine Schulpflicht bilden wirtschaftlich, politisch und intellektuell die Fundamente der Größe und Macht des Deutschen Reiches, der Möglichkeit, dem Wettbewerb selbst der stärksten Koalition standzuhalten. Dieses Fundament hat uns den dreifachen Haß Englands eingetragen. Das wirtschaftliche Aufblühen des preußisch-deutschen Staates, welches Englands Weltstellung im Handel gefährdete, hat seine Kaufleute, die Bedeutung unsrer Schulen und Universitäten hat Englands denkende Geister, unsre militärische Ueberlegenheit hat Englands Politiker mißtrauisch gemacht. Der Krieg ist deshalb gerade bei den besten Elementen Englands durchaus populär, wenn auch hier und da eine Zeitung oder ein paar bedeutendere Männer ihre Bedenken äußern. Bei der Freiheit der englischen Presse und Rede ist eine gewisse Abweichung von der allgemeinen Stimmung nicht als Symptom einer allgemeinen Bewegung aufzufassen. Wir müssen uns hüten, das zu meinen und auf Hilfe aus England selbst zu rechnen. Ebenso, wie wir uns hüten müssen, auf Hilfe aus Rußland selbst zu rechnen. Dort kämpfen die lieben Juden und die edlen Polen und manche andern lieben edlen Völkerschaften so gut für den Zarismus wie für eine gerechte Sache. Die geistigen Zusammenhänge dieses Problems werden noch zu untersuchen sein. Wir dürfen aber keinesfalls Hilfe aus Feindesland erwarten und werden uns vielleicht täuschen, wenn wir auf eine Auflehnung des ganzen Islam gegen den Dreiverband hoffen. Nur in uns selbst muß die Möglichkeit zum Siege leben. Dort liegt sie auch, geschaffen von den wenigen weitblickenden deutschen Politikern, die im ersten Teil des vorigen Jahrhunderts auf der Grundlage eines starken Preußen deutsche Politik trieben. Die Kriege von 1866 und 1870 sind für Deutschland ebenso Befreiungskriege gewesen, wie es der von heute ist. Ob wir nun los von Oesterreich oder los von Frankreich oder los von England wollten: es waren immer Existenzfragen. Man denke heute an kleinere Staaten wie Rumänien oder Holland. Diese Staaten hatten entweder mächtige Beschützer, oder man ließ sie ihre staatliche Existenz ruhig genießen. Mit Preußen war das stets anders. Die ganze Welt glaubte an ihr Recht, sich um das innere und äußere Dasein dieses Staates zu kümmern, glaubte, ein Recht zur Bevormundung und Maßregelung zu

haben. Und das wird erst aufhören, wenn wir endgültig unsre Volljährigkeit erwiesen und unsre Vormünder nach gehöriger Rechnungslegung zum Teufel gejagt haben. Erst wenn wir diese Leistung vollbracht haben, wird die innerpolitische Entwicklung einen schnellern Schritt nehmen können. Das sollte man immer beachten, wenn man besonders durchgreifende Reformen auf dem Gebiet des Wahlrechts verlangt. Richtig ist, daß der starke Bürgerstand Preußens, der durch die Gründung des Zollvereins ermöglicht wurde, die siegverheißende Entwicklung Deutschlands begründete. Sicher ist aber, daß der Bürgerstand Preußens sich nicht auf Grund eines Wahlrechts entwickelt hat.

Nach Artikel XIII der Bundesakte vom Juni 1815 sollte in allen Bundesstaaten eine landständische Verfassung stattfinden. Bayern beteiligte tatsächlich eine Landesvertretung an der Beschlußfassung in Gesetzgebung und Steuerfachen: aber nur in Süddeutschland fand dies Verfahren Nachahmung. Theoretisch kämpfte Carl Ludwig von Haller aus Bern gegen die angeblich sündhafte Lehre von der Einführung einer Volksvertretung, und praktisch machte sie der oesterreichische Staatskanzler Fürst Metternich zu Schanden. Ihm schienen schon Burschenschaften und Turnanstalten, die man heute als Vereine für vaterländische Gesinnung betrachtet, gefährlich, und die Preßfreiheit war ihm ein Greuel. Dieser Metternich war ein gebildeter Mann, von dem uns Grillparzer erzählt, daß er lange Stellen Homers im Urtext auswendig rezitieren konnte. Es kommt oft vor, daß Menschen von künstlerischem Feingefühl für den Aufschwung der Volksseele gar kein Verständnis haben und alle Bildung nur einem kleinen Kreise vindizieren möchten. Auch bei Goethe lassen sich solche Erscheinungen beobachten. Fast tragisch ist es, daß die Kreise der Literatur den Staatskanzler eines Tages politisch erschütterten. Mitten in Studien über das klassische Altertum übermittelte ihm Friedrich von Gentz in Rom die Nachricht, daß Robespierre am dreiundzwanzigsten März 1819 durch den Studenten Sand ermordet worden sei. Die „Studenten-Regierung“ des „Oberburschen“ von Sachsen-Weimar, wie Gentz den Großherzog Karl August nannte, legte der Tat eines halbidiotischen Menschen keine wesentliche Bedeutung bei. Aber Metternich war außer sich. Er wies den Ministern der Bundesstaaten nach, daß die Bundesakte von Verfassungen eigentlich nichts wissen wollte, und überreichte schließlich eine geheime Denkschrift mit dem Titel „Profession de foi“ im Jahre 1820 dem russischen Kaiser Alexander. Von hier an gilt der Kampf des Fürsten Metternich dem bürger-

lichen Mittelstand, und in diesem Kampfe, der zum Kampfe gegen den preußischen Zollverein wurde, ist er glücklicherweise unterlegen. Hatte auch das Bürgertum den Verfassungsbruch des Königs Ernst August von Hannover im Jahre 1837 noch hingenommen und nur durch sieben göttinger Professoren, welche geistig allerdings eine Welt bedeuten, protestiert, so war doch die Gründung des göttinger Vereins eine Reaktion in den Kreisen des gebildeten Mittelstandes; und weil Fürst Metternich als Kanzler des führenden Staates rückwärts ging, so mußte sich die Reaktion wider die Reaktion gegen Oesterreich richten. Männer machen eben die Geschichte. Preußen war zu jener Zeit keineswegs fortschrittlich, aber die Opposition gegen Oesterreich wendete die Gesinnungen der freien Geister dem aufstrebenden zweiten Staat im Bunde zu. Schon im Jahre 1831 veröffentlichte Paul Pfizer seinen „Briefwechsel zweier Deutschen“, worin die Führung Deutschlands durch Preußen verlangt wurde. Diese Führung konnte aber nur durch die allgemeine Wehrpflicht erreicht werden. General von Bohn hatte sie schon 1814 verlangt. Die Entwicklung der Wehrverfassung wurde wieder durch die Verfassungskämpfe beschränkt und zurückgehalten. Man muß dabei wissen, daß gegen die unglückliche Einrichtung des Vereiniaten Landtags, bei dem das städtische Bürgertum so schlecht wegkam, nicht nur die Liberalen des Bürgertums, sondern auch Männer des alten Adels von hervorragender Bedeutung, wie Georg von Vincke, opponierten. Otto von Bismarck stand damals auf der falschen Seite und hielt seine erste Rede gegen den Gesinnungsumschwung des gebildeten Preußen; er verteidigte sogar den christlichen Staat im Sinne Friedrich Wilhelms des Vierten. Die Befreiung der Juden ging allerdings trotz seiner Gegnerschaft durch und trotz der Verteidigung durch den Staatsminister von Thile, welcher wörtlich sagte: „Warum sind denn die Juden nach achtzehn Jahrhunderten noch immer ein abaesonderetes Volk? Weil ihre Religion, ihr Glaube mit ihrer Nationalität so untrennbar verwachsen ist wie bei keinem andern Volk. Es kann keine jüdische Nation geben ohne mosaische Religion, und es kann keine mosaische Gesetzgebung geben, als für Juden oder die ganz Juden werden.“ Im Jahre 1848 konnte dem Vereinigten Landtag die Aufgabe gestellt werden, eine Volksvertretung zu schaffen, bei der jeder Staatsbürger wahlberechtigt wäre, und nun erst konnte sich auch die Wehrverfassung entwickeln.

## Nach dem Krieg / von Ulrich Raufcher

Die Gegner sagen: Die Zeit, der Krieg vernichtet. Vor Jahren war ein Bild Mode, auf dem der Krieg, ein schwarzer Reiter mit blutendem Schwert, über aufbäumende und zerschmetterte Menschenleiber trabt. Ein Bild, das nur den banalsten, wenn auch schmerzlichsten Zusammenhang zeigt. Nicht den Stolz des Auszugs, nicht die herrliche Wut des Angriffs, nicht die Ergriffenheit der Ueberlebenden, nicht den stummen Ernst der Zurückgebliebenen, die Region von Erzengeln, die auf einmal in einem kämpfenden Land und Volk aufstehen und wandeln. Wir, die wir an den Weltfrieden als die endliche Verheißung glauben, haben den Krieg wegen seines wahllosen Mordens gehaßt. Heut ist der Krieg da, es ist kein Wort mehr zu verlieren. Unser Haß gegen den Schlächter wurde zur zitternden Liebe für die Schlachtopfer. Der Krieg vernichtet! Nicht nur Leben und Wohlstand und Gesittung, sondern er vernichtet vor allem auch alles Veraltete, alles Faule, Kraftlose, Lebensuntüchtige, das sich im Frieden den Anschein des Ehrwürdigen oder des Ueberfeinen, der Edelfäule zu geben wußte. Was alles ist schon in diesen ersten Wochen spurlos zum Teufel gegangen! All die Spekulationen auf schmähliche Instinkte, die Aushängeschilder geistigen und sozialen Hochstaplertums, die Produkte einer seelischen Armseligkeit, der ganze Hautgoût, mit dem die Schwäche oder die Lüge ihre Gebilde umgeben, um ihnen den Ehrentitel der Ueberkultur zu verschaffen. Mit einem Wort: der Schwindel unter sämtlichen Etiketten ist verflogen, und der neue Schwindel, der die Hochkonjunktur in Patriotismus ausnützen will, wird erst recht verfliegen, wenn hinter dem leuchtenden Geschlecht von Siegen die träge Blutwelle der Verlustlisten steigt. Die Zeit, der Krieg frißt die eigenen ungeratenen Kinder. Das Geschrei, die Ausschreitungen, die Lust am Auflauf, am Radau, was alles in den ersten Tagen das Straßenbild der großen Städte zu verunzieren drohte, ist längst geschwunden. Das war die kurze, hastige Bestürzung vor dem Ausbruch, wie sie die Tiere vor dem Gewitter spüren. Der Blutdurst, dem einige Publizisten und ihr Publikum zum Opfer fielen, wird ebenso vergehen — angesichts der eigenen Blutverluste. Was bleibt und bleiben muß, ist der schaffende Ernst und das untrügliche Bewußtsein: Inwiefern hat uns der Krieg eines besseren belehrt? Auf das flirrende Gewitter Napoleon folgte Ludwig der Achtzehnte, über den die Geschichte das böse Urteil fällt, daß er nichts vergessen und nichts hinzugelernt habe. Diese Thronfolge darf sich in der deutschen Ge-



schichte nicht wiederholen. Wir wollen auf den blutigen Herrscher, der heute über unsre Tage gebietet, keinen Frieden folgen sehen, der nach dem Bilde des achtzehnten Ludwig geformt ist. Vergessen wollen wir nicht, was uns die Geschichte der ersten vierzehn Jahre dieses Jahrhunderts gelehrt hat. Aber wir wollen den Haß und die Wut vergessen, die uns in Friedenszeiten immer wieder zum Angriff trieb, weil heut andre Kräfte vortwärtsweisen müssen. Sinsulernen vor allem wollen wir, daß die Weltenuhr sich in diesen Tagen auf deutsche Zeit gestellt hat, und daß für ein Volk, das blutig verbrüdet aus dem Kampf heimkehrt, diese Brüderlichkeit, ob sie dem bürgerlichen Leben standhält oder nicht, vorerst einmal ein so großes Erlebnis war, daß man versuchen muß, ihren Bestand aufrecht zu erhalten. Das heißt: Mit Reichsverdrossenheit in irgendwelchem Grade muß es vorbei sein! Und mit den Ladenhütern unsrer innern Politik, als da sind: Reichsfinanzreform, sozialdemokratische Vaterlandslosigkeit, konservativer Patentreptismus, darf nicht mehr gehandelt werden. Die Regierungen müssen lernen, Enteignungsgesetze, Dänenschanen und die Gewerkschaftshag im Sinne Cavours zu betrachten, dem wir das Wort danken: Mit dem Belagerungszustand (und seiner Friedensform: den Ausnahmegesetzen) kann jeder Ciel regieren. Regierungen und Parteien müssen sich mit neuem Geist füllen, wenn sie ihre Berechtigung dartun wollen. Sie müssen Gedanken produzieren, die aus dem engen Bereich der Parteifehde und der hangen Rückwärtserei auf das weite Gefild gemeinsamer deutscher Aufgaben hinausweisen. Mit einem Wort: sie müssen das Einigende finden — das Trennende bleibt schon von selbst für jeden Ueberzeugungsetreuen bestehen! Man soll die Zukunft nicht beschreiben; aber ein Volk, wie das deutsche, das in diesem Kampf siegen muß, wenn es weiterbestehen will — denn nichts ist sicherer, als daß dieser große Krieg in den Annalen unsrer Feinde als der Vernichtungskrieg gegen das Reich verzeichnet steht — ein solches Volk zu solcher Stunde hat das Recht, ohne Ueberhebung der Wirkung des Sieges nachzudenken. Englands Vormacht zur See wird zurückgedämmt sein, die Meere werden wieder erschlossen, Schifffahrt und Kabel von dem drückenden Monopol einer Macht befreit sein. Deutscher Handel und deutsche Industrie und deutscher Bevölkerungsüberfluß werden weite Gebiete der Erde unter deutscher Fahne für das Vaterland befruchten. Das Recht der Majorität, das höchste demokratische Recht, wird sich in der Weltpolitik durchsetzen. Die Männer, die im Reich an der Spitze stehen, werden aus der Dürftigkeit ihrer innern

Politik in die Weltpolitik gerissen werden; das Höflingspiel der bis heute einer bevorzugten Kaste angehörenden Diplomatie wird zur ernstesten, nüchternen Arbeit von Männern werden, deren Gesichtskreis alle wirtschaftliche, finanzpolitische, ethnographische Wissenschaft und Praxis umfaßt. Andre Männer, neue Männer braucht das neue Reich. Hat im Jahre 70 Preußen gewonnen, so wirbt heute Deutschland. Die Tugenden oder Eigenarten, die im Namen Potsdam sich ausdrücken und die deutsche Einigkeit erzwingen, reichen einfach nicht hin, um die großen, neuen Aufgaben zu bewältigen, die so ganz im Gegensatz zu den Bestrebungen vor Bismarck stehen, aber auch weit über das hinausgehen, was er von seiner Schöpfung verlangte. Bismarcks Politik war europäische Politik; nach ihm kam die trübe Zeit des Lastens, Zurückziehens, der Rückwärts von Caprivi bis Riederlen-Wächter. Heut kündigt sich, an den Namen keines Staatsmannes geknüpft, sondern als unvermeidliche, fast automatische Folge deutscher Volks- und Heereskraft, die Weltpolitik an. Stirb und werde! Das ist die Parole für jeden Mann und jede Partei, der nach dem Krieg, in dem geweiteten Deutschland seinen, ihren Posten behaupten will. Nach Jena, nach dem Zusammenbruch, verglich Fichte seine Zeit mit einem Schatten, der über seinem Leichnam, woraus ihn eben ein Heer von Krankheiten getrieben, steht und jammert, den Blick von der geliebten Hülle nicht loszureißen vermag und um alles in der Welt wieder in die Behausung der Geuchen zurück möchte. Wer heute rechts und links hört und sieht, der wird mannigfacher Geister gewahr, die händelringend über ihrem Leichnam schwanke und sich nicht darein finden können, daß von ihnen die Bildung eines neuen, reinern Gesichtes verlangt wird, falls sie ein endgültiges Abscheiden nicht vorziehen. Rechts genügt die halbe Welt als Widerpart nicht, wenn der „innere Feind“ fehlt, und links weiß man für die Zeit nach dem Friedensschluß nur ein Schreckbild: siegreiche Generale! Werdet! Keiner soll an dem alten Leib weiter doktern — ein neuer soll werden. Ein Land, dessen Männerreihen so furchtbar gelichtet sind, und das sich plötzlich so großen Aufgaben gegenüber sieht, wie sie einzig und allein in der Tatsache enthalten sind, daß es das mächtigste, stärkste ist, kann die neue Zeit nicht mit innerer Zurückschraubung beginnen. Es hat keine Zeit und keine Menschen dazu, es würde den Siegespreis gefährden und die Gefatomben von Opfern wertlos machen, wenn es einen Teil des Volks, vielleicht gerade den, der die meisten Opfer brachte, um Dank und Lohn betrügen wollte. Politik, auch innere, ist sicherlich etwas Amoralisches;

aber ich glaube, daß gewisse Dinge nicht ungehehen gemacht werden können, ohne daß der, welcher es versucht, sich die Finger verbrennt. Bis zum Beweis des Gegenteils glaube ich, daß die Männer, die heut an der Spitze des Reiches stehen, den Worten aus Stunden der Not Erfüllung in Stunden der Errettung folgen lassen werden. Ohne solchen Glauben wäre alle Politik für den anständigen Menschen eine Galeere. Für beide, Regierung und Parteien, heißt es heute „Stirb und werde!“, und wir würden die Totgeweihten draußen im Feld zu armen, irregeleiteten Narren machen, wenn wir nicht unsre ganze Seele an dies Schöpferwort setzten, dem auch heut noch neue Welten erstehen: Werde!

---

Der Schluß einer klugen, schönen, mutigen Flugschrift, die von der ‚Kriegspflicht der Daheimgebliebenen‘ handelt und ebenso heißt, dreißig Pfennige kostet und bei Albert Langen in München erscheint.

---

## Der Querulant / von Alfred Polgar

Querulant, so nennt der Ortsrichter den alten Hias, der in seines Herzens Einfalt Rechtsbegriffe von paradiesischer Gradheit und Unverworrenheit hegt. Weil ihm der Förster mit der Erschießung des häßlichen, aber treuen Rötters Schluffel sehr weh getan, müsse, so meint der Hias, die Sühne für diese Tat eine solche sein, die dem Förster auch sehr weh täte. Eine Geldbuße also erscheint dem Hias unzureichend. „Schmerz um Schmerz“ ist seine ebenso knorrige wie alttestamentarische Rechtsdevise. Und weil er auf seinem Standpunkt mit einer wahrhaft erleuchteten Beschränktheit zäh verharret, nennt ihn eben der Ortsrichter einen Querulanten. Der Hias versteht nicht, was das ist, aber er nimmt es sich zu Herzen. Erkennend, daß er zu schwach ist, seinen Rechts-Willen gegen die Gebildeten, Mächtigen und das mit ihnen verbündete Gesetz auszudrücken, schluckt er die bittere Empfindung des Unrechts-leiden-Müssens mit Alkohol hinunter; fügt sich in die Geldentschädigung. Leider sprudeln ihm aber im Rausch allzu feindselige Aufrichtigkeiten seines Herzens über die Lippen, und der Förster — auch rechthaberisch und knorrig — wirft den armen Hias hinaus. Jetzt reißt ein schwarzer Entschluß in der rüchtigen Seele des alten Mannes. Er lauert im Abendur dem Fräulein Förster mit der Fangschnur auf (mit „Magen“, wie man in Wien sagen würde). Gottlob, es schießt nicht viel. Die brave Försterische erholt sich rasch

dem grauslichen Zwischenfall und würde ihrerseits den Hias niemals anzeigen (da sie am Schicksal eines von ihr geliebten Leonhard erkannt hat, was irdische Gerechtigkeit aus einem braven, zufallsweise gestrauchelten Menschen machen kann). Aber der Hias selbst meldet sich als Täter. Er läßt sich nichts schenken, wie er sagt. Nach demselben Kleinen, vom Glorionschein einer heiligen Simplität umschimmerten Gerechtigkeits-Einmaleins, nach dem er für erlittenes Unrecht Sühne gefordert hat, bietet er nun auch Sühne für getanes Unrecht. Der skeptische Ortsrichter, nebenbei in Försters Töchterlein verliebt, meint, solcherart gütig-ironisch das Stück abschließend, die Geschwornen würden dem Hias nicht viel tun: einen so Gerechten müßten sie doch wohl für unzurechnungsfähig erachten!

Also eine Komödie, deren bißchen lebendiges Grün aus der Spalte sprießt, die Recht und Gerechtigkeit von einander scheidet. Eine dramatisch sehr keimkräftige Gegend, von Dichtern oft und gerne besucht, und der Lieblingstummelplatz des Doktor Max Burkhard, der von dorthier manchen nett gebundenen Buschen lustig-bitterer Proteste, fürs Theater, heimbrachte. Seinen Manen ist wohl die Figur des Ortsrichters gewidmet, der „Doktor Burschian“ heißt und auch so ist. Er hat im ‚Querulanten‘ die gemüthlichen Bissigkeiten zu sprechen, die Hermann Bahrs Stücken ihr unverkennbares geistiges Aroma geben. Trotzdem (oder eben deshalb) ist er in der Komödie ‚Figur‘ geblieben, nur nach einer Seite seines Wesens hin beweglich, sonst rundherum gelähmt, larvenstarr und -kalt; genau so wie der Förster samt Tochter, Schwester und jenem Leonhard. Blut, Wärme, den vollen Atem des Lebens hat allein der wackere Hias. Und ein Herz, das aus Eigenem schlägt. Gleichsam: der Dichter mußte es nur in Gang bringen, dann konnte er die Finger davon lassen. Ein tief sympathisches Menschenkind, aus lauter Redlichkeit gemacht, ohne Geheimnis, offen bis in die letzte Falte seiner verwitterten Kinder-Seele. Schade, daß der Hias mit Ende des zweiten Aktes von der Bühne tritt und den ‚Figuren‘ Platz macht. Schade, daß sein einfacher, törichter Rechtsandel von Neben- und Gegenspielen zum Thema begleitet wird, deren herzliches Lebendig-Tun ihre Herkunft aus dem Atelier des Theatralikers doch nicht verleugnen kann. Schade, daß die farge, aus den Gesetzen der eigensten Art mit Notwendigkeit geborne Beredsamkeit des Hias abgelöst wird von dem tintigen Salon-Dialekt des Ortsrichters. Schade, daß der echten Stimmung, die der Hias auf die Szene bringt, die Veldruff-Stimmung folgt, wie sie der schluchzende Vortrag eines Schubert-Liedes



mit Abenddämmerung und rotem Kaminfeuer erzeugt. Schade, daß die schöne Knappheit und Gedrungenheit des ersten und auch des zweiten Aktes in der leeren Weitläufigkeit des dritten und vierten Aktes vergessen wird. Schade, alles in allem, daß hier ein würziger Komödieneinfall durch überreichliche Zusätze von Fett und Wasser seines Wohlgeschmacks verlustig gehen mußte. Der ‚Querulant‘ zeigt die gleiche literarisch-tragische Schicksalslinie wie alle Stücke Bahr’s: unglückliche Liebe zum spröden dichterisch-Einfachen, die im Lechtelmechtel mit einer fidelen, viel leichter zugänglichen Geistigkeit Trost sucht. Nur daß hier jene unglückliche Liebe im besten Zuge schien, endlich einmal ans Ziel zu kommen.

---

## An Kleist / von Julius Bab

Zum einundzwanzigsten November 1914

Genius der Stunde! Da dein Tag erschien,  
dein Todestag im Jahr, da viele sterben  
und viel erzeugt wird, sprechen wir, die Erben  
am Amt, das du geschaffen hast: Ich dien’!

Wie schmolzest du mit Preußens hartem Erz  
der deutschen Seele feinstes Gold zusammen:  
aufglühend floß bei deines Geistes Flammen  
der reinste Kern in stärkste Form. Dein Herz,

dein großes Herz verzehrte sich im Brand,  
bei dem so kostbar Werk zuerst geschmiedet.  
Es liegt dein Grab so kriegerisch umfriedet,  
das deutsche Grab am See in märk’ischem Sand.

Und aus dem Scheiterhaufen dieser Gruft  
muß heute, heute sich der Phönix heben:  
Was zahlt ihr Leiber, so viel tausend Leben,  
wenn nicht für Seelen, groß wie Himmelsluft?!

Auf starkem Klang von kriegerischen Märschen  
schwebt strahlend einer Flöte Geisterhauch:  
„Das Kriegsgesetz, ich weiß es wohl, soll herrschen,  
jedoch die lieblichen Gefühle auch.“

# Der Endspurt des kleinen Herrn Fred

— von Fritz Red-Malleczewen

Er hieß Fred und war ein kleiner Leutnant. Weil ihn aber irgendein in diesem Falle ungewöhnliches Parfüm von Verträumtheit und Abenteuerlust zum Outsider machte, so saß er nicht mehr in seiner höchst nordöstlichen Garnison, sondern war nach Afrika gegangen. Kommando zu irgendwelchen unmöglichen Landesaufnahmen in noch unmöglicheren Winkeln von Kamerun.

Und weil er ein Outsider war, so ging es ihm (das ist doch ganz logisch?) anders als andern, die in unmöglichen Winkeln von Kamerun unmögliche Landesaufnahmen machen: Christian Leisetritt, der Bursche und seine drei Träger mit landesüblicheren Namen lagen im Urwalde. Gelbfieber. Wie das so geht, nicht wahr? Alle vier hatte er christlich, wie sich das gehört, zehn Zentimeter tief in die Sumpf-Erde gegraben.

Beim vierten war auch das ihm garnicht leicht gefallen. Denn es war wirklich ein ganz unmögliches Klima, und er wußte selbst nicht, ob den Christian und die drei Nigger nicht das angenehmere Los getroffen hatte. Jedenfalls hatte er sich dann mit seinen im übrigen sehr untadeligen Landesaufnahmen in die englische Nachbarkolonie verirrt und war nach wochenlangem Suchen in die Hauptstadt an der Küste geritten.

Er saß bei diesem denkwürdigen Einzug auf seinem Pony, das keinen Quadratzoll heilen Fells mehr am Leibe hatte, und schaute aus seinem flaumbärtig gewordenen Jungengesicht höchst trotzig auf die promenierenden Gentlemen, die ihrerseits das Don-Quichotte-Rosß mit dem kleinen Mann in der zerrissenen und verfaulten Nord-Uniform ein wenig erstaunt ansahen. Zuerst, selbstverständlich, meldete er sich beim Gouverneur. Und wie er vor dem langen Engländer mit dem Leder Gesicht und den zwei tiefen Falten von der Nase zum Mundwinkel stand, da ging dem kleinen Herrn Fred etwas ganz Besonderes durch den Kopf. Schwer zu sagen, was. Jedenfalls irgend ein kategorischer Imperativ. Nicht: „Haltung“. Das kam, als selbstverständlich, garnicht über die Schwelle des Bewußtseins. „Repräsentation“. Das traf die Sache schon eher. Und so schlugen auf die freundliche Frage des im übrigen höchst korrekten Briten, ob er irgendwelche Hilfe brauche, seine Hacken just so entschieden verneinend zusammen, als säßen noch zwei Sporen daran, statt eines verbogenen, und als hätte er noch gelbe Stiefel an, statt verrotteter Ledersefen.

Also, in Deutschlands tiefster Erniedrigung noch, Repräsentation. Als er draußen die englischen Commis in strahlendem Weiß zum Polo reiten sah (Polo, du lieber Gott, Polo! Gab's denn so etwas wirklich in diesem Land der Urwaldsfäulnis und der Gelbfieberleiden?) — da also war ihm dieser schon erwähnte kategorische Imperativ noch vernehmlicher geworden.

Und dann das german consulat. Irgend ein Blechladen dicht am Hafen. Ein dicker, bartloser Herr in Hemdärmeln tippte an einem Briefkopf: „An Seine Excellenz den Herrn Reichskanzler...“ (Reichskanzler? das war ihm in diesem Augenblick nur noch die vage Vorstellung von Karikaturen eines sehr langen Mannes). Der Gentleman mißfiel ihm. Also Beschränkung auf das Notwendigste: Legitimierung, Auslage des Dampferbilletts von Reichswegen nach Deutschland mit dem Umweg über Duala zur Abmeldung. Drahtloses Telegramm an den Kapitän. Persönliche (freundlich angebotene) Hilfe? Nein! Denn der Kleine war nicht nur ein Outsider, sondern auch, wie schon erwähnt, ein Leutnant. Und dreiundzwanzig Jahre alt. Als er dann hinaus war und ihn auf der Straße die makellose Gelassenheit des old England umgab, fühlte er etwas Peinliches: daß ihm eine verheufelte Schläffheit in die Nerven schlich. Und daß jetzt, wo doch scheinbar das Schwerste hinter ihm lag, daß hier unter den Augen dieser eleganten, wohlhabenden Untadelhaftigkeit für ihn, den zerlumpten Kerl, die Hauptsache erst begann: das Finish in seinem Rennen, das er eben schon hinter sich geglaubt, der Endspurt.

Also: Repräsentation vor old England. Mit zwanzig Pfund in der Tasche., Zunächst drei Tropenanzüge nebst Wäsche: das waren zehn Pfund. Die sonstige Herstellung des äußern Menschen, das war (mein Gott, man war nicht in Meserik, sondern in British-Nigeria) ein weiteres Pfund. Gut. Und nun das Hotel. Das war nicht etwa das an der See, durch dessen Zimmer am Abend immer die kühle Brise wehte. O nein: sein Hotel lag mitten in der engen Stadt. Gegenüber war ein Kino und unten, im Erdgeschoß, war eine Niggerkneipe. Oben aber, das mußte man zugeben, war eine lustige Galerie, auf der die englischen Herren von vorhin in Liegestühlen gähnten, auf der der Manager und seine blonde schlanke Frau (eine richtige weiße Frau, war denn das nicht?!) auf und ab gingen. Konnte man sich aber vorstellen daß diese weißen großen Gentlemen jemals so verwahrloßt und schauern konnten wie er? Und er fühlte sich, äußerlich innerlich, grenzenlos heruntergekommen. Und wenn

Majestät von England in diesem Aufzug hier hätte erscheinen müssen: er hätte sich vor diesen seinen korrekten Untertanen höchst verkommen fühlen müssen. Außerlich und innerlich.

Dann wies ihm (nach seinen Erklärungen und dem Hinweis auf seine eingehandelten Packete) der Manager ein Zimmer. Mit allen Mahlzeiten zwei Pfund. Fünf mal zwei? Nein! Dann ein andres. Eineinhalb Pfund? Nein! (Pfui Teufel, fiel das schwer!) Und dann ein dunkles Loch. Ein elendes Loch. Die Fenster auf den Hof. Der Hof rings von glühenden Mauern umgeben. Und unten (der Manager hatte es wirklich nicht verhindern können) duftete der Abfallhaufen der Niggerkneipe. Bei vierzig Grad Celsius im Schatten! Ein Pfund am Tag? (Fünf mal eins = ...) Allrighth, Sir.

Drei Tage lag er auf seinem Bett und schonte seine Wäsche und seine Anzüge. Er lag den ganzen Tag da und zog sich nur zum Bad an und zu den Mahlzeiten. Denn eine Wäsche hätte doch mindestens ein weiteres Pfund gekostet. Und fünf Pfund kostete sein Leben und die Trinkgelder, nicht wahr? und das Gepäck zum Dampfer und ... Also lag er in dem dunklen stickigen Loch, in dieser entsetzlichen Hochofenhölle, in der alles nach zersektem Schweiß roch (denn es war eben das Zimmer der armen Leute), in das von außen der Hauch des Düngerhaufens und von unten die Musik der Nigger kam. Dieser verdammten unverschämten Nigger, die er am liebsten mit einer Kugel durch die Decke zur Ruhe gebracht hätte.

Und bei diesem Liegen fühlte er, daß er definitiv heruntergekommen war. Daß seine Haut voller Giterbeulen war und trotz allen Bädern schlecht roch. Daß alles um ihn schmutzig war und stank. An Christian, den armen Kerl, der oben im Urwald verweste, wollte er nicht denken. Das war am Ende sentimental. Und er brauchte für sein Auftreten als deutscher Gentleman alle Kraft. Aber er konnte es nun einmal nicht hindern, daß in der großen Verlassenheit ihm ein Gefühl kam, das ihm, der doch Uebersee kannte, ganz und gar neu war: die Erkenntnis von der wilden Fühllosigkeit, der Unbarmherzigkeit der Tropen. Für diese (auch von andern nicht ganz leicht zu verdauende) Tatsache und Erkenntnis aber war er in diesem Zustand zu elend. Und der schneidige kleine Fred war mit einem Mal ein ganz, ganz kleiner Junge. Und er fühlte, daß er eigentlich weinen mußte. Aber das, zum Donnergewitter, verbat er sich ganz energisch.

Dann beschloß er, zum Dampferbureau zu gehen. Und er zog seinen letzten saubern Anzug an und ging an der Frau des Managers vorbei und grüßte sie so, wie man eine englische



Dame grüßt (obwohl ihm dabei die Hautwunden am Rücken ekelhaft weh taten). Und dann ging er zwischen den korrekten weißen Herren hindurch und mühte sich herzlich um die sichere Ruhe in ihrem Gesicht. Aber es gelang ihm nur Blasiertheit mit einer Spur Hochmut dabei. Denn er war ein Deutscher. Und ein Leutnant. Und, wie schon erwähnt, dreiundzwanzig Jahre alt.

Auf dem Bureau erfuhr er von dem fetten Portugiesen, der die Agentur hatte (er war so fett, wie eben nur ein Portugiese sein kann, sah Fred beim Sprechen nicht an, und der Kleine ahnte, daß der Herr Eismasser hatte und weiße Anzüge die Hülle und Fülle und eine hübsche Villa an der See) — dort erfuhr er also, daß der Dampfer erst drei Tage später käme. Da suchte seine Hand, von einem armen überhitzten Jungenghirn kommandiert, nach dem Parabellum. Aber den hatte er zu seinem Glück im Hotel gelassen.

Im Hotel, in seinem dunklen Loch kam ihm dann die Gewißheit, daß der Dampfer wohl nie kommen würde. Und daß der Dalles nie ein Ende haben würde. Und dann fühlte er, wie seine wundte Haut brannte, und wie das Fieber ihn zu schütteln begann und ein unendlicher Ekel vor seinem Körper ihn überkam. Ob er nicht zum Arzt...? Aber er mußte von seinen acht Pfund nun doch noch weitere drei Tage leben und seine Wäsche... Er besah sich seine Anzüge. Aber wenn man weiße Anzüge erst einmal besieht, ob man sie nicht doch am Ende noch einen Tag tragen kann, dann sind sie bekanntlich todsicher schmutzig... Und so schickte er nicht zum Doktor, sondern seine weißen Anzüge zum Wäschenigger...

Am Abend faßte ihn das Fieber energischer am Kragen. Aber nicht das war so schlimm. Weit schlimmer war diese verdammte Sentimentalität, diese Angst vor den Tropen, dieses verdammte Verlangen nach Mutters Schoß. Und er schaute zu den Engländern, die in ihrer weißen Vollkommenheit dalagen, und ihre Magazine (was denn sonst?) lasen. Und wie er sie dort liegen sah, als lägen sie dort schon seit dem siebenten Schöpfungstag, als habe der liebe Gott sie eigenhändig nebst ihren Magazinen hingelegt, da überkam ihn der tolle Wunsch, daß irgendeine dieser weißen Figuren zu einem Menschen würde. Und mit ihm ein Wort, Herrgott, nur ein einzige Wort spräche.

Die Frau des Managers hatte, wie sie den deutschen Leutnant heute sitzen sah, irgendeinen Instinkt (weiß der Teufel daß die Weiber aller Zonen in solchen Instinkten gleich genio sind): ihm zu sagen, daß der Dampfer, ihr Mann habe es er

zählt, nun doch morgen käme. Das und noch ein paar freundliche Worte. Aber sie mußte sich doch getäuscht haben. Denn sie sah, daß dort kein kleiner Junge saß, den man trösten mußte, sondern (wirklich, diese Deutschen hatten etwas gelernt) ein unnahbarer Gentleman, der so selbstzufrieden vor seinem Tee saß, als säße er dort schon seit der Schöpfung, und als habe ihn der liebe Gott samt seinem Tee höchst eigenhändig dorthin gesetzt...

Und dann war am nächsten Tag der Dampfer wirklich da. Er machte, als der Kleine zum Hafen kam (Donnerwetter, das Gehen war ihm nicht leicht gefallen) eben fest. Hinten sah er auf dem weißen Feld der deutschen Flagge das eiserne Kreuz. Und ihm dämmerte dabei die wesentliche Gewißheit, daß der Kapitän wenigstens den Fisch nicht mit dem Messer essen würde.

Als er den Nigger entlohnte, blieben ihm noch drei von den Pennymünzen mit der schönen antiken Prägung, die diese Engländer wieder einmal voraus haben vor uns. Sein armseliger Koffer hupfte das Fallreep hinauf. Oben stand der Kapitän. Der Kapitän? Zum Teufel, das war der liebe Gott selbst. Oder Hieronymus Holzschuher. Jünger vielleicht. Aber ebenso monumental und zuverlässig. Und als der kleine Kerl den Großen sah, überkam ihn das Gefühl, daß er nun genug repräsentiert habe, und daß er nun geborgen in guten, zuverlässigen und großen Händen sei. „Herr Leutnant...“ — und er hörte seinen Namen. „Wir haben alles vorbereitet. Sie werden müde sein.“ Und der Kapitän winkte zwei weißen Stewards. Stewards? Hilfreichen Engeln! Erzenkeln! Als er über das Promenadendeck zu seiner Kabine geführt wurde, zwischen weißen eleganten Damen (man denke: Damen) und flirtenden Herren hindurch, fing gerade die Musik zu schmettern an. War das nicht... Preußenerinnerungen... Heil Ansbach und Bahreuth... Der Hohenzollernberger? Und dann klangen ihm Worte ins Ohr, die er mal gelesen (war's nicht Biliencron?): „Der Hohenzollernberger sandte uns seine Feuerfarben ins Blut!“

Und das tat der Hohenzollernberger auch dieses Mal. Denn als auf den kleinen Fred die funkelnden Akkorde einströmten, und er nun fühlte, daß er ganz und gar geborgen sei und sein Rennen nun doch, im Endspurt, gewonnen habe, begann ihn (es war glücklicherweise schon unten im Gang) ein hysterisches Schluchzen zu schütteln. Dann aber, als er seine Kabine erreicht hatte, kugelte der erschöpfte kleine Sieger dem überraschten Steward ohnmächtig in die Arme.

## Feldpostbrief

Ich habe, als Kriegsfreiwilliger, auf dem Welttheater meine Rolle gut gespielt. Das Stichwort gab mir der ‚Prinz von Homburg‘, in dem ich so oft auf der Schaubühne spielte. Ueberhaupt Kleist! Im Schlachtendrange lernt man ihn kennen und noch mehr als vorher lieben! Am zweiundzwanzigsten Oktober, früh um Sechs — die herrlichste Morgenstimmung! Ich kletterte mit dem Oberstleutnant, in dessen Bataillonsstab ich befördert war, aus dem finstern Schützengraben, vergesse den hohen Vorgesetzten und rufe jauchzend, wie der alte Kottwitz: „Ein schöner Tag, so wahr ich Leben atme! Ein Tag, gemacht zu süßerm Ding, als sich zu schlagen! Die Sonne schimmert rötlich durch die Wolken, Und die Gefühle flattern mit der Lerche Zum heitern Duft des Himmels jubelnd auf!“ Der Oberstleutnant: „Was sind Sie zu beneiden, daß Ihr Beruf und Ihr Gedächtnis Ihnen die rechten Worte immer so in den Mund legt! Vergessen Sie die Dichter nie, wenn es mal drauf ankommt!“ Zwei Tage später kam es drauf an. Achtzig Mann lagen in letzter Reserve, sollten auf keinen Fall vor. Strenger Befehl des Generals, zu überwachen vom Leutnant. Der Abend kam, unsre Reihen sanken, die Reserven sollten und wollten auf Grund des Tagesbefehls nicht vor, trotz aller Hilferufe. Unsre Artillerie wurde von Franzosen und Engländern gestürmt. Blutende Kanoniere stürzten zu uns und brüllten um Rettung. Da ein Moment in mir (ich war einfacher Musketier): auf der einen Seite die Ordre, die starre Regel — auf der andern blutende Kameraden, vier verlorene Geschütze! Ein Moment: „Nun, Caesar divus, leuchte meinem Stern!“ Es brüllt in mir auf: „Ich nehms auf meine Kappe — folgt mir!“ Seitengewehr aufgepflanzt, Sturmangriff geblasen, hinein in den Höllenrauch, andre schließen sich an, das Dorf wird gestürmt, unsre Artillerie gerettet! Mit schweren, schweren Opfern — aber der Sieg war unser! Im Zeichen unsres göttlichen Kleist! Am andern Tag wurde ich Unteroffizier und erhielt das eiserne Kreuz. Am dreißigsten Oktober traf mich ein Dumdum-Geschoß, und nun liege ich schwer verwundet im Lazarett.

---

## Die Perser / von Aischylos

(Fortsetzung)

Uebersetzen von Lion Feuchtwanger

Atossa. Chor.

Atossa: Ihr Freunde, wer um Menschendinge weiß,  
Der weiß auch, wie dem Leidenüberschwemmten  
Ein jeder Schatten neue Scheu erweckt,  
Indes dem Glücklichen ein jeder Windhauch  
Die Segel günstiger zu schwellen scheint.  
Mir nun wächst jetzt die Furcht aus jedem Winkel.  
Feindseliges Verhängnis schaut das Aug,  
Daß Ohr hört überall unseligen Sang.  
So hat Entsetzen mir den Sinn verstört.  
  
Drum fehr ich wieder, ohne Wagen, glanzlos  
Und abgetan den frühern Königsprunk,  
Dem Vater meines Sohnes Opfertrank  
Zu gießen, wie er mild die Toten lödt:

Die weiße Labemilch geweihter Rûhe,  
Der Blütenfreundin hellen Honigseim,  
Das laute Raß der jungfräulichen Quelle;  
Dann unvermischt, erdkräftig, sonnenstark,  
Der alten Traube wonniglichen Trank,  
Des nie entlaubten Delbaums goldne Gabe  
Und Blumen, wie sie unsre Erde trägt.

Auf denn, ihr Freunde, laßt zur Totenspende  
Den Sang erschallen! Ruft empor, beschwört  
Den Schatten des Dareios! Ruft, dieweil  
Den nächtigen Göttern fromm mein Opfer fließt.

C h o r :

Königin, Hehrste der Perserfrauen,  
Laß die Erde den Weibetränk trinken!  
Wir aber flehen und singen den Göttern,  
Den Totengeleitern,  
Um Gnade und Gunst!

Götter der Tiefe!  
Gaia und Hermes und Herrscher der Schatten!  
Sendet die nächtige Seele zum Licht!  
Daß sie, die wissende, künde und rate,  
Wo der Sterbliche ratlos verstummt!

Hörst du mich, seliger, gottgleicher Fürst?  
Hörst du mein Lied,  
Das in wilden, wirrtönenden Weisen,  
In gellen Gesängen, in schrillenden Schreien,  
Hellklagend dir klingt?  
Taugt die Beschwörung?  
Du Tiefer! Du Toter! Tönet sie dir?

Gaia! Und ihr, grabwaltende Götter!  
Nächtige, mächtige!  
Füget es! Waltet es!  
Sendet den Schatten des Größten, des Einzigen,  
Sendet den göttlichen Schatten empor!

Teuerstes Haupt! Teuerste Gruft!  
Teuersten Herzens teure Hülle!  
Adonai! Send ihn empor, Adonai!  
Darajavaus, den göttlichen Herrscher!  
Adonai!

Er, er führte nimmer die Männer  
In des zermalmenden Krieges Vernichtung.  
Liebling der Götter hieß er den Persern,  
Liebling der Götter  
Waltet er, schaltet er, herrscht er des Heers.

Bel! Heilger Herre! Lieber! Verlorner!  
Bel! Alter Hort! Komm! Erscheine!  
Steig auf zum krönenden Kranz deines Grabs!  
Steig im Goldschmuck der Safranandalen,  
Steig im Kronschmuck der Königstiara,  
Prangend, herrlich steig auf, steig auf!  
Darajavaus! Vater! Gütiger!  
Steige, steige, steige empor!



Höre das grause, das nie erhörte,  
Auf und höre, König der Könige!  
Auf und höre das Unmaß des Leids!  
Schwüler Schwaden schwelte vom Styr her,  
Und alle Blüte des Landes verdarb.  
Darajavaus! Vater! Gütiger!  
Steige, steige, steige empor!

Wehe! Wehe! Wimmern und Weh!  
Wie weinten um deinen Tod die Getreuen!  
Waltetest du, keiner, keiner  
Klagte, bewältigt von zwiefachem Weh.

Landmacht und Seemacht! Mannen und Masten!  
Die Schiffe, die Segel, dreirudrig, gewaltig,  
Entmastet, entmastet!  
Landmacht und Meermacht! Mannen und Masten!  
Schmachvoll erschlagen! Gramvoll begraben!  
Erschlagen! Entmastet! Zerrafft! Zermalmt!

Der Schatten des Dareios. Chor. Atossa.

Dareios: Der Treuen Treuste! Freunde meiner Jugend!  
Ergreiste Perser! Was bedrängt mein Volk?  
Es dröhnt, es schüttert, es zerbricht der Grund.  
Und meine Gattin seh ich hier am Grab.  
Die Spenden nahm ich. Doch in mir ist Angst.  
Und ihr, ihr stöhnt und drängt euch um die Gruft,  
Und euer Totenbann rief mich erbangend,  
Helljammernd, klagend. Schwer, schwer ist der Weg.  
Denn die da walten in der Unterwelt,  
Sie bieten Willkomm gern, doch Urlaub minder.  
Und dennoch, auch dort unten gilt mein Wille:  
Hier bin ich. Sprich nun; meine Zeit ist kurz.  
Welch neues Unheil lastet auf dem Land?

Chor: Ich kann dich nicht schauen.  
Ich kann dir nicht reden.

Dareios: Scheu erschüttert mich heute wie einst.  
Du riefst mich, und ich folgte deinem Ruf.  
Nun laß die weiten, wählerischen Worte!  
Leg ab die Scheu! Sprich klar und kurz und alles!

Chor: Ich kann nicht gehorchen.  
Ich kann dir nicht reden,  
Feindlichste Dinge dem freundlichsten Herrn.

Dareios: Da alte Schuld annoch den Sinn dir dunkelt,  
So sprich mir du, Genossin meines Lagers.  
Hemm' deine Grames Flut und sprich zu mir!  
Wer sterblich ist, der bleibt des Leids nicht ledig.  
Wem gar das Schicksal lang das Leben dehnt,  
Dem türmt sich Leid vom Meer und Leid vom Land

Atossa: O du der Menschen allereligster!  
Solange du das Licht der Sonne schautest,  
Floß dir wie einem Gott das Leben hin.  
Und selig starbst du, starbst zur rechten Zeit,  
Vor diesem Schlag. Hörs denn in einem Wort:  
Am Boden liegt, zertreten, Persien.

Dareios: Wie? Brach die Pest ein? Lobte Bürgerkrieg?

Atossa: Nein. Um Athen zerschellte unser Heer.  
 Dareios: Wer meiner Söhne führt' es hin? Sag an!  
 Atossa: Xerxes. Und alle führte er mit sich.  
 Dareios: Zog er zur See, zog er mit Landheer aus?  
 Atossa: Zu Land, zur See, zwiefach zeigt er die Stirn.

(Fortsetzung folgt)

## Antworten

**B. J.** Sie schreiben mir: „Der Baron Karl von Gersdorff, der nun auch den Kriegertod gestorben ist, muß ein gutes Abschiedswort haben von all denen, die mit dem innern Betrieb des berliner Theaterlebens in den letzten Jahren zu tun hatten. Mit dem innern — denn nach außen drang von seiner Tätigkeit wenig: was ein Dramaturg leistet, ist ja von außen nie zu sehen, und Regie hat Gersdorff, wie ich glaube, selbständig nur ein Mal, bei recht unerheblichem Objekt, geführt. Im übrigen war er Reinhardts Adjutant — und ein Mensch, ein Mensch von innerlich guten Umgangsformen. Um ihn war eine klare Luft. Er hatte, statt der nervösen, unzuverlässigen Ueberhitztheit und der egoistischen Gleichgültigkeit, wie sie die Tages- und Nachtarbeit in einem modern-berlinischen Theaterbetrieb leicht erzeugt, für jedermann eine gleichmäßige, aus natürlicher Menschenachtung quellende Wärme. Er hatte Haltung. Er war ein Stückchen Sonne inmitten strahlender Glühbirnen und blafender Theaterlampen. Jeder, auf dessen Weg er noch so flüchtiges Licht warf, behält an ihn das Andenken eines guten und graden, ehrlichen und ehrenhaften Mannes.“  
 Requiem aeternam dona . . . .

**B. J.** Ich bin garnicht der Meinung, daß die ‚Verdeutschungsbücher des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins‘ in Bausch und Bogen abzulehnen sind. Man muß sie nur mit Kritik benutzen — und das ist gleich ein Fremdwort, das von diesem Sprachverein unzulänglich überlebt wird. In Heft Neun, das sich mit ‚Tonkunst, Bühnenwesen und Tanz‘ befaßt, steht dafür: Beurteilung, Kunsturteil, Kunstgericht, Urteil, Gutachten, Besprechung. Nichts stimmt für unsern Zusammenhang; stimmen würde: Unterscheidungsvermögen. Von den übrigen Uebersetzungen sind die guten zum Teil längst gebräuchlicher als die entsprechenden Fremdwörter: Abkürzung für Abbréviation, Hochschule für Akademie, Begleitung für Attokompagnement, Ausgabe für Edition, Unternehmer für Entrepreneur, Gipfelpunkt für Kulminationspunkt; zum Teil sollten sie allgemein eingeführt werden: Vermittler für Agent, Beifall für Applaus, Brüstung für Balustrade, Fehlbetrag für Defizit, Hulldigung für Ovation, Dauerkarte für Passepartout, Wirbelschwung für Pirouette, Gewinnanteil für Tantieme, Geige für Violine. In diesen und andern Fällen bedt ein einziges deutsches Wort das eine Fremdwort. Aber schon für Nuance fehlt jeder der sieben Uebersetzungen die entscheidende Nuance. Dialog, Perspektive und Praxis werden nicht von sechs Uebersetzungen unzweideutig und brauchbar getroffen, weil sie zu vieldeutige Wörter sind und gerade darin ihren Wert haben, Abonnement und Dekoration nicht von acht, Garderobe nicht von elf und Repertoire nicht einmal von siebzehn. Hier und da müßte man schon um der Kürze dieses Daseins willen das Fremdwort beibehalten. Lieber mag mich der Bartels holen, bevor ich für Agogik ‚Lehre von den Schwankungen im Zeitmaß‘ sage. Manches ist unvollständig oder einfach falsch: Bonvivant ist nicht Lebemann und Komit

nicht Lustspiellkunst, Cembalo ist eben nicht Klavier, Deklamator ist nicht bloß Vortragskünstler, sondern auch ein Mann, der eine Versrolle im üblen Sinne deklamatorisch behandelt, Impresario ist eine so bestimmte Abart von Unternehmer, daß dieses eine deutsche Wort nicht genügt, Oper ist weder Tondrama noch Singschauspiel, sondern Oper, Partitur weder Stimmenbuch noch Gesamtstimme, sondern Partitur, und wer hinter den Kulissen steht, steht keineswegs hinter der Bühne, sondern immer noch auf der Bühne. Was ist Motiv? Gedanke, Anregung, Sak. Was ist virtuos? Vollendet, glänzend, meisterhaft. Was ist Sekretär? Schriftführer, Schriftwart, Geheimschreiber. In allen drei Fällen würde schwerlich jemand diese deutschen Wörter mit diesem Fremdwort übersetzen. Einzelne Uebersetzungen haben einen heftigen Stich von Komik, also von Lustspiellkunst: Claque ist Klatschbande, Knoabout ist Derbspiellkünstler, Souffleurkasten ist Flüsterhäuschen, und Strophe ist Gesäß, was so leicht verdrückt werden kann. Ergo — Pardon, das ist ein Fremdwort... um Himmels willen, Pardon ja erst recht — kurzum: der Wille ist löblich. Für viel mehr Wörter, als ich hier aufgezählt habe, wird die Verdeutschung sich einbürgern. Die Gefahr ist nur: um jeden Preis verdeutschen zu wollen, auch da, wo der Preis unbedingt zu hoch ist. Laßt uns ruhig Intendanz, Karikatur, Komödie, Loge, Melodie, Orchester, Parkett, Personal, Temperament, Temperatur und Tragödie. Wir werden schon dafür sorgen, daß mit alledem deutsche Kunst gemacht wird.

**H. M.** „Haben Sie das himörkt?“ fragt freundlich der Knoabout, nachdem er den andern mit einer riesenhaften Gartenspritze von oben bis unten durchnäßt hat. Haben auch Sie, „seit einem Jahr Leser der ‚Schaubühne‘“, endlich bemerkt, was ihr sogenanntes künstlerisches Programm ist? Ja, ich kann nicht leugnen, daß mein Herz weniger bei Ibsen als bei Strindberg, weniger bei Schiller als bei Kleist, weniger bei Wagner als bei Mozart ist. Ich überlasse Ihnen freudig, daraus die vorwurfsvollsten Schlüsse auf die Verworrenheit meines aesthetischen Geschmacks zu ziehen. Mit der Forderung dagegen, ich solle hier Ihrem Geschmack „Rechnung tragen“, werden Sie schon geringeres Glück haben. Denn, unter uns beiden: dies Blatt ist zu nichts anderm auf der Welt als dazu, die Ueberzeugungen des Herausgebers durchzusetzen. Er ist kaum beschränkt genug, um nicht die ‚Wildente‘ zu lieben, für die ‚Räuber‘ zu schwärmen und die ‚Meistersinger von Nürnberg‘ in einer guten Aufführung fast ebenso gern zu sehen wie ‚Rigoletto‘. Aber er glaubt allerdings, daß die Schöpfer dieser Werke als Gesamterscheinungen der Vergangenheit angehören wie etwa Frankreich, während Strindberg, Kleist und Mozart trübtig und leuchtend von Zukunft sind wie Deutschland. Man solle glücklich sein, daß man sechs solche Kerle habe? „Hum“, sagte der Hauptmann Deverour und rannte Wallenstein seinen Spieß in den Bauch. War der Endkampf zwischen Frankreich und Deutschland geschichtlich notwendig oder nicht? Genau so notwendig ist der Krieg zwischen jener Künstlertrias und dieser, oder richtiger: wider die eine und für die andre, weil die eine ihre Schuldigkeit getan hat und jetzt nur den Raum schmälert, den die andre braucht.

---

Nachdruck nur mit voller Quellenangabe erlaubt.  
Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.  
Verlag der Schaubühne, Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Druck: Feltz Wolf, G. m. b. H., Berlin, Dresdnerstraße 43. Alleinige Inseratenannahme: Annoncen-Expedition für Fachzeitschriften m. b. H., Berlin W. 16, Fasanenstraße 68.

## Episode

Daul ist ein Mann zwischen Zwanzig und Vierzig. Er hat die Welt gesehen und träumte davon, ein Landhaus zu besitzen und von dessen Terrasse auf eine Ebene zu blicken, die sich weit ausdehnte über Dörfer und Städtchen, von Wasserläufen durchzogen wäre und gradaus an einen großen Strom, näher aber, zur Rechten und Linken, an Weinberge und Wälder grenze. Er hat die Welt gesehen und einige der Völker kennen gelernt, die sie bewohnen. Aufblühend, in sattem Behagen, inbrünstig oder schon halb verfault, wie jene Urwälder, die langsam in sich verfallen, hingen ihre Augen, ihre Menschenaugen, alle an denselben Sternen. Völker mit einer Haut von rosigem Weiß, das sich auf der Fahrt in die Sonne verdunkelte, bis das Weiße der Augen in dem schwarzen Gesicht wie ein Blinkfeuer aufblitzte. Darunter gab es wenigstens zwei, die er liebte. Eins aber haßte er — übrigens ohne galligen Neid und ohne Schwäche. Wie man als Junge haßt, wenn man nicht gerade der Ärmste oder der Schwächste in der Klasse ist. Dann haßt man, weil jede Bewegung des Kameraden eine Herausforderung abschneilt, haßt grimmig während des Waffengangs und versöhnt sich. Oder läßt den Feind seines Weges gehen. Dieses Volk waren die Engländer. Es ist eben nicht jedermanns Sache, still sitzen zu bleiben und zu verehren, wenn prachtvoll geschulte Boxer gleichatmenden Brüdern, die gewiß Heiden sein mögen, die ewigen Wahrheiten in die Röhne schlagen, die ewigen Wahrheiten des Evangeliums, wohlverstanden, das, wie man weiß, ein englisches Buch ist, wie der liebe Gott selbst in der Rangliste der englischen Armee als Generaladjutant à la suite der schottischen Hochländer geführt wird.

„Die englische Kolonialgeschichte“, pflegte Daul zu sagen, „ist die Geschichte vom brennenden Dornbusch, worin Gott Mose erschien, und Sie können sie im Alten Testament nachlesen, im Zweiten Buch Mose, Kapitel Drei, das mit den Worten schließt: ‚Und ich will diesem Volk Gnade geben vor den Aegyptern, daß, wenn ihr ausziehet, ihr nicht leer ausziehet, sondern ein jeglich Weib soll von ihrer Nachbarin und Hausgenossin fordern silberne und güldene Gefäße und Kleider, die sollt ihr auf eure Söhne und Töchter legen und von den Aegyptern zur Beute nehmen!‘ Die Aegypter, das sind, im



weitem Umkreis, die farbigen Menschen, im engern alle, die nicht in England geboren sind. Bedenken Sie: der englische Offizier in Indien schickt seine Frau zur Niederkunft nach England, und den ersten Napoleon hat auch das englische Bürgerthum nur als General, nie als Kaiser gelten lassen wollen. Ihre Revolutionen? Gehen Sie ihren Revolutionen auf den Grund, und Sie werden auf allerhand unappetitliche Dinge, aber auf keine Spur der großmütigen Gesinnung stoßen, die alle übrigen Revolutionen der neuern Geschichte adelt. Ihre Demokratie? Die Freiheit, sich die Sprossen der gesellschaftlichen Leiter hinaufzukaufen, die sie im übrigen alle, unten und oben, wie das Kreuz anbeten."

So kam es, daß Daul am vierten August in Berlin auf dem Lühnow-Platz stand und zum ersten Mal in diesen Tagen der Erschütterungen jubelte, während die Leute, die sich mit ihm um ein Extrablatt drängten, schweigend lasen und dann sichtlich bedrückt auseinander gingen. England hatte den Krieg erklärt! Daul schien es, als sollte die Katastrophe nun doch einen Sinn erhalten. Denn der Weg zur Niederwerfung des Barismus über die Leiche der französischen Republik: das war zum mindesten ein Umweg. Auch mußte die große Feindschaft gegen den Barismus einen Kenner der preußisch-deutschen Geschichte überraschen. Aber der Kampf der Vettern —! Wenn wir siegten, dann wäre wohl auch der Deutsche in unserm Blut besiegt, der seit den Gründerjahren des Reichs verderblich in uns wuchs und, sehnsüchtig nach dem Inselreich gewandt, bereits englische Züge angenommen hatte... Er wäre gern sein erstes Hurra los geworden.

Aber da saß, Helm auf, Säbel und Revolver am Gurt, mit großen sanften Augen, die auf dem zerstörten Gesicht der geliebten Frau verweilten, sein Freund, und der Wagen fuhr los zum Bahnhof. Eine Weile standen sie beide, die Frau und Daul, wie in einem luftleeren Raum.

Die folgenden Wochen durchlebte er in ohnmächtiger Leidenschaft, als hinge er in einem Strudel, worin er sich, koste es, was es wolle, behaupten müsse. Der Krieg zehrte an ihm, er wurde krank. Sein Abschied vom Lazarett, wo er Verwundete gepflegt hatte, wirkte wie eine Flucht. Er ging aufs Land und mietete sich in der Nähe seines väterlichen Freundes Schwarz ein. Ihre kleinen Häuser lagen am Ende des Städtchens, sie hatten denselben Weg zur Bahn, denselben Weg zum Gemeindehaus, wo jeden Abend die Mittheilungen der obersten Heresleitung angeschlagen wurden. Der Rebel war jetzt oft so dicht, daß einer das erleuchtete Fenster des andern

nicht mehr sah, das sonst vertraulich herüber zu grüßen pflegte an den stillen Abenden, als Zeichen und Unterpfand, daß sie doch nicht so ganz verloren seien in dieser fremden, weitabgelegenen Welt, hundert Kilometer hinter der Großstadt. Keiner von ihnen erfreute sich eines andern Bekannten im Städtchen, sie galten beide als Sonderlinge, denen nicht zu trauen war. Was in aller Welt konnte Daul hergeführt haben, zur Wintersonnezeit, in ein Nest, das von vielen Seen, im Sommer angenehm zu durchsegeln, umgeben war, dessen Pflaster aber ein vernünftiger Mensch selbst dann nur einmal erprobt zu haben brauchte, um es nie wieder zu betreten? Weshalb hatte der alte Schwarz sich an dieser Landstraße angebaut, die schon ein gewöhnlicher Landregen in einen untwegbaren Morast verwandelte? Er hatte keine Familie im Ort, niemand wußte, wie und wo sein Reichthum erworben war. Da er halbe Sommernächte auf dem Wasser verbrachte, vermutete man, daß er verbotener Weise Reusen lege. Nur hatte der Stadtwachmeister, der feinetwegen manche Nachtruhe geopfert hatte, ihn bisher nicht ertwischt können.

In Wirklichkeit war der alte Schwarz ein Philosoph, wie alle Rentner. „Der Krieg“, sagte er einmal, „der Krieg — sehen Sie, im Leben der Völker geht es wie auf der Börse. Ich habe gerissene Burschen gekannt, die trotz einem ungeheuern Aufwand an Geist und Fleiß nichts erreichten, als daß sie sich und andre ruinierten. Sie spürten eine Quelle auf, gründeten zu deren Ausbeutung eine Gesellschaft: als die Gesellschaft elendig verkracht war, stellte sich heraus, daß die Sache ihren Wert hatte; andre wurden reich daran. Sie selbst aber spekulierten, und wenn ein besorgter Freund sie fragte, zählten sie ihm scharfsinnig so viele Gründe vor, die für die Richtigkeit ihrer Annahme sprachen, daß der brave Kerl um die Erlaubnis bat, sich beteiligen zu dürfen. Sie behielten Recht. Es kam, wie sie vorausgesagt hatten: die Papiere fielen oder stiegen. Aber drei Monate zu spät. Junger Freund, es gibt nichts Hinderlicheres im Leben als ein Uebermaß von Talent. Der Unglückliche, dem das Schicksal ein solches Danaergeschenk in die Wiege legt, muß trachten, es möglichst schnell loszuwerden. Dabei hilft übrigens das Leben mit. Das Leben verbraucht den Menschen wie die Straße den Pneumatik. Deshalb ist man so vielversprechend zwischen Zwanzig und Dreißig, und — was wollte ich doch gleich sagen? Aha. Wir sprachen vom Krieg. Ja, da habe ich in der letzten Zeit viele Geschichtsbücher gelesen. Merkwürdig. Ich fand, daß nicht die geringsten Beziehungen bestehen zwischen dem, was heute ge-

schiebt, und jenem, was davon einmal Geschichte sein wird. Das heißt: nicht mehr Beziehungen als zwischen einem Erdbeben, bei dem ich dabei war, und dem Bericht, den ich selbst vielleicht darüber verfasse. Nicht nur, daß ein solches Ereignis, wenn es eintritt, gleichsam aller unsrer Berechnungen, Bemühungen und Absichten spottet und eine Größe annimmt, für die es in der Wirklichkeit keinen Maßstab zu geben scheint — seine Unwirklichkeit wächst mit jedem Tag, bis es ein richtiges Gespenst geworden ist. Das ist doch nun Weltgeschichte, was wir heute erleben! Größte Weltgeschichte, sowohl nach dem Umfang, wie nach dem Inhalt. Können wir sie greifen? Wir sehen dies und sehen das, wissen, die Erde wird verändert, bekommen ein Stück dieses Völkerrutsches zu spüren, ein andres wieder nicht, von dem wir jedoch in den Zeitungen lesen — und bemerken Sie wohl, junger Freund, die Zusammenhanglosigkeit oder, um das Wort zu wiederholen, die Unwirklichkeit geht bis in unser Herz. Vor vierzehn Tagen theilte ein Telegramm aus dem fernen Frankreich meinem Bruder mit: sein Junge — gefallen. Glauben Sie, daß er davon überzeugt ist? Für ihn lebt der Junge noch genau so, wie seit der Zeit, wo er sein Haus verließ. Er wird keine Briefe mehr von ihm bekommen, der Junge wird ihn nicht mehr besuchen, mit der Zeit wird das Bild sich verwischen, und eines Tages — eines Tages wird er es endlich glauben. Sie fragen, wann? Wenn er sich selbst zum Sterben hinlegt.

Wir gehen mit uns und den andern, mit den Menschen und den Ereignissen um, wie ein Spekulant mit den Zahlen, die vielleicht ein Vermögen, vielleicht die baldige Armut, im Augenblick aber gar nichts bedeuten als Zahlen. Er hängt seine Hoffnung daran, wie er seine Kleider in den Schrank hängt, bevor er schlafen geht. (Sie wissen: Napoleon schlief auf dem Schlachtfeld.) Er weiß, er kann nichts tun, als nur ordentlich abwarten, während das große Rad mit den vielen Rieten und den seltenen Treffern fauft. Ein schreckender Gedanke. Deshalb versucht er das Beste und betet.

Was empfinden wir wirklich von all dem, was heute vorgeht? „Wir haben gewonnen“, oder: „Wir haben verloren“.

Ich wolle, erwidern Sie mir, aus der Welt ein Glücksspiel machen? Hier ist der Schlüssel zu meinem Schreibtisch. Bitt, sehen Sie meine Papiere nach. Sie werden sie in der denkbar größten Ordnung finden. Wenn Sie sich aber die Mühe gebe sie durchzusehen, werden Sie die Spuren vieler Ängste und d Anzeichen manches Verlustes erkennen, der schließlich ein Gewinn wurde, und manchen Gewinn, den ein Verlust auf ein

andern Seite kürzte — mit einem Wort: ein großes, heftiges Durcheinander, einen langen Kampf, den die Schwäche des Gegners ebenso sehr entschied wie meine eigene Kraft. Bedenken Sie, daß meine Kraft in der langen Zeit hätte erlahmen, die Stärke des Feindes an meinem geringern Widerstand hätte wachsen können, und Sie werden mir glauben, daß ich dieses ‚Glücksspiel‘ mit der höchsten Anstrengung geführt habe, deren ein Mensch fähig ist. Trotzdem — trotzdem möchte ich die Hände falten, wenn ich zurückdenke.

Kommen Sie? Es ist fünf Uhr!“ schloß der Alte seine Rede.

Daul und Schwarz tappten langsam durch den Nebel über die holprige Straße, an deren Ende ein weißer Irrwisch in die Höhe schwankte. Das war die Stadtlaterne am Gemeinbehauß, die der Wachtmeister hochzog.

---

## Zu diesem Krieg

Schleiermacher

**L**aßt uns nicht durch zaghafte Trauer, durch weichen Schmerz das ruhmvolle Los verkümmern, sondern dahin sehen, daß wir der großen Sache würdig grün bleiben und frisch; laßt uns bedenken, wieviel glücklicher es ist, das Leben zum Opfer darbringen in dem edlen Kampf gegen diese zerstörenden Gewalten, als im ohnmächtigen Kampf ärztlicher Kunst gegen die unerkannte Gewalt der Natur. Und die liebende Sorge, die wir alle gern, wenn wir könnten, den Unrigen reichen würden in Krankheiten und Verwundungen, laßt sie uns ganz gemeinschaftlich machen, wie die Sache gemeinsam ist; laßt uns sorgen und dienen, wo wir können, des festen Vertrauens, daß es ebenso den Unrigen an zärtlicher Pflege und Behandlung von ähnlich Gesinnten nicht fehlen wird! Vor allem aber laßt uns sorgen, daß die wohlverdiente Ehre derer nicht untergehe, die sich diesem heiligen Kampfe weihen. Die Not und Entwürdigung vergangener Jahre und das herrliche geistige Erstehen des Vaterlandes in diesen Tagen laßt uns, wie wir selbst ganz davon ergriffen sind, auch den Gemütern des unter uns aufwachsenden Geschlechts auf das tiefste einprägen, daß dieser ewig denkwürdigen Zeit auch wirklich gedacht werde, wie sie es verdient, und jeder Nachkommen, den es trifft, mit würdigem Stolz sagen möge: Da kämpfte oder da fiel auch einer von den Meinigen.

\*

Ich weiß, daß ihr ebenso wenig in heiliger Stille die Gottheit verehrt, als ihr die verlassenen Tempel besucht, daß es in euern geschmackvollen Wohnungen keine andern Hausgötter gibt als die Sprüche der Weisen und die Gesänge der Dichter, und daß Menschheit und Vaterland, Kunst und Wissenschaft, denn ihr glaubt dies alles ganz umfassen zu können, so völlig von euerm Gemüte Besitz genommen haben, daß für das ewige und heilige Wesen, welches euch jenseit der Welt liegt, nichts übrig bleibt, und ihr keine Gefühle habt für dasselbe und mit ihm.



## Der deutsche Mensch / von Leopold Ziegler

Dieser Krieg ist weder vorwiegend noch überhaupt ein politisches Ereignis. Jeder von uns versteht, fühlt oder ahnt dies auf seine Weise. Alle Vergleiche mit den geschichtlichen Vorkommnissen der Vergangenheit erweisen sich als unzulänglich und irreführend. Wir wissen es jetzt schon, daß jene Preußen, Oesterreicher, Russen, Schweden, die vor hundert Jahren gegen den Despoten Europas zur Befreiung auszogen, in keiner Hinsicht das erlebt und das vollbracht haben konnten, was wir erleben, wir vollbringen müssen. Im vorigen Herbst lasen wir zu unserm Erinnern in Büchern und Annalen von einem Volk in Waffen. Aber dieselben Bücher haben uns zuviel dessen erzählt, was in diese gewaltige Vorstellung schlecht hineinpassen wollte. Jenes deutsche Volk in Waffen lebte vielleicht in der Imagination militärischer Organisatoren, Philosophen und Poeten des Frühlings Achtzehnhundertdreizehn. Es lebte weiter in dem zurückblickenden Geist der Geschichtschreiber, in der gläubigen Phantasie der Spätgeborenen. Aber es war nirgends ein Faktum, sondern höchstens die Vornahme eines Faktums.

Das Volk in Waffen sind wir.

Aus dem guten Grunde, weil erst wir wissen konnten, was ein Volk ist. Wäre vor wenigen Monaten einer von uns so neugierig gewesen, das große Mysterium einer Volkwerdung erraten zu wollen, so hätte er etwa in seinem Fichte die achte Rede aufgeschlagen: „Was ein Volk sei, in der höhern Bedeutung des Wortes, und was Vaterlandsliebe“. Aber auch hier hätte er wesentlich nur den Atem eines heißen Wunsches verspürt, im besten Falle den ungeheuern Eigensinn eines Mannes, der da erschaffen will, was nirgends ist. Von keiner Seite hätte er einen Wink, einen Aufschluß erwarten dürfen über den Vorgang dieser letzten Wochen anno Neunzehnhundertvierzehn, der uns allein von allen Generationen tausendjähriger Menschheit vorbehalten gewesen ist.

Wir glaubten bisher, ein Volk zu sein. Aber ein einziger Augenblick hat uns erleuchtet, daß wir zu keiner Zeit vorher ein Volk gewesen sind. Vergebens, daß man uns einredet, wir hätten eine gemeinsame Sprache, gemeinsame Sitten, gemeinsame Zielgedanken besessen und damit aufs gültigste bezeugt, ein Volk zu sein. Das Gegenteil war beinahe richtig. Es hat jeder seine eigene Sprache gesprochen, nur den Worten und Wortbildern nach den Worten des andern gleich. Es hat jeder seine eigenen Ziele verfolgt, seine eigene Lebenspraxis geübt,

Die ihn mehr oder weniger von den andern abschied oder ihnen gar verfeindete. Jeder zog einen undurchdringlichen Kreis um das Zentrum seiner Einzelheit und Einzigkeit. Geschäft, Leistung, Talent, Besitz, Stedenpferd, Geschlecht, Herkunft, Bildungsgang, Alter, Erziehung sonderten das Ich vom Ich, das Ich vom Du. Selbst wo die stark entwickelte Technik der modernen Arbeit viele zu gemeinschaftlicher Betätigung, zum Zusammenwirken und Zusammenhandeln zwang, durfte dies keineswegs als Verzicht auf die zentripetale Kraft unsrer natürlichen Ichsucht aufgefaßt werden. Vielmehr ist anzunehmen, daß sich das Individuum für diese durch den gegenwärtigen Zustand der Wirtschaft aufgenötigte Kooperation heimlich schadlos hielt. Gerade die notwendige Teilung und Gemeinschaft der Arbeit lehrte Unzählige diese Arbeit hassen und eine Ordnung der Gesellschaft herbeisehnen, in welcher die innere Beziehung zur Leistung des Einzelnen und der Gesamtheit überhaupt aufgehoben wäre: ein jeder sollte, indem er ein paar Stunden für alle tätig war, sich dadurch von der Gemeinschaft völlig loskaufen und das Recht auf möglichst absolute private Existenz erwirken.

Ueber diese individuell zentrierte Beschaffenheit der Gesellschaft und der Völker konnte weder gemeinsame Sprache noch gemeinsame Verwaltung oder gemeinsame Politik hinwegtrösten. Sogar der vielberufene gemeinschaftliche Kulturbesitz der Nation mußte hier durchaus versagen. Denn welche Kulturgemeinschaft verband wohl einen Fabrikarbeiter in Posen mit einem Offizier des Ersten Garderegiments zu Fuß? Welcher Kulturbesitz mochte einem Litauer, einem Oberbahern und einem Hohenzölzler das Phantasma einer wirklichen Gemeinschaft vorspiegeln? Was ist überhaupt Kulturbesitz? Wo sind die Deutschen zu finden gewesen, die in der Atmosphäre gemeinsam genossener, gemeinsam gewürdigter Produktionen zu leben gewohnt waren? Wo liebten mehrere von uns dieselben schönen und stummen Gegenstände, dieselben Helden oder dieselben Wahrheiten? Wo war die Zone der feierlichen Windstille, in der wir das Gegeneinandersprechen freiwillig aufgegeben hätten und so unsre ewigen Klappermühlen des Mahlens einmal vergessen wollten? Ist es bis dahin nicht die Eifersucht und der Stolz von jedem gewesen, seine Wahrheit, sein Wissen, seine Wünsche und Genüsse, seine Sorgen und Leidenschaften für sich allein zu haben? War es nicht, um abstrakt, aber allgemeingültig zu formulieren, das Ziel von uns allen, ein streng abgesondertes, einzigartiges und persönlichstes Bewußtsein zu besitzen? Gipfelte nicht der letzte Sinn

unsrer Leistungen, Anstrengungen und Fortschritte darin, das Bewußtsein als individuelles Urphänomen in undurchlässiger Absperrung zu erhalten? Waren wir nicht insgesamt zuletzt Inseln und Eilande, umflossen von einem Meer des grausamsten Schweigens und der Einsamkeit?

Und hier, an diesem tragischen Gesetze unsrer friedlichen Vergangenheit, vollzieht sich die unerklärliche Verwandlung, die ohne Beispiel in der Vergangenheit ist. Ich meine die Transformation des Bewußtseins in eine kollektive Erscheinung, in ein soziologisches, nicht mehr individuelles Phänomen. Das Mirakel dieser Wochen bestand darin, daß die scheinbar undurchdringlich dichte Schicht, die die vitale und intellektuelle Sphäre des Einzelnen von einander scheidet, gleichsam porös ward, daß die isolierten Zentren unsres individuell zersplitterten Lebens zusammenschossen, zusammenwuchsen zu einem Gebilde von unendlich höherer als einzel menschlicher Individualität. Plötzlich fanden wir uns mit der hellseherischen Macht ausgestattet, unmittelbar in die Erlebnismwelt des andern hineinzublicken und dasselbe zu erfahren, was er erfährt. Plötzlich fiel die ungeheure Gegenwart der neuen Gewißheit über uns her, daß wir eine unteilbare Gemeinschaft auf Leben und Tod bildeten. Das Bewußtsein sog sich gleichsam mit einem einzigen Inhalt von grausamer Deutlichkeit voll, für dessen Schwere kein Wort stark und tragfähig genug ist. Wir nahmen eine einzige, durch alle Einzelwesen flutende Erleuchtung wahr, die uns wie die Male der hochheiligen Stigmatisierung auf Stirn und Herzen brannte: wir deutscher Mensch sollen ausgetilgt, zerschmettert und ins Nichts gestoßen werden. Wir deutscher Mensch in Staub getreten und im Dampf des eigenen Blutes erstickt...

Die Härte und Unbegreiflichkeit dieser Tatsache hämmerte uns zum Volk. Sie sprengte die trennenden Wände, in denen sich jeder bislang eingemauert, eingeschmiedet hielt. Wir wurden deutsches Volk, kollektive Bewußtheit und Erlebniseinheit, in welcher der Einzelne nur noch insoweit Bestand und Wirklichkeit hat, als er an jener Erleuchtung teil nimmt. Von hier aus fanden wir eine neue Form des Lebens. Wir waren nicht mehr im Raum zusammengepferchte Anechte, zu irgend einem Zwecke von der Despotie des Goldes unterjochte Hörige, wir waren kein künstlich aus Einzelwesen zusammengesetzter Zweckverband, sondern nur mehr ein einziger mit millionenfach geteilten Organen wirkender Mensch. Was im platonischen 'Staat' ein edles Gleichnis gewesen ist: daß nämlich die torbildliche politische Gemeinschaft nichts anderes als ein höherer

Mensch sei, wird hier zu exakter Wirklichkeit. Unter dem Gesichtswinkel dieses neuen und sozusagen metaphysischen Faktums will es mir vorkommen, daß alle bisherigen Philosophie, Staats- und Gesellschaftstheorien, Psychologien, Wirtschafts- und Sittenlehren im Irrtum befangen waren, wenn sie das menschliche Bewußtsein als individuelles Ereignis beschreiben, erläutert und gedeutet haben. Es ist gewiß, daß uns dieses Erlebnis nicht nur zu beispielloser Tat, sondern gleichzeitig zu unerhörten, alle Möglichkeiten von Himmel und Erde umspannenden Gedanken ermutigen und befähigen wird. Wie wir in diesem Kampf um unsre deutsche Menschlichkeit Kräfte entfesseln werden, deren wir uns nie vorher bewußt waren und nicht bewußt sein durften — so wird aus den Wolkendünsten fiebernder Schlachten das reine Gestirn eines noch ungedachten Weltgedankens glanzreich emporsteigen. Und wie es auch kommen mag: wir werden nach diesem Krieg anders sein, und mit uns wird die Welt ein neu Gesicht empfangen haben.

Steht es aber so, daß die Frucht dieser Schicksalsstunde ein wahrhaft kollektives Bewußtsein ist, welches uns als Volk im höchsten Sinne überhaupt erst konstituiert, so durften wir auch erst von diesem Augenblick den gültigen Aufschluß darüber erwarten, was deutscher Mensch zu sein besagen könne. Die Versuche waren zu hoffnungslos, den Begriff 'deutsch' etwa methodisch aus der vergleichenden Völkerpsychologie abzuleiten oder einen Schluß zu versuchen von der besondern Qualität unsrer Kulturleistungen auf die eigentliche Gesinnung und den eigentlichen Charakter unsrer Volkheit. Heute befinden wir uns indessen in dem vermutlich nie mehr wiederholbaren Zustande, ganz unmittelbar darstellen zu können, was wir als Inhalt unsres eben erworbenen kollektiven Bewußtseins antreffen. Wir brauchen nur festzustellen, was im Gesichtskreis dieses höhern Bewußtseins auftaucht, und was uns von der uns unzugänglichen Erlebnisphäre der Feinde unzweideutig unterscheidet: wer hierin mit uns einig ist, ist deutsch im Geist und in der Wahrheit, ob er dem Blute nach ein Magyar, Türke oder Amerikaner sei. Und hier berufe ich mich auf den Umstand, daß dieser deutsche kollektive Mensch in gegenwärtiger Sonnenwende der Geschichte der einzige gewesen ist, der sich in Kummer, Scham und Zorn von der Lüge lössagte, welcher sich die ganze übrige Welt offenkundig verschrieben hatte. Mit Trauer, ja mit Entsetzen sind wir Zeugen gewesen, wie der Herrscher des östlichen Nachbarreiches seinen kaiserlichen Freund belog, wie die verantwortlichen Staatsmänner der wider uns erhobenen Völker unbedenklich mitlogen (unter der rühmlichen



Ausnahme zweier Gentlemen, John Burns und des alten Lord Morley), wie des fernern mit bübischer Frechheit die vor aller Augen liegende Ursache dieses Krieges totaeschwiegen wurde, wie in keiner Abgeordneten-Kammer, in keinem Parlamente ein Mann, ein einziger Mann aufstand und sprach: da sehet ihr zu. (Der einzige, dem wir es zutrauten, ward noch rechtzeitig am Abend vor der entscheidenden Nacht erschossen.) Diese Verschwörung unsrer Feinde wider Wahrheit und Ehrlichkeit, diese Preisgabe von Stolz, Aufrichtigkeit und Wohlstand, dieser Bankrott aller ritterlichen, aller europäischen Tugenden ist es, was wir nicht zu begreifen vermögen. Wir verstehen es schlechterdings nicht, was es nützen soll, das Grade trumm zu heißen, wir verstehen es nicht, wie man die Lüge zum Weltgesetz erheben mag und das tausendjährig erschütternde Ringen unsrer Art um Wahrheit und Seelenheil zu begrinsen wagen kann. Die Männer vom Schläge der Grey und Stowolsth, Churchill und Sasonow markieren für unser Bewußtsein die untere Schwelle der Menschlichkeit. Die Fähigkeit, ihre seelische Verfassung zu erraten oder sympathetisch in sie einzudringen, mangelt uns in einem für die beobachtende und analytische Seelenkunde beinahe bedauerlichen Grade. Leidenschaftlich fühlen wir nur eins: entweder ist die Welt für einen anthropoiden Typus ihres Schlages zugerichtet — dann haben wir auf diesem mißratenen Planeten nichts mehr zu schaffen, und es ist nicht der Mühe wert, noch davon zu reden. Dann kommt und schlägt uns tot und schreibt auf unser Grab das Wort: Hier sank der deutsche Mensch als Opfer seiner kleinen Vorurteile. Oder aber, die Welt ist doch, wie wir es hoffen, daß sie sei. Dann ist die Zeit erfüllet, und das Reich ist nah herbeigekommen. Dann wird das schlecht verwaltete Gut in reine Hände übergehen müssen, so und so. Das ist die bittere Alternative dieses Krieges, um ihretwillen ist er kein politischer Krieg. Er wird die Entscheidung bringen über Wert und Unwert, Sinn und Unsinn, Kraft und Ohnmacht dieser Welt.

Was indessen jene die Lüge duldenden und der Lüge ergebenden Völker angeht, so sehen wir sie in einem Uebermaß von Verblendung ihre nationale Selbstsucht zur Herrin über die Wahrheit setzen. Sie treffen damit eine Entscheidung von verhängnisvoller Tragweite. Denn es ist das Axiom jeder nicht ausschließlich mechanischen Auffassung von der Geschichte, daß die Individualität jeder Rasse und jeder national ausgeprägten Gruppe nur insoweit für wertvoll erachtet werden kann, als sie sich instinktiv oder absichtlich in den Dienst übernationaler Zielsetzungen und Leistungen begibt. Engländer und Deutsche.

Franzosen und Russen bilden in dem Augenblicke schädliche und bekämpfungswürdige nationale Bestände, wo sie die bloße Zugehörigkeit zu ihrer politischen Gruppe für den zureichenden Grund halten, Gesetze, Gesinnung und Gesittung verleugnen zu dürfen, die jedem entwickeltern Europäer, jedem reifern Menschen in Herz und Seele eingeschrieben sind. Der Engländer und der Deutsche, der Slawe und der Romane sind Schädlinge und widerliche Entartungen, wenn sie nirgends in dem großen Zusammenhange der zur innern Freiheit, zum Geist und zur Sitte berufenen Menschheit Wurzel geschlagen haben. Das Volk, welches seine individuelle Nationalität als höchste Instanz auffaßt, von der aus über Wahrheit und Lüge, Recht und Unrecht zu befinden wäre, das Volk, welches bestehende Gesetzmäßigkeiten von unbedingter Gültigkeit kraft seiner nationalen Subjektivität verletzen und mißachten zu dürfen glaubt, vergeht sich in selbstmörderischem Frevel gegen sich selber. Denn jegliches nationale Dasein bestreitet seine letzte vitale Kraft aus der unausgesprochenen Ueberzeugung, für eine mögliche Gemeinschaft national nicht mehr gebundener Menschheit zu wirken und hervorzubringen: einerlei, ob dieses Ziel jemals erreicht oder immer nur erstrebt wird. Jede Nation trägt und hütet den Keim einer edlern Zukunft, die von den Schranken und Unzulänglichkeiten der nationalen Bestimmung nichts mehr weiß, die nicht mehr nach deutsch und französisch, keltisch oder germanisch, sondern nach gut und böse, wahr und falsch, edel und gemein, heilig und unheilig, beseelt und seelenlos fragen wird. Wie besteht ihr da vor dieser Zukunft, die uns Völkern des Uebergangs verehrungswürdig sein sollte, wenn ihr eure Lügen bis zum Himmel stinken lasset, nur weil es eurer nationalen Selbstsucht in dieser vergänglichen, ach, schon verwehten Minute vorteilhaft erscheint? Oder wollet ihr durch diesen harten Bruch mit Treu und Glauben, Ehrlichkeit und Ehre den folgenden Geschlechtern zu verstehen geben, daß ihr an eine solche Zukunft eurer selbst nicht zu glauben fähig seid, daß die Vorstellung der Menschheit, euch für immer fremd geblieben ist, und daß eure giftige Tollmut rasend um sich beißen wird, bis ihr euch gegenseitig alle totgebissen habt? Gebt ihr deshalb den Menschen in euch, die Hoffnung der Welt, so leichtem Herzens preis, weil ihr ahnet, daß dieses alles in euch längst erstickt worden ist? Könnt ihrs denn nicht verstehen, in welchem furchtbar strengen Sinn ihr in diesen letzten Tagen zum andern Mal verraten habt „des Menschen Sohn“, den ihr empfangen haben solltet in dem sehnsuchtsvollen Schoß der eigenen Seele? Könnt ihr das — nicht verstehen?

Aber es scheint, daß dies alles geschehen mußte, damit vieles erfüllt würde. Ein Krieg brach an, wie er noch nie gesehen wurde. Eine Scheidung hat sich vollzogen, so scharf und sauber, wie man sie nie zu erhoffen gewagt hatte. Ein sehr alter Mythos fand plötzlich seine posthume Wirklichkeit, der er sich beigesellte. „Im Anfang waren die beiden Geister, welche als Zwillinge und jeder für sich da waren. Unter diesen beiden Geistern wählte sich der ungläubige Geist das Schlechtun, aber der heilige Geist wählte sich die Gerechtigkeit.“ Es ist wunderbar klar geworden, daß dieser Mythos des Avesta alle Wahrheit in sich schloß. In schier unheimlicher Entschlossenheit hat jeder der Zwillinge gewählt: der erste das Schlechtun, der andre die Gerechtigkeit. Alle im Menschen ruhende Potenzen haben sich in unbegreiflicher Vereinfachung gesondert und wider einander geordnet. Die Welt ist vollkommen einfach, vollkommen zwiefach geworden. Kein Verrat, kein Haß, keine Hinterlist, kein Eidbruch, kein Mord, kein Trug, keine Gleißnerei, die nicht an uns geübt worden wäre. Der letzte Schleier, die letzte Illusion ist von uns abgefallen. Wir sehen, wir bohren uns in die Augen, wir haben uns und haben euch erkannt. Aus welchem edlen Stoff, du Zwillingseind, müssen wir nicht sein, um solchen Satanshaß auf uns zu häufen. Der Teufel ist uns kein Sinnbild, kein Gleichnis mehr. Wird uns der Engel noch ein Gleichnis sein, o Volk des Michael?

## Geschichtsbilder / von Max Epstein

### 3. Prinz Wilhelm von Preußen

Dank der gründlichen Umwandlung, welche die große Masse in ihren politischen Anschauungen und Kenntnissen wird vornehmen müssen, wird sich auch das Bild Kaiser Wilhelms des Ersten anders darstellen als bisher. Unserm Volke ist dieser Monarch noch zu sehr der gute alte Herr, der sich bescheiden von Bismarck und Moltke beraten läßt und ungeheuer viel Glück gehabt hat. Zweifellos hat gerade die Bescheidenheit des alten Kaisers solche Beurteilung aufkommen lassen. Bismarck war eins der größten Genies überhaupt. Moltke war der geniale Feldherr moderner Zeit, nicht mehr ein Krieger und Draufgänger, sondern ein mit den Resultaten aller Wissenschaften vertrauter, seinen feindlichen Kollegen überlegener Kopf. Wie sollte man neben solchen untergeordneten Männern den Herrn gerecht beurteilen, der anscheinend nicht tat, als das geistige Kapital seiner beiden Helfer auszumünzen?

solide anzulegen und Zinsen tragen zu lassen! Die Bedeutung des alten Kaisers liegt darin, daß er sich der Verantwortlichkeit seiner Stellung stets bewußt war, so gut wie niemals in Dinge hineinredete, die er nicht genügend verstand und seine ganzen Kräfte dem einen Gebiet zuwandte, das er wie kein anderer beherrschte. Dieses Gebiet war die preußisch-deutsche Wehrverfassung, die uns zusammen mit der wirtschaftlichen und geistigen Organisation eine siegreiche Führung des Krieges von heute ermöglicht. Wir hören jetzt mit harmloser Unkenntnis und einer gewissen Selbstverständlichkeit von dem Ineinandergreifen des eigentlichen Kriegsheers mit Ersatzreserven und Landwehr und haben keine Ahnung, was es für Mühen und Kämpfe gekostet hat, bis die militärischen Gedanken, die der Schaffung eines Kriegskörpers zugrunde liegen, durchgeführt werden konnten.

Erst nach dem Tode des alten Kaisers ist eine Denkschrift bekannt geworden, die er in den Tagen der Revolution von 48, damals Prinz von Preußen, geschrieben und als gedruckte Handschrift nur einem kleinen Kreis zugänglich gemacht hat. Auf den Anschauungen, die der Prinz hier vertritt, ruht der Neubau des preußischen Heeres, wie er 1860 geschaffen wurde. Die Gelehrten der Paulskirche hatten sich auch mit der Wehrfrage beschäftigt und den Entwurf zu einem Gutachten über die deutsche Wehrverfassung vorgelegt. In diesem Entwurf spukte die allgemeine deutsche Volkswehr, die im Befreiungskriege so gute Ergebnisse gehabt haben sollte, und die man durchaus als Basis für die Zukunft verwenden wollte. Diese Volkswehr war und ist auch eine von den unglücklichen fixen Ideen des liberalen Bürgertums, an die man so schwer mit Gründen der Vernunft und Erfahrung herangehen kann. Es liegt im Wesen liberaler Kreise, daß sie mit militärischen Fragen nicht Bescheid wissen. Es ist damit noch nichts gegen liberale Anschauungen an sich gesagt. Es liegt ebenso im Wesen anderer Kreise, daß sie mit vielen wirtschaftlichen und innerpolitischen Fragen nicht Bescheid wissen und auch nicht zu jedem diplomatischen Dienst geschickt sind. Die Politik der Zukunft wird die Politik der großen Kabinette sein. Man wird verstehen müssen, alle Kräfte des Volkes zum Regieren heranzuziehen. Jedenfalls ist nicht zu leugnen, daß wir eine militärische Tradition haben, die sich seit Jahrzehnten bewährt hat. Sie ist nach den Befreiungskriegen neu gegründet worden durch die Anschauungen, die dieser Kaiser, zur Zeit der Befreiungskriege ja kein Kind mehr, sondern schon ein junger Mann, in eifriger Arbeit und sehr gründlichen Studien sich erworben hat. An der Hand seiner Studien konnte er auch den Entwurf



des Gelehrtenkongresses in der Paulskirche ein Jahr nach seinem Erscheinen bekämpfen. Die Denkschrift hat folgenden Gedankengang.

Das preußische System der Wehrverfassung beruht auf der ununterbrochenen dreijährigen Dienstzeit bei der Fahne, während der Entwurf den ersten Heerbann bei der Infanterie nur sechs Monate festhalten wollte. Die wichtigste Frage ist die Länge der ersten Dienstzeit und die Art, wie die Beurlaubung eingerichtet ist. Die beurlaubte Landwehr kann nur dann Kriegstüchtigkeit haben, wenn die Mannschaften eine gediegene Kriegserziehung erhalten haben. Diese Gedanken hatte schon König Friedrich Wilhelm der Dritte erfaßt. Zum Ausgerexerzieren sind sechs Monate zu viel. Dazu genügen sechs Wochen. Aber ein ausgerexerzierter Rekrut ist kein erzogener Soldat. Die Zeit von 1813 kann nur als eine Ausnahme gelten, die sich durch die Erbitterung des ganzen Volkes gegen die Fremdherrschaft erklärt. Uebrigens führte das erste Auftreten der Landwehr im Jahre 1813 bei Löwenberg und Culm zu Verlusten, die nur auf der mangelnden Ausbildung beruhten. Die allgemeine Wehrverfassung aber muß nach einem Ausspruch von Bohnen Besseres wollen, als was die Not gebietet. Im Volk hatte sich eine militärische Legende gebildet, wonach die Landwehr nicht trotz, sondern wegen ihrer geringen Dienstzeit unbefiegbar wäre. In Wahrheit wurzelt die Tatkraftigkeit der Armee nicht nur in der Gesinnungstüchtigkeit, sondern vor allem in der Erziehung zum militärischen Geist. Diese ist aber nur in einer mindestens zweijährigen Dienstzeit zu erreichen. Der Entwurf hatte als Grundsatz für alle Beförderung bis zum Befehlshaber der Kompanie die Wahl durch die Landwehrmänner aufgestellt. Diesem Grundsatz ist gegenüberzustellen derjenige der Wahl durch die Offiziere, die der Bestätigung der Landesregierung unterliegt. Der Entwurf wollte die Aufhebung aller einseitig militärischen Bildungsanstalten. Aber man sieht sich in der Geschichte vergeblich nach einem Beispiel um, wo ein improvisiertes Heer einem wirklich durchgebildeten erfolgreich entgegengetreten wäre. Den Krieg können nur Männer lehren, die ihn selbst erlebt, oder die mit Soldaten gelebt haben. Dem studierenden Offizier kann keine akademische Freiheit geschenkt werden. Ihm muß eine besondere Bildung und eine besondere Ehrenhaftigkeit anezogen werden. Ist nicht jeder Satz dieser nun fast siebenzig Jahre alten Denkschrift selbstverständliches Gemeingut aller denkenden Menschen in Deutschland geworden?

# Luther

Da es anfängt, ist Luther fast zehn, da es aufhört, ist er fast vierzig Jahre. Der Junge schon zeigt einen eigenen Willen, den der Mann zum Heil seines Volkes durchgesetzt hat. 1492 ist Papst Alexander der Sechste „das größte Schwein, das je gelebt hat“; 1522 sind die Klöster geöffnet, die Mönche arbeiten, die Priester verheiraten sich, und der Tag geht auf über Deutschland. Innerhalb dieser geräumigen Spanne entfaltet Strindberg Alltagsdasein und Ewigkeitswerk des Reformators. Im Kampf mit einem harten, nächstverwandten Vater stählt sich der Charakter. Die geistige Entwicklung überstürzt sich nicht. Noch 1505 spricht der Studiosus beider Rechte: „Wir werden gute Freunde sein, wenn Ihr nur Rom in Ruhe laßt.“ Sechs Jahre später macht sich der Mönch Augustinus dorthin auf und ringt nach Worten, seinen Abscheu zu beschreiben. Übermals sechs Jahre später sind die fünfundneunzig Thesen fällig. Bannbulle. Worms. Reichsacht. Und Die Wartburg als das letzte von den vierzehn Bildern, die Strindberg heruntergemalt hat, halb genial, halb dilettantisch-naiv und jedenfalls unbekümmert um Schillers Lehrsatz, daß „der ganze cardo rei in der Kunst liege, eine poetische Fabel zu erfinden“. Die kann es bei einem Verlauf von dreißig Jahren kaum geben, es müßten denn überirdische Mächte ins Spiel gezogen werden. Wie Strindbergs „weltgeschichtliches Drama“ dasteht: keuchend, zerrissen, im Dämmerlicht zwischen zwei Epochen, hat es mit ‚Florian Geyer‘ mehr als ein paar Personen und das Zeitkolorit gemein.

Diese Gemeinsamkeit ist für Strindberg vorteilhafter als der Hauptunterschied. Hauptmann war der Ansicht, daß die Vergangenheit durch eine Vielfalt von mehr oder minder zufälligen und unbedeutenden Einzelzügen wachzurufen sei, daß der Gehalt einer Zeit sich in der Masse verkörpere. Strindberg glaubt, daß dieser Gehalt sich dichtester in den Persönlichkeiten ausdrücken lasse, die über die Zeit hinausragen. Recht hat weder der noch jener. Recht hat, wer atmende Menschen gestaltet, ob sie nun namenlos oder berühmt sind. Strindberg aber macht es sich zu leicht. Er hofft, daß die Ära des Humanismus uns mit ihrer Bedeutsamkeit anwehen werde, wenn er die bekanntesten Humanisten aufbiete. Daß sie vielleicht einander nie begegnet sind, hindert ihn nicht, sie überall zusammenzufoppeln; brauchte ihn, selbstverständlich, auch nicht zu hindern. Er müßte nur nicht schon für die Firmenschilder Kredit begehren. Wo er fürchtet, daß wir damit doch knausern werden, greift er — und das ist schlimmer — zu einem Zitat, zwingt er den Firmeninhaber, das Geschäft zu repräsentieren. Einer sagt: „Es ist eine Lust, zu leben!“, also ist er Hutten (bei dem solche Mittel am wenigsten nötig wären, weil grade er ziemlich leibhaftig wird). Dies Vertrauen auf den Nimbus, auf die Fähigkeit von Jahrhundertnamen, im Hirn des Hörers breite Flächen assoziativer Vorstellungen aufzurollen, geht bis zur Komik vor der Schloßkirche von Wittenberg, wo für den wichtigsten Tag des zweiten Jahrtausends nach Christi Geburt Hutten und Karlstadt, Faust und Hans Sachs, Melanchthon und Lucas Cranach zusammenströmen. Außer Luthers Eltern und ihm selber.

Ihn selber hat Strindberg geschaut und geformt, ihn und seinen Vater; und dafür dürften der kraftmeierischen und der kraftlosen, der farbsschwachen und der plakathaften Pinselstriche noch mehr sein. Ein innerlich erhabener Mensch im fast übermenschlichen und umso strahlender siegreichen Kampf mit Gewohnheit, Verrottung, Niedrigkeit und

des Gelehrtenkongresses in der Paulskirche ein Jahr nach seinem Erscheinen bekämpfen. Die Denkschrift hat folgenden Gedankengang.

Das preussische System der Wehrverfassung beruht auf der ununterbrochenen dreijährigen Dienstzeit bei der Fahne, während der Entwurf den ersten Heerbann bei der Infanterie nur sechs Monate festhalten wollte. Die wichtigste Frage ist die Länge der ersten Dienstzeit und die Art, wie die Beurlaubung eingerichtet ist. Die beurlaubte Landwehr kann nur dann Kriegstüchtigkeit haben, wenn die Mannschaften eine gediegene Kriegserziehung erhalten haben. Diese Gedanken hatte schon König Friedrich Wilhelm der Dritte erfaßt. Zum Ausgerexerzieren sind sechs Monate zu viel. Dazu genügen sechs Wochen. Aber ein ausgerexerzierter Rekrut ist kein erzogener Soldat. Die Zeit von 1813 kann nur als eine Ausnahme gelten, die sich durch die Erbitterung des ganzen Volkes gegen die Fremdherrschaft erklärt. Uebrigens führte das erste Auftreten der Landwehr im Jahre 1813 bei Lützen und Culm zu Verlusten, die nur auf der mangelnden Ausbildung beruhten. Die allgemeine Wehrverfassung aber muß nach einem Ausspruch von Bohnen Besseres wollen, als was die Not gebietet. Im Volk hatte sich eine militärische Legende gebildet, wonach die Landwehr nicht trotz, sondern wegen ihrer geringen Dienstzeit unbefieghar wäre. In Wahrheit wurzelt die Lasterkräftigkeit der Armee nicht nur in der Gesinnungstüchtigkeit, sondern vor allem in der Erziehung zum militärischen Geist. Diese ist aber nur in einer mindestens zweijährigen Dienstzeit zu erreichen. Der Entwurf hatte als Grundsatz für alle Beförderung bis zum Befehlshaber der Kompanie die Wahl durch die Landwehrmänner aufgestellt. Diesem Grundsatz ist gegenüberzustellen derjenige der Wahl durch die Offiziere, die der Bestätigung der Landesregierung unterliegt. Der Entwurf wollte die Aufhebung aller einseitig militärischen Bildungsanstalten. Aber man sieht sich in der Geschichte vergeblich nach einem Beispiel um, wo ein improvisiertes Heer einem wirklich durchgebildeten erfolgreich entgegengetreten wäre. Den Krieg können nur Männer lehren, die ihn selbst erlebt, oder die mit Soldaten gelebt haben. Dem studierenden Offizier kann keine akademische Freiheit geschenkt werden. Ihm muß eine besondere Bildung und eine besondere Ehrenhaftigkeit anernzogen werden.

Ist nicht jeder Satz dieser nun fast siebenzig Jahre alten Denkschrift selbstverständliches Gemeingut aller denkenden Menschen in Deutschland geworden?



# Luther

Da es anfängt, ist Luther fast zehn, da es aufhört, ist er fast vierzig Jahre. Der Junge schon zeigt einen eigenen Willen, den der Mann zum Heil seines Volkes durchgesetzt hat. 1492 ist Papst Alexander der Sechste „das größte Schwein, das je gelebt hat“; 1522 sind die Klöster geöffnet, die Mönche arbeiten, die Priester verheiraten sich, und der Tag geht auf über Deutschland. Innerhalb dieser geräumigen Spanne entfaltet Strindberg Alltagsdasein und Ewigkeitswerk des Reformators. Im Kampf mit einem harten, nächstverwandten Vater stählt sich der Charakter. Die geistige Entwicklung überstürzt sich nicht. Noch 1505 spricht der Studiosus beider Rechte: „Wir werden gute Freunde sein, wenn Ihr nur Rom in Ruhe laßt.“ Sechs Jahre später macht sich der Mönch Augustinus dorthin auf und ringt nach Worten, seinen Abscheu zu beschreiben. Abermals sechs Jahre später sind die fünfundneunzig Thesen fällig. Bannbulle. Worms. Reichsacht. Und Die Wartburg als das letzte von den vierzehn Bildern, die Strindberg heruntergemalt hat, halb genial, halb dilettantisch-naiv und jedenfalls unbekümmert um Schillers Lehrsatz, daß „der ganze cardo rei in der Kunst liege, eine poetische Fabel zu erfinden“. Die kann es bei einem Verlauf von dreißig Jahren kaum geben, es müßten denn überirdische Mächte ins Spiel gezogen werden. Wie Strindbergs „weltgeschichtliches Drama“ dasteht: leuchtend, zerrissen, im Dämmerlicht zwischen zwei Epochen, hat es mit ‚Florian Geyer‘ mehr als ein paar Personen und das Zeittolorit gemein.

Diese Gemeinsamkeit ist für Strindberg vorteilhafter als der Hauptunterschied. Hauptmann war der Ansicht, daß die Vergangenheit durch eine Vielfalt von mehr oder minder zufälligen und unbedeutenden Einzelzügen wachzurufen sei, daß der Gehalt einer Zeit sich in der Masse verkörpere. Strindberg glaubt, daß dieser Gehalt sich charakteristisch stärker in den Persönlichkeiten ausprägen lasse, die über die Zeit hinausragen. Recht hat weder der noch jener. Recht hat, wer atmende Menschen gestaltet, ob sie nun namenlos oder berühmt sind. Strindberg aber macht es sich zu leicht. Er hofft, daß die Ära des Humanismus uns mit ihrer Bedeutsamkeit anwehen werde, wenn er die bekanntesten Humanisten aufbiete. Daß sie vielleicht einander nie begegnet sind, hindert ihn nicht, sie überall zusammenzufoppeln; brauchte ihn, selbstverständlich, auch nicht zu hindern. Er müßte nur nicht schon für die Firmenschilder Kredit begehren. Wo er fürchtet, daß wir damit doch knausern werden, greift er — und das ist schlimmer — zu einem Zitat, zwingt er den Firmeninhaber, das Geschäft zu repräsentieren. Einer sagt: „Es ist eine Lust, zu leben!“, also ist er Hutten (bei dem solche Mittel am wenigsten nötig wären, weil grade er ziemlich leibhaftig wird). Dies Vertrauen auf den Nimbus, auf die Fähigkeit von Jahrhundertnamen, im Hirn des Hörers breite Flächen assoziativer Vorstellungen aufzurollen, geht bis zur Komik vor der Schloßkirche von Wittenberg, wo für den wichtigsten Tag des zweiten Jahrtausends nach Christi Geburt Hutten und Karlstadt, Faust und Hans Sachs, Melanchthon und Lucas Cranach zusammenströmen. Außer Luthers Eltern und ihm selber.

Ihn selber hat Strindberg geschaut und geformt, ihn und seinen Vater; und dafür dürften der kraftmeierischen und der kraftlosen, der farbsschwachen und der plakathaften Pinselstriche noch mehr sein. Ein innerlich erhabener Mensch im fast übermenschlichen und umso strahlender siegreichen Kampf mit Gewohnheit, Verrottung, Niedrigkeit und



Dunkelmännertum, aber nicht minder mit den Dämonen in seiner Brust: das wäre ein regelrechtes Drama gewesen. Strindberg schenkt sich den Kampf, in den Luther nicht eben schwer zu stellen sein sollte. Er markiert die Etappen des Kampfes. Wir sehen das Ergebnis, niemals oder allzu selten den Verlauf. Aber Strindberg gibt den innerlich erhabenen Menschen. Siehe dieser Sachse aus Eisenträgergeschlecht auch nicht Luther: er wäre doch der Kerl, der in verfaulter Luft nicht atmen könnte, der die Fenster seines Deutschland weit aufreißen müßte, der mit allem Schlauheitsmangel des Genies mühelos mächtiger wäre als die gewandtesten und gewigtesten Römlinge. Strindberg unterschätzt sich. Wie rund ihm dieser nachtwandlerisch sichere Neutöner geraten ist, dieser heldische Trotz- und Rindskopf, dieser bäurische Träumer mit Riesenimpulsen, mit einer fröhlichen Frömmigkeit und einer herrlich mitleidsvollen Härte gegen die schmähliche Welt — wie rund ihm der geraten ist, das merkt der Dichter garnicht, wenn er sich viel davon erhofft, daß er dem Luther den Faust gesellt. Der ist ihm die Hülsfigur: der Zauberer, der alles herbeischafft, der Seher, der alles wittert, der Prophet, der alles voraussagt, der Chor, der alles erklärt, der liebe Gott, der alles weiß. Nun, ein Alchymist, den Strindberg am Ende des neunzehnten Jahrhunderts auf zwei recht wacklige Beine stellt, hat am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts leicht verkünden, was Luther an dem und dem weltgeschichtlichen Datum tun wird. Das ist Wildenbruch, der doch sonst vermieden wird. Der Reichstag zu Worms: eine Gelegenheit, Karls des Fünften jungen Kaiserglanz und den Sinnenprunk seiner Kirche weihrauchen und golden wimpeln zu lassen. Strindberg postiert Luther an die Wand des Vorsaals, durch den seine Gebieter zu schreiten haben. Auch hier hallt und schallt das Nein und abermals Nein eines Christenmenschen, der keine weltlichen Gebieter hat. Man glaubt es. Denn immer wieder: Strindberg hat die autokratische Kühnheit, das imperatorische Talent, einen Luther aus dem edelsten Gestein zu schlagen, und die behutsame Hand, ihm bei der Feinarbeit keine seiner Fäden und Spizen abzubrechen.

Gegenstand wie Schöpfer dieses Bildwerks hätte verdient, an Reinhardt zu gelangen, statt an ein Zwischenregiment des Deutschen Künstlertheaters, das neben manchem andern Fehler den hat, daß es von Strindbergs sechsunddreißig Rollen grade sechs für berliner Ansprüche zu besetzen vermag. Es ist nicht hübsch, daß Melanchthon einem verhungerten sächsischen Leineweber gleicht, daß Karlstadt ein Jüngelchen ist, und daß der würdige Hans Sachs im Vorspiel den zehnjährigen Luther, den übrigens vortrefflich, gemacht hat. Sonst sind es wirklich nur fünf Gesichter, die an bessere Zeiten dieses Hauses gemahnen. Herr Forest ist ein Kerl wie auserlesen zum räuberischen Ablasswesen. Aus Herrn Blümmers geröteter Mönchswissage und seinen listigen Neugelchen zucken hundert kleine fette Wollustteufel. Schildkraut bewahrt, und das ist viel, seinen überflüssigen Faust vor der Lächerlichkeit. Herr Ziener hat sich innen und außen seinem Sohn Martin Luther anzuhäneln gesucht — also Kaspeler, der schon halbgewonnenes Spiel hat, da er wie Luther oder wenigstens wie Strindbergs Luther aussieht: mit dem viereckigen, bäurischen und doch verfeinten Schädel, den vergrübelten Augen, den finstern Brauen, dem ehernen Mund und den tagenhaften Händen. Die andre Hälfte des Spiels gewinnt Kaspeler wiederum halb durch sein Wesen eines deutschen Bären, unter dessen Tritten kein Gras wächst, halb durch seine Kunst, ein reines Herz, ein dumpfbrütendes Gemüt, eine kindlich geliebene Mannesseele mit wunderlicher Schamhaftigkeit zu äußern, aber jetzt doch endlich auch zu äußern.

## Wiener Kriegsstücke / von Alfred Polgar

Im Deutschen Volkstheater: „Sturmidiu“, Lustspiel in drei Akten von Fritz Grünbaum und Willy Sterk. Auf dieses Lustspiel paßt die Charakteristik, die seiner Heldin wiederholt zuteil wird: harmlos, aber verdächtig. Es dürfte als Operette zur Welt gekommen, für eine steile Karztag-Karriere bestimmt, später jedoch von seinen konjunkturverständigen Eltern der Laufbahn eines Kriegslustspiels gewidmet worden sein. Unwahrscheinlich, daß zwei trotz vorangegangenen mehrfachen lustigen Gesangstexten immerhin zurechnungs- und verantwortungsfähige Menschen den Plan gefaßt haben sollten, aus der blutigsten Gegenwartserde ein „Lustspiel“ herauszufräsen. Wahrscheinlicher, daß ihre Operette irgendwann und irgendwo gespielt hat, dann aber, als der Krieg kam, mobilisiert und, entsprechend ausgerüstet, auf die polnischen Schlachtfelder geschickt wurde. Dort gehts, wenn man dem „Sturmidiu“ glauben darf, recht gemütlich zu. Ein schneidiger, herzhafter, rundherum und mittendurch charmanter österreichischer Offizier erobert, zwischen den Schlachten, eine scharfe polnische Gräfin; ein russischer Major wird unblutig, mit der Hand, gefangen, daß eine Freud' ist, ein netter Einjährig-Freitwilliger aus Wien verlobt sich bei dieser Gelegenheit; und ein alter polnischer Jude träufelt Güte und Klugheit. Im zweiten Akt flattern etwa zehn junge Mädchen im Nachtkleid auf die Bühne, es riecht nach munterm Chorgesang mit Refrain oder dergleichen, aber alles bleibt dialogisch. Und so könnte man mit dem ganzen freundlich-törichten Spiel zufrieden sein, trüge es nicht den peinlichen Makel des Einbruchs in eine brennende Jahreszahl an sich. Das Wohlbehagen der Zuhörer an diesem „Sturmidiu“ war dessenungeachtet groß und zum Teil auch verständlich. Spannung, Spaß, Rührung erscheinen in den drei Akten sinnig gemischt, und der alte Leiser, ein Sproß der Dynastie Isaac Stern aus „Einer von unsre Leut“, gibt dem Gemisch durch seine trauliche Pfiffigkeit das schmachtende Rituelle.

\*

Auf derselben Bühne: Rudolf Throlt in einer neuen Rolle, als guter wiener Bürger namens Gruber. Man wurde wieder seiner erquicklichen, breiten, die Bühne füllenden Persönlichkeit froh. Kein Darsteller hat eine bessere, einfachere Art, das Herz sichtbarlich auf dem rechten Fleck zu tragen, als Throlt. Sein schauspielerisches Wesen ist ein Wärmequell, der die frostigste Szene behaglich macht. Dargestellt wurde: „Mit vereinten Kräften“, ein älteres Volksstück von August Reibhardt. Setzt

Dunkelmännertum, aber nicht minder mit den Dämonen in seiner Brust: das wäre ein regelrechtes Drama gewesen. Strindberg schenkt sich den Kampf, in den Luther nicht eben schwer zu stellen sein sollte. Er markiert die Etappen des Kampfes. Wir sehen das Ergebnis, niemals oder allzu selten den Verlauf. Aber Strindberg gibt den innerlich erhabenen Menschen. Siehe dieser Sachse aus Eisenträgergeschlecht auch nicht Luther: er wäre doch der Kerl, der in verfaulter Luft nicht atmen könnte, der die Fenster seines Deutschland weit aufreißen müßte, der mit allem Schlaueitsmangel des Genies mühelos mächtiger wäre als die gewandtesten und gewigtesten Römlinge. Strindberg unterschätzt sich. Wie rund ihm dieser nachtwandlerisch sichere Neutöner geraten ist, dieser heldische Trog- und Rindskopf, dieser bäurische Träumer mit Riesenimpulsen, mit einer fröhlichen Frömmigkeit und einer herrlich mitleidsvollen Härte gegen die schmähliche Welt — wie rund ihm der geraten ist, das merkt der Dichter garnicht, wenn er sich viel davon erhofft, daß er dem Luther den Faust gesellt. Der ist ihm die Hilfsfigur: der Zauberer, der alles herbeischafft, der Seher, der alles wittert, der Prophet, der alles voraussagt, der Chor, der alles erklärt, der liebe Gott, der alles weiß. Nun, ein Alchymist, den Strindberg am Ende des neunzehnten Jahrhunderts auf zwei recht wacklige Beine stellt, hat am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts leicht verkündet, was Luther an dem und dem weltgeschichtlichen Datum tun wird. Das ist Wildenbruch, der doch sonst vermieden wird. Der Reichstag zu Worms: eine Gelegenheit, Karls des Fünften jungen Kaiserglanz und den Sinnenprunk seiner Kirche weihrauchen und golden wimpeln zu lassen. Strindberg postiert Luther an die Wand des Vorsaals, durch den seine Gebieter zu schreiten haben. Auch hier hallt und schallt das Nein und abermals Nein eines Christenmenschen, der keine weltlichen Gebieter hat. Man glaubt es. Denn immer wieder: Strindberg hat die autokratische Kühnheit, das imperatorische Talent, einen Luther aus dem edelsten Gestein zu schlagen, und die behutsame Hand, ihm bei der Feinarbeit keine seiner Zacken und Spitzen abzubrechen.

Gegenstand wie Schöpfer dieses Bildwerks hätte verdient, an Reinhardt zu gelangen, statt an ein Zwischenregiment des Deutschen Künstlertheaters, das neben manchem andern Fehler den hat, daß es von Strindbergs sechsunddreißig Rollen gerade sechs für berliner Ansprüche zu besetzen vermag. Es ist nicht hübsch, daß Melanchthon einem verhungerten sächsischen Leineweber gleicht, daß Karlstadt ein Jüngelchen ist, und daß der würdige Hans Sachs im Vorspiel den zehnjährigen Luther, den übrigens vortrefflich, gemacht hat. Sonst sind es wirklich nur fünf Gesichter, die an bessere Zeiten dieses Hauses gemahnen. Herr Forest ist ein Kerl wie auserlesen zum räuberischen Ablasswesen. Aus Herrn Blümmers geröteter Mönchswisage und seinen listigen Neugeldchen zuden hundert kleine fette Wollustteufel. Schildkraut bewahrt, und das ist viel, seinen überflüssigen Faust vor der Lächerlichkeit. Herr Ziener hat sich innen und außen seinem Sohn Martin Luther anzunäheln gesucht — also Kanßler, der schon halbgewonnenes Spiel hat, da er wie Luther oder wenigstens wie Strindbergs Luther aussieht: mit dem viereckigen, bäurischen und doch verfeinten Schädel, den vergrübelten Augen, den finstern Brauen, dem ehernen Mund und den tagenhaften Händen. Die andre Hälfte des Spiels gewinnt Kanßler wiederum halb durch sein Wesen eines deutschen Bären, unter dessen Tritten kein Gras wächst, halb durch seine Kunst, ein reines Herz, ein dumpfbrütendes Gemüt, eine kindlich geliebene Mannesseele mit wundervoller Schamhaftigkeit zu äußern, aber jetzt doch endlich auch zu äußern.



## Wiener Kriegsstücke / von Alfred Polgar

Im Deutschen Volkstheater: 'Sturmihll', Lustspiel in drei Akten von Fritz Grünbaum und Willy Sterk. Auf dieses Lustspiel paßt die Charakteristik, die seiner Heldin wiederholt zuteil wird: harmlos, aber verdächtig. Es dürfte als Operette zur Welt gekommen, für eine steile Karzaz-Karriere bestimmt, später jedoch von seinen konjunkturverständigen Eltern der Laufbahn eines Kriegslustspiels gewidmet worden sein. Unwahrscheinlich, daß zwei trotz vorangegangenen mehrfachen lustigen Gesangstexten immerhin zurechnungs- und verantwortungsfähige Menschen den Plan gefaßt haben sollten, aus der blutigsten Gegenwartserbe ein 'Lustspiel' herauszukraben. Wahrscheinlicher, daß ihre Operette irgendwann und irgendwo gespielt hat, dann aber, als der Krieg kam, mobilisiert und, entsprechend ausgerüstet, auf die polnischen Schlachtfelder geschickt wurde. Dort geht's, wenn man dem 'Sturmihll' glauben darf, recht gemütlich zu. Ein schneidiger, herzhafter, rundherum und mittendurch charmanter oesterreichischer Offizier erobert, zwischen den Schlachten, eine scharfe polnische Gräfin; ein russischer Major wird unblutig, mit der Hand, gefangen, daß eine Freude ist, ein netter Einjährig-Freitwilliger aus Wien verlobt sich bei dieser Gelegenheit; und ein alter polnischer Jude träufelt Güte und Klugheit. Im zweiten Akt flattern etwa zehn junge Mädchen im Nachtkleid auf die Bühne, es riecht nach munterm Chorgesang mit Nachrefrain oder dergleichen, aber alles bleibt dialogisch. Und so könnte man mit dem ganzen freundlich-törichten Spiel zufrieden sein, trüge es nicht den peinlichen Makel des Einbruchs in eine brennende Jahreszahl an sich. Das Wohlbehagen der Zuhörer an diesem 'Sturmihll' war dessenungeachtet groß und zum Teil auch verständlich. Spannung, Spaß, Nüchternheit erscheinen in den drei Akten sinnig gemischt, und der alte Leiser, ein Sproß der Dynastie Isaac Stern aus 'Einer von unsre Leut', gibt dem Gemisch durch seine trauliche Pfiffigkeit das schmachtende Rituelle.

\*

Auf derselben Bühne: Rudolf Throlt in einer neuen Rolle, als guter wiener Bürger namens Gruber. Man wurde wieder seiner erquicklichen, breiten, die Bühne füllenden Persönlichkeit froh. Kein Darsteller hat eine bessere, einfachere Art, das Herz sichtbarlich auf dem rechten Fleck zu tragen, als Throlt. Sein schauspielerisches Wesen ist ein Wärmequell, der die frostigste Szene behaglich macht. Dargestellt wurde: 'Mit vereinten Kräften', ein älteres Volksstück von August Neidhardt. Jetzt



ist es für den Krieg hergerichtet worden. Ein Wiener, ein Ungar, ein Tscheche, ein Pole, ein Italiener besitzen gemeinsam ein Haus und zanken sich. Der Hausinspektor trägt die Maske des Grafen Stürgk. Herr Lehmann, durch steil gespitzten Schnurrbart als verkörpertes Deutschland erkennbar, tritt auf und meldet erregt, eine Spekulantengruppe, die Herren Point, Graham und Rosakow, beabsichtigten, durch einen Hausbau die Straße zu sperren. Daraufhin versöhnen sich die Zankenden. Im nächsten Akt haben sie alle Gewehre umgehängt. Herr Gruber sagt zu Herrn Lehmann: „Ich brüde deine starke Hand.“ Der Inspektor berichtet, das Nachbarhaus des streitsüchtigen Herrn Nischinskij (der einen bissigen Dackel namens Georg hat), gehöre eigentlich Herrn Gruber. Die frühere Hausbesitzerin Maria Theresia, respektive deren Inspektor, Herr Eugen Ritter, hätten ihm das Haus vermacht. Gruber zerreißt großmütig das Dokument. Und so weiter. Eine sinnbildliche Darstellung der Zeitgeschichte für den Hausherrenverein. Man kann es nicht erzählen, wie ergreifend kindisch das Ganze ist. Einiges fehlt in dem allegorischen Haus. Zum Beispiel eine Tabaktrafik, die zwanglos die befreundete Türkei repräsentiert hätte. Dann kulturelle Sinnbilder. Etwa, im ersten Stock ein Lehrer: die Wissenschaft. Im zweiten ein Librettist: der Handel. Im dritten ein Stuckateur: die bildende Kunst. Und Parterre, ganz Parterre, ein schwach sinniger Greisler: das Theater.

## Die Perser / von Aischylos

(Fortsetzung)

Uebersetzen von Lion Feuchtwanger

Dareios: Blühende Hoffahrt trägt die Aehre Schuld  
Und reißt als Ernte Tränen, Tränen, Tränen.  
Erkennt, erkennt des Uebermuts Vergeltung!  
Gedenkt Athens, denkt des Hellenenlands!  
Bescheidet euch mit gegenwärtigem Gut!  
Verstreut es nicht, um fremdes zu erjagen!  
Zeus ist ein Eifergott; streng wägend, schwer  
Trifft seine Zucht den Allzugierigen.

Euch kümmert es, daß jener weise sei.  
Sprecht ihm denn zu mit wohlberedtem Wort,  
Den Sinn, den trozig törigen, zu zähmen.  
Doch du, des Kerges greise Mutter, Liebe,  
Geh zum Palast und wähle Schmutz und Kleid,  
Dem Herrscher ziemendes, und bring's dem Sohn!  
In Fesseln hängt ihm das Gewand vom Leib,  
Das prunkende, das ihm der Schmerz zerriß.  
Tröst' ihn mit mildem, sanft gewähltem Wort!  
Denn dich allein, ich weiß es, hört er gern.

Ich steige nieder in des Abgrunds Nacht.  
Ihr Greise, freut euch allem Leid zum Troß!  
Saugt jede Lust aus jedem jungen Tag!  
Den Toten frommt das reichste Glück zu nichts.

Chor. Atossa.

Chor: Wie wühlt es mir die Brust auf, all das Leid,  
Vergangenes und künftiges, zu hören.

Atossa: Ihr Götter! Viel des Elends kam auf mich.  
Am meisten doch nagt mir am Herzen dies,  
Daß Schmach den Sohn so sichtbarlich umhüllt,  
Daß er in Lumpen schreitet, bettlergleich.  
So geh ich denn zur Burg und hole Schmutz  
Und suche ihn und suche seinen Weg,  
Und allem Leid zum Troß steh ich zu ihm.

Chor: O, wie floß uns, durch starke und sinnvolle Sagung geleitet,  
Herrlich dahin, [das Leben  
Da noch der würdige,  
Milde, mächtige, unüberwindliche  
König Dareios gleich einem Gotte  
Herrschte im Land.

Siege zu siegen, Städte mit waltender Sagung weise zu  
Zogen wir aus. [zähmen,  
Friedenvoll, freudenvoll,  
Leidenlos, lastenlos, heitere Herren  
kehrten wir heim.

Städte gewann er, und blieb doch diesseit des Hals, verließ  
Susas Palast. [nicht

Alle die Städte im Meere des Strgmon,  
Die, auf Pfähle gepfercht,  
Nahe bei Thrakiens Schluchten liegen,

Und die fern diesem Meer festgründig sich breiten, von Bur-  
Zinnen umgirt, [gen geborgen,  
Beugten sich seinem Gebot.

Auch die weithin gereihten Städte am Furte der Helle,  
Die Bucht der Propontis  
Und die Mündung des Pontos.

Alle die Inseln sodann, unserm Land vorgelagert, die wellen-  
Lesbos und das ölbaumige Samos und Chyos, [umspülten,  
Paros, Naxos, Mykonos, Tenos sodann, dem Andros  
Nachbarlich angeschmiegt.

(Fortsetzung folgt)

---

## Das Bildnis des Dorian Grey

„Wenn ein Mann ein Gentleman ist, weiß er grade genug, und  
wenn er kein Gentleman ist, nützt ihm sein ganzes Wissen nichts.“

Ich wünsche gar nichts in England zu verbessern, ausgenommen das  
Wetter.

Es gibt kein literarisches Publikum in England für was andres  
als für Zeitungen, Fibeln und Enzyklopädien. Von allen Völkern der  
Erde haben die Engländer am wenigsten Sinn für die Schönheiten der  
Literatur.

Ich liebe Wagners Musik mehr als jede andre. Sie ist so laut, daß man während der Vorstellung sich unterhalten kann, ohne daß die Umgebung versteht, was man sagt.

Hierzulande kennen die Menschen den Preis für alle Dinge, aber nie ihren wirklichen Wert.

Was die Unterhaltung betrifft, so existieren in London nur fünf Frauen, mit denen man sich in ein Gespräch einlassen kann, und zwei von ihnen haben nicht einmal in der guten Gesellschaft Zutritt.

Es gibt im ganzen Unterhaus kaum einen Menschen, dessen Kopf gemalt zu werden verdiente, obgleich mancher von ihnen etwas Tünche nötig hätte.

Unsre Gesellschaft zeigt nie besondere Neigung, von reichen und vornehmen Leuten etwas Schlechtes zu glauben. Sie fühlt instinktiv, daß gute Manieren wichtiger sind als gute Sitten, und die höchste Respektabilität ist nach ihrer Meinung von geringerem Wert als der Besitz eines guten Küchenchefs. Und wie die Erfahrung lehrt, ist es auch ein kümmerlicher Trost für den, der ein ärmliches Diner und minderwertigen Wein dazu gegeben hat, als einwandfreie Persönlichkeit in seinem Privatleben gepriesen zu werden. Selbst die Kardinaltugenden können uns nicht mit einem kalten Zwischengericht ausföhnen.

Ist denn Unaufrichtigkeit wirklich etwas so Entsetzliches? Ich denke nicht. Sie ist nur eine Methode, durch die wir unsre Persönlichkeit vervielfältigen können.

Die ererbte Stupidität unsrer Rasse ist das feste Bollwerk der Gesellschaft.

Das Bier, die Bibel und die sieben Todsünden haben unser England zu dem gemacht, was es ist. — Du liebst also unser Land nicht? — Ich lebe nun einmal hier. — Damit du es umso besser kritisieren kannst! — Möchtest du, daß ich das Urteil Europas über England zum besten gebe? — Was sagt man von uns? — Daß Tartüff nach England ausgewandert sei und einen Laden eröffnet habe. — Ist das von dir? — Ich überlasse es dir. — Ich kann keinen Gebrauch davon machen. Es ist zu wahr. — Sei ohne Sorge. Unsre Landsleute erkennen nie eine Charakteristik an. — Sie sind praktisch. — Sie sind eher verschlagen als praktisch. Wenn sie ihren Jahresabschluß machen, begleichen sie die Stupidität mit dem Reichtum und das Laster mit der Scheinheiligkeit. — Aber wir haben doch große Dinge vollbracht. — Die großen Dinge sind uns einfach zugefallen. — Wir haben aber die Last davon gehabt. — Nur, soweit der Geldmarkt in Betracht kommt. — Ich glaube an die Rasse. — Ja, sie begünstigt die Gauner.

Er hätte jetzt gern gewußt, ob das Portrait in dem verschlossenen Zimmer sich wohl verändert habe. Vielleicht waren die Spuren des Bösen bereits verschwunden. Er nahm die Lampe vom Tisch und schlich die Treppe hinauf. Ruhig trat er ein und zog den Purpurvorhang von dem Bilde weg. Er konnte keine Veränderung wahrnehmen, nur daß in den Augen ein Ausdruck der Verschlagenheit war und um den Mund die gebogene Runzel des Heuchlers. Das Ding war noch ebenso abstoßend — abstoßender sogar, wenn das überhaupt möglich war, — zuvor, und der scharlachrote Tau, der die Hand befleckte, erschien nun glänzender und sah frischvergossenem Blut noch ähnlicher. Und warum war der rote Fleck größer als zuvor? Er schien wie eine ekelhafte Krankheit über die schrumpfligen Finger gekrochen zu sein. Da kleb Blut an den gemalten Füßen, als wäre es herabgetropft — Blut kleb sogar an der Hand, die nicht das Messer gehalten hatte!“

# Krieg und — Schönheitspflege /

von Doris Wittner

Der Krieg hat manche Gewerbe schwer geschädigt, manche nahezu lahm gelegt; in andern hinwieder zu jener Umwertung aller Werte geführt, die das Wahrzeichen unsrer Zeit geworden ist. Eine der Industrien, die vom Krieg empfindlich berührt worden sind, ist die des Parfümeriehandels und der Kosmetik. Für die Schönheitspflege kam bisher größtenteils Frankreich, die Heimat der Galanterie, als Lieferantin in Betracht. Auch England, groß in Körperkultur, brachte mancherlei Artikel der Hautpflege auf den europäischen Markt. Fortab wird Deutschland wahrscheinlich seinen Bedarf auch auf diesen Gebieten aus nationalen Erzeugnissen decken und wird erfahren, daß es, dank der Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit seiner eigenen Fabriken, dabei gleichfalls nicht schlechter fährt.

Es ist jedoch, grade unter den veränderten Verhältnissen, ganz unterhaltsam und ergötzlich, jetzt einmal eines der Warenverzeichnisse großer Parfümeriegeschäfte zu durchblättern, wie sie noch vor dem zweiten August dieses Jahres zum Druck und Vertrieb gelangten und daher noch immer in Umlauf sind. Alle diese unsrer Gesellschaft aus dem internationalen Handel vertrauten Warenbezeichnungen und Sinnbilder kommen einem heute vor wie zerbrochene, gegenstandslos gewordene Symbole. Man schreitet durch Reihen entthronter Götzen. Aber zwischen den Namen all dieser Wohlgerüche, Seifen, Puder, Augenbrauenstifte und anderer Hilfsmittel weiblicher Reize, die gestern noch den Weltmarkt der Eitelkeit beherrschten, zuckt es wie von einer wilden, possierlichen Ironie.

Die Gloria de Paris, früher gewiß eine verführerisch duftende Fleur d'Amour, dürfte durch den trügerischen Rêve d'Orsay und den verhängnisvollen Crayon russe vielleicht zu jenem blutigen Rouge de Paris führen, wie die Lichtstadt es immer kennen gelernt hat, wenn Le vertige nationaler Leidenschaften oder kriegerischer Ereignisse über sie hingebraust ist. Fern ist die Zeit, wo der Jasmin de Corse die große Nation berauschte, La Rose France zum Idéal von Frankreichs Söhnen machte und seinen Töchtern schmeichelnde Délices schenkte. Heut sind Les fleurs d'Orsay verwelkt; es nützt nichts, daß die englische White Rose Atkinson tröstend herübergrüßt, man traut ihrem Duft nicht mehr, ebensowenig wie dem Rouge végétal aux fleurs des Indes oder dem erotischen Cashmere Bouquet. Man fürchtet jetzt, das Noir Indien werde den gefährlichen Mitteln und betäubenden Düften des Lilas de Perse, des ägyptischen El Mesdjem und gar des Poudre Eclat d'Orient weichen müssen. Auch das Bleu pour reines, womit zuweilen schöne Frauen, Königinnen im Reich der Liebe, ihren schönen Augen noch feurigern Glanz geliehen, ist verblaßt. Die schönsten Frauenaugen im Lande der lachenden Lebenslust heißen heute nicht mehr den gefälligen Stift, der Lidern und Brauen diskret nachhilft, sondern sie verlangen nur noch das linnene Tuch, das Tränen trocknet. Witwentränen. Müttertränen. Wehmütig durchschwebt Violette du soir — Sonnenuntergangsduft — Paris, L'impératrice der Städte. Bis wiederum leuchtende Morgenröte sich hebt. Ein ferner Tag bricht an. Es dämmert hell und beglückend: das ist das Rouge de Berlin.



## Antworten

**Hamburger.** Daß „das Publikum durch vollständiges Fernbleiben von den Vorstellungen des ‚Wilhelm Tell‘ ein nicht fortzuleugnendes vernichtendes Urteil gesprochen hat“: über wen wohl spricht dieser Ihr Einwand gegen Hauptmanns Schiller-Bearbeitung ein nicht fortzuleugnendes vernichtendes Urteil? „Wenn Wert und Würde dem Gerichte nach dem Erfolg bemessen wird, ist die Kartoffel Königin der Früchte, weil sie zumeist gegessen wird.“ Und wenn es nach Ihnen ginge, wäre ‚Herodes und Mariame‘ ein Schmarren und die ‚Lustige Witwe‘ das herrlichste aller Bühnenwerke.

**Freund der Wahrheit.** Das bin ich auch. Der Unterschied zwischen uns beiden ist nur, daß ich die Vorsicht wahre, mich bei jeder Beschuldigung, die hier ausgesprochen wird, hinter meinem Namen zu verschanzten, während Sie den Mut haben, ehrlich und anonym die schwersten Vorwürfe zu erheben. „Weiteres Material existiert in Hülle und Fülle und wird Ihnen nach Bedarf zugehen.“ Wird aber, fürchte ich, keine Verwendung finden, wenn der Lieferant des Materials mir nicht selber zugeht.

**H. A.** Das ist mit nichts zu entschuldigen. Zu einem Menschen, der ‚Schofför‘ schreibt, darf man keine wie immer geartete Beziehung aufrecht erhalten.

**Adolf Grabowsky.** Wenn nicht W. Fred über die Presse im Kriege eine umfangreiche Broschüre angekündigt hätte, die sicherlich Anlaß geben wird, sich mit allen diesen Dingen zu befassen, so täte ich nach dem Leitartikel der fünften Kriegsnummer Ihres ‚Neuen Deutschland‘ mehr, als Sie für die nachdrücklichsten Sätze zu streicheln. „Als Deutscher, der wirklich Glück und Leid seines Vaterlandes miterlebt, ist man wahrhaft beschämt über den geistigen Tiefstand. Warum müssen gerade in dieser großen Zeit die Phrasen und Trivialitäten sich derart in unsern Zeitungen häufen? Einige wenige Blätter nehme ich aus, in denen grundsätzlich die Phrase verbannt ist. An den andern aber merkt man doch, wie sehr unsre Journalisten noch davon entfernt sind, kommandierende Generale zu sein. Gewiß hat jetzt die Zeitung belebend auf den Mut der Zurückgebliebenen zu wirken. Wollte sie auch nur in den leisesten Pessimismus verfallen, so würde sie heillosen Schaden anrichten. Aber zwischen Optimismus und prahlerischer Phrase oder leerem Gerede ist ein großer Unterschied. Und diesen Unterschied hat ein erheblicher Teil unsrer Presse mißachtet. Wie am Einzelnen erst in kritischen Augenblicken erkannt wird, was er wert ist, so geht es auch bei den Einrichtungen. Erst dieser Krieg hat uns das Elend unsrer Presse, das Elend der deutschen Tageschriftstellerei überhaupt, ganz deutlich gemacht. Schon immer haben in unsern Zeitungen Lappereien regiert: jetzt sind diese Lappereien völlig herrschend geworden. Dabei verlangen wir grade heute, daß die Presse das Volk tüchtig mache für den gewaltigen Kampf. Das aber kann nur geschehen, wenn die Presse nicht der ergebene Diener des Publikums ist, sondern der rücksichtslose Erzieher. Nicht, was es wünscht, sondern, was es braucht, soll dem Publikum gereicht werden. Bitter not tut uns eine Presse, die ihren Beruf als heilige Mission der Volkserziehung faßt. Versagen unsre Zeitungen auch weiter darin, so ist ihnen ihr Urteil gesprochen; dann ist es tausendmal besser, daß bloße Nachrichtenzusammenstellungen erscheinen, als daß dieser Klatsch und Tratsch unser Volk in Kleinlichkeit hinabzieht.“ Bravo! Und Sie sind nicht böse, daß mir womöglich

noch mehr als Ihre eigenen die Worte gefallen, die Sie aus Danzers Armee-Zeitung zitieren. „Wir Soldaten führen den Krieg mit Waffen. Wir kämpfen gegen Soldaten, die das gleiche Ziel verfolgen, die ebenfalls getreu ihrer Pflicht Blut und Leben einsetzen. Neben diesem Krieg mit den Waffen wird aber noch ein zweiter Krieg zwischen den Völkern Europas und aller übrigen Erdteile geführt, ein Krieg mit dem Maul, oder genauer gesagt: mit Tinte und Druckerschwärze. Der Feind, den wir auf den blutgetränkten Schlachtfeldern vor uns sehen, ist tapfer, ist getragen von Vaterlandsliebe, und er benimmt sich, von Ausnahmen zu schweigen, würdig der großen Aufgabe, zu der wir alle berufen sind. Der Feind aber, den uns die Zeitungsschreiber malen, ist feige und verrückt, ist ein Bandit und ein Lump, er ist verhungert und entblödt, er murren über seine Führer und hat nur eine Sehnsucht: heil zu desertieren. Dieser Zeitungskrieg ist ohne jeden Wert. Wenn die Zeitungsschreiber etwa gar glauben, daß sie uns durch die Herabsetzung des Feindes Mut und Zuversicht einflößen, so möge ihnen gesagt werden, daß wir unsern Schwung und unsre Begeisterung aus andern Quellen zu schöpfen geneigt sind als aus papiernen Leitartikeln. Wir verzichten auf solche Stimulantien umso freudiger, als diese Unterschätzung des Gegners bisher, und besonders bei uns, immer nur Schaden und niemals Nutzen gestiftet hat. Ja, wir gehen so weit, zu behaupten, daß in unsern Augen der letzte feindliche Freischärler, der in mißverstandenem, aber hoch gesteigertem Vaterlandsgefühl aus dem Hinterhalt auf uns schießt und wohl weiß, daß wir ihn darauf hängen und sein Haus, ja, sein ganzes Dorf anzünden werden, noch um vieles höher steht als der Zeitungsschreiber, der ein Leben lang mit Wort und Schrift die Grundlagen unsrer Wehrmacht zu unterminieren trachtete, jetzt aber geschieht den neuen Wind benützt und mit geschwellenen, aber nichtsagenden und wertlosen patriotischen Phrasen lärmt und den Feind nicht bekämpft, sondern bespeit.“ Bravissimo! Dacapo! Das sollte jeder Chefredakteur, der auf sich und sein Blatt hält, in Riesenbuchstaben vervielfältigen und über die Schreibtische seiner Leute hängen lassen.

**E. A.** Wenn Ihnen gar so viel daran liegt, soll auch hier gesagt werden, daß der alte Paul Pauli ein Schauspieler war, der sein kleines Gebiet anständig verwaltet hat. Er war komisch und rührend in seiner Zahnlosigkeit. Er mummelte seine bäurischen Tapergreise mit vollkommener Lebensechtheit. Er war Hauptmann ein Helfer vom ersten Tage bis zum Bogen des Odysseus. Mehr Bewunderung bringe ich nicht auf. Sehen Sie am Gendarmenmarkt, wie in ‚Kater Lampe‘ (der immer höchst appetitlich war, aber von Lustrum zu Lustrum an Schmachhaftigkeit noch gewinnt) — sehen Sie da, wie die erstarrtesten Angestellten, die bei Shakespeare unerträglich sind, an der Blutwärme des Dialekts auftauen und plötzlich Stimme und Gesicht von Heiden, Christen oder Menschen annehmen: beobachten Sie das, und Sie werden nicht länger von mir fordern, daß ich um Vater Baumert Klagelieder wie um unsern Victor Arnold singe.

**Eifriger Leser E. A.** Mensch! nun ich von Ihrer Existenz erfahren, werde ich mir nie wieder zum Vorwurf machen, daß ich zuviel Sinn für Kleinigkeiten habe. „Sie loben im Pappenheimer-Akt den niedrigen, aber weiten weißen Saal“ und scheinen garnicht bemerkt zu haben, daß das derselbe Raum ist, der dann im letzten Akt vor der Ermordung Ihnen als ein drückend-geprüelter Saal mit schmalen Seitengängen erscheint: durch einen Ramin rechts vorn, durch eine Portiere links und durch Wegnahme der großen Treppe hinten ist die

Veränderung entstanden. Billigen Sie das? Es ist Ihnen wohl auch garnicht aufgefallen, daß auf der Rückwand der letzten Dekoration der Burghof von Eger aufgestellt war, und daß die schneebedeckten Burghoftüren in den Wallenstein-Raum nach innen hineinschlügen.“ Mensch! wenn Sie sich angewöhnen, mir Briefe zu schreiben, richte ich eine Humoristische Ecke ein.

L. G. Ich begreife Ihre Freude, endlich einmal irgendwo ein Wort wider den Schriftsteller zu lesen, der einst ein Lyriker zu werden versprach, garnicht wenig, nämlich einer scharfsichtigsten Kritiker der Lyrik geworden ist und trotzdem Miene macht, sich als deutschen Nationaldichter, als Kriegsbarde, als Tyrtaus für 1914 zu etablieren. Aber Ehre, wem sie gebührt. Nicht hier hat vor einer Woche Hans Brand zuerst, sondern in den Weißen Blättern hat vor einem Jahr Ulrich Kauscher zuerst die Zumutung abgelehnt, erschwikte Theaterei für Poesie zu nehmen. „Die Monumentalität des Dürstigen“: eine bessere Bezeichnung für Ernst Lissauers Mühseligkeiten wird schwer zu finden sein. „Lissauer fällt vom Abstrakten ins Konkrete und wieder ins Abstrakte zurück, weil er gar kein sinnliches Bild der Vorgänge hat, sondern immer nach der ersehnten strengen Linie schießt. Um edle Einfachheit zu erzielen, werden kleine Sachbestandteile weggelassen, man stampft um, nicht: umher, die Blicke bohren den Boden und bohren sich nicht hinein. Dabei ist der Vers so unmusikalisch wie möglich, sein Rhythmus ist der einer reparaturbedürftigen Häckselmaschine.“ „Lissauer schnürte seine Verslein in das Eisenkorsett des Stils, projizierte seine zierlichen Dinge, während alle Details verschwammen, ins Aschgraue, das er für den Welt-Raum hielt, und träumte nun davon, teils groß, teils knapp, teils ehern zu sein. Es gibt nur ein Wort: Die Monumentalität des Dürstigen. Es ist nicht mehr Anton von Werner, es ist sein Lebtag nicht Hodler (mit seiner bogenstraffen Belebung jeder Linie): es ist die Richtung, die einige ungefährliche Stilerrungenschaften unsrer Zeit für die gebildeten Stände zurechtgekitst hat, etwa wie die repräsentativen Titelbilder auf den Spezialnummern der „Jugend.“ Dezember 1913. Inzwischen ist es nicht schöner, sondern ärger geworden. Wenn dieser deutsche Krieg so wäre oder würde wie sein verbreitetster Dichter: wir müßten ewig klagen, ihn geführt zu haben.

A. v. G. Daß dies Blatt dazu da sei, um meine künstlerischen Ueberzeugungen durchzusetzen, war so töricht und pedantisch kaum gemeint. Nichts belebender, als einmal, als öfter Aufsätze zu bringen, die meine Götter entgöttern, meine Schreckbilder verherrlichen. Kämpfen Sie für Wagner und wider Strindberg, tun Sie es aus zwingenden Gründen und mit bligenden Waffen, und Sie werden mein gepanzertes Redakteursherz ohne Zweifel erobern. Deshalb ist es auch ganz falsch, von jeder Ansicht, die hier ausgesprochen wird, ohne weiteres vor auszusetzen, daß es meine Ansicht ist. Ich mache mir nichts aus Verhaeren und ahne garnicht, was Expressionismus ist: aber ich habe die Arbeiten von Bab und Huebner gedruckt, weil Männer, die ich schätze, ihre Anschauungen an dieser Stelle zu vertreten wünschten. Der Fall liegt doch sehr einfach. Entweder haben meine Ueberzeugungen die Zukunft für sich: dann wird kein abweichender Mitarbeiter ihren Weg hemmen. Oder nicht: dann wird es wenig nützen, daß ich Sie wissen Bescheid und werden eine unwiderstehliche Verteidigung „Wallenstein“ verfassen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 2  
Verlag der Schaubühne, Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Druck: Felix Wolf, G.  
h. S., Berlin, Dresdnerstraße 43. Alleinige Inseratenannahme: Annoncen-Expediti-  
on Fachzeitschriften m. b. S., Berlin W. 15, Jasanystraße 68.



## Weihnachten zu

Jrgendwo las ich eine Prophezeiung über den Weltkrieg, die schloß: „Weihnachten wird von Frieden singen.“ Kein Zweifel, daß sie Recht behält. Weihnachten wird von Frieden singen. Wo im Kampfgebiet noch eine Kirche steht, werden Menschen, deren Glaube der Schrecken entzündet hat, im Kreis um das alte Mysterium niederknien, werden ihre Priester im Nebel den Weg nach Gipfeln des Trostes und der Zuversicht suchen; und manchen wird schwindeln bei der verzweifeltsten Gletschertour. Solange Menschen leben, werden sie Gründe genug finden, um sich und ihre Art vor der Selbstvernichtung zu bewahren. Weihnachten muß von Frieden singen, und wäre es nur, wie die Kinder im Dunkeln singen, um sich vor der Angst zu schützen. Und wäre es nur, um mitten in der Vernichtung die belebende Botschaft entgegenzunehmen, die zwar Europa zum Himmel, aber noch nicht zur Erde erlösen konnte. „Friede den Menschen auf Erden...“ Wir rufen es den Toten nach. Die Weihnachtsbäume brennen auf Massengräbern. Der Choral: über befestigtes, unterminiertes Gelände weht eine irre Güte, vielleicht schlagen einige Glocken an und machen die Vorposten erschauern. Vielleicht auch heulen tausend Geschütze und laufen Millionen Christen gegen einander Sturm. Schon haben wir unsre Advokatenweisheit um den Begriff der Roten Weihnacht vermehrt. Wir sind um nichts verlegen. Sicher stehen die Dichter schon bereit und harren, das bengalische Streichholz in der Faust, des großen Augenblicks. Sie finden das Bild schön, daß die Weihnachtsbäume sich im Blute spiegeln, wenn sie nicht gar einen Lichterbaum aus Menschen aufstürmen, dessen unterste Zweige Europa bedecken; der mit der Spitze aber die ewigen Sterne berührt. Die Phantasie unbeschäftigter Dichter kennt keine Grenzen. Während sie das Blut der andern fließen lassen, nimmt ihre rosige Körperfülle täglich zu. Thrtäus marschierte noch mit den Truppen. Unsre Varden kämpfen im Schreibtischstuhl. Nichts wird sie hindern, den Krieg fortzusetzen bis auf Messer. Sie werden Weihnachten von Frieden singen, auf ihre Art.

Mir scheint, es wäre besser gewesen, Weihnachten ungefeiert, unerwähnt vorübergehen zu lassen, statt, wie die vorsorglichen Münchner, schon heute auf den Fasching zu verzichten.



## Disziplin / von Leopold Ziegler

Rant, in seinen Vorlesungen über Pädagogik, zählt gelegentlich vier Ziele der Erziehung auf: der Mensch müsse diszipliniert, kultiviert, zivilisiert und schließlich moralisiert werden. Aufgabe der Disziplin sei es, unsre ursprüngliche Wildheit zu brechen, das Tier in uns zu zähmen und zur allmählichen Vermenschlichung vorzubereiten. Die Kultur dagegen entwickle die besondern Fähigkeiten, Anlagen und Talente, durch die wir eine selbstherrliche Welt von Gegenständen und gegenständlichen Werten hervorbringen. Zivilisiert sei der Mensch, wie unmittelbar das Wort ergibt, als das mitbestimmende und mitverantwortliche Glied einer bürgerlichen Gemeinschaft — mithin als citoyen, nicht als bourgeois, der vielmehr jederzeit der Angehörige einer Kaste, der Vertreter eines besondern wirtschaftlichen Interesses ist. Alle drei Stufen des gezähmten, des kultivierten und des verbürgerlichten Menschen fordern indes als ihre Krönung die Moralität, die Entwicklung eines lauten und freien Willens, der sich durch Beweggründe von allgemeiner Gültigkeit und überindividueller Gesetzmäßigkeit selbst bestimmt.

Diese vier Zustände des vollkommen erzogenen Menschen werden jedoch in Wirklichkeit nicht in dieser Folge durchlaufen, ja, sie werden in den seltensten Fällen auch nur vollständig durchlaufen. Der Einzelne oder ein ganzes Volk mag kultiviert sein, reiche produktive Fähigkeiten zeigen und durch objektivierende Leistungen von außerordentlichem Rang hervorglänzen, ohne sich dabei genugsam diszipliniert zu haben. Oder es hat vielleicht in unablässiger Strenge gegen sich die eingeborene Wildheit niedergerungen und sich vorbildlich diszipliniert, während seine politischen und gesellschaftlichen Formen der Verbürgerlichung keineswegs entsprechend fortgeschritten sind. Sodasß Einzelne und Völker zu unterscheiden wären, die zwar diszipliniert, aber in geringerem Maße kultiviert sind, und wieder andre mit gefestigten, ausgeglichenen, reifen und folglich vornehmen Formen der Zivilisation, ohne daß sie Wildheit einer unbezähmten Natur in sich gebändigt hätten. Es besteht somit die Tatsache, daß der hochkultivierte, aber ohne Disziplin entbehrende Mensch innerlich primitiv und gefährlich geblieben ist, während der vorwiegend disziplinierte zwar ungeformt, ungebildet und in dieser Hinsicht roh erscheint, aber niemals wild und zuchtlos ausbricht, niemals seine eigene Menschlichkeit schändet. Kultur verbürgt ihrem Träger organische und intellektuelle Geschicklichkeit, Ausbildung und

Höchststeigerung angeerbter Talente. Aber sie leistet keine Gewähr, daß der Mensch etwas anderes sei als ein sehr geschicktes, sehr virtuoseres, meinetwegen sogar geistreiches und unterhaltsames Tier. Sie sichert nicht vor den Ausbrüchen schrecklicher Bestialität, sie beruhigt uns nie darüber, daß der Mensch mit seiner Höhlenbergangenheit endgültig gebrochen habe, deren er sich, wenn man seinen Versicherungen trauen dürfte, längst schämen gelernt hat. In diesem Zusammenhang gibt das Wort Voltaires zu denken, der von seinen vorzüglich kultivierten und ziemlich zivilisierten Landsleuten behauptet, sie seien Tiger und Affen. Uebrigens ein Wort, das dem Gegner nicht anstünde auszusprechen.

Fassen wir ihn indessen etwas genauer ins Auge, den Vorgang der Disziplinierung, von dem wir längst wissen, daß er mit der Tatsache des Militarismus ungefähr zusammenfällt — mit jenem Militarismus, den unsere Feinde in bemerkenswerter Aufrichtigkeit als den eigentlichen Urheber dieses Krieges anzuklagen nicht ermüden. Disziplin heißt nichts anderes als Zucht. Sie ist Mannszucht, wofern sie dem Einzelnen, der in die Gemeinschaft seines Volkes hineingeboren wird, ohne seine besondere Einwilligung von außen her auferlegt werden muß. Als Einzelner durchaus verloren und in einem kaum auszudenkenden Grade hilflos, erkaufte er sich das Interesse der Gemeinschaft an seinem haltlosen Dasein durch Einordnung und Unterordnung, durch Gehorsam und Untertwerfung, die zunächst eine Angelegenheit der erzieherischen Technik und des Zwanges ist und den Umständen nach sein muß. Sobald wir uns jedoch entschließen, dieses Ereignis nicht mehr vom Standpunkt des Einzelnen, passiv in die Gemeinschaft Hineingeborenen zu beobachten, sondern umgekehrt von der Gesamtheit aus, die sich des Einzelnen bemächtigt, gewinnt der Begriff der Disziplin sofort eine andre und höhere Bedeutung. Was so dem Individuum als Zwang erscheint, ist von der Gemeinschaft aus gesehen durchaus freiwillige Entschließung: die Zucht aller, aus dem Willen aller hervorgegangen und aus gar keiner andern Herkunft ableitbar als aus diesem Willen. Als solche ist sie nicht mehr Schulzucht oder Mannszucht, sondern die Thathandlung der unbedingten Selbstbestimmung oder die Selbst-Zucht. Als Ausdruck des Willens aller ist die Disziplin kein Zwang mehr, der uns von außen aufgenötigt würde — denn wer sollte uns unter ein solches Joch gebeugt haben — sie ist vielmehr die Zucht, die wir uns selber auferlegen. In diesem Sinne, aber auch nur in diesem, sind wir Deutsche insgesamt Soldaten, geborene Soldaten. Nicht deshalb, weil wir

# Die Bejahung Oesterreichs /

von Hugo von Hofmannsthal

Sierin liegt die außerordentliche geistige und darum politische Fruchtbarkeit dieser Situation (man vergißt allzu oft, daß Politik und Geist identisch sind): Der Staat, dessen Unglück war, seinen historischen Schwerpunkt verloren und einen neuen noch nicht definitiv gefunden zu haben, ist für die Dauer der weltgeschichtlichen Krise dieser Sorge enthoben — sein Schwerpunkt ist das oesterreichisch-ungarische Heer. Oesterreich-Ungarn bejaht sich in dieser Situation, wenn auch unter Schwierigkeiten. Schwierigkeiten aber sind nur für eine ungeistige Auffassung schlechthin etwas Böses, zu Vermeidendes. Stagnierende, chronische Schwierigkeiten legen sich freilich beklemmend auf alle Herzen, aber die grandiose, krisenhafte Schwierigkeit ist nichts als ein gewaltiger Antrieb zu Leistungen. „Wo nicht genügend vorausgedacht wurde,“ sagt Goethe zu Eckermann, „werden oft um so höhere menschliche Großheiten und Leistungen hervorgerufen.“ Das ist unser Fall, und hier tritt uns nach langer Verschleierung wieder einmal das Produktive der Laten hervor. Die Analogie mit 1683 drängt sich auf und stärkt das Herz: der Anstoß jener einen großen Defensivtat schuf uns eine Kunstblüte, die so ausgesprochen oesterreichisch ist, daß man, den engern Wort Sinn vergessend, sie national nennen möchte, eine Blüte des Wohlstandes, die mehr als ein Jahrhundert durchdauerte, eine innere Stärkung und Wiedergeburt ohnegleichen. 1683 ist der Beginn einer Welle, die erst unter Maria Theresia ihre volle Wellenhöhe erreicht, sich unter Josef dem Zweiten, scheinbar noch höher steigend, aber schon zerstäubend, überschlägt. Die Hoffnung, unartikuliert, nirgend zum Schlagwort erniedrigt, aber im Innersten ahnungsvoll lebendig, daß uns Ähnliches zum zweiten Mal beschieden ist, liegt allem, was heute geleistet wird, ja jedem Gedanken, der gedacht wird, zugrunde und gibt der allgemeinen Seelenstimmung den Auftrieb, der aus wahren Volkstiefen kommt und von der intellektuellen Mittelschicht weit mehr empfangen und reflektiv zersekt wird, als daß er von ihr ausginge.

Die Bejahung Oesterreichs dringt aus der vegetativen Grundschicht der Völker in die geistige hinauf; das Schwierige ist, daß sie dabei unverfehrt bleibe, denn sie hat dabei die gefährliche mittlere Sphäre zu passieren, wo man — nicht mehr Volk, und kaum noch Individuum im höhern Sinne — nur daran denkt, „wie man sein eigenes Selbst bemerklich mache

und es vor der Welt zu möglichster Evidenz bringe". Auch hier geht gegenwärtig von der Armee nicht nur eine vorbildliche, sondern eine schlechthin umgestaltende Kraft aus. Die in der Armee vorhandene politische und zugleich sittliche Einheit — diese beiden Begriffe vereint zu finden, überrascht die Zeitgenossen eines gesunkenen, routinemäßigen politischen Betriebes — ist heute nicht bloß ein Symbol, sondern eine Realität. Die Armee ist seit dem Tage ihrer Mobilisierung das stärkste Phänomen politischen Lebens, das in diesem Doppelreich geleistet wurde, soweit die Erinnerung aller derer zurückgeht, die heute in der Mitte des Lebens stehen. Ihre Existenz umschreibt sich völlig mit den Begriffen der Leistung und des Achtungswerten, beide in unbedingtem Sinne genommen. Somit ist sie das grade Widerspiel aller sonstigen politischen Phänomene, welche die Generation, die heute zwischen Fünfunddreißig und Fünfzig steht, jemals erlebt hat. Denn diese realisierten ausnahmslos nur in bedingtem Sinn das unter dem Begriff 'Leistung' zu Erfassende und waren höchstens in bedingtem Sinne achtenswert. Die edlere Natur aber, des Einzelnen wie ganzer Völker, strebt nach dem unbedingt Achtenswerten und verliert auch die Kraft zur Selbstachtung, wo sie auf die Dauer um sich und außer sich keinen Gegenstand der Achtung findet. Offene, zähe Feindseligkeit selbst innerhalb eines Ganzen, Gruppe gegen Gruppe, Partei gegen Partei, hat nichts Vergiftendes; aber die Achtung der Parteien vor einander ist die Grundlage aller wahren Politik. Das Schiefe jedoch und Giftige entsteht, wenn einer im andern die Macht anerkennt, aber nicht Wort haben will, daß er sie anerkennt, sich vor dem andern wohl fürchtet, aber nicht Wort haben will, daß er sich fürchtet. Dieser verklauusulierte und hinterhältige Zustand war zu lange der unsre. Er ist es nicht mehr. Ein ungeheures meteorologisches Phänomen hat die Atmosphäre verändert, in der wir atmen — und auf immer: denn nichts kehrt wieder, das einmal dahingegangen ist.

Ein kaum übersehbarer Zustand, wie der gegenwärtige, wird mit mehr Glück und mehr Berechtigung von denen beurteilt, die das vierzigste, als von denen, die das sechzigste Lebensjahr erreicht haben. Er verlangt, um richtig erkannt zu werden, den mutigen Blick dessen, der noch viel vor sich hat, den Ernst, der ins Ganze geht, den Sinn, dem Ganzen etwas zuliebe zu tun.

Die völlig Gereiften sehen mit ermüdetem Blick eine ewige Wiederkehr; und wirklich, manches von dem Oesterreich von 1830, dem Oesterreich von 1860 ist noch da, ist immer wieder



da. Aber die Mischungen sind anders, die Möglichkeiten andre. Die Schwierigkeiten außen und innen scheinen immer wieder die hergebrachten, aber das Gegebene ist auch immer ein zu Veränderndes; alles Drohende läßt sich zerlegen durch Auffassung und Gesinnung. Feindliche Formeln stehen der noch unartikulierten, ungefundnen eigenen Formel gegenüber; aber feindliche Formeln sind der Umgestaltung fähig, Schlagworte können modifiziert werden.

Das Lebensgefühl, das bei uns aufstrebt, ist vielmehr das Lebensgefühl eines jungen als eines absterbenden Organismus. Mit dem Material, das wir sind, wird jedenfalls gebaut werden; warum wollten wir nicht bauen? Der Krieg, den wir führen, ist ein Verteidigungskrieg. Aber der Geist, der unsre sechs Armeen beseelt, ist, auch politisch genommen, weit entfernt von bloßem Defensivgeist. Es ist unbewusster Geist, es ist Gesinnung, in Leistungen umgesetzt: denn in der wahrhaft hohen Politik, in der Politik großer Zeiten gehören Geist und Gesinnung unauflöslich zu einander. Wollte man aber diesen Geist irgendwie charakterisieren, in seinem naiven Wagemut, seinem unbedingten Drang nach vorwärts, so geht er über den Geist der Pflichterfüllung hinaus: er hat etwas Eroberndes.

Geist und Sittlichkeit, von einem Punkte so mächtig ausgestrahlt, greifen um sich, und die Stimmung hinter dieser Armee hat etwas morgendliches Mutiges, etwas nicht völlig nur Europäisches, sondern, darüber hinaus, etwas in hohem Sinn Koloniales, mit dem Hauch der Zukunft Trächtiges. In einer ähnlichen Verfassung drang das kaiserliche Heer, in welchem Eugen von Savoyen als Oberst ritt, das befreite Wien im Rücken lassend, gegen Osten und Süden vor; nicht völlig nur Soldaten, sondern Konquistadoren und Eroberer der Zukunft. So kehrt denn in der Tat alles wieder, aber nicht so enggespannt, wie die Bedenklichen und Zaghaften meinen. Ein Staat wie dieser, von den höchsten Mächten gewollt, entzieht sich nicht seiner Schickung: und immer wieder auf sich nehmend, was ihm auferlegt ist, gewinnt er darüber, wie der einzelne Mensch, die immer verschärfte, immer vergeistigte eigene Miene, Siegel und Inbegriff eines nicht verächtlichen, nicht würdelosen Daseins unter den Lebenden.

---

Aus dem 'Kriegs-Almanach 1915', den der Insel-Verlag herausgibt, und der, nebst schönen Bildern und Facsimiles, wertvolle Beiträge von Rilke, Rudolf Alexander Schröder, Ricarda Huch, Hermann Hesse, Scheffler, aber auch von Dichtern und Staatsmännern Vergangenheit enthält.

# Genoveva

Was 'Genoveva' in Hebbels Leben und Lebenswerk, was sie für die deutsche Literatur, was sie für die Entwicklung des menschlichen Geistes, was sie für Theologie und Philosophie, kurzum, was sie vor der Ewigkeit bedeutet: dies und das und noch viel mehr hat Bab am fünfzehnten Dezember 1910, am zwanzigsten April und am zweiundzwanzigsten Juni 1911 hier dargestellt. Ich Vermster bin nur, was er auch ist: Theaterkritiker, und als solcher frage ich nach dem Eindruck, den das Drama von der Bühne herab früher und jetzt gemacht hat, und warum dieser Eindruck niemals stärker gewesen ist. Laube, der 'Genoveva' im Jahre 1854 — also vierzehn Jahre nach der Entstehung! — zuerst gespielt hat, ist um die Antwort nicht verlegen. Weil man in Hebbel den letzten und höchsten Zweck der Poesie vergeblich sucht: das Wohltuende, das Versöhnende, das Tröstende, das Erhebende. Nun, das alles findet man in den 'Karlschülern' und in dem 'Grafen Esser'; das alles wird also bei Hebbel niemand außer Laube und Paul Goldmann suchen. Das berliner Hoftheater hatte es gleich gewußt und sich auf das Experiment erst garnicht eingelassen. In seinem Repertoire stand Raupachs 'Genoveva', die eine liederliche und hartherzige Person ist, während der Abwesenheit ihres edlen Gatten tanzt und jubiliert, die Armen und Elenden schändlich behandelt und mit dem Herzen des betörten Golo ein gar freventliches Spiel treibt. Aber anno 1897 war Ernst Raupach, auch als „Fürst der Bretter“, lange tot, und der Graf von Hochberg wagte sich an Hebbel. Ich sehe noch die Poppe. Ich höre nach siebzehn Jahren noch den Schrei, den Matkowski, wenn Golo sich blendet, auf der Generalprobe ausstieß. Dieser Schrei war so fürchterlich, daß der Regisseur ihn für die Aufführung verbot, weil kein Publikum das aushielte. Doch auch ohne Golos Schrei hielt das Publikum des Hoftheaters diese 'Genoveva' nicht mehr als dreimal aus. Dann ward Moissi auf den Golo hin aus der Großen Frankfurter in die Schumann-Straße geholt, und nichts lag für Reinhardt näher, als mit diesem Moissi und der Höflich eine neue Probe auf die Bühnenfähigkeit des Dramas zu machen. Jetzt hat er die Regie Herrn Hollaender, die Genoveva Fräulein Mary Dietrich und den Golo dem originellsten unter seinen jüngern Schauspielern überlassen; und ob es gleich von einem ringenden Privattheaterdirektor lobenswert ist, in diesen kummervollen Läuften Kraft und Zeit und Geld an ein rein künstlerisches Unternehmen von denkbar geringen geschäftlichen Aussichten zu wenden, darf doch alle Achtung vor einer so anständigen Gesinnung uns nicht hindern, die Schuld an dem Mißerfolg zur Hälfte dem Deutschen Theater aufzupacken. Freilich nur zur kleinern Hälfte. Zur größern Hälfte, selbstverständlich, Hebbeln.

Der unvorbereitete Zuschauer — und mit keinem andern sollte der Dramatiker rechnen — sieht erst am Schluß des vierten Aktes klar. Da erscheint der Geist des ermordeten Drago und stellt den metaphysischen Zusammenhang zwischen den Geschehnissen des Dramas und dem Ablauf der Welt her. Er verkündet, daß der Herr den Schwur getan, das arme menschliche Geschlecht niemals zu tilgen, wenn alle tausend Jahre nur ein Einziger vor ihm besteht, und daß es jezo Genoveva ist, die sieben Jahre lang zu dulden haben wird, was eine Menschenseele irgend dulden kann. An dieser Stelle geht bei jeder Aufführung ein Seufzer der Erleichterung durch das Haus, dem bis dahin die Unverdiendtheit von Genovevas Leiden allzu heftig zugesetzt hat. Nachträglich begreift es auch, welchen Sinn der Austritt des Juden gehabt hat, und daß dies

derselbe Sinn gewesen ist. So zehrt wenigstens der Rest des Dramas von der vermeintlichen Einsicht des Publikums in alle Intentionen des Dichters. Ein lebender Dramatiker würde da den besten dramaturgischen Anschauungsunterricht erfahren. Hebbel hätte die Beseitigung dieses technischen Fehlers wenig genügt. Die Grundgebrechen seiner ebenso erhabenen wie abscheulichen Dichtung sitzen tiefer. Diese Dichtung wurzelt in Golo. Der ist hier ein andrer Luzifer. Weil er kein Engel sein kann, ist er gewillt, ein Bösewicht zu werden. Hebbel wühlt sich in das Herz und das Hirn dieses Wahlschurken mit einer Kraft hinein, neben der Strindberg altmodisch und altjüngferlich anmutet. Nur daß Hebbel mit seinen siebenundzwanzig Jahren noch nicht die Fähigkeit hat, diesen Golo dramatisch zu entwickeln. Es würde nichts schaden, daß Golo ununterbrochen Monologe hält. Diese Monologe wären schon Dialoge, die nämlich das gute und das böse Element in ihm mit einander führen. Sie müßten sie bloß durchführen. Aber Hebbel geht der Atem aus, und unversehens ist Golo wieder ein einfacher Mensch oder Unmensch, der den Kampf mit sich selbst aufgibt und durch einen Gott oder eine Teufelin von außen gestoßen wird. Damit wird nicht allein das Drama, sondern auch der dichterische Stil zerbrochen. Auf die modernste Psychologie, die Dostojewski und Nietzsche vorwegnimmt, wird ein tolles Zauberwesen gesetzt, das für uns keine Schrecken und nicht einmal für naive Gemüter einen sonderlichen Reiz hat. Erst das Nachspiel findet die Einheit und findet sie, schon seiner Kürze wegen, ziemlich leicht. Aber es übt natürlich grade durch diese Einheit auch für sein Teil Kritik an der Zersplissenheit der eigentlichen Tragödie, die an Gewalt und Abgründigkeit das schlichte Anhängel weit hinter sich läßt und dafür wieder von dessen Bühnenwirkung geschlagen wird. Davon sind wir ausgegangen. Eins oder das andre war möglich: die Geschichte von Genoveva und Golo war als ein unerbittlich dialektisches psychopathologisches Drama, die Geschichte von Genoveva und Golo war als ein fromm-einfältiges Legendenpiel für das Theater zu gewinnen. Hebbel wollte eins und das andre, eins durch das andre, eins in dem andern. Was für das Theater dabei herausgekommen ist, haben wir jetzt wieder sehen können.

Oder nicht? Diese unzulängliche Aufführung brauchte gewiß nicht gegen 'Genoveva' zu zeugen. Aber bis der Gegenbeweis geführt ist, fürchte ich nach dieser neuen Probe doch, daß auch eine unvergleichlich bessere Aufführung nicht für 'Genoveva' zeugen würde. Es müßte schon ein Wunderwerk von Aufführung sein, für die Reinhardt nicht bloß einen Moissi, sondern einen zweiten Rainz entdeckt, die Höflich nicht gespart und für die Dauer dieses Abends mit Kanfker verheiratet hätte. „Es ist das schwerste Stück auf dieser Welt“, heißt es in dem Stück von der Grauenhaftigkeit seiner Vorgänge, die für die Betroffenen allzu schwer erträglich seien. Aber es ist auch fast das schwerste Stück auf dieser Bretterwelt. Bei der Zurichtung des Textes fängt es an. Diese zweihundertzehn Seiten sprechen zu lassen, ist nicht denkbar. Was soll wegfallen? Für unsern unvorbereiteten Zuschauer darf nicht viel wegfallen, weil jedes Wort für das Verständnis wichtig ist, darf nicht wenig wegfallen, weil sonst seine Aufnahmefähigkeit zu früh erschöpft wird. Wie machen wirs? Von Fall zu Fall verschieden, nämlich je nach der Spezialbegabung des Regisseurs und der einzelnen Schauspieler. Dem einen Regisseur werden die heidnischen, dem andern die christlichen Teile bequemer liegen, der wird einen bessern Golo dieser eine bessere Genoveva haben. Hollaendern lagen die christliche Teile bequemer. Bei ihm gleichen sogar die Wohnräume Abschnitte

eines Doms. In der Dichtung aber hatte er, ohne eine Ahnung von Hebbels Absichten, so herumgewütet, daß sie einem ziemlich sinnlosen Schauermärchen glich. Für dieses schien die alte Margaretha eigens aus Tirschitzel geholt zu sein. Genoveva sah gotisch genug aus, ein Eindruck, den sie durch zitterige Gebärden und einen litaneihaften Ton verkleinerte. Und Werner Krauß ist für Golo zu diaflüssig. Das wäre freilich ein Wunder von Schauspieler, der den Kottwitz und den Golo machen könnte. Reinhardt tut unrecht, seinen begabtesten Mitgliedern durch eine so falsche Beschäftigung zu schaden. Und nützt sich selber nicht, wenn er kaltgeglühte Gehirnkünste blühenden Anschaulichkeiten vorzieht.

## Die Perser / von Aischylos

(Fortsetzung)

Uebersetzen von Lion Feuchtwanger

**Chor:** Und auch jene Eilande bezwang er, die Meerfrüchte bergen,  
 Lemnos und des Karos Sitz; [ganz nahe der Küste,  
 Rhodos und Knidos gesellt er die kyprischen Städte,  
 Paphos, Solus; auch Salamis, Tochter der Siedlung,  
 Die uns alle die Trübsal gewirkt, die jetzt wir bestöhnen.  
 Auch die Städte im jonischen Gau, die hellenischen, voll-  
 [reichen, schatzreichen,  
 Zwang er sich: nicht durch Kriegsvolk, durch eigene Weisheit.  
 Kraftvoll in Wehr standen ihm Krieger, erlesne, all seiner  
 Allzeit bereit. [Länder,  
 Jetzt hat sichtbarlich alles ins Elend gewandelt die Gottheit,  
 Hat uns mit Kriegsnot gedrückt, zur See uns mit Plagen  
 Kläglich geschlagen.

Xerxes. Chor.

Xerxes: Weh!

Mich Unseligen traf  
 Jäh schmetterndes Schicksal.  
 Mit grausamem Fuß zertrat ein Gott  
 Das Persergeschlecht. Wie trag' ich die Schmach!  
 Mir lösen sich, weigern sich, brechen die Knie,  
 Ihr Väter der Stadt, blick' ich euch ins Gesicht.  
 O hättest du, Zeus, auch mich mit jener  
 Verlorenen Schar

**Chor:** Ins Dunkel des Todes gnädig gehüllt!  
 Weh, weh, o Fürst, des herrlichen Heers,  
 Der heldischen Blüte, des persischen Ruhms!  
 Ein Dämon segt sie von hinnen.

Es ächzt das Land des verlorenen Lenzes,  
 Den Xerxes gewürgt; denn mit persischem Volk  
 Hat Xerxes den Hades besiedelt.  
 Sie stiegen hinab, ein wimmelnd Gewirr,  
 Die Massen der Männer, die Blüte des Lands,  
 Sich scharend, sich drängend, zum Hades hinab,  
 Die Bogenkämpen, Myriaden, Myriaden,  
 Verlöscht und verloren, verdorben, vertilgt!  
 Weh, wehe der herrlichen Wehrmacht!

(Fortsetzung folgt)



## Aktchlüsse / von Herbert Ihering

Die Bedeutung des Aktchlusses für die psychologische Handlung wird selten erkannt. Man sieht in ihm das einprägsame Ende äußerer Vorgänge. Die ausgezeichnete Aufführung der ‚Piccolomini‘ im Deutschen Theater war lehrreich. Der vierte Akt bringt das Gelage, das Terzky seinen Gästen gibt. Schiller stellt die fortschreitende Trunkenheit der Generale dar und die Weigerung des Max Piccolomini, seine Unterschrift unter die Eidesformel zu setzen. Die Haltung des Max hebt sich von der Haltung der Generale ab, und der Aufbruch der Offiziere muß so arrangiert werden, daß er auf das Benehmen des jungen Piccolomini hinweist. Reinhardt, von den Vorgängen an sich hingenommen und immer bedacht, jeden Handlungsansatz, der sich zeigt, bis zum Ende fortzuführen, läßt sich von der Notwendigkeit, die betrunkenen Generale natürlich und allmählich zu entfernen, dazu verleiten, dieses Aufbrechen so suggestiv zu gestalten, daß Max darüber vom Zuschauer vergessen wird. Es bilden sich Gruppen, diese vermischen sich, trennen sich. Es wird vorne weiter getrunken, es werden Spielchen riskiert, die Mäntel aufgenommen, liegen gelassen, umgelegt. Das ist, für sich genommen, eine hervorragende, gestufte, gegliederte Leistung. Und es ist auch in der Bedeutung für das Ganze vortrefflich, bis der Streit zwischen Max und Illo beginnt. Jetzt zeigt sich das Zuviel. Der Aufbruch der Offiziere hat uns so in Anspruch genommen, daß das Hinzutreten Illos genügt, um uns ganz von Max wegzuwenden. Illo ist die Hauptfigur geworden, Max eine Nebenfigur. Maxens Worte: „Bring ihn zu Bette!“ gehen unter, weil sie nicht durch Stellung und Spiel vorbereitet werden können. Dieser Satz aber, der Abgang Maxens und die abwartende, beobachtende Haltung Octavios bilden den innern Abschluß des Aktes. Dies kann durch Caesuren und Pantomimen gar nicht eindringlich genug herausgearbeitet werden, denn es enthält die Exposition zum fünften Akt. Nach Maxens nun szenisch belichteten Worten muß schnell der Vorhang fallen. Bei Schiller steht zwar: „Illo, fluchend und scheltend, wird von einigen Kommandeuren gehalten. Unter allgemeinem Aufbruch fällt der Vorhang.“ Aber: wenn der Vorhang schnell genug fällt, kann es ganz gestrichen werden; wenn er langsamer fällt, muß die Bewegung sparsam sein, damit nicht eine neue Handlung beginnt und der Vorhang sich wie zufällig über einer bewegten Szene schließt. Man darf nicht das Gefühl haben: der Vorhang könnte jetzt, aber auch früher oder später fallen. Der Vorhang

ist eine dramaturgische Angelegenheit. Auf den Aktluß muß so hingearbeitet werden, daß das Fallen des Vorhangs im bestimmten Augenblick als Notwendigkeit erscheint. Nach dem Satz: „Bring ihn zu Bette!“ ist sein Fallen notwendig, denn diese Worte schließen die innere Handlung eindringlich, fast formelhaft prägnant ab.

Ein zweites Beispiel: im ‚Lebenden Leichnam‘ endet die Szene vor dem Untersuchungsrichter mit einem stummen Vorgang: „Lisa geht an Fedja vorüber, der sich tief verneigt.“ Dieser pantomimische Ausklang ist dichterisch und dramatisch wundervoll. Fedja und Lisa kommen hier zum ersten Mal im Drama zusammen, aber sie sprechen kein Wort mit einander. Das Vorbeigehen Lisas, die Verneigung Fedjas ist ihre einzige Aussprache. Sie ist in ihrer Zartheit so szenisch pointiert, daß sie psychologisch notwendig und dramatisch wirksam zugleich ist. Reinhardt aber erinnert sich daran, daß den inhaltlichen Abschluß der Szene erst die vom Untersuchungsrichter angeordnete Festnahme Fedjas bedeuten würde, führt diese Festnahme sichtbar vor und verstellt mit der äußern die innere Handlung.

Ein drittes Beispiel: der letzte Akt von Strindbergs ‚Scheiterhaufen‘ schließt mit dem Untergang der Geschwister im brennenden Hause. Wenn die Flamme die Kinder der grauenhaften Mutter verzehrt, so ist das ihre Reinigung, ihre Erlösung, ihre Himmelfahrt. Sie müssen umschlungen, von seligen Jugenderinnerungen geführt, hinübergehen. Nur dann erhält dieser Schluß seine innere Bedeutung. Wenn aber Reinhardt die Kinder trennt, die Schwester versteckt hinfinken läßt und beim Bruder nur die psychologischen Merkmale des Erstickens zeigt, so wird nicht nur das Drama sinnlos: auch der Aktluß kommt um seine Pointierung. Der Vorhang fällt über einem Brande, und wann er fällt, ist gleichgültig.

Ich weiß, daß diese dramaturgischen Mängel der Regie Reinhardts Vorzügen entstammen: seiner Hingabe an das Einzelne, seinem Willen zur Versinnlichung und Plastik. Aber diese Plastik des Details zerstört die Plastik des Ganzen. Dem Aktluß fehlt die Schlagkraft, weil er nicht als abschneidende Verkürzung der Handlung, sondern als ihre zufällig unterbrochene Fortführung erscheint. Reinhardt konzentriert den Aktluß dann, wenn dieser bildhaft wird. Unvergesslich ist das Ende des ‚Lebenden Leichnams‘: die Gruppierung, welche die innern Beziehungen der Personen versinnlicht, und das Ende ‚Hamlets‘: die Schilderhebung.

## Die Bestie / von Arnold Zweig

Der Radfahrer, wie ein schwebendes Gespenst lautlos heraufsaugend auf der weiß bestäubten Landstraße, seinen blauen Schatten steil verzerrt vor sich herjagend, ward von dem belgischen Landmann Labrousse, der in seinem Hoftor die Hand vor die Augen hielt, gesichtet schon seit fünf Minuten und erkannt noch fern: Calixte, Schulzenbucdel genannt, Sohn des Bürgermeister von „denen da drin“, womit die Bauern alle Leute der kleinen Stadt meinten, eine halbe Stunde jenseits des Flückchens und des Birkenwaldes davor. Das Fahrzeug hüpfte auf seinen Gummischläuchen über den flachen Graben der Straße, kam mit dem Feldweg auf Labrousse zu, hielt kaum an — wahrhaftig, der Budlige trat nur mit einem Fuß zur Erde, riß aus der umgehängten Ledertasche einen eingewickelten Gegenstand und strebte augenblicklich wieder fort; aber der Bauer, das übergebene Päckchen in der Linken, packte seinen Rock unterhalb des Höckers. Inzwischen schüttelte Labrousse sein Geschenk; aus dem sich öffnenden Papier fiel ein großer Reiterrevolver ins Gras. „Nationale Verteidigung, lies“, sagte Calixte, mit dem Daumen auf den Stempel der Bürgermeistereiweisend, worauf der Empfänger das amtliche Papier zusammenknüllte und es dem Boten lächelnd ins linke Auge schleuderte. Dieser schweigsame Scherz galt als Antwort auf jenen dummen des Absenders, ihm, Labrousse, seinem Kartoffellieferer, die Kunst des Lesens zuzumuten — als ob er je einmal für empfangenes Geld anders quittiert hatte als mit drei dicken Kreuzen. „Aha,“ sagte der Krüppel und begriff — wegen seines Gebrechens an noch weit rohere Behandlung gewöhnt — „die Deutschen kommen von Namur, sinds viele, so seid klug, sinds wenige, so...“, und er vollendete mit einer Geste nach der Waffe, die auf breiten Suflattichblättern lag wie auf einem Teller. „Gebt acht, geladen“, rief er noch über seine gebirgige Schulter zurück, entrollend, diemal der Bauer sich nach jener bückte; er wischte sie am Hosenboden ab und barg sie vorn in der Bluse, nach einem Blick auf die Sicherung und einem zweiten, bissigen hinter dem Ueberbringer her, der bald wieder klein hinfuhr unter den Pappeln. Dann ging er langsam ins Haus zurück, in Gedanken vermengt zwei verschiedene Handlungen ertwägend, nämlich erstens, wie er seine Doppelflinte, bisher nur eine Freundin städtischer Hasen, wohl verstecken und wirksam laden werde, und zweitens die Entfernung der Frauen, der Kinder, der Pferde und der Enkel auf den beiden Reiternwagen.

Schon zwei Stunden später, dank vielen Schreien, reichhaltigen Flüchen und einer überall hinschnappenden Peitsche, entfernten sich die Gefährte, hoch getürmt auch mit Möbeln und Bettzeug: das eine gezogen von den Säulen und beherrscht von der alten Labrousse, die faltigen Mundes schwieg und still und spähend den Hof noch einmal musterte, während die Tochter neben ihr weinte, weil diese Flucht ihr zu viel war: stand nicht Adolphe ohnehin im Felde — oder lag vielleicht schon, wer wußte es — hatte er sie nicht Michaeli heiraten sollen, spielten ihr nicht zwei Kinder hinten im Heu und aßen Aepfel? Das andre Gefährt aber, vor dem die Ochsen gingen, wurde von der jüngern Magd gelenkt, da die ältere ihre Tochter Angélique ohrfeigen mußte, die, vierzehnjährig, beim Herrn zurückzubleiben verlangte, um ihm zu helfen („um die Hintern der Preußen zu sehn“, schrie erratend die wütende Mutter). Joseph-Marie Labrousse blieb allein zurück, die Pfeife im Munde und blinzeln vielleicht von der Sonne des Nachmittags, der die Frauen entgegenfuhren, vielleicht auch vor Freude, allein zu sein mit dem behaglichen Plärren der Enten am Tümpel hinter der Pumpe und dem Schnarchen der Schweine, für deren eines er zu morgen schon das Messer geschliffen hatte, und ledig der elenden Weiberstimmen, die einem in Haus und Hof überall nach den Ohren stachen, schrill quatschend, ganz schnell plappernd und ebenso albern, wo man doch gegen Anfang der Fünfzig die Ruhe am höchsten schätzt, und ganz langsames Denken und Tun, ein Schmecken jeder Minute, das Leben besonnen zu erfüllen drängt, auszukosten und nichts zu überschlagen.

Er band grade Tomaten höher an den Zaun, als er fern auf der Straße drei Reiter wahrte, Reiter mit Lanzen. Er beeilte sich um nichts, obgleich herzklopfende Spannung ihn langsam durchtränkte, fühlte nur nach der Waffe und senkte dann wieder sein Gesicht, diese braune Maske mit grauen rasierten Stoppeln, auf die dicken Stiele, an denen schwere Früchte saßen, hellrot wie von enthäutetem Fleisch, besonders aufgefrischt von der tiefen Sonne; und die Malven seiner Tochter in der Ecke, dem Tore nah, fingen das gerötete Licht in ihren großen schellenartigen Blüten von roter Weinfarbe, angenagelt an grüne Stäbe. Ohne Hinblicken berechnete der Alte die Näherung der Reiter: jetzt mochten sie bei der „fahlen“ Bappel sein, jetzt stand ihnen links die vom Blik geschrammte, jetzt wohl rechts die „der Pinsel“ genannte. Betraten ihre Pferde noch nicht den Fußweg zum Tore? Er vernahm Hufschlag dumpf im Staube, und enttäuscht faßte er sich an die



Brust: sie ritten vorüber, die Schweine, und er konnte nur diese Pistole packen, auf die er sich schlecht verstand, statt seiner Büchse! Auf fünfzig Meter hätte er sie ins Auge getroffen oder durchs Ohr, ganz nach Wahl, aber mit dieser Dreckwaffe hier traute er sich nicht einmal, den Gaul in den Bauch zu schießen. Die Husaren unterdes, Karabiner auf dem Knie, trabten flirrend vorbei, grau wie Stahl, und die Sonne malte ihnen rotgelbe Gesichter und rote teuflische Pferde.

Aber sie kehrten zurück! Eine halbe Stunde später ritten sie wie die Herren durch sein Tor und sprangen aus den Bügeln, durch sein Tor, ohne ihn zu fragen, der hinten vor der Haustür auf der Schwelle seine Sichel klopfte, um Gras zu schneiden, und gingen auf ihn zu, genau, wie sie ohne Recht und ohne ein Wort die Grenze dieses Landes und seinen Frieden unter die Hufeisen ihrer Gäule getreten hatten. Ah, ah! Sie sollten sich hüten! Er vermochte noch zu beißen, Labrousse; vielleicht nur von hinten — aber um so schärfer der Genuß! Ein Bartloser mit Treffen an Hals und Ärmel erklärte in lächerlichem Papageien-Französisch und ruhigem Tone, sie würden hier übernachten, er möge ihnen die Wohnung zeigen und den Pferdestall. Er wies mit dem Ellbogen nach dem Stall gegenüber dem Hoftor im rechten Winkel zur Front des Hauses und öffnete die Stubentüren im Erdgeschoß; dann stiegen sie die Treppe aufwärts, er voran, der Unteroffizier folgend, der außer seiner Pistole auch den Säbel blank in der Hand hielt, und der Husar mit fertigem Karabiner schloß. Sie stöberten auf dem Boden, schnupperten im Keller umher, den sie mit elektrischen Lampen erhellten, steckten die Nase auch in die Schlachtkammer unten, in der er morgen das Schwein schlachten würde, und zeigten sich endlich befriedigt: auch hier kein Feind. Er wartete darauf, daß sie, wieder oben, begönnen, zum Späße die Fenster einzuschlagen und mangels kleiner Kinder die Enten mit den Flügeln an die Stalltür zu nageln, als Schießscheibe, wie's die Bauern manchmal mit gefangenen Eulen taten — aber nichts dergleichen; vielmehr hatte der dritte die Pferde bereits abgeschirrt, getränkt und mit Heu und Hafer aus dem Vorrat des Stalles versehen; sie stampften fröhlich im Stroh, und der Deutsche stammelte, indem er Haferkörner und Halme Heus in die Hand nahm, das französische Wort „bezahlen“, auf sich deutend und Labrousse unsichtbar Geld auf die Schulter zählend. Dann eilte er zu den beiden andern — und wenn schon die freche Tatsache, daß sie beim Untersuchen der Wohnung weder dem Kreuzifix noch der Jungfräuererbietung erwiesen noch sich des geweihten Wassers bedi-

hatten, auf Rekerei hindeutete, so tilgte jeden Zweifel die ekelhafte Schamlosigkeit, die sie jetzt begingen: sie zogen sich nackt aus und wuschen sich, während einer Wasser pumppte, lachend und rufend mit einem Stück Seife, das sie in der Küche gestohlen hatten, ihre rosagefärbten glatten Körper. Sie sahen genau aus wie gebrühte Schweine, sie gebärdeten sich wie tierische Reker, und mit Selbstverständlichkeit fiel ihm der Plan ein: sie mußten umkommen wie die Schweine, geschlachtet werden, nicht erschossen.

„Haben Sie Waffen?“ fragte der Unteroffizier, getrocknet und nackt unter seinem Mantel. Labrousse öffnete ihm in der Stube den Schrank und gab ihm die Büchse, deren beide Läufe sich ungeladen und innen seit langem nicht von Pulver gefärbt erwiesen. „Gut,“ sagte der Eindringling und nahm die Waffe an sich, „wir werden alles bezahlen. Wir waren bis unten am Flusse, kein Feind vor uns. Geben Sie den Schlüssel zum Hoftor, Betten und Abendbrot, wir sind sehr müde.“ Du bist ja bloß ein Schwein, dachte Labrousse; dann ging er mit zwei großen Tonkrügen in den Keller, Wein zu zapfen, aber vorher schüttete er viel schweren gelben Schnaps in die Gefäße, und dann brachte er Eier und Schinken, Butter und Käse, den Wein und vier Gläser, denn er trank blinzeln seinen Gästen zu, indem er dachte: Wohl bekomms, meine Schweine. Er aß mit ihnen um den geschauerten Tisch der Küche gereicht eine fette und leckere Mahlzeit, vierundzwanzig Spiegeleier, weiß und goldgelb, eine Schüssel gebratene Kartoffelscheiben, rosa Schinkenblätter und fetten gelben Holländerkäse zu Butter; und als Nachtiß holte er ein Steintöpfchen voll eingemachter Pflaumen herauf, nicht ohne vorher ziemlich viel Rum in den süßen Saft zu gießen, darin sie schwammen. So saßen sie, tranken emsig den erschwerten und lockend schmeckenden Wein, ihre Pfeifen rauchend; und im Behagen der Abendstunde, während im Fenster der Mond sich hell erhob, ließen sich die Gäste zu gemüthlichem Gelächter herbei und zu gutherzigen Bemerkungen über Labrousse, die ihm der Unteroffizier (in den Gedanken des Wirtes nur „der Papagei“) verdolmetschte: „Sie sind vernünftig und ein Biedermann“; und er erzählte ihm entrüstet von Schüssen aus vielen Fenstern in, jetzt allerdings nicht mehr vorhandenen, Dörfern, die sie vorgestern passierten. „Solche Esel,“ sagt der Bauer passend, „solche Esel, zu schießen! Unglaublich!“ — anstatt euch einfach schlafend abzufehlen, beendet er innerlich; euch zu vergiften, wenn ihr Wasser trinkt, euch zu verbrennen, wenn ihr verwundet seid, euch in den Sumpf zu führen, wenn ihr uns vertraut...

Und als er seine Gäste gähnen sah, machte ihm ihre Müdigkeit so gute Laune, daß er ein Liedchen begann, mit zwar recht gebrechlicher Stimme brummend, dessen erst hüpfende Melodie am Schlusse das Psalmodieren eines Priesters frech plärend nachäffte; eines jener Liedchen, in denen freche Grazie und Boterei sich mit der Verhöhnung der Pfaffen befassen — sangs, weil er meinte, so allen Instinkten der Rezer zu schmeicheln, und weils ihm selbst Spaß machte: vom Herrn Pfarrer, der aus der Matutine heimkehrend, seine Hand auf den Fuß der schlafenden Köchin legt, auf die Wade, ihr Knie, höher, wie die Strophen sich folgen:

Hélas pourqua s'endormait-elle  
la petite Jeanneton!

Monsieur l'curé, en rev'nant des matines  
vint trouver sa seryant' endormie;

(und jetzt, in einen schnellen, litaneihaften Ton fallend:)

il mit sa main sur sa cuisse  
cuissari cuissaro  
gen'ari gen'aro  
moll'ari moll'aro  
pietari pietaro  
saecula saecularo.

Er erklärte ihnen den Inhalt, sie lachten und beehrten zu schlafen. Zwar gab es keine Betten mehr, aber aus Stroh und Heu überdeckt mit Laken ließ sich ein erquicklich weiches Lager richten, und die heiße Schwere der Augustnacht förderte den Schlaf der Weinberauschten auch ohne dickes Deckbett.

Sie lagen nackt und schnarchend im hellen Monde, vom Mantel kaum bedeckt, als er nach Mitternacht leise eintrat; er hatte vom Hofe aus sich vergewissert, daß keinerlei lärmendes Hindernis an der Thür lehnte, deren Schlüssel er als verloren versteckt hatte, und die einen Riegel nicht besaß. Zur Vorsicht hielt er mit den Zähnen das Rasiermesser, aber die scharfe Schlächterklinge genügte für alle drei: einem nach dem andern durchschnitt er rasch und obenhin kalt, innerlich glühend, den Hals über dem Adamsapfel, vermied den heißen roten Guß, der aufsprang, und warf sich, als der Dritte, zu hinterst liegend, von dem Röcheln und Zappeln der Sterbenden ein Viertel erweckt, vergeblich versuchte, sich aus der Betäubung zu retten auf ihn mit einem Sprunge der Raserei, der ihm das Messer durchs Herz trieb, sodaß die Spitze, hinten heraustretend, sich an den Biegeln des Fußbodens verbog. Schnell schleppte er nun das große Schaff herbei, in dem er das Schweineblut aufzufangen pflegte, und lehnte die Körper über seine Kante, so

daß sie sich, die Köpfe an den Muskeln der Halswirbel hängend, reinlich ausbluten konnten — dem letzten mußte er dazu die Kehle nachträglich öffnen —; aber Stroh und Laken klebten doch schon von langsam gerinnendem Blute. Wie wach er sich fühlte! Er mußte noch arbeiten, noch etwas tun, noch Muskeln spüren und gewandt hin und her gehen; er fand sich jung und voller Stärke; wie schade doch, daß er die kleine Angélique hatte abreißen lassen, die schon Brüste besaß! Er ballte das Lagerzeug in den Laken zusammen und verbrannte die Padden, begossen mit Petroleum, im Badeofen; er schleppte die schwere Wanne in den Schlachtkeller hinab, nicht ohne daß sie überschwappte, wenn auch nur die Treppe befleckend und nicht ihn selbst; darauf trug er die nackten Toten denselben Weg, band jedem beim Licht einer Kerze die Knöchel der Füße an einander und hängte sie an hoch angebrachte Haken. Da hingen sie nun wie jedes gemetzte Tier, den Kopf abwärts, aber mit geschlossenen Augen, und er betrachtete sie mit sich sättigendem Hass. Er schloß die Kammer ab, stieg aufwärts, scheuerte den Fußboden des Zimmers, bis es ganz sauber lag, streute weißen Sand und wartete, daß es trockne, indeß er achtsam die Kleider der Soldaten durchsuchte und außer vielen nützlichen Gegenständen drei viereckige Ledertäschchen fand, die man wohl um den Hals gehängt trug, und darin ziemlich viel deutsches Geld, Gold und Papier, von dem er wußte, daß es mehr wert sei als die heimischen Francs. Zusammen mit den drei Pferden und den Waffen hatten sie Abendessen und das verbrannte Nachtlager reichlich bezahlt. Das Geld steckte er zu sich, Waffen und Kleider verbarg er auf dem Boden hoch oben im Gebälk, das Lederzeug der Pferde vergrub er, in eine Kiste gestopft, mitten im weichen Erdreich seines Entengatters. Freilich mußte er die schlafenden Vögel erst hinausjagen, was ängstliche Schreie gab, aber dafür würden ihre breiten Füße jede Spur vertilgen. Noch immer wach wie am Vormittag, kehrte er in den Keller zurück, in die Kammer, die nach Tod roch, er besah seine Opfer aufmerksam, hatte einen Einfall, band sich die Schächterschürze um und nahm ihnen aus der geöffneten Bauchhöhle die Eingeweide heraus, die Lunge, das Herz, geschlossenen Mundes grinsend, weils im Menschen überraschend fast so aussah wie im Schwein; er warf das Herausgelöste in die Wanne und trug das Ganze schließlich in den Schweinestall, schüttete es in den Trog und sah befriedigt zu, wie die Tiere gierig fraßen; ihr habts verdient, dachte er dabei. Dann überschwemmte er die Kellertreppe und die Fliesen der Kammer mit Gluten Wassers, scheuerte auch hier alles rein,



wusch sich die Hände und ging zu Bett, im Oberstock, gegen dreiviertel Zwei des Morgens.

Er begann den nächsten Tag ausgeruht, aber recht spät mit dem Unterbringen der drei Pferde in einer Koppel, die sonst seinen Bullen enthielt; sie weideten friedlich, die schönen braunen Hälse zu Boden streckend, und verjagten die Bremsen, die um ihre Schenkel schlichen, mit hurtigen Hieben. Er stand einen Augenblick ganz voll Stolzes auf das neue Eigentum; dann hielt eine fröhliche Spannung ihm das Herz an: wie, wenn auch heute ein solches Glück ihm ins Haus fiel? Vielleicht, daß man ihm Verwundete brachte, Deutsche, die noch lebten, noch Schmerz fühlen konnten und dennoch wehrlos auf irgendeinem Bett lagen? Ein kleines Lachen sammelte sich ihm am Herzen und stieg ihm ins Gesicht. Ueberdies steckte sein neuer Revolver mit sechs Kugeln noch ungebraucht in der Hose, und man durfte ja nur auf die Hüfte zielen, in die rechte Schulter oder den Bauch. Um zu überwachen, blieb er Gras schneidend in der Nähe der Straße und im Graben. Kurz nach Neun entstand hinten eine Staubwolke, und er wußte, daß sie es seien, noch ehe er etwas anderes zu sehen imstande war, sie, die den Krieg mitten in die Ernte geworfen hatten und in das emsige kleine Land. Sein Blut blieb stehen vor Grimm. Sie näherten sich, während er kniend mit aller Kraft fortwährend in das Gras hieb und in die Kamillen: vierzig, fünfzig graue Mann, graue Helme mit Spitzen darauf, andre als die von gestern. Der Offizier vornan fiel in Schritt: in einem weit echtern Französisch als der „Papagei“ rief er ihm herrisch zu: „Gestern Reiter von uns hier durchgekommen?“ Labrousse überlegte, was zu antworten war, indem er das unbeweglich kalte Auge hinter der runden Glasscheibe — ein gefährliches Auge, dachte er — wie schwer begreifend ansah; schließlich verneinte er, er hielt das für gut. „Was haben Sie dort für Pferde?“ Der Säbel des Deutschen deutete nach der Koppel, zu der man etwa zehn Minuten hätte gehen müssen. Der Bauer empfand als Antwort eine fast unzählbare Lust, das freche Auge auszuschießen, langte fast schon nach der Tasche, bezwang den Wahnsinn, der Griff ward zum Kraken an der Hüfte, als bißte ihn dort ein Floh, und er klagte: „Sie taugen nichts, diese Luder hat man mir gelassen, sie sind krank, sie huredig.“ Ohne ein Wort setzte der Offizier die Sporen ein galoppierte seinen Leuten nach.

Labrousse tat nichts anderes als warten, daß sie zufämen; umhergehend betete er immer wieder zur Mutter Gottes, seiner Patronin: „Schick sie mir doch!“ Endlich, er

Zwölf, kamen sie, und nur zehn außer dem Leutnant, und im Schritt! Sie ritten in den Hof ein! Der Leutnant erklärte, die Gäule müßten trinken. „Unterdes zeigen Sie mir Ihr Haus. Haben Sie Waffen?“ „Hasenflinte“, brummte der Bauer; er ärgerte sich über die neue Untersuchung, und in ihm steigerte sich allmählich eine wütende Angst wegen derer, die im Keller hingen, kopfabwärts. Er führte durch die Zimmer und hinauf, er gab einem Soldaten das blanke und leere Gewehr. Das Haus sah harmlos und sauber aus; vom Bodensfenster erblickte der Leutnant den Rest seines Zuges, der in einer langen, verstreuten Kette lässig aus dem Hain hervorritt, klein und fast manöverhaft. Er fragte den Bauern, ob er allein sei. „Sie sehn doch.“ In der kühlen Dunkelheit des Kellers roch es nach Blut. „Wir kriegten kein Schwein lebendig auf den Wagen, ich mußte eins schlachten“, antwortete Labrousse, und auf die Frage nach dem Fleische höhniisch: „Totes liegt still, die Weiber habens mitgenommen.“ „Gehen wir hinauf“, sagte der Leutnant, und im Vorübergehen: „Was ist das für eine Tür?“ „Da drin wird geschlachtet; soll ich öffnen?“ fragte Labrousse, und er faßte in der Tasche den Kolben der Pistole, zugleich mit dem Daumen die Sicherung lösend. „Lassen Sie“, entgegnete der Deutsche. Jetzt, hinterdrein, zitterte dem Bauern das Herz. Die Sonne lag golden im Hofe, der Wind roch süß nach geschnittenem Gras. Der Offizier winkte dem Trompeter, und sie traten zu dreien vor das Hoftor; die Dragoner folgten langsam, die Pferde am Halfter, um zu hören, was es gab. Er ließ sich von Labrousse die Namen der Orte sagen, die dort vorn, wo er hergekommen war, ihre Kirchtürme wie Speere in die Ebene gestoßen hatten: frei und grün mit gelben Feldern lag sie unter dem heißen, blauen Himmel; er sah sich um, und: „Zum Sammeln blasen“ befahl er, um die Leute aus den Birken zu beschleunigen. Kaum aber schrie das Signal metallen wie das Instrument in die Stille, als ein scharfes Wiehern von der Koppel her antwortete: die drei Pferde nahmen im Sprunge das Hindernis und jagten mit fliehenden Schwänzen quer über Feld herbei, neben einander, ganz im Dienst. Labrousse fühlte sich zur Erde stürzen, noch ehe er ganz begriff, umwickelt von einer Reue: „Was, wo sind die Leute?“ schrie ihn der Leutnant an, während der Trompeter dem Schweigenden den Sporn in die Weiche trat; dann bückte sich jener und leerte ihm selbst die Taschen: Revolver, Brustbeutel, Schlüssel, Rasiermesser, zwei Brustbeutel, Kram. Schweigend hielt er die drei Brustbeutel an ihren Riemen den Soldaten hin: „Daß ihr ihn mir nicht

anrührt!" sagte er kalt, nahm den Schlüssel an sich, die Taschenlampe aus dem Sattel, schickte einen Gefreiten mit drei Mann hinauf, ging selbst mit dem Trompeter in den Keller und öffnete, und erblickte, und das Blut wich ihm aus dem Haupte ins Herz.

Die Toten, als die beiden sie herabnahmen, saßen sich an wie Stein, steif und kalt. In einer ganz tiefen innerlichen Stille voller unendlicher Schwermut hörte der junge Offizier das Wort Vergeltung; aber er fühlte gleich, es gab keine Vergeltung, auch wenn er die Bestie schinden ließe, es gab überhaupt keine Vergeltung in der Welt, nur Gericht, und hier auch, beim Gericht, nur Vertilgung. Der Gefreite meldete ihm den Fund von Zeug und Waffen hinunter; er ließ ihn sogleich die Mäntel bringen, und zu dreien hüllten sie die Kameraden ein, schweigend, nur daß dem Trompeter die Tränen auf die Backen liefen. Gut einwickeln, damit die Leute das nicht sehen, dachten sie alle drei, und dann trugen sie sie hinauf in den Sommer, einen nach dem andern.

Labrousse sah noch, wie sein Haus zu brennen begann, Stall und Scheune standen sehr schnell in hohen Flammen. Man führte ihn in die Erde zu den Malven und gab ihm einen Spaten in die befreiten Hände; man bezeichnete ihm das große Gebieth, das er auszugraben hatte; der Trompeter bewachte ihn, den Karabiner in der Hand, während allenthalben die Reiter hielten, und nahe der Straße den Brand betrachteten und den arbeitenden Alten, der langsam in ein festes, gleichmäßiges Graben hineinkam, als wolle er einen Baum einsetzen: Schaufel für Schaufel schöner brauner Schwarzerde hob er aus und warf sie neben sich, blank und fruchtbar öffnete sich dem Lichte das große Grab. Es war fertig mit ihm, Labrousse, nun gut. Schöner Boden, dachte er, schöner fetter Weizenboden, und nichts als diese Befriedigung ging in seinem Kopfe hin und her mit den Würfen der Schaufel. Zwei abgeessene Dragoner, ihm gegenüber beginnend, beschleunigten die Arbeit mit gefundenen Spaten. Er sah sich nur flüchtig um, als das Dach prasselnd einbrach: nur natürlich, daß diese, die ihn aus machten, auch sein Haus verbrannten, den Hof, alles. Ihn freute aber, daß er auf seinem eigenen Grunde begraben sein würde, in einem selbstgemachten Grab.

Hierin allerdings irrte er, denn nachdem sie ihn nahe dem noch brennenden Gebäude auf zwölf Schritt Abstand in den Kopf geschossen hatten, legten die Dragoner ihre überfallenen Kameraden in das große Grab, beteten ein Vaterunser, schossen drei Salven in die Luft, pflanzten ein Kreuz aus Zaun-

stangen in den Hügel, gekrönt von einem Husarentschapka, und saßen auf. Die Bordertwand des Hauses stürzte über den Besitzer, als die Schar, noch nicht sehr fern, begleitet von drei nackten Pferden, in den schmalen Schatten der Bappeln zurücktrabte.

## Antworten

**Vormwärts.** Du fragst, „ob es ratsam ist, in dieser bitterernsten Zeit die Bühne eines hervorragenden Varietétheaters zu einer Pflanzstätte sinnlosen Hasses zu machen“. Nein. Zweitens sollte schon aus Gründen des Geschmacks ein Unternehmen, das jahrelang und noch vor wenigen Monaten englische Girls und englische Excentrics mit Gold aufgewogen hat, für sein Teil dem „Zuge der Zeit“ nicht folgen; drittens darum nicht, weil es ja vier Wochen nach Friedensschluß wieder englische „Nummern“ bevorzugen wird; und viertens, weil es auch künstlerisch von seinem Niveau heruntersteigt, wenn es statt seiner bewährten Qualitätsarbeit Lissauers billigen Reißer liefert. „Es dürfte nicht einmal dem Vortragskünstler selbst Befriedigung bereiten, wenn das Publikum einen geistvollen Vortrag Shakespeares weniger würdigt als ein auf die augenblickliche Stimmung berechnetes Haßgedicht.“ Wobei wir zur Ehre der Direktion des Wintergartens annehmen wollen, daß sie nicht weiß, was für ein Landsmann Shakespeare ist.

**Hans Grand.** Sie haben hier und in Ihren vortrefflichen „Masten“, der Halbmonatschrift des düsseldorfer Schauspielhauses, „verstimrende Neußerlichkeiten in dem Verhalten des Kriegsfreiwilligen Richard Dehmel“ getadelt und müssen sich darob von Frau Ida Dehmel rüffeln lassen. Nicht jeder hätte der Dame so höflich geantwortet wie Sie. Sie teilt Ihnen mit, daß Dehmel selbst von dem, was geschah, „angeekelt“ wurde. Aber das Bild, worauf der Gatte mit Helm, Tornister und Flinte zu sehen war, stammte nicht von einem Amateur, der es vielleicht ohne Wissen des Kriegers hätte aufnehmen und verbreiten können, sondern von der Firma Dürkoop, in deren Atelier man erscheinen, sich herauspuken und die Erlaubnis zur Veröffentlichung der Abzüge geben muß. Zweitens hieß nicht bloß der Brief an die Kinder wie an Heymel „Offener Brief“, sondern war, vor allem, was aus jeder Zeile hervorging, für den Druck verfaßt. Drittens: „Französische Episteln an die Gegner im Felde zu schreiben, mag schön und nützlich sein; nie und nimmer ist es nützlich und schön, sie hinterher in deutschen Zeitungen zu publizieren. Zumal, wenn sie eine geschmacklose Unterschrift tragen. Im Schützengraben ist auch Dehmel Soldat, nicht poète allemand.“ Schließlich sagen Sie mit Recht, mit Recht: „Ich bin mir bewußt, daß ich im Namen vieler gesprochen habe; bin mir bewußt, daß ich nur nach reiflicher Erwägung der Faktoren öffentlich ausdrückte, was von Mund zu Mund gesprungen ist“, und was ich hier schon vor acht Wochen aufgefangen habe. Unrecht haben Sie einzig mit Ihrer Einschätzung des Dichters Dehmel — aus dessen zehn großen Bänden genau zehn kleine Gedichte bleiben werden.

**Anonymer Musikkritiker.** Sie schreiben, an einer der sichtbarsten Stellen Berlins: „Die Vorstellung hatte nicht allzu zahlreiches Publikum herangezogen. Auf die Dauer ist eben dieses Potpourri von (wenn auch oft genialen) Melodien nicht erträglich.“ Wirklich nicht? Mir scheint es unrecht, den „Troubadour“ entgelten zu lassen, was eine Charlottenburger Zufallsaufführung verschuldet hat. Grade auf die Dauer wird diese Oper immer erträglicher, immer reicher. In Berlin



ist sie vor ein paar Wochen, endlich, neu einstudiert worden. Jeder vergaß den Krieg. Ich habe sie seitdem viermal gesehen und hoffe, daß Jadowitz bald aus Budapest zurückkehrt, damit wir sie nicht länger zu entbehren brauchen. Aber auch ohne seinen Manrico und ohne die Dug, vor deren dramatischer Kraft man kaum versteht, daß Leonore jemals die Beute der Trillerlotten geworden ist — auch ohne die gesamte Aufführung, die so gut ist, wie eine Aufführung Verdis von Nicht-Italienern überhaupt sein kann, begreife ein andrer Ihr Urtheil oder Ihre Urtheilslosigkeit. Ich bin ja wohl für Sie der Laie. Vielleicht hat Sie, der Kenner, mehr Kredit bei Ihnen. „Aus den Zeitläuften ließen wir uns willig zurückführen in den alten schönen Garten dieser aus nichts als aus Phantasie blühenden Musik, die vor dem Realen schon so lange nicht mehr besteht, daß sie schon wieder vor der Einbildung neu und lebendig wird, eine ununterbrochene Kette musikalischer Erfindung.“ ... schon wieder neu und lebendig wird: das ist die Erklärung für den Gegensatz zwischen uns und Ihnen. Wagner „hat euch ganz verdorben“. Er war eine Sadgasse, in der ihr noch steht, ohne zu bemerken, daß wir uns bereits herausgewunden haben. Ihr seid so glücklich, endlich kapiert zu haben, was man euch durch Jahrzehnte eingehämmert hat, daß euch die Einsicht, was Falsches gelernt zu haben, nicht minder schreckt als die Aussicht, am Ende umlernen zu müssen, und daß ihr allein deshalb hartnäckig auf euerm Irrtum besteht. In diesem Augenblick kommt der zweite Band von Brahms kritischen Schriften. Ich schneide ihn begierig auf und finde die Stelle: „Zu den vielen Essays, welche ich einmal zu schreiben oder zu lesen wünschte, gehört auch eines: Ueber das Langweilige in der Kunst. Durch eine wohltemperierte Langeweile den Hörer oder Leser anzu ziehen, auf große Erregungen weise Ruhepunkte folgen zu lassen, auf Tränen Gähnen, das ist offenbar das Geheimnis mancher neuern Kunstwerke. Durch weite öde Strecken wird man geschleppt, um dann plötzlich mit einem Haupteffekt in Staunen gesetzt zu werden: es genügt, zum Beweise, den einen Namen zu nennen, Richard Wagner.“ Aus dem Jahre 1888. Damals hat niemand mehr geglaubt, was anno 1860 selbstverständlich gewesen war: daß eine Musik, die keinen Moment langweilt, diesen Wulsten vorzuziehen ist. Heute glaubens wieder ein paar. In zehn Jahren wird es nur noch Siegfried Wagner bestreiten.

**§. 3.** In München ist eben alles möglich. Auch daß dieses kein verfrühter Faschingscherz ist. „Der prächtige alte General W. lebte hier bis zum Ausbruch des Krieges, 3. D. Jetzt steht er im Felde; als Divisionär. Aber was tut dieser deutsche General, unbeschadet aller militärischen Tüchtigkeit, in den Schützengräben, auf Transporten, überall? Er dichtet. Er arbeitet an einem Theaterstück. Er hat zwei Burlesken und eine Schreibmaschine. Und diese Burlesken sind seine Sekretäre. Ja sogar (sagen seine Feldpostbriefe) mitten in dem Kugelregen des ständigen, abwartenden Geplänkels zwischen den nahegerückten Schützengräben läßt er seine Schreibmaschine klappern, fügt er suchend Wort an Wort. Im nächsten Augenblick aber gibt er den Befehl zum allgemeinen Angriff oder Vormarsch.“ Ein fideles Kr! Unser fleistlicher Ulanenleutnant, dem mein sanfter Verweis die R und Schreibe verschlagen zu haben scheint, hat gleich einen Ersatz gefunden. Und wenn nächstens irgendwo ein Angriff mißglückt, wissen wir, daß der prächtige alte General W. den Befehl nicht rechtzeitig geben konnte, weil er gerade das Wort Ha! suchen und an denjenigen fügen mußte, womit Hellmuth seiner Irene ihre eheliche Treue zum Vorwurf macht.

## Tage der Spannung

Die Häuser sind geflaggt: wir haben, wieder einmal, über die Russen gesiegt. „Die von den Russen angekündigte Offensive gegen Schlesien und Posen ist völlig zusammengebrochen, die feindlichen Armeen sind in ganz Polen nach hartnäckigen erbitterten Frontalkämpfen zum Rückzuge gezwungen worden. Der Feind wird überall verfolgt. Bei den gestrigen und vorgestrigen Kämpfen in Nordpolen brachte die Tapferkeit westpreussischer und hessischer Regimenter die Entscheidung; die Früchte dieser Entscheidung lassen sich zurzeit noch nicht übersehen.“ So lautet der Bericht aus dem großen Hauptquartier. Die Zeitungen aber verkünden in Riesenlettern den „völligen Zusammenbruch der russischen Armeen“, die „Vernichtung der Russen“, und was solcher Wendungen für eine endgültige Sache mehr sind, überbieten eine die andre bis ins Maßlose, und selbst der Zeitungstopf des Blattes, das sich am meisten zurückhält, stellt noch die „Flucht der russischen Armeen“ fest. Der gemeldete „Rückzug“ genügte ihm nicht.

Ich schreibe dies am Donnerstag Abend. Mag sein, daß morgen oder übermorgen ein erstaunlich großer Fruchtkorb vor uns ausgeschüttet wird. Vielleicht sind die Russen „fertig“. Wer weiß, was wir morgen oder zu Weihnachten Gewaltiges erfahren! Doch heute —. Um die Mittagsstunde klingelte mich ein Bekannter an: Hundertfünfzigtausend Russen gefangen. Zwei Stunden später hatten sie sich verdoppelt. Die dreihunderttausend bekam ich auf dem Weg zur Untergrundbahn geschenkt. Nach dem Abendessen meldete Einer, der wirklich „ausgezeichnete Beziehungen“ unterhält, das Ende des russischen Feldzugs. Nikolajewitsch und der gesamte russische Generalstab waren gefangen. Vielleicht ist das alles wahr, obwohl es wenig wahrscheinlich klingt. Ich für mein Teil halte mich an den amtlichen Bericht und wehre mich gegen ein Gefühl des Mißtrauens, das mich bei den hellseherischen Vormeldungen oder launenhaften Uebertreibungen ankommt, womit die Leute sich und den Nachbar befeuern. Was ich auch morgen immer an Siegen über die Russen erfahren mag — heute kann ich, über den amtlichen Bericht hinweg, nur eines sehen: das Schauspiel, wie die guten Berliner gewaltsam betrunken gemacht werden, und wie selbst Die, denen der Wein sonst nicht so leicht

zu Kopfe steigt, mit ihrem Mundwerk rasen. Und es scheint mir seltsam, daß Zeit und Zensur viel an unsern Journalen änderten, nur nicht die schlimmste ihrer Eigentümlichkeiten: die marktschreierische „Aufmachung“, die jede Tatsache optisch entstellt, den Leser durch gewaltsame Bilder überreizt, seine Nerven abstumpft und ihn auf diese Weise immer mehr von der Wirklichkeit trennt, die sie ihm angeblich zeigen will.

\* \* \*

Als die Presse des Dreiverbands die Nachricht verbreitete, daß Fürst Bülow den Italienern das Trentino mitbringe, beeilte sich unser Auswärtiges Amt, das schlaue Manöver zu durchkreuzen. Es ließ verbreiten, daß die Nachricht erfunden sei, um in Italien überspannte Erwartungen zu wecken, die dann einer ebenso großen Enttäuschung weichen könnten.

Dieser Krieg hat ein doppeltes Gesicht: ein kriegerisches und ein diplomatisches. Noch immer liegen die Entscheidungen nicht überall in den Händen der Soldaten: es gibt weite und wichtige Strecken, wo der Kampf noch immer von den Diplomaten geführt wird. Die Sitzungen der italienischen Kammern haben keine Klarheit gebracht. Italien ist bereit, ist entschlossen — wozu? Salandra wiederholte nur immer, daß die Volksvertretung die Haltung der Regierung billige und ihr völlig freie Hand lasse. So wollte er die Haltung der Kammern gedeutet haben, und die Kammern nahmen diese Auslegung an. In Rumänien scheint die Diplomatie des Dreiverbands mit Erfolg gearbeitet zu haben. Ueber die Absichten Griechenlands waren wir nie im Zweifel. Die Erneuerung des Balkanbunds scheiterte bisher an der gewichtigsten Politik des bulgarischen Kabinetts. Seit kurzem scheint es, als ob man sich mit der „wohlwollenden“ Neutralität Bulgariens begnüge und vergißt, daß man die schon lange hätte haben können und nicht haben wollte, weil eine derartige Neutralität leicht zum billigen Triumph eines „Hühnerkrieges“ führt, wie die Bulgaren die Kriegsführung der Rumänen vor Ende des Balkankrieges genannt haben. Es ist ein erbitterter Kampf der Diplomaten um die Seele Derer, die noch in Frieden leben. Und ihre besten Argumente wachsen auf den Schlachtfeldern. )  
kommt es, daß die Kriegsführung im Osten ausgesprochen =  
litische Züge trägt und die Politik der Neutralen von S }  
und Niederlage der Kämpfenden bestimmt wird. Sie sind P =  
bündete, die noch nicht zu den Waffen gegriffen haben.

## An meinen Sohn / von Paul Zech

Der schöne Sommer, der durch deinen Reifen sprang,  
die blaue Dampferfahrt und walddiger Abendgang  
sind ausgeblasen wie ein Altarlicht, mein Sohn.

Dein Mund, der schwer bewölkt in Fragen hängt,  
dein Auge, das ein Meer von Dual nach außen drängt:  
Ich finde dein Gesicht nicht mehr, mein Sohn.

Daß sich im Räderpiel unschuldiger Kindertwelt  
ein Feind hineinhakt, der die Zeiger rückwärts schnellst,  
dem Feind bin ich im Feld steil aufgestellt, mein Sohn.

Mein Arm, von Mühsal ausgerenkt, von Sorgen abgezehrt,  
muß sich nun straffen für Gewehr und Schwert,  
daß niemand mordet, was uns bindet, was uns hält, mein Sohn.

Daß helle Zeit noch immer die ergrimnte Kriegslust liebt,  
nicht seliges Verbrüdern liebt und diese Liebe weitergibt:  
Wo wird mir diese Schuld verziehen, mein Sohn?

Im blutigsten Gefecht noch hör' ich Flügel über mir,  
die heben mich schlafwandelnd fort von hier,  
wie Bäume, die vor rasenden Laternen fliehn, mein Sohn.

Doch wenn mich Die, die ich verließ, in Gräbern meint  
und sich durch Wittvonnacht und Waisenfremdheit weint:  
Wachs wipfelbreit ins Blau, brich Sternbahn, mein Sohn!

Denn du bist vorbestimmt. Bist letzter Strich im Plan.  
Da ist kein Tor, wo wir uns nicht im Traum schon sahn,  
den Weg zu runder Einheit sahn, mein Sohn.

Bist vorbestimmt, fünftausend Jahre schon, zu sein,  
Der, dessen Namen ich hineinbeiß in den Stein,  
wenn mich die Söldner treffen Stich für Stich, mein Sohn.

Ja, dann wird Sterben mir erst zum durchfühltten Wort.  
Mein Tod löscht Feind und bunte Ländergrenzen fort, [Sohn.  
und alles Leben kennt nur „Welt“ und „Bruder“ —: Dich, mein



# Ueber Japan / von Arnold Zweig

## 1

Die längere Dauer des Krieges ermöglicht es, für klare und sachliche Anschauung politisch-philosophischer Probleme Leser voranzuführen, die vor zwei Monaten noch nicht vorhanden waren. Man erinnere sich also jener verständlichen Erbitterung, die sich, bis in die Manifestation des Herrn Sombart hinein, überall gegen Japan zeigte. Der „Simplicissimus“ brachte den Jap nur als Englands Affen. Aber hatte er nicht, ganz zu Anfang, vor dem Ultimatum, jene Zeichnung enthalten, wo ermutigend ein japanischer Soldat zu sehen war, den man einlud, sich, ich weiß nicht, ob gegen Rußland oder auch gegen England zu erheben? Dieser schwertragende Krieger ist der zeichnerische Ausdruck jener berlinisch-berauschenden Geste, von der man berichtet: daß nämlich Unter den Linden etliche japanische Herren von einer hochrufenden Menge nicht etwa geliebt, sondern auf den Schultern des Volkes erhöht umhergetragen wurden. Ich sage eine Banalität, wenn ich als Wurzel jenes äußerst rabiaten Widerwillens gegen Japan zuerst und zumeist die Enttäuschung namhaft mache, die dies Land allen Verkennern seiner seelischen Struktur zugefügt hat, und die, indem sie die Fremdrassigkeit, gelbe Hautfarbe und absonderliche Leibesgestalt des Feindes vor allem zum Ziel des verachtenden Wortes macht, sich in die dümmste aller Volks- und Menscheneigenschaften stürzt — wie der Bürgerjohn eine Frau, die ihn nassführte, am liebsten wegen irgendeines körperlichen Fehlers beschimpft, um sie im Unabänderlichen zu kränken. Rassenhaß und Rassenstolz lasse man getrost den Wagnerianern; denn der Russe ist Kaukasier (der Madhar aber nicht), und der Engländer galt, vor dem Krieg, als Blüte des Germanenvolkes.

## 2

Um die Stellung Japans in diesem Kriege zu begreifen, ist es nötig, die Wurzel aller japanischen Ethik aufzufinden, und so ist sie beschaffen: Japans Volk stammt von Japans Göttern; die Götter selbst ließen sich in der Landschaft Yamato zur Erde herab und zeugten dies Volk, das sie zugleich beherrschten, und deren Nachkomme der Tenno (der Mikado) aber auch, in entferntestem Grade, die ganze Nation ist. So entsteht aus einer einzigen Wurzel der Ahnenkult, die Herrscherverehrung und die bedingungslose Hingabe an das Wohl des Staates; sie sind, im eigentlichen Sinne, Japans Religion und neben ihr bestehen nur ethische Vorschriften allgemeine

Art, die das Verhalten der Kinder zur Familie, des Schülers zum Lehrer, des Freundes zum Freunde, der Frau zum Manne regeln. Hier scheidet sich Japan von Europa wie von dem andern Asien: während überall sonst ein dem nationalen übergeordneter und von ihm unabhängiger religiöser Wert besteht, um dessentwillen sowohl Juden- wie Christentum und Islam das Nationale unter bestimmten Umständen verneinen können, gibt es für Japan keine höhere Idee als die nationale, und das Beste des Staates ist die schlechthin beherrschende Forderung des Geistes von Nippon. Daraus folgt, daß jeder moralische Konflikt ausgeschlossen oder extrem böse ist, der ein Schwanken zwischen Staatswohl und irgendeiner andern ethischen Idee enthält; mit andern Worten: die Notlage und Wehrlosigkeit Deutschlands auszunützen, um, mit relativ geringem Opfer, Kiautschau für Japan zu erobern, war eine moralische Pflicht der Regierung, und sie hätte vor sich und dem Volke ehrlos und verwerflich gehandelt, wenn sie, aus dem Gefühle europäischer Ritterlichkeit, dem überall Ungefallenen diese Kolonie nicht genommen hätte (die sonst England anheimgefallen wäre, mittels australisch-indischer Truppen). Aus diesem Gefühle des Rechtshandelns auch stammt die krasse und scham-lose Form des japanischen Ultimatus, die nicht zu beantworten allerdings Deutschlands Selbstachtung verpflichtet war. Aber diese Auffassung beweist sich weiterhin in jeder einzelnen Aktion der japanischen Regierung, von der wir erfahren. Das japanische Volk, sechzig Millionen Seelen (ich verbürge mich nicht für die Zahl), lebt zusammengepreßt in einem von fahlen Bergen, Sumpf und Erdbeben benachteiligten Inselgebiete; es braucht als erste und heftigste Forderung Land für seine Auswanderer, damit sie dem Staate nicht verloren gehen. Die Philippinen nahm Amerika, das seine kalifornische Küste dem japanischen Einwanderer hartnäckig sperrt (es weiß, warum). Dies ist der Grund schon des russischen Krieges gewesen, wie des chinesischen vorher; darum gibt Japan schwere Artillerie (zweihundert Geschütze) seinem Antagonisten Rußland in Tausch gegen die zweite Hälfte der Insel Sachalin; darum bietet es Frankreich jetzt zehn Armeecorps an, die in Europa kämpfen sollen, und verlangt als Gegenwert Indochina, gewiß, daß dreihunderttausend Japaner gern sterben werden, um eines reichen und fruchtbaren Landes willen — denn Menschen werden stets frisch geboren, und die Generationen ersetzen die Toten; darum strebt es an, sich in der Südsee festzusetzen; darum auch erschienen unlängst vor Borneo und Java japanische Schiffe, die eifrig Vermessungsarbeiten und Lotungen vollzogen (nicht vor

Sumatra, das kraft investierten Geldes zu Englands Sphäre gehört); und darum auch, nicht aus irgendeinem Haß gegen Deutschland, verfolgten japanische Kreuzer unser herrliches Geschwader, dessen großes Ende jeder Deutsche betrauert und jeder gesittete Mensch voll Achtung bewundert.

3

So entbehrt aber gleichwohl dieses Kriegervolk, dem das Vergrößern des Reiches religiöse und ethische Pflicht ist, jener höchsten Kriegertugend der Ritterlichkeit? Das Gegenteil ist die Wahrheit. Wenn die japanischen Diplomaten und die japanische Presse ganz laut ihre Achtung und Hochschätzung Deutschlands verkünden, so gehört schon die Kleingeisterei unsrer Zeitungen dazu, die Ehrlichkeit solcher Rede hämisch zu glossieren. Es bleibt zu bezweifeln, ob heute irgendwo ein Volk besteht, das für die Größe des gegenwärtigen Deutschlands ebensoviel Sinn hat wie die Japaner. Der Starke, der sich heroisch gegen eine Uebermacht wehrt, mag ihrer Sympathie gewiß sein; die Lage der in Japan gefangenen Krieger ist höchstwahrscheinlich besser als irgendwo sonst bei europäischen „Kulturnationen“ — Frankreich ausdrücklich mitgenannt —; die Pflege unsrer Verwundeten ist zweifelsohne sorgfältig, und keine Zeitung hat andre als völlig beruhigende Nachricht zu bringen vermocht, was das Geschick der in Japan lebenden Deutschen betrifft, die nicht nur ihren Geschäften nachgehen können, sondern auch ihre Lehramter unbehindert weiter ausüben, ausdrücklich beschützt von Regierungserlassen und der Polizei. Denn die japanische Ritterlichkeit verschwindet, wie nach dem Vorhergesagten verständlich, nur vor dem Wohl des Staates; der einzelne Feind ist, wie auch das ganze „feindliche“ Volk, nicht Objekt nationalen Hasses, oder nur, solange er die Größe des Reiches beeinträchtigt. Es wäre lächerlich, das nicht rühmend und laut zu sagen — während man in Frankreich Aerzte gefangensetzt, um die Instinkte der Plebs zu befriedigen, oder aus Kanakine Marokko-Deutsche töten wollte, während man in England Konsuln zum Tode verurteilt und in Rußland Zivilgefangene nach Sibirien schickt. Von unsern Gegnern ist Japan der achtbarste. (Ich benutze die Gelegenheit, zur Kenntnis Japans nachdrücklich auf das Buch des Dänen Carl Larsen zu verweisen — „Japan im Kampf“, bei Rütten & Loening — darin man Dokumente über den Japaner sehr flug gedeutet findet).

4

Aber der Japaner ist zweifellos undankbarer als irgendeiner unsrer Feinde, wirft man mir ein. Hat er nicht alle Mittel der Zivilisation und Kriegführung von uns — Mittel,

Die er nun wider uns wendet? Von uns die Wissenschaften, die ganze Technik, den Aufbau seines Heeres und das Vorbild für sein Kriegswesen? Gewiß. Aber man begreife, daß am Ende Japan nur dem Wesen von Technik und Wissenschaftsergebnis gemäß gehandelt hat, indem es von uns nach Kräften entlehnte und übernahm, was essentiell übertragbar und international — damit aber, dem Werte nach, auch unternational — ist und sein muß. Man verstehe recht: es gibt eine deutsche Wissenschaft, die aus dem Wesen des deutschen und nur des deutschen Geistes fließt: diese aber ist nur auf die Methode, ja, auf das Schaffen und geniale Finden der Methode gegründet und darin unnachahmbar. Sonst jedoch, im Resultat und in der praktischen Anwendung des Resultats, gibt es nur eine Gemeinschaft der zivilisierten Völker (ich sage nicht: kultivierten, und das ausdrücklich), in der Japan das jüngste Glied ist: nicht länger als vierzig Jahre ist es her, daß Japan begann, das europäische Werkzeug führen zu lernen; heute besitzt es eine große eigene Industrie. Der Journalist oder Professor, welcher für gut hält, so zu tun, als habe es nur in Deutschland lernende Japaner gegeben — Spione, sagt man jetzt, indem man sich der herrschenden Kleinbürgerkrankheit, der Spionitis, freudwillig anschließt — die ohne greifbare Gegenleistung uns um die Ergebnisse deutscher Arbeit bestahlen, bedenke folgendes: Zunächst lernten und lernen in Amerika, London und Paris mindestens ebensoviel Japaner wie bei uns; dann erschlossen die aus Deutschland Zurückkehrenden dem Lande, das sie kennen gelernt hatten, den Markt und den Respekt ihrer Heimat; ferner drängten sie sich nirgendwo ein, sondern fanden (bis zu den Herzen und Armen der Frauen) überall einen offenen Weg; schließlich bezahlten sie Lehr- und Lebegeld wie jeder andre Student. Sie nahmen, auch in militärischen Dingen, was man ihnen bot, und ließen sich, wie billig, in politischer Entscheidung nur von politischen Motiven bestimmen — ein System, von dem man in Deutschland nie hätte abweichen dürfen, mit dem man aber seit Bismarcks Abgang, sehr zum Schaden des Reiches, gründlich gebrochen hat. (Denn, in Klammern, nicht unsre Diplomaten sind schlechter als die anderer Völker, sondern unsre Methode, welche fast nie von dem politisch Gebotenen ausgeht, sondern von dem aus traditioneller Freundschaft oder aus moralischer Anständigkeit Wünschenwerten beherrscht wurde — hoffentlich „wurde“ — und statt smart sentimental war.) Politisch entscheidend für Japan wirkte erstens das Bündnis mit England, das außer pekuniären auch Prestige-Vorteile unmittelbar, mittelbar aber



die deutschen Besitzungen des fernen Ostens und eine Wendung der australischen und kanadischen Ausländerpolitik mit allen ihren Folgen, endlich aber den Erwerb der niederländischen Kolonien in greifbarere Nähe brachte; zweitens der Vertrag mit Rußland, das dieser Krieg sowohl von China wie von der Mandschurei auf lange hinaus politisch ablenkt und unschädlich macht, während Deutschland stets der Konkurrent bliebe; drittens die schwierige Stellung Japans zur amerikanischen Politik, die vermutlich, oder möglicherweise, in einem Kriege ihre Lösung suchen muß, der wohl für Japan positiv verlaufen und damit dem englischen Interesse sehr erfreulich nützen, wozu Deutschland aber kaum gute Miene machen könnte; schließlich und letztlich aber die Erinnerung an jene nationale Schmach des Friedens von Schimonoseki, wo außer andern auch Deutschlands Einspruch verhinderte, daß die Halbinsel Liautung, im Chinakriege erobert und von den Grabstätten japanischer Krieger besetzt, an Japan fiel, das sie schon als seinen Besitz betrachtet hatte. Wie die „Schmach von Olmütz“ in Preußen erst nach Sechundssechzig vergessen wurde, so wirkt Schimonoseki noch heute in der japanischen Seele — wozu kommt, daß wir durch den ganzen Krieg von 1904, obwohl die Volkssympathie für Japan ging, offiziell Rußlands Rücken deckten, ihm ermöglichten, den Kern seiner westlichen Truppen von der Westgrenze nach Osten zu schicken und so den Krieg zu verlängern, und auch noch im Frieden von Portsmouth eher russenfreundlich aussahen.

5

Japan ist niemandem in Europa Dank schuldig geblieben; ja, es hat uns, statt zivilisatorischer, kulturelle Werte, höhere Werte, im Tausch überlassen: seinen Holzschnitt und sein Kunstgewerbe, welche die optische Kultur Europas ganz tief beeinflusst haben — zu sagen, wie, ist hier nicht der Ort. Europa aber hat sich dafür bedankt durch drei Geschenke kultureller Art: es hat den Holzschnitt in Japan mittels der Anilinfarbe getötet, hat das Kunstgewerbe für den Massenerport barbarisiert, und hat, mit der modernen Industrie, nach Japan den europäischen Sozialismus verpflanzt, der in die japanische Volkfamilie, wo auch der Reichtum des Einzelnen nur der Ausdehnung des Staates dient, garnicht hineinpaßt. Wenn Japan nicht reich wird, wird es nicht frei von England; diese Grundsatz arbeitet der japanische Sozialismus ganz dum entgegen, indem er im Arbeiter Ambitionen und Bedürfnis weckte, ohne die es ganz gut gedieh. Das Schlimmste aber war zu merken, als, im Russen-Kriege, ein Regiment, das aus de

sozialistischen Distrikt Osaka sich rekrutierte, den Gehorsam verweigerte, da es einen mörderischen Sturm galt. Der japanische Krieger hat sonst als wesentlichstes Merkmal die Todsfreude; „Siegen und Sterben“ ist die Losung, und in diesem Tode verneint sich das Individuum zugunsten des Volkes. (Das Oberkommando verbot in vielen Erlassen dieses Totsuchen, da es die Armee schädigend verminderte.) „Die Pflicht ist so schwer wie ein Berg, der Tod so leicht wie eine Feder“, sagt ein Sprichwort, und das Lieblingswort des japanischen Soldaten lautet: „Besser zermalmt werden wie ein Edelstein, als zu dauern wie ein Ziegelstein.“ Der tote Soldat gilt als ein aktiver, dämonischer Vorkämpfer für den Sieg Japans. Diese anti-individualistische Gesinnung, die in der Nichtachtung der Einzelnen vor der Gemeinschaft Aller die Größe Japans verbürgte, löst der Sozialismus auf, indem er, die leibliche Wohlfahrt der Individuen als erstrebenswertes Gut hinstellend, die Selbstverleugnung vernichtet. Er kann damit die Zukunft Japans in Frage stellen.

6

Die nächste Zukunft Japans allerdings wird davon abhängen, ob es die angebotenen zehn Armeecorps nach Europa sendet; denn dann ist es nachher im Verhältnis ebenso geschwächt wie die andern uns feindlichen Staaten, selbst wenn dadurch der ungeheure Kampf zu unsern Ungunsten entschieden werden sollte (was ich nicht glaube, denn die numerische Ueberzahl haben unsre Feinde bisher auch gehabt, und ein besserer Kämpfer als der Franzose oder Engländer ist der Japaner auch nicht — hat er bisher doch nur gegen ostrussische Truppen siegreich gefochten). Dann hat erstens Amerika keinen zahlenmäßigen Nachteil mehr, und es steigen die Aussichten seiner Kriegsführung; dann aber auch, zweitens, sind England und Rußland durchaus in der Lage, beim Friedensschluß gemeinsam mit Amerika Japan um das Meiste von dem zu bringen, was es anstrebt. Japan klein zu halten, ist allen diesen Mächten ebenso ein Gebot wie das andre: China und seinen Markt vom japanischen Ueberfluß frei zu machen, und den gewaltigen Zuwachs an Ansehen, den ein europäische Kämpfe entscheidendes Japan im Orient erhielte, durch Demütigung wieder zu vernichten. Dann könnte Japan ein neues Schimonoseki erleben, von dem es sich auf Jahrzehnte nicht erholen würde. Denn sicher: in England und Rußland hat es zwei Antagonisten, denen eine ungeheure Kontinuität des Strebens nach Macht und Ausbreitung zu Gebote steht; die man nur tödlich lähmen, nie aber dämmen kann. Japan hat allen Grund, den Deutschen Sieg zu wünschen.

Was aber auch geschehe: Niemals mehr wird Japan in Deutschland Sympathie finden, und mit tieffstem Recht. Denn wenn wir uns auch frei halten können von verbummendem Hass und sinnloser Verachtung — nie mehr werden wir Japan das Geschick Tsingtaus vergessen und den Ueberfall, der dazu führte. Die ethischen Gesetze, unter denen wir Anderen leben, erlauben es uns, als Geistige die Motive Japans zu sehen und zu prüfen, ja als solche zu billigen: laut aber sagen wir, daß es nicht unsre Motive sind, daß wir — nicht diesen Fall, sondern die Ethik ablehnen, die ihn ermöglichte, daß wir Japan befeinden wollen, und zwar nicht verachten oder hassen, aber bekriegen wollen, besiegen und dann, später, als Fremden behandeln, der in unsern Toren weilt, und mit dem wir vielleicht irgendwelche händlerische Beziehung haben werden, aber keine Gemeinschaft, auf lange hin.

---

## Alfred Walter Heymel / von W. Fred

Rede, an seiner Leiche nicht gehalten

Es ist die Stunde, Abschied zu nehmen von Alfred Walter Heymel, dem Schriftsteller. Schriftsteller — kaum ist das Wort gesagt, so klingt es dünn und arm, beschämt Den, der es ausspricht, durch seine Enge. Nein, laßt uns ruhig von dem Freunde sprechen, zu dessen Wesensausstrahlungen auch jene gehörte, die durch Feder und Tinte, Druckerschwärze und Setzmaschine erfolgt. Seien wir offen vor dieser Leiche: Ist von Einem, der dahingehen muß, alles gesagt, wenn man ihm dies und jenes Werk von einigem Wert nachrühmt, hat man einzugestehen: auch er war einer von jenen, die Bücher machen aus ihrem Leben — so ist dies recht wenig. Das zeigt uns ja grade das Dasein, das hier ausklingt. Darum — wir zählen nicht die Bände, in denen er uns hinterließ, was Goethe Lebensspuren nannte. Wir fragen nicht, ob seine Lieder, im fühlen, sozusagen luftleeren Raum gemessen, auch bestehen als Kunst hoher Art. Seine Gedichte und seine Prosa ist uns nicht Literatur, wohl aber ist in jedem Vers der Rhythmus dieses Lebens. Darum bewahren wir sie in Treue, nicht nur in Pietät.

Der als Soldat, als Reitersmann den letzten Glanz der Sonne empfangend, die Höhe seiner Lebenskurve erreichte, der als Gründer künstlerischer Unternehmungen und herzlicher Förderer von Menschen ein Werk schuf wie wenige, die fünf- unddreißigjährig gehen müssen: der übte nicht den Beruf eines

Schriftstellers; aber er war es von Beruf in des Wortes einfachster und hellster Bedeutung. Hier nämlich hat Einer zu atmen aufgehört, dem Dichtung, geschriebenes und gedrucktes Wort nicht ein Nebenbei des Lebens oder gar ein Mittel zum Leben war. Dieser Gehmel gehörte zu jenen, für die: sagen, wie sie die Welt fühlen, atmen ist, und die darum auch nie müde werden, zu erfahren, wie sich in andern Tag und Stunde spiegeln. Er hatte es früh an sich erlebt, wie sehr wir unser Dasein zu steigern vermögen, wenn wir auf die Dichter hören; und so ließ er nicht ab davon, andre zu diesem lustvollen Dienst aufzurufen und Wege zu schaffen, auf denen die Berufenen, die etwas zu sagen haben, zu den Vielen kommen können, denen es Gewinn — nach seinem Gefühl: Pflicht — ist, den Schriftstellern, den Werken die Seele zu öffnen. Für sich erwartete er von einem gelungenen Reim, einem geglückten Werk oder Plan nichts als die Wirkung, die Wirkung ins Nahe, wenn schon nicht — noch nicht — ins Weite; und er war glücklich, sobald seinem Tun so viel Resonanz wurde, daß eine neue Beziehung geschaffen war zwischen der spröden Masse und den Künstlern, die ihr schenken wollen. Ob er aus fremden Literaturen übersehte, für andrer Arbeit um Aufmerksamkeit warb: sein leicht, aber stets aus reinen Quellen emporzüngelnder Enthusiasmus galt immer andern, im Großen wie im Kleinen.

Wenn das Wort Freundschaft in unsrer Zeit für den Kreis der Schriftsteller einen über die Nützlichkeiten des Alltags hinausgehenden Sinn hatte, wenn in dieser Sphäre irgend etwas das Gleichgewicht gebildet hat gegenüber dem geschäftigen Treiben literarischer Gruppen und Franktireure, die eines andern Ton nicht klingen lassen wollen, so ist dieser Alfred Walter Gehmel einer der ganz wenigen Menschen gewesen, denen dafür zu danken ist. Aber man irrte von Grund auf, wollte man ihn zu den betulichen Gönnern, den Onkeln und Tanten der Literatur zählen, oder gar ihm in jenen Betterschaften den Platz anweisen, wo Freundschaft ein Zahlungsmittel ist, anerkannt im Giroverkehr der Ruhmesversicherung. Derlei war ihm fremd; schon seiner frischen Natur wäre solche berechnende Langeweile unmöglich, eben zu langweilig gewesen. Er liebte nicht nach Gruppen, gehörte nie zu engen Kreisen, etwa abweisend, was zu einem fremden Lager gehört. Wo er Bereicherung empfangen hatte — und der Umfang seines Wesens war weit, umso erstaunlicher weit, da ihn tief ergriff, was ihn überhaupt berührte — wo er einen Schaffenden auf eigenen Wegen zu guten Häfen steuern sah: da wuchs in ihm eine jähe freundschaftliche Lust, stark genug, um mancherlei Hemmungen



zu überdauern, und es ruhte in ihm auch das Bedürfnis, zu helfen, zu fördern, durchzusetzen, keinen Augenblick mehr. Dieser Rennreiter, Dhrifer, Gründer, Spieler mit Großem und Kleinem, Materiellern und Offultem, dieser tollkühne, fahrigc, zerstreute, unberechenbare, wechfelvolle, jüuglingshafte Mann des zwanzigften Jahrhunderts war fo nebenbei auch ein altmodifcher Idealift: ein treuer Menfch.

\*

„Ritter Ungeftüm“: fo nanntest du dich felbst, als wir in jungen Jahren uns das erste Mal begegneten. Ritter Ungeftüms Lieder gehören mit zur Legende, die um den jungen Gehmel schon gefponnen wurde, als er noch mit ungeschickten, rafch zugreifenden und darum oft genug das Falfche ergreifenden Händen fein Leben fih bauen follte. Von den frachen, lebensftarken, lebensfrohen Versen seiner Tage find nicht allzu viele übrig geblieben, als der Mann, der viele Schidfale schon getragen hatte und grade wieder einmal an einem Kreuzungspunkt der verschiedensten Straßen stand, Gerichtstag hielt über die Reime der Jugend und der letzten Jahre und seinen Band Gedichte zusammenstellte, die im Infel-Verlag erschienen, als der Tod unter allen Besuchern seines Krankenzimmers schon der häufigste, der andauerndste war. Ich zweifle nicht, daß außer den Freunden fast jeder, der Gehmels Natur einmal stärker gefpürt hat, mit diesem Buch Zwiesprache halten wird, bemüht, den Pulsschlag Dessen zu fühlen, der fo unendlich viel Vitalität, fo unendlich viel Kraft zu haben schien — nein, er hatte sie ja wirklich und wahrhaftig, bis er von innen nach außen verbrannt war. Doch auch Fernere, die von Gehmel nicht viel oder garnichts wissen, haben von der Sammlung der Lebensgedichte etwas zu erwarten: den Reiz der Erscheinung, den Reiz der Menschlichkeit, nicht durch allzu viele Filter der Kunst gegangen, aber unverfälscht. Und zwar den Reiz einer Persönlichkeit, die nie mit sich sparte.

Aber es wäre törichte Ungerechtigkeit, wäre Beharren bei einer Legende, die Gehmel selbst lebend noch bezwingen durfte, wollte man in ihm nur den frohen Burschen, den festen Troubadour nicht ganz ernst zu nehmender Lieder sehen. Heute, wo wir Freunde den Wunsch haben, noch einmal den schnellen, stürmischen Schritt und Tritt draußen vor der Türe zu hören noch einmal den jungen und guten Blick dieser Augen, & tatenlustige Sachen zu erleben, noch einmal von seiner eilig Begeisterung uns fortreißen lassen zu können, noch einmal i Pläne, wahrhaftig schöne und gute Pläne machen zu hören heute müssen wir zugeben, daß die Bertwegenheit seiner Nat

sich stets des wesentlichen Zieles, wenn auch fast nie des sichersten Weges bewußt war. Und dieses Ziel war gewiß nicht heißhungriger Genuß der Tage und Nächte. Er gab, ja, er warf sich dem Leben hin, aber nicht, um es in eigener, beschränkter, verfliegender Lust zu genießen, sondern, um andern von seiner Lust, seinen Impulsen, seiner Initiative mitzuteilen, auf daß das Ganze vorwärts gehe. Wir Freunde wissen, daß dieser Alfred Walter Gehmel, den nicht zu mögen, den ein wenig kindisch und töricht zu finden, dessen Fehler zu entdecken wahrhaftig leicht war, zu den Männern gehörte, die nach dem Kriege ihre beste Zeit gehabt hätten. Denn konnte er schon jetzt in manchem Kreise durch seine Begeisterung Geltung schaffen, so wäre nachher sein Wort gewichtig gewesen, da er sich auch dem Blödesten, dem Ohr, das taub, dem Auge, das blind sein will, als Einer von den Allerbesten erwiesen hatte. Man lese nur den kleinen Bericht: „Der Tag von Charleroi“ im Kriegsalmanach des Insel-Verlags oder seine Kriegsbriefe in den Süddeutschen Monatsheften vom November: dann wird jeder Zweifel schweigen müssen.

•

Nehmen wir alles in allem: Das Leben hat unsern Freund Alfred Walter Gehmel lieb gehabt, wie er es leidenschaftlich liebte. Und der Tod war seinem Wesen gerecht, da er ihn noch zu einer steilen Höhe emporsteigen ließ, bevor er ihn abholte. Er durfte noch tolle Melderitte tun, das Eiserne Kreuz erstreiten; seinem das Sportliche wie das Fatalistische seiner Natur ausdrückenden Worte: „Wenn der Lebenswille nicht stark genug ist, um Kugeln aus seiner Bahn abzulenken, taugt er überhaupt nichts!“ wurde vom Schicksal Bestätigung. Er kam aus Schlachten und Gefechten unvertundet zurück. Und mußte im Bett sterben. Das wäre hart für ihn gewesen, wenn nicht auch die verglimmende Flamme seiner Seele, nachdem sie ein letztes Mal hochaufgeflackert war, noch zu stark gewesen wäre, als daß er ein solches Auslöschen hätte glauben können.

... Ich saß mit dem Sterbenden einen letzten Nachmittag. Es war erschütternd, wie der schlanke, geschmeidige Körper ein gebrechlicher Kinderleib geworden war und das Gesicht ganz klein. Aber in den Augen lebte noch, wenn auch durch künstliche Mittel bewahrt, der alte junge Gehmel. Er hatte, unermüdlicher Brieffschreiber (oder Brieffdiktierer), einen Haufen Briefe unterschrieben und zwischen Fragmenten seiner Kriegserlebnisse mir einen jungen Dichter ans Herz gelegt. Die ersten Exemplare des Gedichtsbandes waren gekommen, und das freute ihn. „Ich habe das letzte Imprimatur am Tage des

Kriegsausbruch gegeben. Gut. Sonst wäre ich doch nie mehr dazu gekommen.“ Einen Augenblick fürchtete ich, daß er sein Geschick wisse. Aber schon erklärte er: „Wer wollte nach diesem Krieg seine alten Verse ordnen —. Es gibt doch so viel Wichtiges zu tun!“ Und der Mann, der nur noch Tage zu leben hatte, entwickelte einen klugen, ins Weite reichenden Plan, um andern, dem Lande mit seinen besondern Mitteln zu dienen. In zwei Monaten hoffte er richtig einsetzen zu können — die vorbereitenden Schritte unternahm er schon. Aber auch bei diesem letzten Plan, wie bei allen den andern, die er mit mir vorher durchgesprochen hatte, ging es ihm weder um persönlichen Vorteil, noch gar um Eitelkeiten, um „Karriere“. Nie habe ich Einen so Pläne machen sehen, auch in den vertraulichsten Stunden, ja auch in Zeiten, wo er selbst es nötig gehabt hätte, ohne jede Rücksicht auf den eigenen Gewinn.

Von Manchem sagt man — wir wissen noch nicht, ob mit Recht oder Unrecht — daß ihn der Krieg zu einem Besseren, einem Helden gemacht hat. Alfred Walter Henkel ist nicht zu diesen zu zählen. Er hatte den Krieg, den Kampf, in dem man sich restlos einsetzen mußte und durfte, immer wieder begehrt. Für diesen einen Menschen war wirklich eine glückliche Erfüllung, was Tausenden und Tausenden Unheil, unbegreifliches, ja unnatürliches Geschick ist. Die Geste dieses Lebens durfte in äußerster Vollkommenheit noch einmal wirken. Die Geste, die Zeichen dieser Natur war. Nicht am Kriege ist er ja gestorben. Nicht der Krieg hat ihn erschöpft. Der war der letzte wild-schöne Ausklang vor dem Einschlafen für Einen, den das Leben, das innere Feuer verzehrt hat.

## Die Hermannsschlacht / von Alfred Polgar

Die Hermannsschlacht ist in des Wortes reinstem Sinne eine Gelegenheitsdichtung. Die Gelegenheit ergriff den Dichter, nicht umgekehrt. „Die Hermannsschlacht“ ist auch im reinsten Sinne ein nationales Werk. Ein troziges, heroisches Lied der eigenen Art, keineswegs ein Loblied. Eine Erhöhung deutschen Wesens ins Ueberlebensgroße, nicht ins Ueberlebensschöne. Die Wurzeln deutscher Kraft und die Wurzeln deutscher Schwäche, geschwisterlich in einander verfasert, liegen bloß. Liebe zur bedrängten Heimat durchglüht das Werk; kühles Wissen um die innern Gründe der Bedrängnis schmiedet das Glühende hart.

Kleist's Hermann ist ein Genie. Das vor allem. Ein witziger, weit vorberechnender Diplomat, ein skeptischer Men-

schenkenner, in Künsten der treuherzigen Verstellung unheimlich bewandert. Er zögert nicht, Not und Brand, als kämen sie von Feindeseite, in die eigenen Lager zu schmuggeln, um künstliche Quellen des Hasses zu erschließen, wo die natürlichen allzu träge springen. Er geht so weit, den Reiz der eigenen Frau seiner Politik als Hilfsmittel dienstbar zu machen, und nützt den Glauben an deutsche Treue, um besser Untreue üben zu können. Dennoch lautet seine moralische Rechtfertigung nicht: Der Zweck heiligt die Mittel; sondern, wesentlich anders: Der heilige Zweck heiligt die Mittel. Die Vaterlandsliebe versengt sein Herz, und in ihre Flamme stürzt, was sonst Großes und Gutes in seiner Seele lebte. Die Idee der Freiheit ist das Zentralgestirn, um das sein Denken und Wünschen kreist; ihr Sonnenlicht saugt den Sternenglanz aller andern sittlichen Ideen restlos auf. Sie scheinen verlöscht, sind aber nur überleuchtet. Nicht: so ist der Deutsche. Sondern: so kann der Deutsche sein, Weib, Kind, Besitz, Leib und Seele und die eigene Art, das Beste seines Ichs zum Opfer bringend, wenn es um Heimat und Freiheit geht. Das eigene Selbst verrät er, um das Vaterland nicht verraten zu müssen.

Wundervoll ist die Figur der Thusnelde. Ein Riesenkind, ein Löwenkätzchen, spielerisch, königlich; ein tausendfach vergrößertes, echtestes Weibchen, zugehörig, hörig dem Manne, ihm verwandt an Stolz, Würde, hohem Sinn, dies alles aber gewissermaßen: locker im Gefüge. Aus ihrem Tun gleißt es sachte von geheimster Ur-Perfidie der Nerven. Und um ihre goldene Reinheit schimmert es sündhaft. Einzig schön sind die Szenen zwischen Hermann und seinem Weibe, dem menschlichsten Gigantenpärchen, das je ein Dichter zu zeichnen gewagt. Mit welcher flüchten Zartheit sänftigt er die fremde Unruhe, die er in ihrem Blute spürt. Wie ärztlich-fein (und modern!) ist das scheinbar rohe Gradezu, mit dem er ihr heimliches Gefallen an Ventidius mit Worten greift, es heraufhebt aus ihrem Unbewußten, damit es dort nicht vergiftend weiterchwäre. Und wie unerbittlich schneidet seine Hand, als es die letzte radikale Heilung gilt. Es ist das kleine, sinnreiche Abbild der gewaltigen Kur, die er an dem faszinierten, schwachmütigen Deutschland übt.

Prachtvoll auch die Römerfiguren. Mit wutentzündeten Augen gesehen, aber doch: gesehen! Ein kleiner Ruck an der Beleuchtung, und es stünden begeisterungswürdige Helden da. Diener einer großartigen Herrsch-Idee, Genies ihres Dünkels, Eroberer aus einem Ueberfluß an Kraft und Können. Doch kein Wort von Schätzung, die der Mann dem Manne auch im Streite gern gewährt, fällt hier für die Römer. Auch diese letzte Ge-



rechtigkeit mußte, ein zeit-ungemäßer Friedensluxus, sterben an der alles verzehrenden Idee: Rettung des Vaterlands. Es rinnt kein Tropfen Blutes „neutral“ in Hermann. Der Haß hat den Mann zum Ding verzaubert. Er ist nicht Krieger, sondern Schwert. Nun scheint er gefühllos, herzlos, nicht wie ein grausamer Mensch, sondern wie eine Sache, für die moralische Wertungen überhaupt unzulässig sind. Und nur ein einziges Mal, echt deutsch, lockert sich der Zauber: als Hermann Gesang hört. Männergesang, nebenbei.

Dieses starr Unerbittliche klingt als finsterner obstinater Baß durch die ‚Hermannsschlacht‘ und trägt sicher den ganzen Kunstbau ihrer Harmonien. Ein dunkel tönendes Monument des Zornes steht die Dichtung da, und die nicht wollen, daß man dem Zorn Monumente setze, werden von Barbarei und Grausamkeit schwachen und das Trugdenkmal als tugendarme Kuriosität ablehnen. Aber wie herrliche Dinge sind in seine Härte eingeschnitten! Menschenbilder von hinreißender Leidenschaft der Haltung und Gebärde. Profile, in deren Linien wie in einer genialen knappsten Formel ein unveräußerliches Gesetz der Art gefaßt ist. Szenen von solcher Wildheit, wie sie nur dem Blick ins Chaos menschlicher Natur sich offenbart. Szenen von mythischem Zwiellicht angefüllt, darin der weitgeschwungene Kreis zwischen Gottheit, Mensch und Schicksal geschlossen scheint. Und Verse, deren dunkelfarbene, schwirrende Pracht so streng und klar gefügt und geschlungen ist, daß sie zu hören fast auch zum optischen Entzücken wird.

\*

Ein neuer Mann, Herr Arthur Holz, hat im Burgtheater die ‚Hermannsschlacht‘ in Szene gesetzt. Es geriet eine Aufführung voll akademisch gezähmten Willens zu Temperament und Eigenart. In den Frisuren besonders tobte sich eine eigensinnige, kühne Wildheit aus. Da kann man nichts machen. Germanenstücke sind nun einmal haarige Dramen. Die Trachten zeigen stilvoll-barbarischen Prunk. Es heißt zwar, daß die alten Deutschen mit Tierfellen bekleidet waren; ob sie aber in den Hundstagen (Ende August) so winterlich bandagiert, bepelzt und eingewickelt auf die Jagd gingen, wie hier im Burgtheater zu sehen, scheint zweifelhaft. Sehr schön die Waldbilder, wenn auch in einem pießfüßen Goldgrün leuchtend und mit natürlichen Gelegenheiten allzu kunstvoll ausgestattet. Eine glückliche Fung fand der Einzug des Römerheeres durch das Mittel, die Lanzen- und Helmspitzen im Hintergrund vorbeischieben zu lassen. Die Hörnermusik hierzu klingt seltsam fidel. Wie eine Art antiker G'strampfer. Der Barden wunderschöne Verse n

den durch die Chormultiplikation betrüblich verwischt. Sehr wirkungsvoll die Szene der geschändeten Hallh, ganz eingesponnen in gespenstisches und doch das Schauerliche gleichsam weicher machendes, lösendes Mondlicht. Das Gleiche gilt für die vielangefochtene Szene vor dem Bärenzwinger. Gebrüllt wird mächtig. Die Bärin allein tut da nicht mit; und wäre doch die einzige, die ein natürliches Recht hierzu hätte.

Herr Hans Marr ist Hermann der Cherusker. Er führt als Rückgrat seines hochaufgerichteten starren Grimms ein merkwürdiges Phlegma im Charakter. Umso stärker wirkt es dann, wenn die zu innerst schwelende Glut des Hasses in jäher Stichflamme aufzuckt. Er hat die besten Maße für den Hermann. Breit, stark, wuchtig und doch nicht plump; deutsch in der Muskulatur und deutsch in den Nerven (die er nicht hat). Sogar sein schönes, leicht sprödes Organ klingt wie gesprochenes Blond. Seine Rede ist klug geordnet und reich an Obertönen, die dem Zuhörer auf der Bühne nichts, dem im Parterre vieles verraten. Er hat Kraft (mit der er weise aushält), auch Innigkeit und in den Thusnelde-Szenen den liebenswürdigsten Humor, aus einem Doppelquell von Güte und Ueberlegenheit fließend. Was ihm fehlt, ist das Stigma als Schicksalsgesandter, die königliche Prägung, das, um dessentwillen ihn die Varden „Sohn der Götter“ rühmen. Aber die Reinheit seines Spiels, von keinerlei Deklamation und falschem Pathos getrübt, bietet Ersatz.

Thusnelde war bei der Generalprobe Fräulein Wolgemuth, am Abend nachher Frau Medelsky. Um ein Kleines weniger zimperlich und geziert-naiv wäre mir die Thusnelde des Fräulein Wolgemuth vollkommen erschienen. Frau Medelsky zwingt sich mit all ihrer großen Kunst eine halbwegs echte, unbewölkte, ahnungslose Weibchenschaft ab. Aber ihre Kindlichkeit ist mit Trillerketten eines gequält-muntern Lachens viel zu üppig behängt. Sie könnte meterweise davon sparen. Ganz stark und groß ist sie später als entfesselte Thusnelde. Marbod ist der repräsentierenden Männlichkeit des Herrn Reimers wohl anvertraut, und der abtrünnige kalte Aristan gewinnt durch die blickblanke Interessantheit des Herrn Walden, der eigentlich den hübschen, glatten, von allen Düften der Zivilisation umschmeichelten schmeichelnden Ventidius spielen sollte. Aber auch Herr Gerasch trifft die kokette Leidenschaftlichkeit des verschlagenen Römers nicht schlecht. Die arme Hallh findet in Herrn Heine den zärtlichen Rabenvater, den sie braucht. Seine Erschütterung steht freilich auf einem so festen Fundament von Nüchternheit, daß sich alle Bange des Hörers rasch beruhigt. Für den Varus ist Herr Debrient der rechte Mann. Würdig,

stolz, imprägniert mit Machtbewußtsein und von einem trockenen metallischen Glanz, der nur, wenn die Stimme sich übernimmt, floszig-trübe „anläuft“.

Das Publikum angelte, mit Herz und Ohr, in Kleists Dichtung nach Gegenwartsschlagern, fand aber mehr Stichworte für die Logik der Feinde als für die der eigenen Sache und applaudierte ziemlich verlegen.

---

## Die Perſer / von Aischylos

(Fortſetzung)

Uebertlagen von Lion Feuchtwanger

- Chor:** Und Aſien — hör es, Aſiens Herr!  
Schmachvoll, ſchmachvoll ſtürzt es in Staub!
- Xerxes:** Ein Elender bin ich, ein Schimpf meinem Stamm,  
Ein Schimpf meinem Land,  
Gezeugt zum Verderb.
- Chor:** Mißtönenden Willkomm muß ich dir bieten,  
Schrillſchreienden Jammers gellenden Sang,  
Wildwinſelnden, trämentriefenden Klagruf  
Und widrigen Wehſals heulenden Hall.
- Xerxes:** Hebt an des Jammers  
Mißtönigen Sang! Denn wider mich mandte  
Sich feindlich ein Gott.
- Chor:** Ich ſinge den Jammer, ich ſinge die Klagen,  
Starrſtaunend der ſtolzen, zerſtörten Schiffe.  
Des leidkundigſten Volkes betrübteſte Weiſen  
Stimm ich an und ruſ ich und ſchrei ich hinaus.
- Xerxes:** Der jonische Ares hat ſie entrafft!  
Auf Schiffen fuhr er einher,  
Den Feinden freund.  
Und wüßt ward das Meer, wo immer er zog,  
Und toddräuend der Strand.
- Chor:** Weh, laß alles, alles uns wiſſen!  
Wo blieben die Freunde,  
Wo die Genossen?  
Pharandakes, Pſammis, Abdabatas  
Und Ekbatanas Held Suſiſtanes?
- Xerxes:** Verloren, dahin!  
Vom Bord des Tyriers  
Sah ich ſie ſtürzen,  
Sah ſie zerſchellen  
An Salamis Strand.
- Chor:** Weh! Und wo blieb Pharmachos,  
Ariomandros, der Held,  
Wo Seuaktes, der Fürſt,  
Der edle Kilaios, Tharabſis, Memphis,  
Wo Maſiſtras, Hyſtaichmas, Artembares wo?  
Sag es uns, künd es uns, gib uns Beſcheid!
- Xerxes:** Weh, nach Athen, der tödlichen Stadt,  
Mit brechendem Blick hinſtarrend, ſo liegen ſie  
Alle zumal am ſaßigen Strand  
Gleich Fiſchen im Trocknen, zuckend zertrampft.

- Chor:** Ach! Und ihn, der Myriaden, Myriaden  
 Von Kriegern dir zollte,  
 Den treuesten Feldherrn, das treueste Aug,  
 Batanochos Sohn, den trauten, den zarten,  
 Des Sesanas, des Megabatas Sprößling,  
 Und Parthos und den stolzen Dibares,  
 Wo liehest du sie? Wo liehest du sie?  
 Säumen auch sie — Leid über Leiden!  
 Säumen auch sie für immer der Heimkehr?
- Xerxes:** Wie ein Magier träufelst du Sehnen und Sehnen  
 Der guten Genossen mir in die Brust.  
 Sinnstörend — sinntörendes Unheil nennst du.  
 Aufbirst, aufschreit, aufstöhnt mir das Herz.
- Chor:** Ach! Viele andre, andre noch miß ich.  
 Der die Myriaden der Mardier führte,  
 Xanthis, der Held Agchares, Diairis,  
 Arsakes, der den Reitern gebot,  
 Regdadatas, Lynthimas, Tolmos, der Tapfre —  
 Das Herz vereist mir; wohl seh ich den Wagen,  
 Den Wagen des Königs, mit Zierrat, mit Zelten:  
 Aber die Feldherrn folgen ihm nicht.
- Xerxes:** Sie stiegen ins Grab, die Führer des Heers.
- Chor:** Ins Grab! Weh! Unsagbar.
- Xerxes:** Unsagbares Weh!
- Chor:** Götter! Weh! Götter!  
 Ungeahnt, unverhofft schickt ihr das Leid.  
 Ungeahnt schlägt Vergeltung das Aug auf  
 Und starrt uns gräßlich ins Antlitz.
- Xerxes:** Geschlagen! Für ewig!
- Chor:** Geschlagen! Unrettbar!
- Xerxes:** Wie füg ich mich in die neue Fügung!  
 Wie trag ich das nie getragne, das Leid!
- Chor:** Hätten wir nimmer  
 Das ionische Schiffsvolk erschaut!  
 Zum Unheil erschaut!  
 Unselig stritten die Perser.
- Xerxes:** Wohl unselig!  
 Ein Heer so zahllos  
 Und dennoch geschlagen!
- Chor:** Was denn, o Herr,  
 Heilloser Herr,  
 Bringst du uns heim?
- Xerxes:** Siehst du der prunkenden Rüstung Rest?
- Chor:** Ich sehe, ich sehe.
- Xerxes:** Und hier den pfeilverwahrenden —
- Chor:** Nicht mehr? Nicht mehr?
- Xerxes:** Den Röcher.
- Chor:** Wenig, ihr Götter!
- Xerxes:** Karg ist mir das Gefolg.
- Chor:** Nicht lanzenscheu sind die Jonier.
- Xerxes:** Nicht lanzenscheu, nein! —  
 Neue Lehre, bittere, lehrten sie mich.
- Chor:** Von den Schiffen sprichst du, dem Schwarm der Verlorenen?
- Xerxes:** Das Kleid zerriß ich, vom Leid übermannt.

(Schluß folgt)



## Lustigkeiten

Zeitlose Lustigkeiten zu dichten, ist heute keiner gestimmt; die Lustigkeiten auch dieser schwarzgeränderten Zeit in Dialoge zu bringen, wird heute noch keinem erlaubt — was bleibt, da die Bühnenleiter dahintergekommen sind, daß ihre Ernährer jetzt sogar, oder grade jetzt, lieber lachen als weinen? Was bleibt für Den, der die possenhafte, flebrige Kriegsdramatik verschmäht — teils, weil sie seinem Geschmack widersteht, teils, weil diese Gattung sich wider Erwarten schnell überlebt hat? Die Vergangenheit bleibt. Die fernste wie die nächste. Die inländische wie die ausländische. Die wertvolle wie die wertlose. Aber zu alt darf die Komödie nicht sein: 'Minna von Barnhelm' versagt selbst bei Reinhardt. Von einem Engländer darf sie nicht sein: Shakespeare, trotz allen Umfragen, wird wohl erst nach dem Krieg wieder Zugkraft haben. Ein Kunstwerk darf sie nicht sein: Angely wird gemieden, und Kogebue wird verschlungen. Dies war ein Fingerzeig für die Theater: Kogebue ist der Autor der Menge von 1914, wie er ihr Autor 1813 gewesen ist. Damals nahm, in dem einen Jahr, das Hoftheater Berlins acht Stücke von ihm zu all seinen andern neu hinzu. Heute versucht es sich — welche Wandlung! — zunächst an dem 'Kater Lampe' eines Sozialdemokraten, dessen Satire man weder über- noch unterschätzen soll. Ohne in seelische und soziale Tiefen hinunterzusteigen, ohne die polemischen Anlagen eines heikeln Vorwurfs zu pflegen, ohne aufzuzeigen, unter wie schweren Bedingungen eigentlich die Menschen zusammenleben, und wie schonungsbedürftig das moralische Gleichgewicht selbst der ärmsten Gesellschaft ist — ohne allzu viel Perspektive also und Temperament hat Emil Rosenow eine Ecke der Welt geschildert, die er kannte. Dieser Kenntnis und einem erfreulichen Mangel an professioneller Geschicklichkeit dankt das Lustspiel, das überdies wirklich lustig ist, den Eindruck der Wahrheit. Den des Schauspielhauses Besucher freilich nicht wünscht. Von ihm hat die Intendanz sich leider gleichfalls zu Kogebue zwingen lassen. Nicht zu dem klassischen Kogebue. Der ist ohne Reinhardt unerträglich; und das wissen Reinhardts Kollegen. Aber zu dem modernen Kogebue, der vor dem Krieg keine einzige berliner Bühne mehr fand und heute auf dreien herrscht. Nach dem Schiller-Theater und vor dem Hof-Theater ist das Lessing-Theater zum Fulda-Theater geworden. 'Jugendfreunde' wurden so heftig bejubelt, wie man sie siebzehn Jahre zuvor angezischt hatte. Damals empfand das Parkett (oder war ichs auf der Galerie?) kriegerischer als heute und nahm Brahm schrecklich übel, daß er zwischen 'John Gabriel Borkman' und 'Fuhrmann Henschel' ein Schwänken schob, welches von Benedix hätte stammen können und in der Tat von ihm stammte. Fulda hat Benedixens 'Lustspiel' von hinten begonnen. Die Jugendfreunde, die sich 1853 am Ende des vierten Aktes verlobten, verloben sich 1897 am oder schon vor dem Anfang des ersten und ... Aber das ist kaum die Gegend, die philologische Parallelen verlohnt. Genug: heute lacht jeder über das Schwänken, auch Rhadamantus. Hätte Fulda die vier Akte auf drei gebracht (oder täte ers noch), dann wäre sogar ernsthaft ein rundes und dichtes, sicheres und witziges Stück dramatischer Unterhaltungsarbeit zu loben, das neben dem 'Raub der Sabinerinnen' bestün. Bei Brahm ist es ganz vermenslicht worden. Barnowsky ist dies nicht weit von Brahm, die Lossen neben der Lehmann und Fulda n solchem Erfolg berechtigt und ohne Zweifel imstande, den Theatern, noch kein Zugstück haben, aus seinem Riesenlager eins anzubieten. Rein Weltkrieg ist mächtiger als Kogebue.

## Feldpostbrief

Um dreiviertel Fünf wurde heute geweckt. Ich gehöre jetzt zum zweiten Munitionswagen, nicht mehr zur Bagage, die an jedem Tage nur einige Stunden bei uns ist, Lebensmittel, Pferdefutter heranbringt, wieder verschwindet, von dem eigentlichen Kriegsschauplatz ganz getrennt ist. Um Fünf beginnen die Fahrer ihre Pferde zu füttern, zu tränken, zu putzen, die Fußmannschaften kochen Kaffee, wenn Zeit und Wasser vorhanden. Es muß Holz besorgt, Feuer gemacht werden, was bei stürmischem Wetter oft recht schwierig ist. Um Sechs fuhr die Kolonne — ich sitze auf dem Hinterwagen mit dem Rücken zu den Pferden — nach der zwei Stunden entfernten Bahnstation G., um neue Munition zu empfangen, die dort in sehr langen Munitionseisenbahnzügen täglich mehrere Male aus Deutschland eintrifft. Es wird jetzt hier sehr stark geschossen. Die Geschosse werden mit ihren Pulverkartuschen aus den Eisenbahnwagen in die Munitionswagen verpackt, was keine leichte Arbeit ist. Diese Wagen bringen wir dann in die Feuerstellung, wo die Batterie aufgefahren ist, und laden dort die Munition ab. Diese Funktion wiederholt sich zwei- bis dreimal an jedem Tage. Das an und für sich wäre ja garnicht schlimm, selbst die starken Erschütterungen beim Fahren lassen sich leicht ertragen — aber was erblickt man! Die Batterien rücken immer weiter vor, und so komme ich immer in die kurz vorher eroberten Gebiete. Was dort zu sehen ist, bleibt unbeschreiblich. Man hat das Gefühl, jeden Tag um ein Jahr älter zu werden. Ich hatte, bis ich in den Krieg zog, niemals einen Toten gesehen, hatte eine unbestimmte Furcht davor. Jetzt aber, wo die Kameraden mit mir singend und frohes Muts über die Gefallenen dahinziehen und ich ununterbrochen daran arbeite, nichts zu empfinden, bin ich endlich so weit, daß dies fast keinen Eindruck mehr auf mich macht. Sie sind ja erlöst und zu beneiden.

Die Ortschaften sind meist bis auf die Umfassungsmauern ausgebrannt, und wo dies nicht der Fall, ist es fast noch grausiger. Ein Chaos von Trümmern, toten Menschen, Vieh, Pferden, Möbeln, Hausgerät, Betten, Stroh ist der alltägliche Anblick. In ganz verlassenen Häusern brennt vom Keller bis zum dritten Stock das elektrische Licht: alles strahlt im Lichterglanz und ist doch total vernichtet. In der Villa eines Chemikers sind die Schränke des Laboratoriums umgeworfen und viele kostbare Instrumente zerbrochen und herumgestreut. Vielleicht ist das Werk eines Lebens zerstört. Aber da denke ich wieder nach, und das darf man nicht im Felde, sonst kann man seine Pflichten nicht erfüllen. Auf den Landstraßen ist überall ein Verkehr wie in der Berliner Friedrichstadt zur regsten Verkehrsstunde. Lange Truppenzüge: Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Sanitäts- und Munitionskolonnen, Feldküchen, Bagagen. Tausende von Automobilen begegnen Dir: sie dienen dem Generalstab oder Schwerverwundeten, die erst schnell ins nächste Feldlazarett, von dort in ein größeres Lazarett gebracht werden. Dazwischen begegnen Dir Trupps von Leichtverwundeten, von Gefangenen, Fliegergeschwadern, Ballonabteilungen, Radfahrern, Pionieren mit ihren Rähnen und Material zum Brückenbau, Minenwerfern, Photographen, Beobachtungswagen, großen Fernrohren, riesigen Leitern, evangelischen und katholischen Priestern in ihren Feldtrachten und mit Sporen, ein zu merkwürdiges Bild. Dann kommt die Feldpost — die Bedienung teils beritten, teils zu Wagen. Wagen mit grauen Behältern für Wasser, das hier den fechtenden Truppen in die Front gebracht wird. Benzinkolonnen für Automobile und Flugapparate. Gas-

kolonnen mit großen Gaswagen zum Füllen der Beobachtungs- und Signalballons. Verbandwagen, Feldschmieden, Bäckereien, Aufräumungstruppen, Oekonomiehandwerker, Schneider, Schuster, Sattler und so weiter bis ins Ungeheure. Es ist eine frappierende Organisation, über die man dauernd staunt. Feldtelephon- und Telegraphen-Abteilungen, Feldbahnbautruppen, ja sogar mächtige Lokomobile laufen die Landstraßen mit tollem Getöse entlang. Kannst Du Dir einen Begriff von dem Trubel machen, zu dem der Kanonendonner hinzukommt? Dazwischen rennt das geflohene Vieh, brüllt und gefährdet jeglichen Transport. Dazu eine Lust! Die gefallenen Soldaten werden ja innerhalb weniger Tage beerdigt — aber die Pferdebakaver bleiben liegen! Ich rauche viel, um mich abzulenken und bessere Lust zu haben. Wir fahren möglichst des Nachts, damit der Feind den Munitionserlak in der Feuerlinie nicht bemerkt, und da darf natürlich kein Wort gesprochen werden. Die Wagen gehen auf dem weichen Sande völlig lautlos. Damit aber der Borderreiter des folgenden Wagens die Richtung nicht verliert, muß ich im Dunkeln rauchen. Unsere Pferde haben schon stark gelitten. Viele mußten wir erschießen. Die Tiere halten das nicht aus. Wir Menschen sind tatsächlich widerstandsfähiger.

Hier an der Nordseeküste ist nun endlich ein deutsches Geschwader aufgetaucht, das hoffentlich verhindern wird, daß der freche Engländer hier dauernd vom Wasser aufs Land schießt, wie gestern, wo wirs uns bequem gemacht hatten und mit einem Mal Schiffsgehosse zwischen uns geflogen kamen, obgleich wir sechs Kilometer vom Wasser entfernt lagen. Der Engländer ist überhaupt in diesem Krieg das Karnickel. Ein gefangener Belgier erzählte mir vor einigen Tagen: Die englischen Offiziere schickten Franzosen und Belgier an die Front, und sobald die deutschen Kugeln pfeifen, rücken sie eifrigst aus. Zu Lande sei der Engländer als Soldat unmöglich. Unter den gefangenen Belgiern sahen viele famos aus. Sie gingen auf Strümpfen, da sie zu hunderten in einen Sumpf geraten, dort gefangen worden waren und ihr Schuhzeug hatten stecken lassen müssen. In Ostende fanden wir für eine Viertelmillion Mark Lebens- und Futtermittel, ferner einen ganzen Eisenbahnzug mit Militärausrüstungsstücken. Vorgestern sah ich die Beschießung eines Fliegers durch Maschinengewehre, die neben mir standen. Eine aufregende Sache. Er wurde getroffen, konnte sich aber durch große Gewandtheit in der Luft halten und brauchte nicht niederzugehen. Flieger machen uns viel zu schaffen. Sie erkunden so hoch in der Luft, daß sie weder sichtbar noch hörbar sind, unsere Stellung und bringen die Angaben ihren Truppen, die uns dann beschießen. Wenn die mannshohen Geschosse unsrer Artillerie durch die Luft uns über die Köpfe summen, empfinde ich immer etwas wie Musik, und wenn sie dann in einer Entfernung von einundzwanzig Kilometern einschlagen — man schießt tatsächlich so weit — ist mir immer, als hörte ich tausend Kehlen gen Himmel schreien.

Die Zeit ist um. Die Pferde haben mich schreiben lassen. Sie sind so müde und haben sich fast alle gelegt. Der Mond scheint ausnahmsweise. Nacht und Tag ist kein Unterschied im Kriege. Wir kämfern nachts wie am Tage und rücken auch um Mitternacht in die eroberten Ortschaften ein. Augenblicklich rollt Kanonendonner. Er kann mich nicht mehr aus der Ruhe bringen, so habe ich mich daran gewöhnt. Ueberhaupt: woran gewöhnt man sich nicht! Ich habe zum Beispiel einen Körper von Eisen. Jetzt sind es genau fünf Wochen, daß ich Sachen nicht vom Leibe hatte. Trotzdem bin ich in der besten Stimmung. Die Festung N. auf französischem Boden ist es, die seit hr



Nachmittag von hier aus bombardiert wird. Die schweren Geschütze schießen auf neuneinhalb Kilometer Entfernung. Es knallt mehr als eine aufgepustete Bonbontüte. Der Boden erzittert bei jedem Schuß; man glaubt, die Welt ginge unter; dazu das unheimliche Echo. Vor einigen Tagen hatte ich Gelegenheit, den Führer unsrer Armee gen Westen zu sehen und zu beobachten: er trägt den Sieg über Frankreich auf seiner Stirn.

## Antworten

B. J. Wundert Sie das noch? „All' Ihr Schweine, welche Deutschland mästet": D'Annunzio, Verhaeren, Hodler, Shaw, Maeterlinck, Dalcroze, etcætera, Die zum Dank durch stinkende Verleumdung Deutschlands Ruf in aller Welt verpestet...": das ist die erste Strophe eines Gedichts, dessen poetischer Wert nur von seiner wahrhaft vaterländischen Gesinnung übertroffen wird. Wen hat der Krieg nun eigentlich „entlarvt": die fremden Künstler oder die deutschen? Diesmal ist es Hans Pfitzner, und das Blatt, das sich von ihm seine Dezember-Nummer hat verderben lassen, sind die Süddeutschen Monatshefte. Es wird jetzt aber wirklich Zeit, außer den Verlustlisten Erfrankungslisten anzulegen.

Oberlandesgerichtsrat Ermel in Königsberg. Sie schreiben mir: „Ein nicht uninteressanter Theaterunfall bildete kürzlich den Gegenstand vor unserm Oberlandesgericht. Bei einer Probe zum ‚Sommer-  
nachtstraum‘ in einem unsrer Theater brach der Regisseur mit dem zu dünnen Laufbrett einer Bühnendekoration auf der Bühne durch und stürzte samt zwei Schauspielern, die auf den beiden Pfeilern der Brücke als Waldschrats aufgestellt waren, auf die Bühne. Das zerbrechende Brett traf eine in der Nähe stehende Schauspielerin, verletzte sie am Kopfe, sie fiel um und bekam eine leichte Gehirnerschütterung. Sie verlangte von dem Theaterdirektor Ersatz der Kosten ihrer Behandlung durch einen Spezialarzt. Der Direktor wandte ein, er sei nicht der richtige Beklagte, denn eine auswärtige Firma, nicht er, habe die Dekorationen zu der Theateraufführung geliefert. Ferner treffe ihn kein Verschulden an dem Unfall, denn er habe, als er der fraglichen Probe beigewohnt habe, den Personen rechtzeitig ausdrücklich verboten, die Brücke zu betreten, nachdem er durch den Regisseur von der Schwäche des Laufbrettes erfahren habe. Das verbotswidrige eilige Betreten der Brücke durch den Regisseur, der die Stellung der beiden Waldschrats habe verbessern wollen, habe er, der Direktor, nicht mehr verhindern können. Das Oberlandesgericht nun hat in Uebereinstimmung mit dem Landgericht den Klageanspruch für begründet erachtet. Für die Haftung des Beklagten wegen der Gefährlichkeit der Bühnendekoration ist es gleichgültig, ob diese aus dem vorhandenen Bestand verwendet oder für die Aufführung neu geliefert werde. Er habe nach § 618 des Bürgerlichen Gesetzbuchs die Gerätschaften, die er zur Verrichtung der Dienste des Personals zu beschaffen hat, so einzurichten und zu unterhalten, daß die Verpflichteten, das Personal, gegen Gefahr für Leben und Gesundheit soweit geschützt sind, wie die Natur der Dienstleistung es gestattet. Eine Theaterdekoration ist eine solche Gerätschaft, das Handwerkszeug sozusagen des Schauspielers, das verkehrsüblicher Weise der Theaterdirektor für die Gesamtheit des Personals zu beschaffen und vertragsmäßig in verkehrssicherem Zustand zu erhalten hat. Diese Vertragspflicht hat der Beklagte gegenüber der Klägerin fahrlässig verletzt. Ihm war die mangelhafte Beschaffenheit des Brückenlaufbretts



bekannt geworden. Deshalb durfte er sich nicht darauf beschränken, das Betreten der Brücke lediglich zu verbieten, sondern mußte verhindern, sei es durch Beseitigung des Brettes, sei es durch geeignete Sperrung der Brücke, daß sie überhaupt betreten werden konnte. Denn er mußte, wie der 'Erfolg' auch gezeigt hat, mit der Möglichkeit durchaus rechnen, daß einer seiner Angestellten im Eifer des Spiels an das Verbot nicht dachte und doch auf die Brücke trat. Er hat somit die im Verkehr erforderliche Sorgfalt außer Acht gelassen und ist der Klägerin für seine Fahrlässigkeit verantwortlich." Von Rechts wegen.

**E. A.** Wem man die fabelhafte Geschichte von dem prächtigen alten General W. zu verdanken hat? Dem münchener Korrespondenten des Berliner Tageblatts. Es ist mir immer unverständlich gewesen, wie ein so wichtiges Blatt in eine so große Stadt einen solchen Vertreter setzen konnte. Schwer zu glauben, daß es sich nicht längst selber über ihn klar geworden ist, aber leicht zu glauben, daß es ihn aus Mitleid hält. Dann soll einmal bescheiden eingewendet werden, daß Mitleid mit uns zweihundertdreißigtausend Abonnenten auch keine unchristliche Eigenschaft wäre.

**D. L.** Haben Sie wirklich geglaubt, daß der Kino nicht auch dem Weltkrieg gewachsen sein würde? Er hat seine Premieren wie immer, seine Presse wie immer, seine Prospekte wie immer. Wie immer? Wie nie zuvor. „Quo vadis“ und „Kleopatra“ — beide Filme waren mehr eine Aneinanderreihung blendender Rückblende in eine längst versunkene Vergangenheit als eine straff geschürzte, von heißem Atem befeuerte, von gewaltigem dramatischen Leben durchpulte Dichtung, ein eigentliches historisches Drama. Dieser größte Wurf gelang der Cines-Gesellschaft zum ersten Mal in „Julius Caesar“. Er ist der Gipfelpunkt der Filmkunst bisheran. Ueber ihn hinaus kann auch Cines nicht mehr. Er ist das Höchste, Vollendetste, Grandioseste, was überhaupt die Lichtbühne seit ihrem Bestehen sah.“ Man soll nichts verschwören. Bei „Quo vadis“ und „Kleopatra“ — „ich denk es noch wie heut“, würde Meyrink sagen — hat Cines mit denselben verzagten Worten erklärt, er sei am Rande seiner Kräfte angelangt. Dann kam doch „Julius Caesar“. Bleiben wir hoffnungstark: auch darüber kann Cines hinaus.

**Theaterdirektor der Provinz.** Sie sehen sich am Rande des Bettelstabs, weil die Polizei Ihre weitaus zugkräftigste Schauspielerin, eine junge, schöne und begabte Russin, des Abends nicht aus der Wohnung läßt, und fragen mich, wie Sie Ihre Saison retten können. Höchst einfach. Sie schaffen Bett und Zahnbürste der Dame ins Theater. Dann ist dies ihre Wohnung, aus der sie sich an keinem Abend zu entfernen braucht.

**Käufer.** Warum Sie die vorige Nummer nirgends bekommen haben? Weil sie beschlagnahmt worden ist. Grund: „Die Bestie“ von Arnold Zweig.

**Königliches Opernhaus.** Bravo! In einer liberalen — Sprich: frei denkenden — Zeitung hatte nach dem komponierenden Musikkritiker ein komponierender Dirigent erklärt, daß „Carmen“ bei uns nicht mehr gespielt werden dürfe, weil es unmöglich sei, noch länger diese wällche Dirne den germanischen Frauen... weibliches Ideal... reine vaterländische Kunst... Buch oder Wittenau. Deine Antwort an diese Vermisten, denen all in ihrer Trodenheit Glanz und Glut und Genie ein ewiger Vorwurf sein wird? Du hattest von Anfang August bis Ende Dezember selber Georges Bizets Unsterblichkeit vom Spielplan ferngehalten. Jetzt hast du sie für den dritten Weihnachtsfeiertag angelegt. Bravo!

## Das neue Jahr

**N**un sind fünf Kriegsmomente verstrichen — was ward in dieser Zeit erreicht?

Die deutschen Heere kämpfen, bis auf kleine Landstriche in den Vogesen und in Ostpreußen, auf feindlichem Gebiet. Was dies bedeutet, kann im ganzen Umfang nur ermessen, wer mit eigenen Augen die Furchtbarkeit des Massenkampfes erkannt hat. Noch die Spuren sind grauenhaft zu schauen. Erbläst und im Redefluß ganz gehemmt kamen aus Ost und West die paar Künstler zurück, die sich dort hatten umsehen dürfen. Die wenigstens machen keine Kriegslirik mehr. Und den Malersleuten ist die eigene Kriegszeitung ein Gegenstand des Grauens geworden. In ihrem Atelier spukt das Knochengerippe und höhnt ihnen ins Gesicht: „Ein Kriegsbild gefällig?“ Als Meier-Graefe aus Paris in Berlin eintraf, ging er in das Café Josty, wo er Paul Cassirer in der Versammlung seiner berühmten Freunde schweigend vorfand. Er überwand sein Erstaunen und rief, indem er an den Tisch herantrat: „Wehe dem Künstler, der jetzt nichts erlebt!“ Darauf teilte Paul Cassirer ihm mit, daß er sich bereits zum freiwilligen Automobilcorps gemeldet habe und jeden Augenblick darauf warte, zur Front abberufen zu werden. „Aber“, fuhr er fort und wandte sich an die berühmten Freunde, „das hindert ja nicht, daß wir noch schnell eine Kriegszeitung gründen... Auf diese Weise bringen wir die Pan-Presse ins Gefecht, die sich in der Gesellschaft der Zweiundvierzig-Zentimeter-Mörser sehr wohl fühlen wird. Wie? .. Aber natürlich!“ Die Künstler erlebten den Krieg sehr schön und zeichneten erträglich, solange sie vom Krieg nichts zu spüren bekamen. Mit jeder Woche, und wie der Krieg an Deutlichkeit zunahm, wurden die Nummern schlechter. Der brave Paul Cassirer kümmert sich einen Teufel darum, wie das künstlerische Erlebnis zuhause verläuft, und schleppt zwischen Arras und Ypern Verwundete aus der Feuerlinie.

Dasselbe ist bei den Feldpostbriefen zu beobachten. Sie werden seltener und seltener, und ihr Ton hat sich im allgemeinen sehr geändert. Druckreise Feldpostbriefe kommen nur noch aus „muntern Schützengesechten“, wie der verwundete Dichter Rudolf Herzog sich ausdrückte, und dem dahinter

gelegenen Gelände. Stellten die Etappen die Lieferung von selbsterlebter Kriegsliteratur ein, so wären die Zeitungen wahrlich schlecht daran. Hier schweigt nicht nur die Kunst: das Leben selbst verstummt. Diese Hölle ertrüge kein Dante, es sei denn, daß auch er zum Messer griffe und sich rasend unter die Rasenden mischte, und: was wäre dann — Dante?

Jenseits der deutschen Landesgrenze stampft und zündet das Ungeheuer. Seit fünf Monaten. Vor seinem fernsten Anhauch erschauerten die Grenzprovinzen. Es kam näher und näher und wich zurück. Das ward in dieser Zeit erreicht und sollte ein Grund mehr sein für alle Nichtkämpfer, sich und ihrer Sache treu zu bleiben, zu hegen und zu sammeln, was Blüte ist und Frucht und schwebende Schönheit und innerlichste Kraft des Einsamen, weitab vom Massenaufbruch, der sich von Gewaltsamkeit nährt und nach Vernichtung drängt.

„Ich töte“, spricht der Soldat an der Front, „weil ich mich wehren muß, will ich nicht selbst getötet werden.“

„Der Mensch ist am schönsten, wenn er tötet“, spricht der Philosoph zuhause.

Jener ist ein Krieger.

Dieser ein Indianer, wenn auch nur ein „Medizinmann“, oder wie der zauberische Quacksalber sonst hieß, den sich die Indianer zu ihren schlechten Zeiten hielten, damit er die treffsichern Schläge ihrer Tomahawks mit unsäglichen Zaubersprüchen begleite.

Moltke war noch der Meinung, daß selbst ein glücklicher Krieg ein Unglück sei. Die Generation von heute fühlt sich stärker, Kühner, gereifter. Männlein und Weiblein rufen mit gepreßter Stimme: „Glück Krieg! Befreiende Gewalt! Segnende! Gib uns! Gib uns!“

Die empfindlichsten, die langweiligsten Zeitschriften zwingen ihre Mitarbeiter, den Narziß am blutigen Quell der Erneuerung zu spielen, und obwohl die Redakteure an sechs Tagen der Woche zusammensitzen und sich hängen Herzensfragen, „wie's ausgeht“, sieht man sie zur kontraktlich festgesetzten Zeit mit allen Anzeichen der Entschlossenheit ihr Siegfriedbad nehmen. Das Feigenblatt, das sie früher c derstwu trugen, klebt ihnen jetzt auf der Stirn, ohne sie übrigen merklich zu entstellen. Neugehört lesen sie Rortur. Aber ein leiser Druck auf der Stirn erinnert sie an i grüne Blatt, das schon Siegfrieds Leben, wenn auch n i seinen Charakter, wie eine Bresche für den Feind offen h Sie trösten sich zeitgemäß damit, daß ein ähnliches Mißgesd umgekehrt, niemals ihr Leben, sondern nur ihren Charakter ti

„Manchmal bin ich feig, wie alle Kreatur“, spricht der Soldat, „aber wenn es darauf ankommt, habe ich Mut.“

Der Intellektuelle denkt: „Manchmal habe ich Mut. Aber wenn es darauf ankommt, bin ich feig. Es bleibt mir eine Hoffnung: daß man vor lauter Wald mich Bäumlein nicht sonderlich bemerkt. Und dann ist schon manches Mode geworden, was zuerst unappetitlich aussah. Freunde, laßt uns zusammenhalten. Denn erstens fallen wir dann nicht so leicht um, und zweitens schauen wir nach was aus.“

Ja, ja, diese sonst nur geduldigen Gäule haben die wilde Art ihrer Reiter angenommen. Sie greifen aus, daß die Funken stieben. Der Reiter ist entzückt, und der Gaul wiehert begeistert unter seinen Schenkeln hin. So erfüllt sich endlich das alte Reiterideal: einträchtiges Zusammenwirken von Mensch und Tier.

So beginnt in unserm Kreis und Umkreis das neue Jahr. Profit!

---

## Zu diesem Krieg

Goethe

Während die Deutschen sich mit Auflösung philosophischer Probleme quälen, lachen uns die Engländer mit ihrem großen praktischen Verstande aus und gewinnen die Welt. Jedermann kennt ihre Deklamationen gegen den Sklavenhandel, und während sie uns weismachen wollen, was für humane Maximen solchem Verfahren zugrunde liegen, entdeckt sich jetzt, daß das wahre Motiv ein reales Objekt sei, ohne welches es die Engländer bekanntlich nie tun, und welches man hätte wissen sollen. An der westlichen Küste von Afrika gebrauchen sie die Neger selbst in ihren großen Besitzungen, und es ist gegen ihr Interesse, daß man sie dort ausführe. In Amerika haben sie selbst große Negerkolonien angelegt, die sehr produktiv sind und jährlich einen großen Ertrag an Schwarzen liefern. Mit diesen versehen sie die nordamerikanischen Bedürfnisse, und indem sie auf solche Weise einen höchst einträglichen Handel treiben, wäre die Einfuhr von außen ihrem merkantilischen Interesse sehr im Wege, und sie predigen daher nicht ohne Objekt gegen den inhumanen Handel. Noch auf dem Wiener Kongreß argumentierte der englische Gesandte sehr lebhaft dagegen; aber der portugiesische war klug genug, in aller Ruhe zu antworten, daß er nicht wisse, daß man zusammen gekommen sei, ein allgemeines Weltgericht abzugeben, oder die Grundsätze der Moral festzusetzen. Er kannte das englische Objekt recht gut, und so hatte auch er das seinige, wofür er zu reden, und welches er zu erlangen wußte.



# Elegie auf den Tod des Flieger- oberleutnants Sanchez / von Felix Braun

Wer den Mond noch schaut — o reißt euch, Freunde,  
Heimgebliebene, Wanderer durch die Straßen,  
weg vom Bild der Schlacht und der brennenden Dörfer!  
Seht das Gestirn an!

Welcher Göttin spielender Hand entsank der  
goldene Ball, der mählich kommt und ausrollt?  
Rührt sie wieder an ihn? Er gleitet schnell im  
Rauch des Gewölkes.

Was ergreift mich so? Ich glaube nicht mehr  
an die Götter. Ich weiß, Gestirne sind Erden:  
Stein und Lebendes, und über sich haben  
sie wieder Himmel.

Dennoch — wie aus alten Hirtengeschlechtern,  
deren Jünglinge nachts zu Opfersteinen  
Tiere schleppten, Früchte und dunkle Gaben,  
regt sich das Blut mir:

O, so hoch zu sein! Durch andere Lüfte  
hinzugehen, anderer Elemente  
teilhaft, allem fremd, was irdisch-freundlich  
Leben hier sichert!

O, so hoch zu sein! Und du — du wagtest,  
dich zu heben, fort vom Muttergrunde,  
wagtest, über Nebeln, über Wolken,  
Himmel zu atmen.

Ach, was ist es, daß du über den Lagern,  
den Wachtfeuern flogst, im Lärm der Gewehre,  
der Granaten Geflamme, der Schrapnelle  
weißlichem Mordlicht?

Ja, du sahst den Strom und die Stadt und die kleinen  
Menschen, die wir hassen! Ja, du sahst die  
Höhenzüge des Gefarstes und die  
Festungen alle.

Aber das ist's nicht, warum ich dir das  
Kreuz der Tapferkeit am Waffenrocke  
über der Brust, darin das Herz nun ausschweigt,  
gönne, Erhabener.

Wer den Mond schaut — siehe, er ruht im Blauen! —  
weiß das Heilige, das ich meine, wenn ich  
dein gedanke, du Gefallener, dem ich  
heute nachtraure.

Wenn es wahr ist, daß ein anderer Himmel  
unser wartet nach dem Tode, wie wirst du  
in ihn eingehn? Wird er deinen Augen  
nur genug strahlen?

## Geschichtsbilder / von Max Epstein

### 4. Der Bürgerkönig

Man wird als Phantast oder schlechter Patriot behandelt, wenn man jetzt wagt, über die Forderungen zu sprechen, die wir bei einem günstigen Ausgang des Krieges stellen müssen. Wer einen Prozeß führt, sei es als Kläger oder Beklagter, als Angreifender oder Angegriffener, wird vor Gericht nur gehört, wenn er Anträge stellt, wenn er also weiß, welche Ziele er durch den Rechtsstreit erreichen will. Dem viel mißbrauchten Satz, daß man zum Kriege rüsten müsse, wenn man den Frieden haben wolle, kann man jedenfalls die Behauptung entgegensetzen, daß man für den Frieden gerüstet sein müsse, wenn man Krieg führt. Italien hat schon mitten im tripolitanischen Krieg die Annexion des noch gar nicht eroberten Gebiets ausgesprochen. Ist es überhaupt denkbar, und ist es vorgekommen, daß man ungeheure kriegerische Opfer bringt, ohne sich ganz klar darüber zu sein, welchem Zweck sie dienen sollen? Sollen wir wirklich darauf warten, daß unsern Staatsmännern bei einem vielleicht plötzlich möglichen Frieden die Einfälle kommen, durch welche die künftige Weltlage die sogenannte dauernde Sicherheit erfährt? Haben wir denn wirklich so gute Erfahrungen gemacht, um die Ueberzeugung haben zu können, unsre Interessen würden auch dann noch ideal gewahrt werden, wenn die Generalobersten die Führung der Geschäfte niedergelegt haben? Es ist durchaus nicht nötig, jede Möglichkeit und jede Einzelheit zu erörtern, die bei einem ganz oder theilweise erfolgreichen Krieg in Frage kommen. Aber unmöglich ist es, ein ganzes Volk dauernd in höchster Spannkraft zu erhalten, ohne ihm zu sagen, wofür es kämpft, und wie man sich die zukünftige Gestaltung seiner politischen Interessen ungefähr denkt. Gewiß muß man hierbei abwägen, welche politischen Folgen zum Beispiel auf die Haltung der neutralen Staaten genaue Erörterungen und Erklärungen haben könnten. Immerhin: eine Klärung der leitenden Ideen muß stattfinden. Wir wollen keinen faulen Frieden, keinen Waffenstillstand, der nach einigen Jahren oder Jahrzehnten uns nur in eine noch schwerere Lage verwickelt. Das ist uns oft zugesagt worden. Aber schon beginnen die Ansichten über das, was in dieser Beziehung wünschenswert und notwendig ist, erheblich zu schwanken. In der Reichstagsitzung vom zweiten Dezember hat sich die sozialdemokratische Partei für einen schnellen Frieden in dem Augenblick erklärt, wo unsre Gegner dazu geneigt sind, ohne daß das Nationalitätsprinzip

verlezt wird. Die Partei hat wenigstens den Vorbehalt gemacht, daß der Frieden die Sicherung unsres staatlichen Zustandes für die Zukunft verbürgen müsse; und mit diesem Vorbehalt läßt sich mancherlei erreichen. Das, was erreicht werden muß, kann nur aus den Umständen entnommen werden, die zum Kriege geführt haben.

Nicht allein die Rede des Reichskanzlers, sondern die Geschichte des vergangenen Jahrhunderts und die Anschauungen unsres ganzen Volkes lehren, daß dieser Krieg seine Ursache in England hat. Liberale Politiker werden immer geneigt sein, die Stimmung zu Ungunsten Rußlands zu lenken. Es ist aber nicht wahr, daß der russische Kolos die dauernde Bedrohung des Weltfriedens bedeutet. Soweit sich Rußland in Asien ausdehnt, wird es in Japan und in einem vielleicht erstarkenden China gewichtige Gegner bekommen. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß es gelingen sollte, aus dem russischen Reich mehrere selbständig zu machende nationale Staaten abzusondern. Politisch sind wir aber mit Rußland in der Vergangenheit stets gut ausgekommen. Der Umschwung trat erst ein, als England seinen gefährlichsten Gegner in Deutschland zu sehen begann und das russische Selbstbewußtsein gegen uns auflebte. Wir haben kein Interesse daran, russisches Gebiet zu erwerben. Von unsern beiden Verbündeten kann höchstens Oesterreich sich eine Vergrößerung auf Kosten Rußlands zum Ziel setzen, während es für die Türkei andre Kompensationen gibt.

Was Frankreich anlangt, so kommt es darauf an, diesem Lande klar zu machen, daß seine Nachgelüste gegen uns übel angebracht sind. Dazu führen zwei Wege. Entweder: man drückt es zu einer Macht zweiten Ranges herab; oder: man sucht es unter Wahrung der eigenen Interessen tunlichst als Freund zu gewinnen. Nur der letzte Weg ist politisch richtig. Der Weltfrieden wird für Jahrzehnte davon abhängen, daß Frankreich und Deutschland zu einem erträglichen, ja freundschaftlichen Verhältnis gelangen. Das Zusammenarbeiten von Frankreich und Rußland ist auf die Dauer nicht möglich. In dem Maße, wie Rußland anfangen wird, ein Kulturstaat zu werden, wird Frankreich aufhören, mit ihm zu sympathisieren. Vorderhand ist Rußland für die Republik nur ein Mittel zum Zweck, nur ein wildes Tier, das man zur Vernichtung losläßt. Gewinnt der russische Kolos erst Leben und Gestalt, dann wird der Gegensatz zu der alten Kultur und Tradition Frankreichs deutlich werden. Es ist einfach unmöglich, daß die Westmächte mit Rußland eine dauernde Verbindung eingehen. In

Frankreich ist der Haß gegen alles Despotische seit jeher stärker entwickelt als in irgendeinem Lande.

Im Jahre 1833 schrieb Marrast in dem französischen Amtsblatt des Geheimbundes der Menschenrechte: „Auf zwei- unddreißig Millionen Einwohner hat Frankreich fünfhunderttausend Sklaven, eine halbe Million glücklicher Sklaven und einunddreißig Millionen Heloten, Parias und große Seelen, welche durch ihre Geburt allen Qualen des Körpers und des Geistes geweiht sind. Die Monarchie aber kann das Glück und die Leiden höchstens verlegen, die Republik allein kann die Quelle des Leidens verstopfen und jedem Einzelnen sein Theil Genuß und Glück verschaffen.“ Am einunddreißigsten Juli 1830 hatte der alte Lafayette dem Herzog von Orleans im Namen des Volkes die Generalstatthalterchaft übertragen. Da König Karl der Zehnte und der Dauphin der Krone entsetzt hatten, sollte der Herzog die Thronbesteigung Heinrichs des Fünften, des Enkels von Karl, verkünden. Der Herzog verheimlichte aber den Kammern die Thronbesteigung Heinrichs. Er verbündete sich mit den Kammern und ließ sich zum König der Franzosen ernennen, wobei er sein großes Vermögen auf seine Kinder verschob. Mit dieser Juli-Monarchie Ludwig Philipps wurde erst am vierundzwanzigsten Februar 1848 aufgeräumt. Der Zusammenbruch des Bürgerkönigs erfolgte in Straßenkämpfen, wie sie seit 1831 üblich geworden waren. Das Königtum hatte trotz einem Ministerium, worin Thiers und Guizot gesessen und ein sehr reaktionäres Gesetz gegen die Presse befürwortet hatten, seine völlige Ohnmacht gezeigt. Zwar war durch das Volksschulgesetz Guizots vom Jahre 1833 die Zahl der Schüler und die Zahl der Gemeindeschulhäuser auf das Doppelte gestiegen. Eisenbahnen und Landstraßen waren durch den Minister Graf Duchâtel wesentlich ausgebaut worden. Aber die Trägheit und Verständnislosigkeit des Bürgerkönigs hatte die Sozialisten und Saint-Simonisten zu Feinden der Monarchie gemacht. Es hatte nichts zu sagen, daß noch im Jahre 1848 die Opposition unter Thiers durch geschickt gemachte Kammerwahlen zerschmettert schien. Die Nation erkannte das Uebel in der Bestechlichkeit von Wählern und Gewählten, die man Korruption genannt hat, und die auch der glänzende Schriftsteller Guizot vollendet verstanden hat. Ein anderer Historiker, Alexis de Tocqueville, hat in einer Rede am siebenundzwanzigsten Januar 1848 die kommende Zeit geahnt und ihr in blendenden Worten vorgearbeitet. Er fühlte die künftige Bedeutung des vierten Standes. Einen Monat später zeigte das rote Gespenst seine Bedeutung im



Verfagen der Nationalgarde. Der fünfundsiebzigjährige Ludwig Philipp war persönlich kein Feigling, aber die sittliche Kraft hatte ihn verlassen, als er seine Abdankung unterzeichnete. Die Unruhen dieser Tage brachten Deutschland, Oesterreich und Italien in eine Aufregung, die zu völligen Neugestaltungen führte. Frankreich hatte der Welt wieder einmal die Wege zur Freiheit gewiesen. Mit dem Frankreich, der Republik, ist für uns ein dauernd freundlicher Zustand herzustellen — viel leichter als mit einem monarchisch regierten.

## Das Wunderfind / von Arnold Zweig

Diese Kunstwerke deutscher Prosa — keine Novellen, wie der Titel sagt, sondern episch-lyrische Studien, die einen Gefühlsverlauf darstellen, einen bedeutamen Augenblick der Seele langsam vorbereitet plötzlich enthüllen, einen Vorgang banaler Art mit allen seinen Beziehungen so erzählen, daß er sich in eine sinnbildliche und bedeutsame Sphäre erhebt — diese Kunstwerke bringen uns, wie erwartet, immer wieder jenes Problem Thomas Manns, das er seit seinem ersten Auftreten immer neu gewendet dichtet: die Sehnsucht des Außerordentlichen nach dem Ordentlichen, des Künstlers nach dem banalen Leben, dem Glück des Bürgers. Keine Frage, daß dieses Leben nicht das unsre ist, und daß unser Glück anders aussieht als jenes populäre Paradies des „Bürgergartens“; keine Frage, daß die Gleichsetzung des Schwereren mit dem Wertvolleren, des Helden mit dem Selbstknechter uns den Blick auf ein Ethos erlaubt, das wir ablehnen, auf ein Ethos der Anstrengung und der Raserei gegen ein widerwilliges Selbst; keine Frage auch, daß wir unter „Leben“ etwas wesentlich Reichereres und Reineres, Beseelteres und Erhöhteres verstehen als der Dichter, dessen Kunst von ihrer Gebundenheit an dieses eine Grundgefühl ebenso eingengt wie in die Höhe getrieben wird. Denn um immer dasselbe neu zu gewanden und zu gestalten, bedarf es eines Könnens, das niemand sonst heute besitzt, und einer Feinhäutigkeit für alle Masken dieses Problems, die ins Schmerzhafte erhöht sein muß, da sie bei Berührung mit der Vielfältigkeit der Welt nicht jene spürt, nicht den Gegenstand in seiner gelassen reichen Fülle, sondern nur das Verwandte, nur das Gleiche, nur sich.

Wie aber kann es, bei so andersgerichteter Grundhaltung geschehen, daß man diesem Werk aus fremder Welt, dies antipodischen Geiste dennoch gerecht wird, daß man mit warm und fruchtbarer Freude, ja mit einem hohen Entzücken er

fängt, was von dorthier kommt, wo unser Reich und unsres Bleibens nicht ist? Beantwortet die Frage nur mit der Gegenfrage: Warum kann es nicht geschehen? Achtung vor dem Fremden zu haben, ist heut nicht Mode; das Andersgeartete verstehend zu betwillkommen, gilt als Laster; indem man die Welt halbiert nach dem, was für einen und wider einen ist, halbiert und mit Plus und Minus bemalt, schafft man sich einen einfachen und soliden Untergrund, man steht auf festen Beinen. Mit dieser Schlichtheit nichts zu tun zu haben, scheint heute gefordert; nur das Schlechte ist zu befehlen.

Wir also freuen uns dieser Prosa, gestehen ihr für die Zeit, da sie bei uns gegenwärtig ist, die Bedingungen zu, aus der sie stammt, besser noch: achten nicht darauf, und nehmen sie als Musik. Nehmen als Musik jenen weißseidenen Wunderknaben und sein Publikum, das noch nie so ganz von innen erleuchtet und zu einer Sache für Heiterkeit gemacht ward; als Musik Schillers ringend aufbrennende Seele (obwohl wir Schiller anders kennen); als Musik den irren Propheten der Bohème; als Musik Baronin Annas kleine Seele, die vom Mitgefühl jener kleinen Dirne einen tief und trügerisch beglückenden Augenblick erlebt. Das befreiende Wunder der Anmut geschieht, wenn man diese Erzählungen liest: Schmerzen, Gram und Elend verlieren ihre Bitternis und erhellen sich zu lichtem Gebild; das dilettantische Nichts eines Wunderfindes verinnerlicht sich zum Sinnbild des Künstlers (obwohl wir vom Künstler andres wissen); der menschliche Durchschnitt (den wir hassen) wird vergoldet, und wir gönnen ihm seinen Schimmer. Und das nicht nur heute, in einer Zeit, wo die Anmut uns zur Befreiung wird, wo sie unsre Seele auf eine Weile in eine sanftere und schwerelose Welt verückt, wo wir uns erleichtern dürfen von all dem, was um uns vorgeht und in uns; sondern für langehin. Diesen Gebilden der Sprache ist Dauer gegeben und ihrer Wirkung Dauer mit ihrem Sein. Das Wunder dieses Buches liegt in seinem Stil. Er gestaltet zu so reiner Form, daß sein Material der Sphäre des ethischen Ja und Nein entrückt wird, er entstofflicht, indem er darstellt, er erbaut, indem er den Gegenstand vernichtet. Solche Kunst siegt überall da, wo sie nicht das Bedeutende geben will — dieser Wille wurde dem ‚Tod in Venedig‘ zum Verhängnis, einem zutiefst leblosen Werke; und es ist fast tragisch, zu sehen, wie Thomas Mann heute, wenn er unter den Feinden Deutschlands sich seinen Feind wählt, gegen Frankreich zu Felde zieht: gegen Frankreich, wo die Anmut einmal auf lange ihr Reich hatte.

# Die Perſer / von Aifchulos

(Schluß)

Uebertragen von Lion Feuchtwanger

Chor: Weh! Wehe!  
Xerxes: Zu zahm klingt dein Klagen.  
Chor: Weh! Wehe!  
Xerxes: Weh uns! Den Feinden wohl!  
Chor: Dahin unsre Macht!  
Xerxes: Entblößt bin ich aller Geleiter!  
Chor: Durch Poſeidons Gericht!  
Xerxes: Geleite denn du mich, und wein' meinem Los!  
Chor: Wohl wein' ich, zerriffen im Innern.  
Xerxes: Klage um Klage gib mir zurück!  
Chor: Wohl gilt es, zu weinen, zu klagen.  
Xerxes: Begleite mit lautem Ruf meinen Schmerz!  
Chor: Ululu! Ululu!  
Leid über Leiden!  
Nicht äußerlich halt,  
Nein, vom Herzen der Ruf!  
Xerxes: Schlag dir die Bruſt, und beweine mein Los!  
Chor: Traurige Gabe: Trauer dem Trauernden.  
Xerxes: Klage um Klage gib mir zurück!  
Chor: Grauen und Gram! Leid über Leid!  
Xerxes: Stimm an gemeinſam trauernden Ruf!  
Chor: Ululu! Ululu!  
Es dröhne die Klage,  
Es falle der Schlag.  
Xerxes: Zerfleiß dir die Bruſt! Sing düſteren Sang!  
Chor: Grauen und Gram!  
Xerxes: Zerrauſ dir das Haar, das ſilberne Haar!  
Chor: Zur Erde die Strähnen!  
Xerxes: In hellem Jammer!  
Chor: In Jammer!  
Xerxes: Mit beiden Händen zerreiß das Gewand!  
Chor: Grauen und Gram!  
Xerxes: Zerrauſ dir das Haar und beweine das Heer!  
Chor: Zur Erde die Strähnen!  
Xerxes: Laß fließen die Zähren!  
Chor: In Strömen!  
Xerxes: Klage um Klage gib mir zurück!  
Chor: Jammer und Weh!  
Xerxes: Nechzend geleite mich hin zum Palaſt!  
Chor: Grauen und Gram!  
Xerxes: Weh Perſiens Weg! Wie rauh und wie ſchwer!  
Chor: Weh!  
Xerxes: Durch die Stadt hinhalle die Klage!  
Chor: Halle und heule!  
Xerxes: Walle im wankenden Zuge des Leids!  
Chor: Die Schiffe, die Segel, dreirudrig, gewaltig,  
Entmaſtet, entmaſtet!  
Mannen und Maſten!  
Erſchlagen! Zermalmt!  
Xerxes: Weh Perſiens Weg! Wie rauh und wie ſchwer!  
Chor: Ich geleite dich, trunken in Trauer!

Ende

## Theaters Kriegsstatistik / von Emil Lind

Und es gefiel dem großen Rechenmeister, den man Gesetzmäßigkeit nennt, eine Probe aufs Exempel zu machen, auf das Exempel: Kultur. Und die Kandidatin, die Menschheit, fiel durch. Annähernd den Zustand der Reife erreichte sie in den realen Dingen, die man zusammenfassend Tagesnotwendigkeiten nennt. Unvorbereitet zeigte sie sich in all den Disziplinen, die vom höhern Zweck der zivilisatorischen Errungenschaften: von der Erzeugung eben des sublimen Destillats 'Kultur' handeln. Und völlig ahnungslos war sie in den Fächern, die anscheinend nur ihren Zweck in sich selbst haben, also zu einer höhern geistigen Lebensführung gehören.

Dies hat sich nicht geändert seit den Zeiten, die uns das Wort hinterlassen haben, daß während des Krieges die Musen schweigen. Ja, wenn sie wirklich schwiegen! Aber sie leiern, sie schnattern. Sie werfen sich in die sämtlichen Heldenbrüste unsrer Vaterlandsverteidiger, die wahrlich ein besseres Los verdienen, und kompromittieren, was als herrlichste, wahrhaft künstlerische Erscheinung über alles von unsrer Zeit Gegebene hinausragt in die Zukunft: die Begeisterung.

Wem dieser Ton als gegenwärtig unpassend nörglerisch erscheint, der lese doch einmal die Theaterliteratur, die seit dem ersten August 1914 entstanden ist, und er wird die Klage dessen verstehen, der, als Regisseur oder Dramaturg, gezwungen ist, diese Sammlung von Syrupsentimentalität, geschmacklosen Ansichtsartenweisen und ehrlich abgeschriebenen Zeitartikeln zu prüfen. Man braucht kein Pathetiker zu sein, um sich über diese Fülle von künstlerischer und ethischer Skrupellosigkeit zu entsetzen, über den Einbruch jener Bierbank-Radau-Technik, über welche wir sonst, wenn sie an französischen oder englischen Bühnen erschien, mit Recht verächtlich sprachen.

Gewiß, zu so großen Ereignissen kann in so kurzer Zeit keine Distanz gewonnen werden. Ein Drama läßt sich nicht so leicht mit dem einzigen Schrei füllen, der jetzt, ob auch individuell abgestuft, in allen Rehlen und Seelen steckt, und der durch seine eigene Wucht und durch die einfache Kraft des Erlebens Manchem zum Gedicht wird. Wie etwa dem Knaben seine erste Liebe. Der Verbrennungsprozeß in unserm Innern kann nicht so rasch vor sich gehen, um jetzt schon göttlichen Rauch zu dauernden Gebilden emporsteigen zu lassen. Kurze rhythmische Entladungen allenfalls sind die grade empfundenen und entwickelten Literaturzeugen unsrer Tage. Also — sileant musae.

Sobiel im allgemeinen über den Stand der Tageslitera-



tur, unter dem naturgemäß der Theatermarkt stark leiden muß. Jetzt wird jedem klar, in welchem Grade dieser von dem nunmehr feindlichen Auslande abhängig war. Die Schwierigkeiten vergrößern sich dadurch, daß unter den deutschen Erzeugnissen peinliche Auswahl getroffen wird. Durch den Mißerfolg einiger patriotischer Platteen gewarnt (die merkwürdigerweise in den Hauptstädten am längsten grassieren), vermeidet man es womöglich, den Soldaten in spielerischen Tändeleien zu zeigen, vermeidet man, ausländische Figuren, Ironie oder Satire, liebevolle Selbstanklage und gerechtes Fremdenlob auf die Bühne zu bringen. Was übrig bleibt, sind Harmlosigkeiten und Geschwollenheiten, sind die vier bis fünf deutschen Lustspiele und Schwänke und die schwere Wucht der Tragiker.

Die Menschen haben sich aber insofern nicht verändert, als sie auch jetzt lieber lachen als weinen, lieber abgelenkt als erschüttert, lieber amüsiert als erhoben sein wollen. Da nun immerhin ein Bedürfnis nach Ablenkung besteht, und schließlich derjenige Teil der Schauspieler, der daheim geblieben ist, gleichfalls zu den Millionen gehört, die nach wie vor Nahrung haben wollen, so ergibt sich von selbst, daß, trotz den künstlerischen Schwierigkeiten, trotzdem das kulturelle Bedürfnis nach Kunst sich wenig oder garnicht gezeigt hat, möglichst viele Theater in Betrieb gesetzt werden mußten.

Nach den Nachrichten im 'Neuen Weg' spielen von den ungefähr fünfhundertdreißig deutschen Bühnen in Deutschland, Oesterreich, Rußland, Amerika und der Schweiz nur etwas über hundert. Von den ungefähr dreizehntausend männlichen Schauspielern sind bereits gegen tausend als im Felde stehend gemeldet. Diese Zahl wird sich binnen kurzem verdoppeln. Nimmt man noch zwanzig Bühnen an, die, obwohl in Betrieb, bisher nicht gemeldet sind, so ergibt sich, da ja fast die Hälfte der Bühnenkünstler weiblich sind, ein Vakanzenzustand von über fünfzig Prozent. Eine traurige Statistik, die wohl verdient, von den Theaterbesitzern, von den Direktoren und von der Presse in Betracht gezogen zu werden, und die noch schlimmer wird durch den geringen Verdienst, somit auch die geringere Opfermöglichkeit der beschäftigten Schauspieler, wenngleich sich gerade unter diesen manch schöner sozialer Zug als Gewinnposten in das Konto unsrer Tage und in das der genossenschaftlichen Bestrebungen setzen läßt. Die Notlage der Kulturpioniere, der geistigen Arbeiter, ist also in diesen schweren Zeiten den Schauspielern in keiner Weise erspart geblieben.

Die Verträge wurden auf Grund der Kriegsklausel zu

nächst überall gelöst, neue Verträge mit kurzer Frist (auf zwei, vier oder höchstens sechs Monate) geschlossen, die Gagen auf ein Minimum reduziert. Hundert und hundertfünfzig Mark im Monat sind die Summen, womit viele Familienväter, oft im Besitz großer Wohnungen, jetzt haushalten müssen. Bei einigen wenigen Theatern haben sie Anteil an einem ungewissen Reingewinn. An andern Bühnen wurde eine prozentuale Reduzierung vorgenommen, überall zu Gunsten der wirtschaftlich Schwächsten. Am besten kommen die durch Höfe oder Städte gesicherten Betriebe weg. Das liegt in der Beamtenstellung ihrer Mitglieder, und es war nur folgerichtig, daß die Hofopernsänger in Wien an den Verzicht auf einen Teil ihrer Gagen die Bedingung knüpfen wollten, daß dies auch die übrigen Hofbeamten täten. Eine traurige Ausnahme von dieser günstigen Stellung macht das Hoftheater in Meiningen, wo den Mitgliedern wohl Theater und Fundus überlassen, aber keinerlei Sicherheit gegeben wurde. Traurig deshalb, weil damit die Stellung des neuen Herzogs zu der Lieblingschöpfung seines Vaters angedeutet ist. Dagegen zeigen sich bei andern Höfen und Stadtverwaltungen Einsicht und Großzügigkeit. Besonders München, Dresden, Wien, Mannheim, Straßburg, Essen, Düsseldorf mögen genannt werden und Privatunternehmungen in München, Berlin, Wien, Hamburg, Osnabrück. Und Königsberg. In dieser feindnahen Stadt spielt das Schauspielhaus, doch leider das Stadttheater nicht. Wenn man dafür allenfalls Verständnis aufbringt, so ist das unmöglich für das Vorgehen, das die Stadtverwaltung von Barmen gut fand, indem sie nicht nur gar keinen sozialen Sinn für das Theater bewies, sondern sich gradezu verbissen feindlich zeigte. Mutig waren Basel, Metz und Posen, die trotz der Kriegsnähe ihre Theater öffneten, während Sankt Gallen und Luzern, sowie selbstverständlich die letzten deutschen Kunststätten in Rußland — Lodz, Riga und Libau — ihre Pforten schlossen. Als Kuriosum, aber als nachahmenswertes, sei verzeichnet, daß Ludwigshafen seine vakanten Kunstkräfte in den Farbenfabriken verwendet. In Berlin und Wien endlich spielen fast alle Theater.

Es läßt sich natürlich vorläufig nicht übersehen, ob überall die Notwendigkeit vorlag, die Gagen auf ein Existenzminimum herabzusetzen. Dies sei einer spätern Betrachtung vorbehalten. Es dürfte wohl manche Finanzkraft versagt haben, die als sicher gegolten hatte. Manchem Unternehmer, und nicht nur beim Theater, fehlt wohl auch der soziale Sinn, die Opferbereitschaft, der gute Wille, einen Teil des in günstigen Zeiten

Erworbenen an die schlechten zu wagen. Der Zug der Wahrheit dieser Herz und Nieren bloßlegenden Zeit hat vor manchem Halt gemacht, manches scheinbare Wohlwollen, manche gutkonserbierte Bornehmheit ist unter der herben Prüfung des Geldbeutels zusammengebrochen. Es ist jetzt nicht die Stunde zur Besprechung kranker Einzelheiten und ihrer Urheber. Es ist vielmehr die Stunde der Hoffnung. Der Hoffnung, daß die große Woge unsrer Tage den größern Teil dessen wegschwemmen wird, was sowohl an unsauberer Spekulation wie an engherzigem Krämertum, an ehrlichem Kitsch, an falschem Kunstgetue im Theaterbetrieb steckt; und daß dann die in den letzten Jahren vorbereitete reinliche Scheidung eintreten wird: zwischen dem Vortrupp der aesthetischen Minoritätstheater, und der mit gutem Geschmaç auf mittlerer Linie und demokratischer Grundlage geleiteten Volkstheater, ob diese nun von Höfen, Städten, Genossenschaften oder Privatpersonen unterstützt und verwaltet werden.

Wird eine spätere Zeit ein besseres Ergebnis bringen? Nur, wenn Kunst wirklich ein Teil der Gesellschaft, das Kunstgefühl allgemein geworden und in der Wirkung an die Seite des Glaubens getreten ist. Dann wird sich der Zwiespalt zwischen dem künstlerischen und wirtschaftlichen Bedürfnis schließen. Bis dahin heißt es für die Kunstsoldaten aller Grade auf Posten stehen, wachen über Besitz und Erwerb, auch wenn die Zukunftsmusik vom Brummbaß des knurrenden Magens unharmonisch übertönt wird. Treue ist hier: der allgemeinen und persönlichen Not den Willen zur Kunst entgegenzusetzen.

## Das Haus der Neuen Freien

Volkstbühne / von Robert Breuer

**U**nd wenn ich noch ein Duzend Artikel über das Haus der Neuen Freien Volkstbühne schreiben sollte, so werde ich einen jeden mit dem Lob des Arbeitergroßschens beginnen. Wir wollen gewiß keine Tauschspielerei treiben, wir wissen, daß die Stadt Berlin eine Hypothek von einer Million Mark der Volkstbühne zur Verfügung gestellt hat, es sind uns auch die mannigfachen Mühen und Krisen, die es bis zur Vollendung des Baues zu überwinden galt, nicht fremd geblieben — dennoch: dies Theater hätte nicht gebaut werden können, wenn nicht in den Mitgliedern der Neuen Freien Volkstbühne der glühende Wille lebendig gewesen wäre, ein eigenes Haus zu besitzen, um würdig die gewaltigen Vorgänge der Kunst er-

leben zu können. Ohne alle Sentimentalität kann und muß man sagen, daß dies Theater ein ragendes Wahrzeichen für die Liebe des Volkes zu Geistigkeit und Schönheit ist. Härter als durch die Tatsache dieses Baus hätten die Vorwürfe, die der Organisation des Proletariats dumpfen Materialismus anheften, nicht gestraft werden können. Das Theater am Bülow-Platz ist ein Ehrenmal des deutschen Volkes. Ist dies doppelt, weil es trotz dem Krieg mit aller Sorgfalt, in handwerklicher Treue vollendet worden ist. Für das hungernde, frierende und arbeitslose Berlin, von dem ‚Figaro‘ und ‚Times‘ faseln, gibt es keine bessere Demonstration als das mit zwei Millionen Mark Bausumme erbaute Theater der Zweitausend mitten im Arbeiterviertel.

Als Oscar Kaufmann dies Theater zur Ausführung überwiesen bekam, war von vorn herein klar, was wir zu erwarten hatten. Mit dem Hebbel-Theater, dem Stadttheater von Bremerhaven und dem Haus des Cines am Nollendorf-Platz hat Kaufmann seinen persönlichen Stil als Theaterbaumeister festgelegt. Er hat sich auch diesmal nicht verleugnet, wohl aber hat er sich überboten. Das Haus der Neuen Freien Volksbühne ist der reifste aller Bauten Kaufmanns. Ein größeres Lob kann ihm nicht gesagt werden. Alle Vorzüge von Kaufmanns Art sind bei einander. Vor allem ist da die kräftige Plastizität, die dieser Architekt seinen Bauten zu geben pflegt. Die einzelnen Baukörper — das Haus der Zuschauer, das Bühnenhaus, die Kulissenhäuser und das Haus der Garderoben — greifen bei klarem Fürsichsein innig in einander. Nach Zweckform und Baustoff sachlich gesondert, einen sich die Häuser zu einem mächtig bewegten Rhythmus. Kaufmanns geliebte Kurve beherrscht die monumentale Gruppe an den beiden Schmalseiten; die Langseiten werden von strengen Graden gebändigt. Das Garderobenhaus, das, seinem Dienst entsprechend, die Schlichtheit eines Mietshauses aufweist, bekam seine anklingende Rundung durch die Drehbühne, deren Scheibe es begleitend umfaßt. Die Schweifungen der vordern Schaufseite entsprechen den Bewegungen, die der Zuschauer-raum um der Sehkurven willen aufweist. Auch das Oval, das Kaufmann wiederum den Fohers gegeben hat, ist die logische Korrespondenz der exponiertesten und empfindsamsten Stelle mit der Struktur des nach rückwärts sich streckenden Körpers. Die starren Seiten, durch ein System von Fenstern und Pfeilern noch fester gefügt, halten die Bewegung des Gesamtkörpers und fesseln zugleich das jäh hochstoßende Bühnenhaus an die Erde. Dies Bühnenhaus, der Merger aller Theater-



architektur, wirkt trotzdem heute noch ein wenig überhoch; das Verhältnis wird sich entscheidend bessern, wenn Kaufmann erst links und rechts neben dem Theater Mietshäuser zur endgültigen Ausgestaltung des ganzen Baublocks aufgestellt haben wird.

Besonders erfreulich ist, daß das Theater trotz seinen bedeutenden Abmessungen nicht gigantisch, weit eher anmutig wirkt. Diesen Eindruck gewinnt man mit sinnlichem Vergnügen in der Nähe des Baus: man wird nicht erdrückt — man wird gehoben, angeregt, umspielt. Solche Heiterkeit könnte vielleicht als ungeeignet für die Charakterisierung eines Volkstheaters abgelehnt werden; aber aller Theorien und Dogmen ungeachtet, strömt sie auf den Beschauer eine musizierende Beweglichkeit aus. Man wird angereizt, in den Tempel der Lebensmarionetten zu schlüpfen. Gewiß: es ließe sich solch ein Volkstheater vorstellen, ganz aus dem harten Taft des Eisens geboren, den klassischen Steinringen des Amphitheaters seelisch und technisch verwandt. Ganz erfüllt von Demokratie und Troß, von Verneinung aller aristokratischen und bürgerlichen Kultur, von herrischem Selbstbewußtsein der Masse. Indessen: wenn man all jener Häuser gedenkt, die das Volk sich bisher aus eigener Kraft erbaut hat: der Gewerkschaftshäuser, der Häuser der Konsumvereine, so wird man bald zu der Einsicht kommen, daß die Zeit für die von aller Vergangenheit gelöste Architektur der sozialen Demokratie noch nicht gekommen ist. Die Architektur ist die konservativste der Künste. Sie bewältigt auch neue Aufgaben zunächst mit ererbten Elementen. Es vermag aber kein Baumeister mehr, als die Zeit und ihr architektonisches Gesetz ihm zu geben gestatten. Darum kan man Kaufmann die Bürgerlichkeit seines Theaters nicht vorwerfen, und dies umso weniger, als die Auftraggeber von vornherein mit dem System des Rangtheaters, dieser Tradition aus höfisch-aristokratischer Zeit, einverstanden gewesen sein müssen. Im Rahmen des Möglichen hat Kaufmann nicht nur das Beste aus seiner eigenen Persönlichkeit gegeben: er hat überhaupt eins der besten deutschen Theater geschaffen. Daß er dabei mit sicherem Geschmaç ornamentale und figürliche Plastik von gepflegter Güte nutzte, trennt ihn erfreulich von den meisten deutschen Baumeistern, die sich leider noch immer oft genug damit begnügen, die Stuckbuden zu plündern. Kaufmann hat mit Franz Mehner zusammen gearbeitet; Mehner, dessen kramhafte Metaphysik das Leipziger Völkerschlachtdenkmal noch reinlicher macht, hat sich in überraschender Weise zu einer ge-

schmeidigen und witzig spirituellen Empfindsamkeit entwickelt. Seine Figuren machen den Bau flimmern. So außen wie innen.

Im Innern hat Kaufmann sich auch diesmal als ein Meister des Holzes bewährt. Die Foyers und der Zuschauer-raum sind von oben bis unten mit köstlichen, mit strahlenden und tönenden Hölzern getäfelt. Ein sonniges Leben füllt die Räume und steigert die Freude der aus dem Alltag gekommenen Gäste.

Es ist selbstverständlich, daß in diesem Theater, über dessen Plätze das Los entscheidet, die Ungerechtigkeit der Rängeinteilung möglichst überwunden ist. Alle Plätze sind mit gleicher Sorgfalt hergerichtet worden: ein mit grauem Cord überzogener Sessel. Die Umgänge, die Garderoben und die Erfrischungsräume der drei Geschosse suchen die Klassenteilung vergessen zu machen. Wenige Sitze auf den Seiten des Dritten Ranges ausgenommen, gibt es in dem Theater der Zweitausend von überall her einen guten Blick auf die Bühne.

Diese Bühne, durch ein besonders reich und schön ausgestattetes Proszenium hervorgehoben, beweist durch das Raffinement ihrer Einrichtungen (die Hälfte ist versenkbar, in schräge Ebene kippbar) den immer deutlicher werdenden Sieg der Illusionspraxis über die Theorie vom Relief.

---

## Die Ballonfahrt / von Annette Kolb

Diese Skizze, vor dem Krieg entstanden, ist mit andern aller Art zu einem reizvoll nervösen Buch vereinigt, das 'Wege und Umwege' heißt und im Verlag der Weißen Bücher erscheint.

**I**ch fürchte doch, daß es noch einen Krieg wird geben müssen, obwohl die Diplomaten ihn schon in Abrede stellen, obwohl die Leute nicht mehr recht daran glauben, und obwohl die Zeitungen ihn noch immer an die Wand malen. Es sollte mich doch wundern, wenn wir ohne jenen letzten und schon unzeitgemäßen Krieg auskommen würden, weil unsre Köpfe zu hart sind, um nicht noch einmal zusammenzustößen.

Uebergangszeiten sind ja nie schön. Es nützt uns nichts, daß sich die Welt so sehr bereicherte. Ist die Ernte gehalten, und sind die Scheunen voll, so muß ein neuer Winter folgen, und die Felder stehen wieder leer.

Mir ist immer, als ob jetzt Februar wäre. Noch ist der Frühling weit, aber der Tag schon grell. Man weiß nicht mehr, wohin sich wenden: die gute Gesellschaft ist nicht zu ertragen, und die schlechte ist noch viel ärger, so daß es schon ganz zur

Norm geworden ist, daß man abseits lebt. Und nicht die Salons: die Bahnhöfe haben heute ihre Habitués.

Unsere nationalen Eigenschaften sind nämlich auf dem schönsten Wege, sich zu nationalen Eigenheiten auszubilden. Wenn wir heute etwas echt bairisch oder echt berlinerisch oder echt sächsisch nennen, sollte man doch meinen, daß es als Compliment gemeint ist. Man sollte es meinen. Aber es ist nie der Fall. Dafür nimmt das allgemeine Unbehagen über die eigenen Rückständigkeit überall seinen besonderen heimathlichen Charakter an.

Eines Tages trieb mich unsere Ungefügheit (wozu Details? und mit welchem Wort ließen sich unsere unzusammenhängenden Mängel diskreter zusammenfassen?) über die Grenze. Als mich in Moricourt ein Douanier fragte: „Rien à déclarer, Madame?“ stach mir eine Träne ins Auge, denn meine Liebe zu Frankreich stand wieder einmal auf ihrem Höhepunkt, und ich war stolz, eine halbe Französin zu sein.

Aber Höhepunkte sind da, um überschritten zu werden. Ich wohnte zwei Monate lang im fünften Stock des Hôtel d'Orsay, bald in diesem, bald in jenem Zimmer. Bald sahen meine Zimmer auf die Place de la Concorde, dann auf die Rue de Lille, dann wieder auf den Quai d'Orsay hinaus. Bald war mir die Lampe nicht recht, bald die Lage. Einmal fand ich das Licht zu grell; zweimal zog ich wegen der Tapete aus. Immer wieder bestand ich ebenso schüchtern wie dringend auf meinem Umzug.

Es lag aber nicht an den Zimmern. Es lag an Paris. Noch immer war Marianne das schönste und interessanteste Mädchen von Europa; doch auch ohne Lupe waren jetzt kleine Schärpen, kleine Schlaffheiten und der erste leise Ansat zu Krähenfüßen an ihr wahrzunehmen. In ihrer stolzen Grazie lag etwas Müdes und Gernerviertes; mit einem Wort: der unverkennbare Typ des schönen Mädchens, das Enttäuschungen erlebt hat und schleunigst heiraten sollte, um wieder aufzublühen.

Ihren Roman mit Herrn Michel, dem schwerfälligen Herrn, der sie immer brüskiert, wenn sie erwartet, daß er endlich um sie anhält, müssen wir ja alle miterleben. Ich verbrachte viele Stunden in den weiten Leserräumen des Hotels, schleppte die Zeitungen wohl auch in die Halle hinab, und, in einem großen Schaukelstuhl vergraben, las ich vor dem Kamin Mariannens bittere, gereizte, kurzatmige Ausfälle, merkte die Mauern, die sie in ihrer Bittertheit zwischen sich und ihrem ungeschickten Freier errichtete, fühlte den Groll, in dem sie sich gefiel — bis ich es nicht mehr aushielt und auf mein Zimmer

eilte und in großer Erregung herumging und mit den Armen in der leeren Luft herumfocht, indem ich leidenschaftliche Dialoge mit ihr führte.

Und wenn sie immer wieder damit anfang, iust das Stück aus ihrem Herzen, das ihm gehöre, habe der verhaßte Liebhaber ihr herausgerissen, so stimmte ich ihr erst bei (denn man muß sachte mit ihr verfahren!) — dann aber warf ich ihr vor, daß sie ihre leidenschaftliche Rose über Gebühr lange beibehielte, und ihre Neurasthenie wie ihre politische Unfreiheit rühre davon her, daß sie ihre Erbitterung künstlich steigere, statt sich von ihr loszusagen.

Aber weil ich nichts ausrichten konnte und es so aufreibend war, im Gegenteil Zeuge zu sein, wie ein neidischer Dämon die beiden immer auseinandertrieb, so wie sie auch nur von ferne Miene machten, einander in die Arme zu fallen, ertrug ich es zuletzt in keinem Zimmer mehr, packte meinen Koffer und fuhr nach England.

Und als die Küste von weitem schimmerte, da wurde mir warm ums Herz, denn ich liebe diesen Boden, diese Leute und ihre Sprache. Aber auf die Dauer ist heute jeder Ort entlegen und dem Gefühl verschlagen, von jener Wangigkeit erfüllt, von der wir nicht genesen. Eines Abends stand ich in London, über die Westminsterbrücke gebeugt, und starrte auf den Fluß. Wo der Widerschein der Wolken die Wellen bemalte, betupfte, beschattete — da schien die Themse langsamer, nachdenklicher zu fließen und von den Dingen dieser Stadt zu wissen. Das Parlament mit seinen tausend beleuchteten Fenstern, von dem stumpfen, eleganten Grau der Bauten, dem weiten, glatten Grau des Asphaltes umzogen, stand wie das Feenschloß einer Theaterdekoration — märchenhaft und ein wenig kulissenhaft zugleich. Und diese leuchtenden Fenster kündeten mit ihrem feierlichen Glanz allen Londonern in die Nacht hinaus, daß hier die Gescheitesten von ihnen beisammen saßen.

Und wohl mochten sie Lichter anstecken, um sich von der Masse zu unterscheiden, denn nirgends war der Gegensatz zwischen ihr und den paar denkenden Leuten so groß. Zu lange war sie hinter ihrem schützenden Graben abgetrennt und von dem Zwang, mit andern Völkern sich zu messen, verschont geblieben! Mutete sie nicht endlich fast uneuropäisch an? Erinnerte diese Gleichförmigkeit der Idee, der Nahrung, der Vergnügungen nicht endlich an die Ununterschiedlichkeit von Hindu-Christen?

Hatte das ewig rollende Meer oder der drückende Nebel diese ursprünglich so germanischen Geister ihres Schwunges be-



raubt? Denn nimmer gab die Phantasielosigkeit des Durchschnitts-Engländer, die zumal bei der Durchschnitts-Engländerin sich schon bis ins Spukhafte steigern kann, ein endgültiges Bild. Vielmehr deutet alles darauf hin, daß dieses große Volk vor einem Wendepunkt steht. Der stark individualisierte Engländer wohl mehr als der bornierte. Beide sind keiner Steigerung mehr fähig. Der feine, kühne, reich umrissene, aber doch auch gesättigte Typ des großen Herrn mag sich hier noch ad infinitum wiederholen — überbieten kann er sich nicht mehr. In seiner Eigenart ist er erschöpft.

Während ich so, über die Brücke gelehnt, auf den Fluß hinstarrte, fühlte ich mich plötzlich zu den vielfältigen, noch immer nicht bis zu sich selbst gelangten Deutschen (ich hatte sie eine ganze Weile nicht gesehen!) so von Grund auf hinaezogen, daß ich noch in selber Nacht das Schiff bestieg, um zu ihnen heimzuziehen. Und als ich früh am nächsten Morgen den Rhein entlang fuhr und ihn rauschen hörte, da stachen Tränen in mein charakterloses Auge.

Aber noch war keine Woche vergangen, da hatte ich mich über die Deutschen schon wieder so geärgert, daß ich in Augsburg einen Freiballon bestieg und dieser Welt, über die ich mir keine Illusion mehr machte, in einem kleinen Korb davonflog.

Es ging ein Regen hernieder, worauf uns die Sonne so weit heraufzog, daß sich die Berge, die wir bald darauf zu überfliegen begannen, wie flaches Land ausbreiteten, so tief lagen sie unter uns. Da sah ich zu dem orangefarbenen Ball empor, der wie an einem unsichtbaren Seil und still wie eine Ampel am Himmel zu hängen schien; und nur eine kleine schwarze Kugel, die wir durch die Wolken schießen sahen, und die unser Schatten war, zeigte uns, daß wir mit Windeseile flogen. Wie wir dann selbst in eine solche Wolke drangen, und die Welt rings um uns her unsichtbar und wie bewußtlos wurde, und wir Stunden hindurch in solcher Höhe blieben, daß wir die Erde nur sehr undeutlich sahen und, selbst unsichtbar, wie Abgeschiedene ihr entrückten: — da — ich kann nicht sagen, wie mir das vorkam, daß wir noch daran dachten, einen Krieg aus der Kumpelkammer der Menschheit hervorzuziehen. Aber ich sah auch, daß er noch möglich war, falls wir es überall, bei tausend Anstößen zu unsrer innern Unzufriedenheit beließ so daß uns zuletzt, unter dem Schein der Rivalität, nichts anderes als das wachsende malaise über die eigene Unerfreulichkeit außer Hause triebe, bis wir endlich, uns selber fliehe lieber mit Waffengewalt ins fremde Land einfallen wert als uns selber länger zu ertragen.

Original from

UNIVERSITY OF MICHIGAN

# Antworten

**H. R.** „Busoni-Konzert, Sonnabend, drei Billets in vordersten Reihen suche zu kaufen. Offerten unter...“: dies Inserat schicken Sie mir mit einer bitteren Beschwerde über die Gesellen, die selbst der Krieg nicht hindert, sich schamlos zu ihrer Vergnügungssucht zu bekennen. Aber ich bin nicht Ihr Mann. Wenn ich schamlos vergnügungssüchtiger Geselle für Busoni kein Freibillet gehabt hätte: meine Uhr wäre aufs Leihamt gewandert. Krieg? „Das Reich über den Reichen bleibt darum doch bestehen. Die Sterne werden schimmern, wenn der wildeste Brand der Städte verlodert ist, und die Zeit wird wiederkommen, daß ein Lied aus Vogel- oder Menschenkehle die Herzen mächtiger erregt als Donner aus stählernen Geschützen.“ Solcher Meinung ist nicht bloß Moritz Heimann, der kaum tadeln wird, daß für manche Menschen diese Zeit garnicht wiederkommen braucht, weil sie für sie nie aufgehört hat. Vielleicht beruhigt es Sie, daß zu der Sorte Menschen auch Goethe gehört hat.

**Premierentiger.** Ich fühle mich überaus unschuldig. „Die Generalintendantur der Königlichen Schauspiele hat sich im Einverständnis mit dem Dichter dazu entschlossen, die Erstaufführung der ... zu verschieben, bis der volle Betrieb des Königlichen Schauspielhauses wiederhergestellt sein wird.“ Man würde an beide Teile des ‚Faust‘ denken oder an die drei Teile der ‚Dreistie‘ und ‚Heinrichs des Sechsten‘, wenn es dabei nicht so schwer wäre, im Einverständnis mit dem Dichter zu handeln. Wofür sonst aber ist der volle Betrieb des Königlichen Schauspielhauses nötig: ein Heer von Statisten; das technische Personal in Friedensstärke; die gesamte Beamtenschaft der Generalintendantur; die ungeschwächte Arbeiterschaft des Ateliers von Kautsky & Kottonara? Für ‚Florian Geyer‘, der nach ‚Kater Lampe‘ an der Reihe wäre? Für die Königsdramen des Strindberg, an den man sich immerhin schon zaghaft gewagt hat? Für ‚Kaiser und Galiläer‘, womit man vielleicht keinen geringern Erfolg haben würde als mit ‚Peer Gynt‘? Jawohl: für ‚Fuldas ‚Zwillinschwester‘, ein albernes kleines Verlustspiel, das der Viertelbetrieb eines Wandertheaters zwischen den tollsten Entscheidungsschlachten bewältigt. Warum pfeift man es zurück? Sie sind ein Kind, wenn Sie für möglich halten, daß die Direktion meinen Spott fürchtet, mein junges Wohlwollen nicht gleich wieder verfluchen will. In diesen heiligen Hallen ist man gottähnlich und zuckt verächtlich die Achseln über Kritik, und gar über meine. Es wird wohl so gewesen sein, wie es immer in solchen Fällen ist: daß die erste Primadonna Schreikrämpfe gekriegt hat, weil die zweite eine so dankbare Rolle spielen sollte, und daß man lieber auf das Werk des Meisters als auf den Frieden des Hauses verzichtet hat. Voller Betrieb ist: wenn der Rollenneid der weiblichen Angestellten nur zu Kratzwunden und ausgerissenen Locken, aber nicht zu Spielplanänderungen führt.

**Allgemeiner Deutscher Sprachverein.** Geschmacksache. Ich finde wichtiger als den Kampf gegen die Fremdwörter den Kampf gegen deutsche Neubildungen, die häßlich bis zur Widerwärtigkeit und auch dadurch so undeutsch wie möglich sind. Wirklich hat man jetzt fertig bekommen, aus „schlecht“ das Adjektiv „schlechtinnig“ zu entwickeln, wirklich hat man das Substantiv „Bevorschußung“ ausgeheckt, und wirklich... „Der Friede wird kommen über Nacht, der dem Wesen ein Ende macht.“ Er muß schon deshalb kommen, damit wir nicht mehr morgens und abends erfahren, was amtlich „verlautbart“ wird.

**Boris C.** Ich beneide Sie um die Sicherheit, die Sie feststellen läßt, von wem der Feldpostbrief der vorigen Nummer stammt. „In jedem Satz erkennt man den Literaten. Aber von Literaten Feldpostbriefe zu lesen, interessiert keinen Menschen. Daß die gewerbsmäßig die Augen aufmachen und ihre Eindrücke wiedergeben können, weiß man. Bringen Sie Kriegsschilderungen von einfachen Soldaten oder gar keine.“ Schlauberger! Abgesehen davon, daß auch die Kriegserlebnisse von Literaten unter Umständen kennenswert sind: der Absender dieses Briefes tut seinen Dienst als gemeiner Kanonier, hat niemals eine Zeile drucken lassen und war vor dem Krieg, was er nach dem Krieg hoffentlich wieder sein wird: Agent in Wolle und Garnen.

**J. B.** Kein Zweifel, daß die Dichter versagt haben. Aber nicht einmal so sehr als Dichter wie als Sonn- und Feiertagsleitartikler, als Philosophen, als Erkennen des Kriegs, seines Ursprungs, seines Sinns, seiner Folgen. Eine Ausnahme macht Franz Werfel. Im „Zeit-Echo“, einem illustrierten, wunderschön illustrierten „Kriegs-Tagebuch der Künstler“, das Otto Haas-Heye und Friedrich Markus Huebner im Münchner Graphit-Verlag herausgeben — in Nummer Drei sagt dieser junge Lyriker auf einer Seite mehr als fast alle seine ältern und berühmtern Genossen auf zwanzig bis vierzig Seiten. Er erzählt die Geschichte, die der Krieg aus einer vierundvierzigjährigen Grabesruhe aufgestört hat: wie ein polnischer Jude einen österreichischen Juden vom Pferde haut, wie der Österreicher mit dem Ruf: „Schema Jisroel“ stirbt, und wie der Pole darüber wahnsinnig wird. Dann aber fährt Werfel fort — und ich glaube nicht, daß seit dem ersten August viele Sätze von größerer Bedeutung gedruckt worden sind —: „Seine Seele hat erkannt, als der Bruder von seiner Hand stürzte. Er ist metaphysisch erwacht, und wacht so sehr, daß es für ihn niemals mehr den bequemen Schlaf des Lebens geben wird. Und ich sage: dieser Wahnsinnige, der arme polnische Jude ist ein vollendeterer Mensch als alle Krieger, die sich an die Schrecken der Schlacht gewöhnen. Er ist das Idealbild einer spätern bessern Menschheit, die sich nicht mehr wird töten können, weil ihr Schlaf nicht mehr so tief sein wird. Der Krieg wird nicht mit der durchgeführten Interessengemeinschaft aufhören, sondern mit dem leichtern Schlaf, dem heiklern Gewissen und der Bereitschaft zum metaphysischen Erwachen. Mit der Gefahr, daß jeder Soldat wahnsinnig wird, weil jeder erkennen muß. Und zum Teufel mit allen, die das ‚Reich Gottes auf Erden‘ nicht für die einzige Gewißheit halten. Für die Erkennenden aber bleibt eins zu tun: sich nicht nach dem Wind zu drehen, sondern zu erwecken, zu lehren, zu bessern!“ Daneben halten Sie, beneidenswert naiver

**E. R.**, für den die Druderschwärze und ein bekannter Name genügt, damit ihn barer Unsinn ernsthaft beschäftige, die sechzehn Seiten, die Herbert Gulenberg, im Verlag der „Lese“, „über die zukünftigen Aufgaben deutscher Kunst und des deutschen Theaters“ von sich gegeben hat. Es muß gar nicht leicht sein, so viel tönende Gemeinplätze und Schiefheiten zusammenzukriegen. Gulenbergs Vorteil ist, daß je eine Seite dazu gehörte, um die Unbildung und Ahnungslosigkeit fast jeder seiner unbedenklich schmetternden Behauptungen festzustellen; und daß er solche Mühe keinem und auch mir nur für einen Punkt wert ist. „Wir Deutsche sind im allgemeinen kein besonders zur Schauspieler beanlagtes Volk. Der Franzose, Engländer und Russe versteht es vii besser, sich in Szene zu setzen und irgendeine Rolle zu spielen. Wir sind seit jeher zu ehrlich, zu ‚einfältig‘ gewesen, um dies gut zu können. Mit dem guten Gewissen allein treibt man keine Politik und mit den



guten Herzen allein keine Schauspielkunst.“ Ich werfe aus dem Armel ein paar Namen hin: Bassermann, Baumeister, Bleibtreu, Conrad, Conrad-Ramlo, Engels, Hanns Fischer, Girardi, Hartmann, Höflich, Rainz, Ranßler, Lehmann, Maran, Matkowsky, Medelstky, Mitterwurzer, Niemann-Raabe, Rittner, Sauer, Sorma, Bollmer, Wegener — eine Liste, die zehnmal so lang zu machen wäre, wenn ich mein Gedächtnis anstrengte und nicht auf alle großen deutschen Schauspieler verzichtete, die eine Bedingung unerfüllt lassen: daß ich sie gesehen habe. Die Deutschen überagen an Begabung zur Schauspielkunst jedes fremde Volk. Sogar das ist eine Legende, daß die größten Schauspieler deutscher Zunge Juden gewesen sind: es sind von jeher reine Germanen gewesen. Aber daß Eulenberg dergleichen weder aus der Geschichte noch aus der Gegenwart weiß, scheint mir weniger schlimm, als daß er die dümmsten Anschauungen vom Wesen der Schauspielkunst weiterträgt. Schauspielkunst ist nämlich ganz und gar nicht die Kunst, sich in Szene zu setzen und irgendeine Rolle zu spielen. Das ist Sache der Komödianten. Die Menschendarsteller haben das nie getan: haben sich nicht in Szene gesetzt, haben sich nicht verstellt, haben sich nicht verwandelt, haben nicht irgendeine Rolle, sondern haben immer nur sich selber gespielt — waren exemplarische Menschen und haben ihre Natur ausgewirkt und dargestellt, immer wieder ihre eigene reiche und schöne Natur. Bei dieser Verkennung künstlerischer Grundtatsachen, die wahrhaftig nicht die einzige ist, wunderts keinen, daß Eulenberg am Schluß bei der Forderung anlangt, die er mit rührender Geduld erhebt, seitdem seine Werte nicht mehr zu loben sind: bei der Forderung, daß die Kritik abzuschaffen sei. „Das können wir aus diesem Kriege lernen: daß es auch einmal gut sein kann, sich der Kritik zu enthalten und Vertrauen auf einander zu haben. Im Krieg werden sicher Böde geschossen und Fehler gemacht so böse und so häufig wie in der Kunst, ohne daß es uns darum einfallen würde, gleich „Au!“ und „O!“ zu schreien.“ Stellt der Mann sich nun eigentlich so arglos, oder ist er es wirklich? Welche Sorte von Lesern soll nicht merken, was für eine Verwechslung er hier anrichtet? Gewiß schreien wir über keinen Fehler des Krieges, weil wir ganz außer Stande sind, ihn zu entdecken und zu beurteilen. Aber die Heeresleitung schreit auch nicht über die ‚Zeitwende‘ und die Flugschriftchen ihres Autors. Sie kritisiert den Krieg, wir kritisieren Kunst und Kunstkritik und begreifen allerdings, daß das dem Dichter und Denker Eulenberg von Jahr zu Jahr peinlicher wird.

**G. B.** Ihre Neugier kann ich nicht befriedigen, da § 13 der Statuten lautet: „Ueber die Verhandlungen und Beschlüsse des Verbands ist, wenn die Versammlung es beschließt, Verschwiegenheit zu beobachten.“ Und die Versammlung hat beschlossen. Die Hauptsache ist: er existiert, der ‚Verband der Berliner Theaterkritiker‘ und hat zum Vorstand Alfred Alaar als Vorsitzenden, Heinrich Neumann als Stellvertretenden Vorsitzenden, Friedrich Düssel als Schriftführer, Karl Strecker als Stellvertretenden Schriftführer und Wilhelm Altmann als Schatzmeister.

**Zürnende Abonnenten.** Ja doch, ja: es ist da! Ich hatte versprochen, daß es noch in diesem Jahr erscheinen würde, das Register für den ersten Halbjahrsband von 1914, und halte meine Versprechungen. Der Verlag schickt es jedem, ders haben will und erläßt diesmal die Gebühr — teils, weil Krieg ist, teils, weil meine Unpünktlichkeit irgendwie gutgemacht werden muß. Zerrniricht verspreche ich, daß das nächste Register nicht so verschleppt werden wird.



E. S. Nicht, weil ich Ihrer Meinung bin: daß es kaum angehe, das Saisonstück des Metropolitheaters unbeachtet zu lassen, hab' ich am Spätnachmittag des zweiten Feiertages Arnolds Zweigs Novellen um 'Claudia' zugeklappt und die Behrenstraße aufgesucht. Sondern, weil ich eine stille Schwärmerei für einen Priester und zwei Priesterinnen dieses Tempels hege. Die drei haben mich denn auch für die Strapazen der weiten Reise und manche andre Unbill des langen, ach, wie langen Abends entschädigt. Was berlinisch echt wie Thielscher und die Walldoff ist, das hat bereits ein Viertel meines Herzens. Kommt zum Heimatsgeruch noch Guidos hilfloser Blick, der immer um Entschuldigung zu bitten scheint, seine bewegliche Kugelrundheit, sein asthmatisch abschnappendes Tonsfall, seine wohlthuende Bescheidenheit, und kommt zu diesem unbändig belustigenden Bruder, der nicht altert, die Schwester Claire, die ultigste und rüdigste Bolle von der Welt, die richtige kesse Beere und eine Künstlerin, die offenbar viel zugelernt hat, daß sie mit solchem Stimmchen und so zarten artistischen Mitteln das Riesenhaus beherrscht: also dann ist auch das zweite Viertel meines Herzens gewonnen. Der Rest gehört der Massary. Die war ja schon früher in ihrer Art ersten Ranges. Die lange Ruhe hat sie vollends gereift. Sie muß auf alles verzichten, woran sie ihr Publikum gewöhnt hat (vermutlich, weil im Krieg die Zensur kein Auge zudrückt) — aber sie kann darauf verzichten. Es bleibt genug. Die Dezenz kleidet sie sogar besser als die Ungebundenheit. Sie ist heute nicht mehr bloß eine belebende Augenweide für unsre vergoldete und vertombte Jugend, nicht mehr bloß der Star eines varietehaften Weltstadttheaters, nicht mehr bloß pikant und schmissig und raffig und papriziert: sie ist eine Sängerin von Geschmack, Kultur und ungewöhnlicher schauspielerischer Begabung — eine Operettenkraft des guten alten Schlags, von der man immerzu Offenbach hören möchte, und die sich vielleicht eines Tages noch höher versteigen dürfte. Ich bin nach vier Stunden der Vergnügtheit und der Qual schließlich doch ohne Reue zu den Novellen um 'Claudia' zurückgekehrt.

R. M. Hätten Sie früher gefragt, so hätte ich Ihnen ernstlich geraten, sich das 'Weihnachtsoratorium', das ich mir jedes Jahr am zweiundzwanzigsten Dezember schenke, auch einmal zu gönnen. In der Singakademie, diesem schönsten, nämlich schlichtesten Ort für musikalische Genüsse, der aussieht wie Preußen selber. Eine Hofloge ist da, quadratisch, streng, gepflegt, einfarbig-rot ausgeschlagen, mit Gipsbüsten toter Herrscher und immer leer von lebenden (die lieber gegenüber in mein altes Opernhaus gehen, den zweit schönsten Raum Berlins). Eine Galerie ist da, die niemand ohne innere Bewegung betritt, weil sie zu klingen, noch immer zu klingen scheint von den überirdischen Tönen des Joachim-Quartetts. Ein Podium ist da mit mächtigen Orgelpfeifen und einmal im Jahr, also heute, mit zwei riesenhaften Weihnachtsbäumen, deren Duft den Saal erfüllt, und deren Kerzen nicht bloß leuchten, sondern auch das Herz wärmen, weil es nicht elektrisch speist, sondern richtige liebe alte tropfende und schmelzende W-Kerzen sind. Dazu kommt eine Kleinigkeit: Bachs Musik, dies ° von Naivität, dies ewige Zeugnis einer protestantisch-serenen F-migkeit, diese unvergleichliche Vereinigung von märchenhafter, urlicher Größe und einer Kleinkunst, deren Reichtum und Frische man Mal zu Mal tiefer bewundert. Zum zweiunddreißigsten Mal f-jezt diese Weihnachtsaufführung gegeben. Aber es sah wohl keiner vor, dem sie jemals so nahe gegangen wäre wie dieses Jahr.

**Replaced with**

OCT 31 2002

Digital Copy





UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 05531 2642

Digitized by Google

Original from  
UNIVERSITY OF MICHIGAN



